Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Berliner Revue.

Social-politische Wochenschrift.

Redigirt

von

J. von Woerner.

Vierteljahrstal.

Dreiundzwanzigster Band.

Berlin, 1860.

Verlag von Ferdinand Schneider, Victoriastraße Nr. 11.

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
FEB 19 1971
AP 2
B44
v. 23
1860

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Italien und der römische Stuhl II.	1
" " " " " III.	45
Die Finanzlage Oestreichs II.	59
Domänenverkäufe	61
Noch einmal die politische Judenschule	64
Der neueste Pairsschub I.	85
" " " II.	125
Das Ministerium für die landwirthschaftlichen Angelegenheiten, dessen Verwaltung und Ressort I.	98
Das Ministerium für die landwirthschaftlichen Angelegenheiten, dessen Verwaltung und Ressort II.	138
Das Ministerium für die landwirthschaftlichen Angelegenheiten, dessen Verwaltung und Ressort III.	171
Die sanfte und biedermännische Auflösung in Preußen	102
Politik und Religion	165
Auch eine Politik der Zukunft	176
Die Preußische Gestüts-Verwaltung	217
" " " "	347
Jüdischer Rachegeist oder Aufgeschoben ist nicht aufgehoben I.	104
Jüdischer Rachegeist oder Aufgeschoben ist nicht aufgehoben II.	222
Die englische Allianz	245
Die gegenwärtige Forderung des Rechtsgefühls im Volke	251
Die russischen Finanzen	293
Die jüdischen Deputationen in Berlin 1848	311
Die Dreiherrschaft in Deutschland	343
Das gegenwärtige Preußische Ministerium ein modern constitutionelles?	373
Das System Hinckeldey	383
Schwarck und Stieber	387
Die Staatsschulden der fünf europäischen Großmächte und Sardiniens	390
Ministerium und Demokratie I.	413
" " " II.	453
Die Agitation der Juden gegen die Preußische Armee im Jahre 1848 I.	419
Die Agitation der Juden gegen die Preußische Armee im Jahre 1848 II.	467
Die Agitation der Juden gegen die Preußische Armee im Jahre 1848 III.	500
Die Junker und die Constitutionellen	459
Einkommensteuer	463
Ein Staatsstreich vor 200 Jahren I.	473
" " " " " II.	506
Camarilla, Polizei-Präsident von Berlin	493
Militär-Cabinet	493
Demokratie und Liberalismus. I.	533
Umschau:	55
"	94
"	135
"	168
"	205
"	247
"	304
"	333
"	380
"	416
"	455
"	496
"	535

Bis nach Hohen-Zieritz. Eine Preußisch-französische Geschichte.

22. Cap.:	Ein guter Spruch	3
23. "	Grundlose Befürchtung	47
24. "	Zwei helle Fenster	87
25. "	Beim alten Grieben	127
26. "	Die Erscheinung im Thurmzimmer	206

Digitized by Google

	Seite
27. Cap.: Bei dem edlen Pletzen von Bessin	254
28. „ Hohen-Zieritz	335
Gewerkliche Innung oder Sklaverei	21
Eine social-politische Tragödie	23
Vor und nach dem Frieden von Villafranca	66
Eine Salonkönigin	70
Eine populäre Geschichte der Staatsformen	142
William Pitt	182
Selbstregierung und Civilisation	299
Zur Thaersfeier	315
Berthold Auerbach als Hofjude	393
Preußens Zukunft	422
Das Dogma der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria	476
Unsere Diebe	512
„	555
Der rheinländische Pegel für die deutsche und europäische Politik	546
Der Zöllner wider Willen	537
Die dänische Frage	549

Literarisches:

Die Aufgabe Preußens	27
Ein Staatsbrief des Dogen Leonardo Loredano	72
Ein Blick auf den Libanon	84
Seit 1815	110
Der Staatsminister von Raumer	156
Fragmente aus Italien	185
Das Leben des Horaz	283
Die Kosacken	316
Japan und seine Bewohner	351
Der Wildanger	427
Maria Regina	432
Düsseldorfer Zustände	478
Eine deutsche Revolution	482
Vor fünfzig Jahren	515
Die Zernagorassen	518
Damaskus und der Libanon	561
Erlebnisse auf dem Gebiete der Strafjustiz und der innern Mission	563

Correspondenzen:

Aus der Hauptstadt	28
„ „ „	73
„ „ „	111
„ „ „	147
„ „ „	187
„ „ „	226
„ „ „	267
„ „ „	317
„ „ „	355
„ „ „	395
„ „ „	435
„ „ „	483
„ „ „	523
„ „ „	566
„ „ „	357
Aus Holstein	397
„ „	
Aus Paris	29
„ „	31
„ „	75
„ „	188
„ „	190
„ „	192
„ „	249
„ „	260
„ „	273
„ „	278
„ „	319
„ „	398
„ „	431
Aus London	37
„ „	79
„ „	140
„ „	240
„ „	273
„ „	319
„ „	359
„ „	402
„ „	440
Aus Kopenhagen	276
„ „	398
„ „	436
„ „	485
„ „	487

Börsen-Revue	32
„ „	78
„ „	113
„ „	152
„ „	192
„ „	231
„ „	277
„ „	321
„ „	361
„ „	403

Militärische Revue.

Der italienische Krieg von 1859	36
„ „ „ „ „	117
„ „ „ „ „	157
„ „ „ „ „	236
„ „ „ „ „	284
„ „ „ „ „	369
„ „ „ „ „	444
„ „ „ „ „	525
Der gute Führer	81
Militärisch-politische Bemerkungen über die Zustände im Königreich Sardinien und im Kirchenstaat	196
Preußens Heer	327
Das päpstliche Heer	329
Gaeta	366
Elitetruppen in Preußen	408
Ueber den Pferdestand der französischen Armee	488
Oesterreichische Zustände	489

Tagesereignisse: S. 42, 83, 123, 163, 203 243, 290, 331, 371, 411, 450, 491, 531.

Digitized by Google

Italien und der Römiſche Stuhl.

II.

Wem ſollte es frommen, den Papſt Pius IX. mit Gregor VII. oder Sixtus V. zu verwechſeln; was könnte es nützen, das Papſtthum und ſeine Bedeutung aus dem 19. Jahrhundert in das Mittelalter zurückzudatiren?!

Das Papſtthum war eine weltbeherrſchende Macht; es war eine weltbeherrſchende Macht, ſo lange es eines von den beiden Schwertern war, welche damals die Welt regierten; es war eine weltbeherrſchende Macht, ſo lange die Geiſtlichkeit ſelbſt die Geiſter beherrſchte, ſo lange die Kirche, wenn auch mit mancherlei Schwächen und Verdunkelungen, doch mit Recht als Träger und Repräſentant aller die vorchriſtliche Welt und deren Weſen umbildenden Gedanken erſchien; es war eine weltbeherrſchende Macht, ſo lange die weltlichen Verfaſſungen Nichts waren und Nichts ſein konnten, als Copien der Verfaſſung der Kirche, ſo lange die weltlichen Herrſcher die Träger des geiſtigen Inhaltes ihres Regiments nur unter den Dienern der Kirche zu finden vermochten.

Es iſt durchaus zutreffend, wie ein neuerer Schriftſteller bemerkt, daß die Barbaren, wie ſie allmählich in die chriſtliche Kirche hineingezogen wurden, auch deren Regierungsform annahmen, und daß demgemäß in jener Zeit die Verfaſſung der Kirche und des chriſtlichen Königreichs ſich deckten. „Wie jede Kirche — ſo heißt es dort — einen Biſchof mit Prieſtern hatte, die er ein-, aber nicht abſetzen konnte, und von der Gemeinde erwählte Diakonen, welchen die Sorge für das Intereſſe des „Volkes" oblag, ſo wurden die Völker nicht blos allmählich zum Chriſtenthum bekehrt, ſondern ſie nahmen die ſchöne Regierungsform, die ſie an der Kirche ſahen, auch für ihre ſtaatliche Verfaſſung an. Während ſie ein ſouveraines Haupt anerkannten, hatten die Adeligen ihre Rechte, die ihnen von jenem nicht entzogen werden konnten, und das Volk ordnete ſeine Repräſentanten ab, um ſeine Rechte in den allgemeinen Volksverſammlungen aufrecht zu erhalten. Darin beſtand im Weſentlichen, nur unter verſchiedenen Namen, die Regierungsform der Chriſtenheit."

Es darf deshalb auch nicht überraſchen, wenn Kaiſer und Papſt, die beiden Repräſentanten der weltlichen Einheit und Macht, gleichzeitig von ihrer Höhe herabſtiegen, und wenn — um nicht zu lange bei der Vergangenheit zu verweilen — der dritte Napoleon dazu beſtimmt erſcheint, dem Papſtthum daſſelbe

Digitized by Google

Schickſal zu bereiten, welches der erſte Napoleon dem Kaiſerreich deutſcher Nation bereitet hat.

Nicht, als ob der Niedergang des Einen die alleinige Urſache des Falles des Andern geweſen: im Gegentheil haben ſie ſich noch eine Zeit lang durch ihren Antagonismus auf der Bühne erhalten; es waren vielmehr dieſelben Gründe und Fehler, welche den Fall Beider gleichzeitig und gleichmäßig zur Folge gehabt.

Wie in der Kirche der Clerus allmählich die Rechte des Volkes und die Biſchöfe die Rechte des Clerus abſorbirten, und ſo auf dem kirchlichen Gebiete, wenn nicht gar das Vorbild, ſo doch das Gegenbild des weltlichen Abſolutismus etablirten, ſo hatte auf dem weltlichen Gebiete der Adel die Rechte des Volkes und das Fürſtenthum die Rechte des Adels in ſich aufgezehrt und damit einen Zuſtand aufgerichtet, der von der urſprünglichen chriſtlichen Verfaſſungsform Nichts übrig ließ, als den unbedingten Widerſpruch mit dem Anfang und deshalb auch mit dem eigenen Princip.

Ja, was noch mehr iſt, es entſtand ſogar eine Wechſelwirkung und ein Austauſch der Fehler auf dem weltlichen und kirchlichen Gebiet, ſo daß die kirchlichen Gewalthaber die weltlichen aus ihrer rechten Stellung verdrängten und die weltliche Uſurpation ſich auch in die kirchliche Hierarchie eindrängte, und dadurch, daß namentlich je länger deſto mehr eine Art von Reſervat-Recht des weltlichen Adels auf die höheren geiſtlichen Stellungen ſich ausbildete, die Kirche einen weſentlichen Theil ihrer ſocialen Ständeausgleichenden und verſöhnenden Bedeutung verlor.

Doch noch nicht genug hiermit, auch an höchſter Stelle wiederholte ſich die gleichmäßige Erſcheinung, daß ebenſo, wie die deutſchen Kaiſer das Intereſſe und die Aufgaben des deutſchen Reiches ihrer Hausmacht zum Opfer brachten, ſo auch der Römiſche Stuhl das Intereſſe der allgemeinen Kirche der Rückſicht auf ſeine kirchliche und weltliche italieniſche Hausmacht unterordnete und daneben als Repräſentant der Einheit Italiens dem deutſchen Kaiſerthum gegenüber eine weltliche völkerrechtliche Bedeutung anſtrebte.

Man hatte ſich damit in eine Stellung begeben, welche, je mehr das deutſche Kaiſerthum von ſeiner Bedeutung verlor, und je mehr damit der weltliche Gegenſatz ſich zerſplitterte und verwirrte, um ſo ſchwieriger und unhaltbarer wurde: eine Schwierigkeit, die auch heute noch in dem Maße wächſt, als der Gegenſatz des romaniſchen und deutſchen Weſens innerhalb der katholiſchen Kirche an Schärfe zunimmt und in dem letzten entſcheidenden Kampfe Frankreichs und Deutſchlands ihren Höhenpunkt erreichen wird.

Wie überall, ſo gilt auch hier der Satz: womit man geſündigt, damit wird man auch geſtraft. Und ſo iſt es denn namentlich das Programm der Einheit und des Gegenſatzes Italiens, welches der Römiſche Stuhl als Subſtrat einer ſelbſtſtändigen weltlichen Größe zu verwenden gedachte, und welches jetzt am drohendſten und gefährlichſten deſſen ganze weltliche Exiſtenz in Frage ſtellt.

Allerdings erſcheint dies der oberflächlichen Betrachtung als ein Wider-

Digitized by Google

ſpruch, doch löſt ſich dieſer ſcheinbare Widerſpruch leicht, wenn man erwägt, daß der Römiſche Stuhl damit, daß er die Einheit Italiens dem deutſchen Weſen und Kaiſerthum gegenüberſtellte und vertrat, ſich als Haupt und Vorfechter des Romanenthums etablirte und damit, wenn auch wider Wiſſen und Willen, der Macht in die Hände arbeitete, welche allein politiſch fähig iſt, an der Spitze des Romanenthums zu ſtehen, und welche eben damit auch die Aufgabe und die Möglichkeit überkommen hat, die italieniſche Einheit als Unterabtheilung und integrirenden Beſtandtheil der Frage nach der Einheit des Romanenthums zu behandeln.

Zugleich erklärt ſich hieraus dann auch die ſonſt nicht wohl verſtändliche Erſcheinung, daß, während der Römiſche Stuhl den deutſchen Kaiſern gegenüber in der Hauptſache Sieger geblieben iſt, die franzöſiſchen Herrſcher von Philipp dem Schönen bis auf Napoleon III. denſelben mit ſtets wachſendem Erfolge angegriffen haben, ſo daß der Papſt ſich jetzt — wie es ſcheint — vergeblich nach Hilfe und nach einem Auskunfts-Mittel umſieht, um der ihm drohenden Abſorption Seitens Frankreichs zu entgehen, Seitens des Frankreichs, welches, wie es ein Kaiſerthum romaniſcher Nation erſtrebt, ſo auch nicht anders kann, als den Begriff des Gallikanismus auf die katholiſche Kirche zu übertragen und den Papſt in Italien beim Wort zu nehmen.

Wo iſt hier die Hilfe zu ſuchen?

Bis nach Hohen-Zieritz.

Eine Preußiſch-Franzöſiſche Geſchichte
von **George Hesekiel.**

Zweiundzwanzigſtes Capitel.
Ein guter Spruch.

„Der Schmerz der alten Wunde,
Er brennet fort und fort,
Doch hilft in ſchwacher Stunde
Uns oft ein feſtes Wort.“
(Rückert.)

Die beiden Herren waren wieder allein, ſie ſaßen ſchweigend einander gegenüber.

„In Berlin,“ begann endlich Graf Kalnein wieder, „ſind drei Parteien in Bezug auf die Contribution; die Einen wollen Land abtreten, die Andern, und an ihrer Spitze ſteht der König ſelbſt, wollen Geld auftreiben, und die Bedingungen des Friedens, ſo hart ſie ſind, erfüllen; die Dritten aber wollen weder Land abtreten, noch Geld zahlen; weil ſie überzeugt ſind, daß der Bonaparte

doch die Vernichtung Preußens beſchloſſen hat, daß ſich Preußen alſo auf einen Vernichtungskampf rüſten muß, und ſich nicht durch Abtretungen oder Zahlungen noch mehr ſchwächen darf."

„Der König hat, wie faſt immer, das Rechte getroffen," entgegnete Rouvroy ſinnend, „unſer Herr will überall ein ehrlicher Mann bleiben, er will halten, was er verſprochen hat, ſo ſchwer ihm das wird, und er thut wohl daran; Ehrlichkeit iſt auch eine Klugheit, man hat ſeine Pflicht gethan, und dann möge kommen, was da wolle; lieber ein gutes Gewiſſen und noch ein Paar Millionen weniger, als umgekehrt."

„Wenn wir ſie nur erſt hätten, die Paar Millionen!" flüſterte der Graf Kalnein vor ſich hin.

„Auf der andern Seite," fuhr Rouvroy fort, „glaube ich allerdings auch, daß der wälſche Despot Preußens Untergang beſchloſſen hat, er kann gar nicht anders, er muß Preußen vernichten, denn er weiß, daß Preußen ihn vernichten wird, wenn er es beſtehen läßt; Preußen iſt ſein Gegenſatz."

„Das iſt richtig, mein lieber Herr von Rouvroy," begann der Graf, als ſein Genoſſe ſchwieg, „indeſſen iſt es ganz klar, daß Preußen jetzt nicht in der Lage iſt, den großen Feind zu vernichten, ſeinen Gegenſatz zu beſiegen. Im vorigen Jahre war Preußen einmal in der Lage, ſich emporzuſchwingen; als Oeſtreich gegen Bonaparte ſtand, mußte Preußen für oder gegen Napoleon Partei ergreifen und dann bis zum letzten Hauch ſich daran ſetzen. Napoleon ſelbſt hat geſagt, daß Preußen ihm ein wahrer Bundesgenoſſe und er ihm ein wahrer Freund geworden wäre, wenn es ſich vor der Schlacht bei Regensburg für ihn erklärt hätte. Preußen hat das nicht gethan, es hat Verhältniſſe mit Oeſtreich unterhalten, ohne ſich doch ganz für Oeſtreich zu erklären, hat und es iſt begreiflich, daß es dadurch den Grimm des Despoten auf's Neue gereizt nun keine Schonung mehr von ihm erwarten kann."

„Es iſt ganz unerträglich," rief Rouvroy feurig, „daß wir der Schonung dieſes Mannes bedürfen!"

„Aber es iſt ſo!" beharrte der Graf.

„Ich kann es leider nicht beſtreiten," erklärte der junge Mann, „aber ich billige jetzt doch des Königs Politik, er hat wieder das Rechte getroffen; an Napoleon konnten und durften wir uns nicht anſchließen, an Oeſtreich hätten wir uns anſchließen müſſen, aber unſere Macht war ſo gering damals, daß wir ſeine Niederlage nicht aufgehalten hätten, wir mußten die Keime unſerer neuen Macht ſchützen und ſparen für Oeſtreich mit. Im vorigen Jahre hätte ich auch gern losgeſchlagen, einen Augenblick riß mich auch der Zorn gegen Frankreich hin, und ich billigte Schill's kecken Handſtreich; ſeitdem habe ich viel darüber nachgedacht, ich blicke mit Trauer auf den Zug Schill's, er hat viel edles Blut gekoſtet."

„Das iſt nicht umſonſt gefloſſen, lieber Herr von Rouvroy," unterbrach der Graf eifrig, „ich habe dieſen Zug nie gebilligt, einfach darum, weil Schill ohne den Befehl des Königs, ſeines Kriegsherrn, handelte, das darf ein Offizier nicht. Sein Blut aber und das Blut der Seinen iſt doch für's Vaterland

gefloſſen, und es wird ſich einen Rächer erwecken. Das fühle ich, ſeit dem Schillzuge weht ein eigenthümlicher Geiſt durch Preußen.“

„In dieſem Sinne erkenne auch ich die kecke Mannsthat der tapfern Männer als eine patriotiſche an,“ ſagte Rouvroy ernſt, „der König aber hat recht gethan, daß er ſich nicht mit fortreißen ließ, er thut wohl, daß er ſeine vertragsmäßig übernommenen Pflichten zu erfüllen trachtet, ſich aber doch nicht in ein engeres Bündniß mit dem wälſchen Despoten einläßt.“

„Wir können die übernommenen Zahlungen nicht mehr leiſten,“ erklärte der Graf niedergeſchlagen, „wir müſſen ein enges Bündniß mit Napoleon zu erreichen ſuchen, erreichen wir's nicht, uns auf den Kampf mit ihm gefaßt machen, und wir ſind jetzt außer Stande, einen ſolchen Kampf auch nur mit der allergeringſten Ausſicht auf Erfolg aufzunehmen. Man iſt in Berlin überzeugt, daß die Miſſion des Feldmarſchalls Grafen Kalckreuth durchaus keinen Erfolg gehabt haben würde, ohne die gefährliche Wendung der Dinge in Spanien. Nur der ſchlimme Zuſtand der franzöſiſchen Angelegenheiten in Spanien hat den Despoten bis jetzt verhindert, an das Werk unſerer Vernichtung zu gehen. Dem heldenhaften Kampfe der Spanier verdankt Preußen einen Aufſchub, nun meint man in Berlin, dieſen Aufſchub müſſe man benutzen, ein enges Bündniß mit Napoleon abzuſchließen, ihm durch Kalckreuth den Beiſtand Preußens gegen Spanien anzubieten, ihm die ganze Preußiſche Macht zur Verfügung zu ſtellen. Gelingt uns das nicht, dann liegt es klar auf der Hand, daß Napoleon nach Beendigung des Spaniſchen Krieges, zu unſerer Vernichtung ſchreiten wird, dann bleibt uns im beſten Falle ein ehrenvoller Untergang.“

„Sehr gut, Herr Graf,“ verſetzte Rouvroy ſcharf, „was Sie ſagen, mag vollkommen richtig ſein; ich für mein Theil zweifle auch gar nicht daran, daß Napoleon auf Preußen's Vernichtung ſinnt und ſich mit derſelben beeilen wird, ſobald der Spaniſche Krieg beendet iſt, und dennoch kann ich die Einſicht der Berliner Politiker nicht ſehr bewundern, denn ſie hat einen Hauptpunkt ganz außer Acht gelaſſen.“

„Was meinen Sie, Herr von Rouvroy?“

Der Graf lehnte ſich zweifelnd zurück.

„Wie nun,“ bemerkte der junge Mann mit leiſem Lächeln, „wie nun, wenn Napoleon überhaupt nicht vermöchte, den Spaniſchen Krieg zu beenden?“

Der Graf richtete ſich raſch auf, ſann einen Augenblick und reichte dann Rouvroy die Hand.

„Glauben Sie mir,“ fuhr der junge Mann, den die Anerkennung, die in der Bewegung des Grafen lag, ſehr ſchmeichelte, fort „der König, unſer Herr, iſt der Klügſte unter allen Preußiſchen Staatsmännern, weil er der Ehrlichſte iſt, und ehrlich währt am längſten! Er muß die Verpflichtungen erfüllen, die er gegen Frankreich übernommen, und ich bin überzeugt, daß er ſie erfüllen wird, er wird ſchon die rechten Männer finden, die ſie ihm verſchaffen, gerade da, wo die Weisheit des Herrn Finanzminiſters von Altenſtein aufhört, fängt die Sr. Majeſtät des Königs an. Der König wird ſeine Verpflichtungen gegen Frankreich

erfüllen, aber er wird ſich nicht enger mit ihm verbinden, als er durchaus muß; er wird keine Preußiſchen Truppen unter dem Panier des Despoten nach Spanien marſchiren laſſen, wenn er es irgend vermeiden kann, und kommt dann der Tag, an welchem der Kampf mit Napoleon beginnt auf ſeinen Befehl, dann wird nicht nur das Preußiſche Volk ſich wie ein Mann erheben auf des Königs Ruf, ſondern auch andere Völker, nicht nur die deutſchen Brüderſtämme, werden den Preußiſchen Kriegsruf vernehmen. Wenn der König, unſer Herr, ſein Banner fliegen läßt, glauben Sie mir, Herr Graf, dann werden die Engländer und die Schweden, die jetzt unſere offiziellen Feinde ſind, als geharniſchte Bundesgenoſſen an unſere Seite treten; dann wird Rußland's Alexander, deſſen Rath, wie man ſagt, unſern König im vorigen Jahre vorzüglich beſtimmt haben ſoll, nicht Partei gegen Frankreich zu nehmen, uns mit ſeinen Heerſchaaren zuziehen; es iſt ja jetzt ſchon kein Geheimniß mehr, daß der großmüthige, edeldenkende Alexander eine ganz andere Meinung von Napoleon hat, als zu Tilſit und zu Erfurt; der Despot in Paris aber iſt wüthend gegen ſeinen Freund, weil dieſer ihm keine ſeiner Großfürſtinnen zur Gemahlin gab, nur verbirgt er ſeinen Zorn noch. Oeſtreich wird ſich durch die Heirath der Erzherzogin nicht abhalten laſſen, ſich dem großen Rachezuge gegen den Unterdrücker der Fürſten und Völker anzuſchließen. Glauben Sie mir, Herr Graf, der Tag wird kommen, an welchem Preußen das Signal giebt zu dem großen Kampfe, und es wird kein Fürſt und kein Volk ſein, was nicht eine Schmach, eine Beleidigung, eine Beraubung, eine Bedrückung zu rächen hat an dieſem Napoleon Bonaparte, der ſich einen Kaiſer nennen läßt, den Gott aber eben ſo tief wird fallen laſſen, als er ihn hoch erhoben hat, um ihn als eine Rieſengeißel zu ſchwingen über Fürſten und über Völker, zunächſt über Frankreich, dann über ganz Europa!"

Rouvroy ſchwieg mit lebhaft gerötheten Wangen.

„Ich möchte Ihnen glauben, lieber Herr von Rouvroy, dieſe Geißel Gottes, dieſer neue Attila, warum hat er Preußen tiefer, gewaltiger getroffen, als alle andern Staaten?"

„Einmal," verſetzte der junge Mann ernſt und nachdenklich, „hatten wir's am meiſten verdient, denn wir hatten mehr Einſicht und mehr Mittel als die Andern und fielen doch eben ſo tief wie ſie, das andere Mal aber, Herr Graf, hat Gott ſichtlich noch ganz beſonders hohe Dinge vor mit unſerem Preußen in der Weltgeſchichte, er demüthigt uns ſo tief, um uns deſto höher zu heben."

Es entſtand eine kleine Pauſe, dann begann der Graf lächelnd, indem er ſich bemühete, dem Geſpräch eine leichtere Wendung zu geben: „Sie ſprechen ſo entſchieden im Prophetentone, lieber Herr von Rouvroy, daß ich mich ganz habe hinreißen laſſen und eben im Begriff war, ganz gläubig zu fragen: Iſt der Tag noch fern, an welchem der König, unſer lieber Herr, ſein Banner aufwirft zum Kampfe?"

„Wenn Sie mich gefragt hätten, mein theurer Herr Graf," verſetzte Rouvroy, „ſo würde ich nur die bekannte Philoſophen-Antwort: „„Ich weiß es nicht!"" gegeben haben; ich bin kein Prophet, Herr Graf, aber ich habe wäh-

rend meiner Gefangenschaft im Bett und im Zimmer viel über diese Verhältnisse nachgedacht und auch allerlei von klugen und patriotischen Männern gehört, die mich besuchten; einige Jahre braucht Preußen noch, um sich zu dem großen Kampfe völlig zu rüsten, und darum glaube ich auch, daß Napoleon's Herrschaft und schändliche Tyrannei noch einige Jahre dauern kann."

Der Graf stand auf und knöpfte seinen Rock zu.

„Wollen Sie mich schon verlassen, Herr Graf?" fragte Rouvroy sich ebenfalls erhebend und sichtlich etwas betroffen über diesen plötzlichen Aufbruch.

„Mein theurer Herr, entgegnete Graf Kalnein lächelnd, „ich habe noch andere Besuche zu machen und würde nie fertig, wenn ich mich überall so lange aufhalten ließe, wie bei Ihnen. Jedenfalls darf ich den Damen sagen, daß sie noch in dieser Woche auf Ihren Besuch rechnen können?"

Rouvroy hatte versprochen, bei seinem ersten Ausgange das Haus des Grafen Kalnein zu besuchen; Gräfin Sebastiane hatte ihn darum bitten lassen, auch Fräulein Fabiane wußte darum. Eine ziemliche Weile plauderten die beiden Männer noch stehend, ehe sie sich trennten.

Als Herr von Rouvroy von der Begleitung des Grafen, den er bis zur Treppe geführt, zurückkehrte, stand er eine ziemliche Weile, die Arme auf der Brust verschränkt und das Haupt tief auf die Brust geneigt, mitten im Zimmer und sann dem nach, was er gesprochen und gehört im Laufe des Abends. Das war seine Weise so, er liebte es, in dieser Weise auf das nächst Vergangene, wie auf das noch Frühere zurückzublicken. Zu Anfang hatte er das gethan, nur um dem Rathe seines lieben alten Oheims Folge zu leisten, der ihm das empfohlen hatte, bald aber hatte er den wirklichen Vortheil solcher Rückblicke begriffen und war auch dafür dem wohlmeinenden einsichtigen Herrn dankbar. So regelrecht freilich wie der Herr Lieutenant trieb er's nicht, der recapitulirte, sein Tagebuch in den Händen, jeden Samstag Abend die letztverlaufene Woche, an jedem ersten Monatstage den vergangenen Monat, an jedem Neujahrstage das verwichene Jahr — so methodisch trieb's, wie gesagt, der junge Herr *nicht*; er schrieb nicht ein Mal ein Tagebuch, was damals der Jugend noch ganz gewaltig empfohlen wurde, weil man über einzelne Vortheile, welche dieses Tagebuchschreiben haben kann, die ganz unleugbaren Nachtheile ganz übersah, die es für ein junges Gemüth haben muß, sich fortwährend zu bespiegeln. Die Tagebücher haben in manchem jungen Gemüth schnöde Heuchelei, oder gefährliches Schönthum mit erlogenen oder doch nur anempfundenen Gefühlen erzeugt.

Robert von Rouvroy überlegte erst, was er mit dem Grafen Kalnein über die Lage des Vaterlandes gesprochen, er wurde dabei über Mancherlei klarer, was ihm bei der ersten Mittheilung undeutlich vorgeschwebt; von dem Gespräch mit dem zweiten Besucher kam er auf das mit dem Ersten zurück und sann wieder eine ziemliche Weile über die unangenehme Persönlichkeit Laborde's. Er zweifelte keineswegs, daß des Grafen hingeworfene Bemerkung begründet, daß Laborde ein französischer Spion sei, zugleich aber blieb er fest dabei, daß dieser Spion für ihn persönlich freundliche Gesinnungen hege. Rouvroy selbst war zu jung, um Erfahrungen über die eigenthümlichen Gefühle zu haben, die uns

zu dem Einen hinziehen, von dem Andern aber entfernen, ohne daß wir uns einen Grund solcher Abneigungen und Zuneigungen anzugeben wissen; er hatte aber oft von seinem Oheim darüber reden hören, das Problem hatte ihn höchlich interessirt, und seit längerer Zeit war er begierig gewesen, einem Menschen zu begegnen, dem gegenüber ihm ein bestimmtes Gefühl sage, ob er einem Feinde oder einem Freunde gegenüber stehe. Laborde, der französische Kaiser-Spion, war der Erste, von dem ihm ein räthselhaftes, aber sehr bestimmtes Gefühl sagte, daß er sein Freund sei; Robert fühlte sich durchaus nicht geschmeichelt, daß dieser Erste grade ein französischer Spion war, aber vielleicht glaubte er darum um so fester daran, daß ihn sein Gefühl nicht täuschen könne, weil der Mensch an sich seine Abneigung, und zwar im höchsten Grade, erregte.

Von dem Manne aber kam Robert auf die Mittheilungen, die er ihm gemacht, ein naiver Zug des Erstaunens wurde sichtbar auf seinem Antlitz, der jedoch im nächsten Augenblicke der tiefsten Trauer wich. Der junge Mann begriff gar nicht, daß er die Nachricht von der schweren Erkrankung der Frau von Uchtenhagen bis zu diesem Augenblicke hatte vergessen können, und er hing doch mit so inniger Liebe, mit so tiefer Verehrung an dieser Frau! Es war nicht allein die Mutter seiner geliebten Friederike, der seine Trauer galt, nicht allein die treue Freundin seines alten Ohm's, nein, Robert hegte eine ganz eigenthümliche Liebe zu dieser ernsten, immer gemessenen und zuweilen selbst strengen Frau. Robert war nämlich niemals ein artiges Kind gewesen, niemals ein liebenswürdiger Knabe und auch kein angenehmer Jüngling, seine Verwandten pflegten stets über ihn zu klagen und Andere auch; er hatte aber von früh an das Gefühl gehabt, daß er liebenswürdig und angenehm sein könne, sein werde, wenn man seinem im Grunde liebebedürftigen Herzen nur mit etwas Vertrauen und Freundlichkeit entgegenkommen wolle, das aber hatte Niemand gethan, denn sein Ohm war damals auf Reisen, und nur Frau von Uchtenhagen hatte ihm eine gleichmäßige, liebevolle Freundlichkeit gezeigt, von Kindheit an bis zuletzt. Robert von Rouvroy wußte, daß die freundliche, gleichmäßige Güte dieser Frau allein sein junges Herz vor einer Verbitterung, sein Wesen vor Verwilderung bewahrt hatte; später erst hatte er auch noch seiner geliebten Friederike Mutter in ihr geliebt, und noch später hatte er erfahren, daß Frau von Uchtenhagen die geliebte Dame der ritterlichen Jugend seines herrlichen Vaters gewesen. Dieses Letztere hatte der ernsten, so einfach erscheinenden Frau einen romantischen Glanz verliehen in den Augen des Jünglings, obwohl es sich dadurch eigentlich sehr natürlich erklärte, warum die Frau von Uchtenhagen dem kleinen, trotzigen und immer unartig befundenen Waisenknaben eine so liebevolle Freundlichkeit bewies. Die Frau sah in ihm nur den Sohn jenes hochfliegenden, phantasievollen, überkühnen Alexander von Rouvroy, der ihr einst in so ritterlich romantischer Weise gehuldigt hatte. Sie hatte die Liebe dieses gewaltig erregten Mannes nicht zu erwiedern vermocht, ihr Herz gehörte dem freundlich milden Uchtenhagen, aber sie hatte sich durch die Huldigung Rouvroy's, die ihr allerdings überall zur Ehre gereichte, geschmeichelt

gefühlt und hegte eine Art von mütterlicher Zuneigung zu dem Sohn des Mannes, deſſen Liebe ſie nicht erwiedern konnte.

Edle Frauenherzen hegen gern ſolche mütterliche Gefühle für die Söhne ihrer ehemaligen Verehrer; Frau von Uchtenhagen war ſtets die lebhafte Vertheidigerin Roberts in ſeiner Kindheit und ſeiner erſten Jugend, und ſie konnte es mit gutem Gewiſſen ſein, denn bei ihr war der trotzige, wilde, verdrießliche und boshafte Knabe ſtets liebenswürdig, gefällig, nachgiebig und gehorſam, weil ſie ihm mit Freundlichkeit und Güte entgegenkam, ſeine Eigenliebe ſchonte, ſo weit ſie berechtigt war, und bald begriff, daß mit guten Worten ſolche nicht ganz gewöhnliche Menſchenkinder ungemein leicht zu leiten ſind.

Robert von Rouvroy trauerte ſchmerzlich um dieſe einzige, wirkliche Freundin ſeiner Kindheit, dann aber ſetzte er ſich raſch an den Schreibtiſch und ſchrieb haſtig und aufgeregt an ſeinen armen alten Oheim, denn er fühlte, daß der Tod der Frau von Uchtenhagen ein ſchwerer Verluſt ſein müſſe für den lieben einſamen Herrn, deſſen ganzes Leben mit auf die Dienſte berechnet war, die er der Frau von Uchtenhagen leiſtete. Als der junge Mann dieſen Brief beendet und wieder überleſen hatte, war er wieder Herr ſeiner Empfindungen, und nun vermochte er auch den Brief an ſeine Geliebte zu ſchließen, in welchem ihn der Beſuch Laborde's unterbrochen hatte. Ihr ſchrieb er nichts davon, daß er von der ſchweren Erkrankung der Mutter unterrichtet ſei, es war ja möglich, daß Riekchen die Größe der Gefahr noch nicht ahnte.

Als Robert ſeine Briefe zuſammengelegt hatte, ſtand er auf und trat langſam nachdenklich an die Wand, an welcher ſymmetriſch geordnet manche hübſche Waffen hingen, er muſterte ſie mit dem Blick eines Mannes, der Freude hat an einem blanken Schwert, eine Freude, die eigentlich jeder Mann haben ſollte, die aber leider nur Wenige noch von denen empfinden, die nicht dem Waffenberuf und Waffenhandwerk im engeren Sinne leben. Rouvroy nahm einen ſchweren Degen von der Wand, er betrachtete ihn mit ſichtlicher Rührung, und als er den Staub von dem vergoldeten Stichblatt blies, da fiel eine Thräne darauf, die er haſtig abwiſchte. Langſam zog er die breite, blanke Klinge, es war der ritterliche Degen ſeines Vaters; ein Ehrendegen, welchen treue Waffenbrüder dem verewigten Herrn von Rouvroy einſt als ein Andenken verehrt. Bei Pirmaſens hatte ſein Vater dieſe Klinge geführt in ehrlicher Feldſchlacht, Robert küßte ſie und gedachte dabei des heimgegangenen Vaters und auch der Dame, die nun vielleicht auch ſchon heimgegangen, oder doch im Begriff war, abzuſcheiden. Er ſchwang das Schwert ſeines Vaters, in blitzenden Kreiſen ließ er die Klinge ſchwirren, und machtvoll fiel er aus, es war ihm zu Sinne, als könne er im Einzelkampfe dem Tode das Leben der Frau von Uchtenhagen abgewinnen, und ſauſend zuckte das Schwert, Ausfall auf Ausfall — armer Jüngling, deinen Schmerz wollteſt du bekämpfen, deinen Schmerz um den nahen Verluſt, den man dir angekündigt, aber mit dem Schwert bekämpft man ſolchen Gegner nicht!

Das wurde Robert auch bald inne, der Blitz der Kampfgluth erloſch in

seinem Auge, ein Zug von Enttäuschung, ja, von Schaam flog über sein Antlitz, und langsam stieß er die Klinge in die Scheide zurück.

„Thorheit, Kinderei, Narrheit!" flüsterte er, mit sich selbst sprechend, als er das Schwert wieder an die Wand hing an seinen Ehrenplatz.

Er trat nochmals zu seinem Schreibtisch, und sein Blick fiel auf das verliehene Buch, das man ihm zuvor zurück gesendet, er riß die Papierhülle ab, um es wieder in Reihe und Glied zu stellen, denn sein Ordnungssinn litt herumliegende Bücher nicht. Da flatterte ein Blatt heraus und fiel zu seinen Füßen nieder, hastig bückte er sich danach, und kaum hatte er die ungemein zierlichen, aber fast verschwindend kleinen Buchstaben gesehen, als er erfreut ausrief: „Frenzels Handschrift, Verse, das ist freundlich von ihm —"

Leise las er, halb flüsternd, die Verse, seine Augen funkelten, seine Wangen färbten sich höher, und als er zu Ende war, da las er mit lauter Stimme die Verse noch einmal, sie lauteten:

Goldne Zeit! wohin bist Du entflohen
Aus dem theuren deutschen Vaterland?
Da man unter seinen Söhnen noch Heroen
Einen Ehrenfest und Hermann fand;
Da man noch im heil'gen Eichenhaine
Horchte auf der Barden Schlachtgesang.
Und der Römer aus dem alten Rheine
Diſſeits sicher wie aus Lethe trank;
Davon zeugen Varus Legionen.
Aber bringt Erinnerung Gewinn?
Auch die schönen Zeiten der Ottonen,
Heinriche und Conrads sind dahin!
Diese noch des Reiches allzeit Mehrer
Stehn jetzt nur als Riesenschatten da,
Und du zeugst kaum schwächlicher Verehrer
Ihrer Thaten, o Germania!
Einstmals wohnte in den deutschen Hainen
Freiheit und der Deutsche war ein Mann,
Seine Frau'n und Töchter liebten Keinen,
Der durch hohe That sie nicht gewann;
Aber jetzt, empörende Gedanken!
Meine Seele bebt in heißer Wuth!
Deutsche Frauen buhlen mit den Franken
Und vergiften ihrer Enkel Blut.
Deutsche Männer sehen es und schweigen,
O, der Schande! und sie leben noch?
Trösten mit dem Nachbar sich und beugen
Ihren Nacken in das Sclavenjoch.
Edler Palm! Du starbst in heil'ger Sache —
Kein Gericht, es war ein Meuchelmord,

Deine Kinder schrie'n umsonst nach Rache,
Und Dein Name ward kein Losungs-Wort!
Hei! die deutsche Ehre kam zu Falle,
Deutschlands Dichter schmeicheln dem Napoleon
Tauchen ihre Federn selbst in Galle
Zu des Vaterlandes Hohn!
In die fremde Eisenfessel schmiegen
Deutschlands Fürsten sich, zur Schmach vereint,
Ziehen ihre Krieger mit dem Feind,
Um die letzten Deutschen zu bekriegen,
Deutschland konnten Deutsche nur besiegen!

Als Robert zu Ende gelesen, hub er stolz sein Haupt, und leise sprach er: „Aber Deutsche werden Deutschland auch wieder retten! Preußen, mein Preußen! Der arme Frenzel, diese Verse sind in einer schweren Stunde gedichtet, ich werde ihm einen Trost schreiben, ich kann nicht dichten, aber ich weiß einen guten Spruch, der für ihn paßt!"

Mit Bleistift schrieb er rasch auf ein Blatt:

Trotz unter'm Hut,
Im Herzen Muth,
Am Schwerte Blut
Macht Alles gut!

Umschau.

In dem Augenblicke, wo wir dieses schreiben, hat der Lauf der Revolution in Italien ein solches Knäuel von Dilemmen zusammengeschürzt, daß es uns nicht verwundern sollte, wenn für die eine oder die andere Beziehung thatsächliche Lösungen dem Versuche der Analyse vorauseilten. Garibaldi oder Cavour? Annexion oder freie Hand? Victor Emanuel oder Mazzini? Rom oder Jerusalem, oder Avignon, oder keins von allen dreien und ein noch unbekanntes Viertes? Man wird zugeben, daß das eine Situation ist, aus der sich jeden Augenblick das Unglaubliche, das Unvorhersehbare herausgestalten kann. Nachdem die Revolution wie im Fluge mit Allem, mit tausendjährigen Kronen, mit hundertjährigen Stiftungen und Besitztiteln, mit ewigen Eiden, mit Gesetz, Tradition und Sitte, mit Tugend und Laster fertig geworden, ist sie nun auf dem Punkte angelangt, wo sie mit sich selbst fertig zu werden hat — wird das eben so leicht gelingen? Wir glauben nicht. Einreißen ist leicht, Aufbauen schon schwerer, und wenn oft die Hand eines unverständigen Kindes genügt, eine wohnbare Menschenstätte niederzubrennen, so gehören doch Meister vom Fach dazu, die niedergebrannte wieder aufzuerbauen: und das ist die tief-ernste Aufgabe, in deren Angesicht die leichtfertigen Anschürer der Revolution in Si-

cilien, der große Flibustier-Kapitain und seine stillen Patrone sich im gegenwärtigen Augenblicke gestellt sehen. Wie wird das enden?

Vorläufig hat man gethan, was man thun konnte. Man hat das überladene Revolutionsschiff vor allen Dingen dadurch wieder flott zu machen gesucht, daß man es von allem, nicht unbedingt nöthigen Ballast befreit und den Agitator Kossuth bis auf bessere Zeiten nach Hause geschickt hat. Ein neuer Beweis beiläufig, daß die Aussicht auf Warschau bereits anfängt, auf die Entschließungen der Revolutionaire in sehr genirender Weise zu — drücken, und daß ihre Hoffnungen auf eine Schilderhebung in Ungarn, auf den nahen Sturz des Hauses Oestreich bei weitem nicht so überschwenglich sein dürften, wie diejenigen ihrer demokratischen Geistesverwandten in Deutschland, und unter diesen hinwieder ganz insbesondere der demokratischen — Judenjungen, die die Wünsche ihres flammenden Hasses bereits für die Flamme selbst halten. Allein wir sind nicht der Ansicht, daß die Revolution mit der Ueberbordwerfung des ungarischen Revolutionsschmiedes, der im Gefühle seiner Ohnmacht und der Ohnmacht der Sache, die er zu vertreten wähnt, wie ein Irrsinniger sich herumtreibt, sonderlich an Erleichterung gewonnen habe und nun bequemer dahingleiten werde. Die Fragen bleiben trotzdem dieselben: kann der Piemontesenkönig seinem dermaligen Lehnsherrn, dem Flibustier Garibaldi in der That mit Anwendung von Waffengewalt drohen, ohne sich selbst „unmöglich zu machen?" kann Garibaldi den Gehorsam des Unterthans wiederfinden und vor den Thoren Roms Halt machen, ohne von seiner Höhe wie ein Trunkener herabzutaumeln, wie ein Trunkener, der nicht wußte, was er that, was er sprach, was er schrieb und in Aussicht stellte? Mit andern Worten, kann in der verzweifelten Sackgasse, in die sich die italienische Revolution verrannt hat, ein Ausgang gebrochen werden, ohne daß auf der einen Seite der Mazzinismus hereinschlüpft und auf der andern Louis Napoleon Hand auf den Tisch legt, um das alte Spiel aufzuheben und ein neues anzufangen? ein neues, an dem dann leicht auch „Warschauer Gäste" sich betheiligen dürften? Die Action der Revolution muß rasch sein, sie muß mit rücksichtsloser Unaufhaltsamkeit abspielen, wenn sie gelingen soll, und bis ganz vor Kurzem verfuhr die italienische nach diesem Maxim — in dem Augenblicke, wo sie schwankt, zaudert und ungewiß darüber wird, wohin sie den Fuß zu setzen habe, ist die Revolution bereits halb verrathen und halb verloren; und wir glauben ganz im Ernste, daß die dermalige Situation in Italien diese glückliche Signatur an sich trage. Noch stehen Ancona und Gaeta, aber beide können fallen, und wir fürchten sogar, daß sie sehr bald fallen werden — das Alles aber würde der italienischen Revolution keine glücklichere Physiognomie mittheilen, ihre Sache um kein Haar breit aussichtsvoller gestalten. Sie hat in dem gegenwärtigen Stadium, wie gesagt, mit sich fertig zu werden, und da liegt der Haken. Hic rhodus, hic salta! Dazu gehört mehr als das lächerlicherweise! bewunderte Genie eines südamerikanischen Flibustiers und quirinaler Großsprechereien, die zumal nicht auf blutig erarbeitete Siege, sondern

allein auf Niederträchtigkeiten der neapolitanischen Armee gründen, wie sie in dieser Größe ohne Beispiel in der Geschichte sind.

Im Uebrigen hat der Capitain-Kronverleiher so unrecht nicht, wenn er zu erkennen gab, daß der Wendepunkt der italienischen Revolution auf dem „Quirinal" zu suchen sei: er liegt in der That dort, d. h. er liegt in Rom, in der Person des Papstes, in den persönlichen Entschließungen und dem davon abhängigen nächstbevorstehenden Schicksal desselben und vielleicht selbst der — katholischen Kirche. Aber auch mit diesem Blicke auf die Situation öffnet sich nur eine neue Reihe von Dilemmen. Die Frage ist einfach: Welche Wahl wird Pius IX., der der Revolution bisher einen eben so entschiedenen wie Achtung gebietenden Widerstand entgegensetzte, unter den gegenwärtigen Umständen treffen? und wird er überhaupt noch „äußerlich frei" genug sein, seine etwaigen Entschlüsse auszuführen? In dieser Beziehung entsteht dann zunächst die Frage: ob der Papst in Rom verbleiben oder dasselbe verlassen werde? Wir berichteten schon früher, daß die französische Regierung Befehl gegeben hatte, das päpstliche Residenzschloß in Avignon zu restauriren — und daß piemontesischer Seits ganz im Ernste in Paris das Project angeregt worden sei, den Stuhl des heiligen Petrus nach Jerusalem zu verlegen, darüber ist heut kaum noch ein Zweifel gestattet. Allein man darf annehmen, daß genauere und gereifte Erwägung beide Ausgänglichkeiten als äußerst unrathsam hat erscheinen lassen. Das Papstthum und Rom sind unzertrennlich, und eine weithin dringende Erschütterung würde die ganze römisch-katholische Kirche, man darf sagen, die katholische Welt ergreifen, wenn man Miene machte, den ewigen Wohnsitz des Oberhauptes der christlichen Kirche zu verlegen. Aus dem Allen folgt aber hinwieder noch nicht, daß der Papst nicht selbst und aus eigener freier Entschließung Rom für den Augenblick zu verlassen sich bewogen fühlen könnte, und wie wenig Aussicht für eine solche Wendung der Dinge bei der großen Besonnenheit Pius IX. auch vorhanden sei, man wird immer zugeben, daß der Eintritt derselben im Augenblicke noch eben so möglich sei wie ein Kampf in und vor den *Mauern* von Rom, dafern der Flibustier-Capitain auf die Ausführung seiner quirinalen Großsprecherei bestehen könnte. Wer den Character Pius IX. kennt, muß wissen, daß die bloße Aussicht auf Meuterei und Gemetzel in Rom für ihn das Zeichen sein würde, Rom zu verlassen, mag er den Vatican und seine Person unter dem Schutze französischer Bajonette für noch so gesichert halten und jede zweite Flucht schon der ersten wegen, deren Bild ihn unmöglich mit wohlthuenden Erinnerungen erfüllen kann, zu vermeiden wünschen. Endlich scheint ein freiwilliges Zurücktreten desselben für den Augenblick eben so unmöglich. Aber wir haben es eben in allen diesen Fragen, wie gesagt, mit Räthseln zu thun, und jeder Augenblick kann uns mit unerwarteten Lösungen der Situation überraschen.

Mittlerweile sammelt sich unvorhergesehen, wie über Nacht, auf Malta *eine* englische Armee. Eine ähnliche französische sammelt sich bei Marseille, und trügen nicht die günstigen Vorzeichen, welche die jüngsten Nachrichten über die Lage König Franz II. bringen, so dürfen wir auch von dieser Seite einer

Veränderung der Scene entgegenſehen. Eine energiſche Note Lord J. Ruſſells an das Turiner Cabinet läßt über die Bedeutung britiſcher Truppen auf Malta kein Bedenken aufkommen.

Die Finanzlage Oeſtreichs.

I.

Seit dem Jahre 1852 hatte die Veröffentlichung der Vorträge des Finanzminiſters an den Kaiſer aufgehört, und das Publikum erfuhr über den Staatshaushalt und über die Finanzlage des Landes nichts weiter, als was es aus den Abſchlüſſen zu erſehen im Stande war, welche die Finanzverwaltung jährlich kundgab. Als indeß im vorigen Jahre nach Beendigung des italieniſchen Krieges das Publikum aus einem ſolchen Abſchluſſe erſah, daß man bei Emiſſion der Nationalanleihe das Kaiſerliche Patent um 111 Millionen Gulden überſchritten, indem man ſtatt 500 ſogar 611 Millionen Gulden Obligationen dieſer Anleihe in Umlauf geſetzt hatte, da ſteigerte ſich das Mißtrauen der öſtreichiſchen Staatsgläubiger im In- und Auslande derartig, daß der Kaiſer ſich veranlaßt fand, unterm 23. December v. J. eine Staatsſchulden-Commiſſion zu ernennen, und dieſer nicht nur die Controlle des Staatsſchuldenweſens, ſondern auch die Feſtſtellung der Ziffer der Staatsſchuld zu übertragen. Dieſe letztere Aufgabe hat die Commiſſion unterm 4. Juni d. J. durch die detaillirte Nachweiſung über den Stand der geſammten Staatsſchuld am 1. Januar d. J. gelöſet. Es wird dieſe Nachweiſung vielfach überraſcht haben; eine Schuldenlaſt von faſt drittehalb Milliarden, Angeſichts einer Armee unter Waffen und am Vorabende eines Krieges zur Vertheidigung der Landesgrenzen gegen das Andringen einer ſiegreichen Revolution, hat allerdings etwas Deprimirendes; doppelt entmuthigend, wenn man dieſer enormen Schuldenlaſt und dem durch ſie vernichteten Staatscredit nichts entgegenzuſtellen vermag, als Hoffnungen auf Erſparniſſe. Erſparniſſe ſind aber nur möglich bei einem geregelten Haushalte; ſie bleiben Chimäre und unerreichbare Wünſche bei ſteten Rüſtungen gegen aufrühreriſche und kein Hausrecht achtende Nachbarn und ohne eine zweckmäßige, nützliche und befriedigende Hausordnung. Mangel an Ordnung nach Innen und Außen erfordert Ausgaben und geſtattet keine Erſparniſſe. Vor allen Dingen alſo erſt Ordnung nach Innen und Außen und dann Regulirung der Schulden; ein geregelter Haushalt ſtellt den Credit leicht wieder her und erleichtert ebenſo ſehr das Schuldenmachen, wie das Schuldenbezahlen. Der jetzige Leiter der öſtreichiſchen Finanzverwaltung ſtellt unterm 6. Juli d. J. in ſeinem, die Nachweiſung der Staatsſchulden-Commiſſion begleitenden Vortrag „die gewiſſenhafteſte Achtung der Rechte der Staatsgläubiger und die genaueſte Erfüllung aller gegen ſie übernommenen Verbindlichkeiten“ als leitenden und unabänderlichen Grundſatz auf. Es iſt dies recht löblich, klingt auch recht ſchön; werden aber die Staatsgläubiger ſonderlich befriedigt ſein von dieſen

redlichen Grundsätzen der Verwaltung, wenn diese doch nicht im Stande ist, sie zur Geltung zu bringen und schließlich nicht die geringsten Mittel zur Erfüllung dieser Verbindlichkeiten und zur Befriedigung der Gläubiger zu finden weiß?

Nach der Nachweisung der Staatsschulden-Commission war der Stand der östreichischen Staatsschuld zu Anfang dieses Jahres folgender:

1) Aeltere Staatsschuld:		
in Wiener Währung verzinslich	85,018,232	Fl.
in Conv.-Münze „	18,253,300	„
unverzinslich	1,943,459	„
zusammen	105,214,991	Fl.
2) Neuere Staatsschuld:		
in Conventions-Münze ausgestellt, verzinslich . . .	1766,049,110	Fl.
„ „ „ unverzinslich . .	52,174,098	„
„ östreichischer Währung ausgestellt, verzinslich . . .	73,135,357	„
unverzinslich . .	167,602	„
zusammen	1891,526,167	Fl.
3) Schwebende Schuld:		
in östreichischer Währung, verzinslich	222,350,656	Fl.
unverzinslich	122,863,500	„
zusammen	345,214,156	Fl.

Die ältere Staatsschuld datirt zum Theil aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, die neuere seit 1815, und sämmtliche 3 Kategorien weisen in 105 Gattungen mit 197 Unterabtheilungen, nach 16 verschiedenen Procentsätzen verzinslichen, und in 3 Währungen ausgestellten Obligationen einen Nominalbetrag von 2341,955,314 Fl. nach, oder, reducirt auf ein 5proc. Kapital in östreichischer Währung, 2268,071,532 Fl., mit einem jährlichen Zinserfordernisse von 99,465,948 Fl., wovon 40,501,270 Fl. in Silbermünze zahlbar sind. Außerdem ist in dem Nachweise der Commission noch die lombardisch-venetianische Schuld *mit 100,277,683 Fl.*, wovon indeß $^2/_5$ mit 40,110,673 Fl. auf den Monte-Veneto fallen, aufgeführt; doch wird die genaue Festsetzung dieser Schuld erst durch die gemäß der Züricher Friedensverträge zur Liquidirung des lombardisch-venetianischen Monte zusammengesetzte Commission stattfinden können. Ferner enthält der Nachweis noch 475,196,640 Fl. Grundentlastungsschulden, und darunter 29,548,540 Fl. aus dem Staatsschatze zu vergütende Laudemial-Entschädigungen. Die Grundentlastungsschuld ist eigentlich eine Schuld der betreffenden Kronländer; sie ist aber vom Gesammtreiche verbürgt, und deren Obligationen genießen alle Rechte und Vorzüge der Staatsschuldverschreibungen. Für die über die aufgehobenen Laudemien ausgestellten Obligationen hat der Staat Zinsen und Kapital dem Grundentlastungfond, das letztere jedoch erst in späteren Terminen, zu vergüten. Beide Positionen sind daher nicht in die Zusammenstellung der allgemeinen Staatsschuld mit eingereiht.

Zur Vereinfachung dieser verwickelten Schuldverhältnisse und zur Verringerung des dazu erforderlichen Aufwands an Zeit, Geld und Arbeitskräften,

verlangte die Staatsschulden-Commission eine allmählige Umwandlung der gesammten Staatsschuld auf einen einheitlichen Zinsfuß (vorerst (!) auf 5 pCt.) und in eine Währung. Der interimistische Finanzminister, der übrigens den Nachweis der Commission als um 63 Millionen zu niedrig angiebt, ist in seinem Gutachten diesem Verlangen entgegengetreten, theils, weil eine derartige Convertirung sowohl für den entfernter wohnenden Besitzer der betreffenden Obligationen mit Unkosten verknüpft ist, als auch überhaupt die Rechte der Besitzer beeinträchtigen würde, theils, weil jedes denselben zugemuthete Opfer ungünstig auf den Staatscredit wirken, ferner die finanziellen Verhältnisse jede auch noch so kleine Entschädigung nicht gestatten, und endlich die verschiedenartigen und oft nur ganz kleinen, noch aus älteren Zeiten herrührenden Obligationsbeträge eine Conversion nur mittelst baarer Ausgleichung ermöglichen würden. Wir können uns dieser Ansicht des Leiters der Finanzverwaltung nicht anschließen. Wir halten eine derartige Vereinfachung der Staatsschulden für den ersten und allen anderen Operationen nothwendig vorangehenden Schritt zur Regelung derselben und die dem entgegengestellten Bedenken für durchaus nicht stichhaltig. Von den 197 Obligations-Kategorien der östreichischen Staatsschuld ist deren größter Theil bereits seit längerer Zeit unrealisirbar, und hat daher für den Besitzer keinen Kapitals-, sondern nur einen Zinswerth. Wird dem Besitzer nun dafür bei ungeschmälertem Zinsgenuß ein jederzeit und leicht zu verwerthendes Effect geboten, so wird er es mit Freuden annehmen und nicht dabei an eine nominelle Schmälerung seiner Rechte denken, besonders wenn er dadurch die Ueberzeugung gewinnt, daß mit dieser Umwandlung zugleich ein wesentlicher Schritt zur Besserung der Schuldverhältnisse seines Debitors geschehen ist. Herr v. Plener hebt z. B. ganz besonders die Rechtsintegrität der holländischen Gläubiger hervor, welche eine besondere Vorliebe für die 2½proc. Metalliques-Obligationen besitzen. Wie gering aber diese Vorliebe ist, beweiset schon ganz einfach der Umstand, daß diese Obligationen in Amsterdam nur 23 pCt. stehen, während die 5proc. Metalliques 43 pCt. notirt sind, und die Holländer sind gewiß zu gute Kaufleute, um nicht gern in diesen scheinbaren oder vielmehr nominellen Verlust von 1½ pCt. zu willigen, wenn der Werth der östreichischen Papiere überhaupt dadurch ein besserer wird. Diese kleine Beeinträchtigung der holländischen Staatsgläubiger würde vollständig paralysirt sein, wenn das durch die Conversion vermehrte Vertrauen in die östreichischen Schuldverhältnisse den Cours der 5proc. Metalliques nur um 3 pCt. heben würde. Wir können daher auch mit der Ansicht des Hrn. v. Plener nicht einverstanden sein, daß durch die Umwandlung eine größere Masse von 5 pCt. Schuldobligationen in den Verkehr gebracht werden würde, während jetzt der größte Theil der Obligations-Kategorien wegen ihrer geringeren Beliebtheit beinahe gar nicht auf den Börsenmarkt erschiene. Wir halten es im Gegentheil für eine moralische Pflicht des Staats, wenn er auch selbstredend nicht die Ereignisse beherrschen kann, welche den Werth der Forderung seiner Gläubiger bestimmen, diese doch wenigstens nach Kräften immer zu Herren derselben zu machen und ihnen deren eventuelle Verwerthung thunlichst zu ermöglichen;

außerdem würde dieſe Einheit und die Vereinfachung in der äußeren Form der Staatsſchulden die 5proc. Obligationen eher noch beliebter machen und vermehrte Geldanlagen darin hervorrufen, als daß eine Ueberfluthung des Geldmarktes durch dieſelben zu befürchten wäre, zumal notoriſch, ſelbſt bei den ungünſtigſten Börſenſtimmungen, ſtets ein Mangel an effectiven Stücken in 5proc. öſtreichiſchen Obligationen beſteht. Alle übrigen Bedenken des proviſoriſchen Finanzminiſters ließen ſich im Verwaltungswege und mittelſt einiger geſchäftsmänniſcher Gewandtheit beſeitigen; auch dürfte der Nutzen, der dem Staate bei einer ſpäteren Tilgung durch das verringerte Nominal-Capital erwachſen würde, doch auch wohl nicht ganz außer Beachtung bleiben können. Wenn der verſtärkte Reichsrath die faſt extreme Achtung des Hrn. v. Plener vor den Staatsgläubigern theilt, ſo mag dies einestheils in einem Mangel an einer genügenden practiſchen Anſchauung der maßgebenden Verhältniſſe ſeinen Grund haben, anderntheils aber würde der Werth des desfallſigen Beſchluſſes ſchon darnach zu ermeſſen ſein, daß nach deſſen Wortlaut die beſprochene Converſion nach der momentanen Lage zwar für die nächſte Zeit nicht zu erwarten iſt, doch aber als eine in der Zukunft anzuſtrebende, ja ſogar als eine zur völligen Ordnung des Staatshaushalts unerläßliche Operation betrachtet und als ſolche im Auge zu behalten ſein wird.

Die Vorträge der Finanzverwaltung über mögliche Begleichung der Deficits von 95 Millionen für dieſes und des veranſchlagten Deficits von 40 Millionen für das Jahr 1861 eingehender zu betrachten, dürfte kaum dem Zwecke dieſes Aufſatzes entſprechen. Die Erfüllung der damit in Ausſicht geſtellten Erwartung „in einer nicht allzufernen Zukunft zwiſchen den Einnahmen und Ausgaben das vollſtändige Gleichgewicht herzuſtellen, für deſſen Verwirklichung die in allen Verwaltungszweigen ſchon jetzt mit dem ſtrengſten Ernſte angeſtrebte Erſparung und die bereits erfolgte namhafte Verminderung der Deficits-Ziffer als beruhigende Bürgſchaft zu gelten verdienen," iſt zu ſehr von dem Gange der Ereigniſſe und den Eventualitäten abhängig, denen der Kaiſerſtaat möglicherweiſe unterworfen ſein möchte, und zu ſehr auf von der Ferne ſchwer zu beurtheilenden Verwaltungsmaßregeln baſirt, als daß eine nähere Motivirung der Zweifel gegen die mögliche Durchführung der von der Finanzverwaltung gemachten Vorſchläge hier thunlich ſein möchte. Beachtenswerth dürfte dem gegenüber indeß die Auffaſſung ſein, welche der verſtärkte Reichsrath der amtlichen Darſtellung der allgemeinen Finanzlage in ſeinem Comité-Bericht gegeben hat. Nach demſelben hat die Finanzperiode der letzten zehn Jahre „um ungefähr 800 Millionen mehr an Steuern erhoben als das vorhergehende Decennium, dabei die Schuldenlaſt des Staats um mehr als 1300 Millionen vermehrt und das Staatsvermögen um mehr als 100 Millionen vermindert." Der Bericht erkennt an, daß das bisherige, d. h. das geniale und verderbliche Finanzſyſtem des Herrn von Bruck, „an ſeinen äußerſten Conſequenzen angelangt" iſt, und führt ſchließlich zu dem Ausſpruche: „daß die finanzielle Lage des Landes nicht durch irgend welche finanzielle Maßregeln oder Operationen behoben werden könne, zu welchen übrigens für den gegenwärtigen Augenblick nicht nur die

Kräfte und Mittel, sondern vor Allem auch Bereitwilligkeit und Vertrauen fehlen."

Ueber das Turnen auf den Schulen.

Es ist eine eigenthümliche Richtung der gegenwärtigen Zeit, daß sie sich einzelner löblicher Strömungen und Anschauungen mit Eifer bemächtigt, dieselben generalisirt und in diesen allein das Heil der Welt erblickt; es ist eine eben so eigenthümliche Richtung der gegenwärtigen öffentlichen Verwaltung, daß sie solchem allgemeinen Feldgeschrei sogleich nachgiebt und hierdurch der augenblicklichen Erregung einen Rückhalt und eine Fortdauer gewährt, welche sonst derselben entstehen würden.

Diese Betrachtung drängt sich uns auf, wenn wir wahrnehmen, wie jetzt auf einmal in allen Schulen geturnt wird, und wenn wir ferner hören, daß auf Anordnung der zuständigen Behörden überall geturnt werden soll.

In den nachstehenden Bemerkungen nehmen wir selbstverständlich Abstand von den Turnübungen, welche in unserer Armee eingeführt sind; es sind dies vielmehr gymnastische Exercitien, als die sonst üblichen Kunstfertigkeiten der Turnplätze.

Wir wollen auch etwaige politische Reflectionen, die sich dem Einsichtigen und Unbefangenen wohl aufdringen möchten, ganz bei Seite lassen, uns viel mehr nur mit dem Turnen beschäftigen, welches jetzt an allen öffentlichen Schulen auf das Dringendste empfohlen, auf das Eifrigste geübt wird.

Wir haben zur Rechtfertigung vorzugsweise auf zwei Punkte hinweisen hören, einmal auf eine augenblickliche Kräftigung und Stärkung der jugendlichen Schüler gegenüber der sitzenden Lebensweise auf der Schulbank und sodann die Vorbereitung auf den militärischen Beruf eines jeden Preußen.

Was nun den letzteren Gesichtspunkt betrifft, so haben wir oben bereits ausdrücklich bemerkt, wie wir jeder körperlichen Ausbildung in den Reihen der Armee bereitwillig das Wort reden, ob aber hierfür schon auf der Schule die Grundlage zu legen sei, und zwar durch Uebungen, wie diese jetzt auf unseren Turnplätzen getrieben werden, bleibt uns sehr zweifelhaft. Ob in den Jahren 1813 bis 1815 sich die Pommersche Landwehr, welche unseres Wissens vorher nicht geturnt hatte, ob die aus Turnern gebildeten Schaaren sich am kräftigsten geschlagen haben, bleibe überdem dahin gestellt.

Dagegen erfreuen wir uns mit den eifrigen Vertheidigern des Turnwesens der körperlichen Erfrischung und Stärkung, welche nach fünf- bis sechsstündigem Gymnasial-Unterrichte in dicht besetzten Zimmern der aufwachsenden Jugend auf dem Turnplatze gewährt wird. Wir glauben aber, daß dasselbe Ziel auch sonst noch, durch anderweite Bewegung in freier Luft, erreicht werden könnte und haben, um für Gymnasien und höhere städtische Schulanstalten zu einem defini-

tiven Abschluß über die Zweckmäßigkeit des öffentlichen Turnens zu gelangen, nur den Einen Wunsch, daß von allen derartigen Anstalten nach Jahr und Tag darüber Nachrichten gesammelt werden möchten, wie sich die besten und eifrigsten Turner sonst noch sittlich bewähren, und was sie wissenschaftlich leisten. Wir würden mit um so größerer Ueberzeugung für das öffentliche Turnen an Gymnasien einzutreten vermögen, wenn sich, wie wir hoffen, herausstellen sollte, daß das Turnen mit den recht eigentlichen Zwecken der Schulanstalt gleichen Schritt gehalten hat.

Bedenklicher ist es uns dagegen, wenn wir sehen, wie, wohl in Folge des geneigten Nachgebens an jede Zeitströmung, das Turnen jetzt auch den Dorfschulen empfohlen und gewissermaßen aufgedrängt wird.

Es leuchtet ein, daß jene beiden Zwecke hier in keiner Weise maßgebend sein können.

Der Schuljugend auf dem platten Lande fehlt es außerhalb der Schulzeit ganz gewiß nicht an körperlicher Bewegung; im Gegentheile nur mit Mühe werden des Vormittags einige Stunden gewonnen, in welchen die schulpflichtigen Kinder denjenigen Beschäftigungen entzogen werden, die sie sonst im elterlichen Haushalte zu leisten haben; diese wenigen Stunden sollten unseres Erachtens dem Religions-Unterrichte, der Einsammlung der Kenntnisse in biblischer und vaterländischer Geschichte, im Rechnen, Schreiben, Lesen unter allen Umständen ungeschmälert verbleiben.

Noch viel weniger kann irgend eine militärische Vorbildung hierdurch erreicht werden. Auf dem Dorfe hört der Schulunterricht mit der Einsegnung der Kinder auf; diese erfolgt in der Regel mit zurückgelegtem 14. Lebensjahre und die Militärpflicht beginnt mit dem 20.; es liegen also mindestens volle sechs Jahre zwischen dem früheren Turner und dem eingestellten Rekruten, und diese 6 Jahre werden meistens unter Leistung landwirthschaftlicher Dienste hingebracht, welche sehr bald die bis zum 14. Lebensjahre als Turner erworbene Gelenkigkeit vergessen machen.

Wir können also das jetzt auch unseren Dorfschulen beigegebene Turnen lediglich als eine zwecklose Beeinträchtigung des eigentlichen Schul-Unterrichts bezeichnen.

Die Sache hat aber auch noch eine andere Seite. Unter den jetzt auf dem platten Lande angestellten Schullehrern wird unter zehn sich immer höchstens einer befinden, welcher durch Vorbildung und ganz besonders nach seinem Lebensalter geeignet wäre, Turn-Unterricht zu geben. Die armen Lehrer mühen sich gleichwohl ab, den Vorschriften nachzukommen, welche ihnen von oben zugehen, und so wird der Turn-Unterricht dem Schullehrer selbst eine unverdiente Qual und Marter. Noch viel bedenklicher gestaltet sich dies Verhältniß, wenn der Schullehrer, wie dies in der Regel der Fall sein wird, Küster an der Dorfkirche ist; wir halten es ganz und gar für unzulässig, daß ein 50- bis 60jähriger Schullehrer in den Werkeltagen mit der Schuljugend Versuche mache, auf seine alten Tage zu turnen, und daß eben derselbe am Sonntage als Küster

fungire. Wir hoffen, daß ſich die Conſiſtorien dieſer ihrer Kirchendiener annehmen werden.

Der Schreiber dieſer Zeilen hatte kürzlich Gelegenheit, einem ſolchen Turnen der männlichen Jugend eines Dorfes zuzuſehen; der Platz war die Dorfſtraße vor dem Schulhauſe; die bäuerlichen Wirthe ſchüttelten die Köpfe, einzelne Knechte lachten, die meiſten Schüler weinten, und der arme ehrwürdige Küſter und Schullehrer ſchämte ſich.

Alſo erlaſſe man auf dem platten Lande der Schuljugend, vor Allem aber dem Lehrer für die Zukunft derartige Uebungen, und ganz beſonders enthalte man ſich, dieſelben von oben auch nur zu empfehlen.

Aus ſolchen Empfehlungen entſtehen in der Regel Mißverſtändniſſe, und wohin dieſe führen, hierfür mag zum Schluß noch ein Beiſpiel angeführt werden.

Ein Schul-Inſpektor, Ober-Prediger in einer kleinen Stadt, pflegte den Lehrern ſeiner Inſpektion aufzugeben, über einen angeregten wiſſenſchaftlichen Gegenſtand einen ſchriftlichen Aufſatz anzufertigen. Bei der nächſten Conferenz der Schullehrer wurden dieſe Ausarbeitungen einer Prüfung und Beſprechung unterworfen, und es bildete ſich hierdurch ein wiſſenſchaftlicher Austauſch eben ſo ſehr zwiſchen Schul-Inſpektor und Lehrern, als unter den Letzteren ſelbſt, der zwiſchen den Nachbaren noch Wochen lang anregend und fortgeſetzt ward.

Bei der letzten Schul-Conferenz waren die verſammelten Schullehrer wiederum geſpannt auf die Beurtheilung der einzelnen Aufſätze, in welche Jeder ſein Beſtes an Wiſſen und Nachdenken niedergelegt zu haben glaubte.

Der Schul-Inſpektor erklärt aber, daß er die Aufſätze bei Seite gelegt habe, holt 7 Musketen hervor und fordert 6 Schullehrer, die vor Jahren ihrer Militärpflicht durch ſechswöchentliches Exercitium genügt haben, auf, mit ihm ſich in den Waffen zu üben.

Die übrigen Schullehrer bleiben ſtumme Zuſchauer und zerbrechen ſich noch heute den Kopf über das fernere Schickſal ihrer ſchriftlichen Aufſätze und den Zweck der Schul-Conferenzen.

Der früheren Verwaltung wurde einmal, wenn wir uns recht erinnern, der Vorwurf gemacht, daß an einem Waiſenhauſe ein befähigter Unterofficier als Schullehrer angeſtellt worden ſei; jetzt ſcheint man auch auf dieſem Gebiete gerade das Gegentheil von dem Früheren zu thun, man macht die Schullehrer zu Unterofficieren.

Hiernach zum Schluß: man turne in Gymnaſien fort, aber mit Maaß und Ziel und ohne Beeinträchtigung der eigentlichen Schulzwecke, man verſchone aber auf dem platten Lande Schullehrer wie Schuljugend mit dieſen neumodiſchen Uebungen.

Gewerkliche Innung oder Sclaverei.

Der im vorigen Heft von uns besprochene Gesetzentwurf, den die Herren Duncker und Genossen dem Preußischen Abgeordnetenhause vorgelegt haben, enthält unter Anderm die Bemerkung, daß das Prüfungswesen eine „Fesselung der volkswirthschaftlichen Kraft" zur Folge haben werde. Eine neuerdings erschienene Schrift: „Zur Lösung der socialen Frage. Eine volkswirthschaftliche Studie von Nicolaus Schüren, Secretär des Königlichen Gewerberaths für Aachen und Burtscheid," (Leipzig 1860, 254 S.) enthält dagegen eine treffliche Schilderung der Freiheit, welche die vollständige Entfesselung des Gewerbes und der volkswirthschaftlichen Kräfte dem heruntergekommenen Gewerksmanne bringen wird. Wenn der kapitalmächtigste Kaufmann die unter ihm stehenden Genossen und Fabrikunternehmer unterdrückt hat, oder Actiengesellschaften alle bis jetzt noch concurrirenden großen Etablissements abgelöst und unter Eine Firma gebracht haben, dann wird es auch mit der von ihnen bisher gerühmten und geforderten Freizügigkeit der Arbeiter ein Ende haben, und diejenigen, z. B. ein Bergwerksarbeiter, der es zur Erlangung eines bessern Lohnes auf einer andern Grube versuchen wollte, würde dort schon sein Signalement vorfinden und als ein Unzufriedener oder Undisciplinirter sehr schlecht aufgenommen werden. Der industrielle Alleinherrscher oder die Actiengesellschaft würde zugleich in Bauplätzen speculiren und kasernenartige Arbeiterwohnungen errichten, zahlreich genug, um alle Arbeiter ihrer Etablissements darin aufzunehmen, die natürlich nur Arbeit erhalten werden, wenn sie sich dazu verstehen und verpflichten, in Miethe des Arbeitgebers zu wohnen. Demnächst wird der Arbeitgeber in seiner Fürsorge für das Heer der Arbeiter berücksichtigen, daß dieselben Brod, Kartoffeln und Bier, Kleider und Schuhwerk gebrauchen; er wird demnach Fruchthändler, benutzt die günstigen Kredit-Conjuncturen, errichtet eine große Bäckerei, daneben Werkstätten, in denen eine große Zahl Schneider- und Schuhmachergesellen Jahr aus, Jahr ein als die Tagelöhner der Fabrik für die Arbeiter derselben beschäftigt werden. Das zunehmende Wachsthum des Personals, welches die Bedürfnisse des Instituts befriedigt, wird dem Besitzer sodann die menschenfreundliche Idee eingeben, auch für den Arzt, die Hebamme und die Apotheke der Arbeiter Sorge zu tragen, und die Abzüge vom Wochenlohn der letzteren werden so zunehmen, daß ihnen von dem Ganzen desselben eine so geringe Kleinigkeit übrig bleibt, daß sie über alle Verführungen dieser Welt erhoben werden, und ihre moralische und religiöse Erbauung dem Fabrikgeistlichen, für den dann auch noch gesorgt werden wird, keine große Mühe mehr verursachen kann. Dagegen wird der Arbeitgeber oder die Actiengesellschaft Fabrikliteraten in Sold nehmen, die durch ihre Berichte in den Zeitungen öffentliche Meinung machen, von dem Wachsthum des Nationalreichthums, von der gesegneten Wirksamkeit der entfesselten volkswirthschaftlichen Kräfte erzählen und von der musterhaften Ordnung in dem Fabriketablissement,

von der zweckmäßigen Einrichtung der Arbeiterwohnungen, von der Humanität der Arbeitgeber, von der Billigkeit der Lebensmittel und der Kleidung, und von dem zunehmenden Tugendsinn der Arbeiter glänzende Bilder entwerfen müssen.

Man sage nicht, daß diese Schilderung vom Glücke der zukünftigen geschlossenen Handelsstaaten, die sich nach der Auflösung des Handwerks in den Staaten organisiren, gegen einander absperren und nur zur gesicherten Beherrschung ihrer Arbeiter unter einander in Cartell sitzen werden, übertrieben oder chimärisch sei. In Frankreich haben wir bereits einen Staat vor uns, der im Ganzen und Großen diesem Ideal nachstrebt, und dessen Kaiser in der Sorge, die er für das Wohlsein der Arbeiter bis auf die bessere Einrichtung ihrer Wohnungen trägt, den Fabrikherren als leuchtendes Beispiel vorangeht. Die Leibeigenschaft der Arbeiter, ihre Befreiung von jeder Sorge für ihr Wohl und Wehe, und ihre Unterwerfung unter die Herrschaft ihrer Arbeitgeber ist die nothwendige Folge des Fabriksystems, und die Arbeitgeber sind die natürlichen Erben des Socialismus, sowie die Verbündeten des sich immer mehr steigernden Absolutismus.

Wenn die bisherige (sogenannte) Freiheit des Gewerbes nothwendig zu dieser Sclaverei der Arbeiter und bisherigen Gewerksmeister führt, so werden wohl die menschenfreundlichen Declamationen der Fabrikherren (z. B. der Reichenheims) über Unterdrückung der volkswirthschaftlichen Kräfte durch die Zeitungen auf die Vertreter des Handwerks keinen Eindruck machen. Angesichts der Leibeigenschaft, die sie nach der völligen Auflösung des Handwerks sicherlich erwartet, werden sie sich um so muthiger für eine Ordnung des Gewerks entschließen, die ihnen wieder ihre persönliche Freiheit, eine sichere und selbstständige Existenz und die freie Entwickelung ihrer Kräfte verbürgt.

Noch etwas mehr aber als Existenz und Sicherheit werden die Innungen durch ihre kräftige Organisation gewinnen, nämlich politische Bedeutung. Dieser Zuwachs ihres Ansehens, politische Geltung, fällt aber vielmehr mit ihrer selbstständigen Existenz zusammen, da Alles, was in sich selber Sicherheit und somit moralische Kraft besitzt, auch für die Sicherheit des Staatsganzen mitwirkt und die Kraft desselben erhöht. Der Verfasser der vorliegenden Schrift hat daher aus seinen Vorschlägen zum Neubau der Innung! die richtige Folgerung gezogen, indem er die corporative Gestaltung des Städtewesens mit der ständischen Ordnung der Kreis- und Provinzialverfassung in Zusammenhang setzt und so dem Gewerke auch den ihm gebührenden Einfluß in der allgemeinen Landesvertretung zu sichern sucht. Zunächst machen wir auf diese verdienstliche Bemühung des Verfassers aufmerksam und werden bald in einigen selbstständigen Artikeln über die Bedeutung der Innungen für die Städteordnung und für die Organisation der Kreis- und Provinzialtage auf seine Ausführungen zurückkommen.

Eine social-politiſche Tragödie.

Oswald Marbach, Profeſſor zu Leipzig, iſt einer unſerer begabteſten Dichter, hat aber noch nicht vermocht, ſich eine ſeiner Begabung entſprechende Anerkennung zu erringen. Die Tragödie iſt überhaupt gegenwärtig nicht populär, am allerwenigſten aber die geiſtreiche Tragödie. Man kann wohl behaupten, daß Göthe, Schiller oder Shakeſpeare, wenn ſie heute unter uns zum erſten Male aufträten, außerordentlich viele Mühe haben würden, ſich Anerkennung zu verſchaffen. Geleſen werden Schauſpiele heutzutage faſt gar nicht, und zur Aufführung kommen nur ſolche Stücke, von denen man annimmt, daß ſie der großen Menge zuſagen werden. Die dramatiſchen Arbeiten Marbachs ſetzen aber bei ihren Leſern nicht nur poetiſche Empfänglichkeit, ſondern auch wiſſenſchaftliche Bildung voraus, und ſie werden alſo immer nur von einem kleinen Kreiſe von Kennern nach Gebühr gewürdigt werden. Außerdem aber findet ſich in ihnen freilich noch eine Eigenheit, die auch von dem Kenner nicht als Vorzug betrachtet werden kann, die aber das große Publikum ihnen ganz unvermeidlich entfremden muß; es iſt dies die Eigenheit, daß man dieſen Stücken zu ſehr die gelehrten Studien des Verfaſſers anſieht. Seine Medea zeigt deutlich, daß er ſo eben eine Ueberſetzung des Sophokles beendet hatte, als er dieſe Tragödie dichtete, und ſeine ſpätern Arbeiten behandeln Stoffe, die ſchon von Shakeſpeare bearbeitet ſind. Dieſer letztere Umſtand iſt für den Kenner nicht ſtörend, im Gegentheil, es gewährt einen eigenthümlichen Reiz, zu ſehen, wie derſelbe Stoff von verſchiedenen Dichtern verſchieden aufgefaßt wird. Für die Menge dagegen iſt dieſer Umſtand ein willkommener Vorwand, ſich von dieſen Dichtungen abzuwenden. Da nämlich auch die entſchiedenſten Verächter der Poeſie noch immer gern den Schein annehmen, als fühlten ſie einige Ehrfurcht vor berühmten Dichtern, ſo iſt es ihnen ungemein erwünſcht, daß ſie hier Gelegenheit finden, einen Act der Pietät gegen einen großen Namen auszuüben, indem ſie eine Arbeit von ſich weiſen, die ſie freilich auch dann nicht geleſen haben würden, wenn ſie in gar keiner Beziehung zu jenem großen Dichter ſtände.

Man würde übrigens irren, wenn man meinte, dieſe Tragödien ſeien Nachahmungen Shakeſpeare's; in Beziehung auf poetiſche Form ſtehen ſie vielmehr dem Sophokles näher als dem britiſchen Dichter. Ihren Inhalt verdankt der Verfaſſer faſt ausſchließlich eigenem gründlichen Studium der römiſchen Geſchichtsſchreiber, und die gelungenſten Theile ſeiner Arbeiten ſind diejenigen, die mit Shakeſpeare gar nichts gemein haben. Indeſſen war der Dichter freilich nicht immer ſtark genug, ſeine Darſtellung ganz unabhängig von der des alten Muſters zu halten, in einzelnen Scenen wird man ſo lebhaft an dieſe erinnert, daß man ſich unwiderſtehlich verſucht fühlt, Vergleichungen anzuſtellen, die der Wirkſamkeit des neuern Gedichtes nachtheilig werden.

Das uns heute vorliegende Gedicht führt den Titel: „Brutus und Caſſius",

Tragödie in fünf Akten mit einem Vorspiel (Leipzig bei Fries). Brutus und Cassius waren Reactionäre, und zwar aristokratische Reactionäre, welche einen Bund des Militair-Despotismus mit der Demokratie zu bekämpfen hatten. Sie waren in dem Irrthum befangen, daß die von Bürgertugend und Vaterlandsliebe beseelte Aristokratie, welche Rom Jahrhunderte lang ruhmvoll beherrscht hatte, sich aus ihrem Grabe wieder heraufbeschwören ließe. Sie wähnten, Cäsar sei der einzige Widersacher dieser Aristokratie, und wurden zu spät inne, daß die Nachkommen jener Edlen entartet waren, und daß in dem römischen Reiche, wie es nun einmal war, keine andere Staatsordnung sich mehr herstellen ließ, als die, welche alle Bewohner desselben in gleicher unbedingter Weise einem einzelnen Herrscher unterordnet.

Eine der wesentlichsten Eigenthümlichkeiten jener alten glänzenden Aristokratie war es gewesen, daß viele ihrer Mitglieder sich in gleicher Weise durch Bürgertugend und durch kriegerische Tüchtigkeit auszeichneten, diese beiden Eigenschaften schienen aber in dem neuen Rom fast unvereinbar zu sein; man sah nur noch ehrgeizige Krieger, welche jede Gelegenheit, sich über das Gesetz zu stellen, eifrig wahrnahmen, und friedliche Bürger und Beamte, die jedem Machthaber in gleicher Weise zu Gebote standen. Und selbst unter den Freunden des Brutus und Cassius waren nur wenige, welche in Krieg und Frieden gleich tüchtig gewesen wären. Marbach schildert uns daher in den beiden bedeutendsten Gestalten, die er dem Brutus zur Seite stellt, den Cassius und den Cicero, einen Feldherrn, dem es außerordentlich schwer wird, Gesetz und Recht zu achten, obgleich er sich selbst zum Rächer des verletzten Rechtes aufgeworfen hat, und einen gelehrten Staatsmann von wackerer Gesinnung, aber ohne Thatkraft. Es ist eine bezeichnende Eigenthümlichkeit der neuern Tragödie, daß sie dieser letztern Gestalt das ihr gebührende Recht zugesteht, während Shakespeare, als Sohn seiner rauheren Zeit, dergleichen Charaktere fast immer nur ironisch darstellt, z. B. wie Polonius.

An der Spitze der siegreichen Gegenpartei erscheinen natürlich Antonius und Octavian; Beider wirksamste Waffe ist die Schlauheit. Sie unterscheiden sich nur dadurch, daß Antonius schon im Beginn des Stückes als vollständig geschulter Diplomat auftritt, während Octavian erst im Verlaufe desselben sich ausbildet. Von Antonius wird folgende Charakteristik entworfen, die lebhaft an einen jetzt Lebenden erinnert:

— — — D'rum hetzt er die Parteien
Im Stillen auf einander und begünstigt
Die einen heut, die andern morgen: Argwohn
Soll hindern, daß sie zur Besinnung kommen,
Und Eifersucht sie blenden, daß sie nicht
Das falsche Spiel bemerken, das er treibt.
So will er seine Gegner, einen nach
Dem andern, überlisten, — jeder soll
Als Retter vor dem andern ihn betrachten,
Und unterthänig seiner Macht sich beugen.
Nicht Frieden will er — allgemeine Feindschaft!

Lächelt Anton, ſo hat er Mordgedanken,
Und wenn er zornig tobt, ſo hat er Furcht.
Sein ganzes Thun und Treiben, planlos ſcheint's,
Und doch iſt ſeines Zwecks er ſich bewußt,
Nur nicht der Mittel! Jedes iſt ihm recht,
Das einen Finger breit ihm weiter hilft.
Er wählt die Mittel nicht, was eben ihm
Zur Hand, das nimmt er, wirft es fort, ſobald
Ein ſcheinbar ſchneller wirkendes ſich bietet.
Er iſt Niemandes Freund, Niemandes Feind;
Wen heut er auf den Tod verfolgt, dem reicht
Er morgen ſchon verſöhnt die Hand, um den,
Der heut ſein Freund ſich dünkte, zu verderben.

Einer der merkwürdigſten Parteigänger dieſer Machthaber iſt Calanus, der entartete Ariſtokrat, der in ihr Lager übergegangen iſt und zwar keine ariſtokratiſche Tugend, wohl aber ein tüchtiges Maaß von Unverſchämtheit mit ſich führt. Dieſe Geſtalt iſt unſerem Dichter vorzugsweiſe gelungen, und eine Schmähredе, mit welcher dieſer Ueberläufer eine Anklage des Cicero gegen Antonius beantwortet, gehört zu den merkwürdigſten Stellen der Tragödie.

Außer den Charakteren des Cicero und Calanus gehören noch einige andere Nebengeſtalten, und unter ihnen namentlich Fulvia, die Gemahlin des Antonius, unſerem Dichter eigenthümlich an, und ſie allein würden hinreichen, um ſeiner Arbeit einen ſelbſtſtändigen Werth neben der des Shakeſpeare zu ſichern, aber auch in der Charakteriſtik aller übrigen Perſonen und in der Behandlung der einzelnen Scenen der neuen Dichtung findet ſich ſo viel Eigenthümliches, daß dieſe nothwendig als eine weſentlich ſelbſtſtändige anerkannt werden muß. Die hier folgende Beſchreibung der Schlacht von Mutine mag von der poetiſchen Kraft unſeres Dichters Zeugniß ablegen, inſoweit dies eine aus dem Zuſammenhange herausgeriſſene Stelle vermag:

Ein breiter hoher Damm von Stein durchſchneidet
Das weite Sumpfland von Bononia,
Und rechts wie links von ihm entbreitet ſich
Ein wogend Meer von Schilf, auf dem der Blick
Ermattend ſchweift. Dort zogen unſre Krieger.
Unheimlich raſchelts jetzt im dürren Schilfe,
Bald hier, bald dort — das Auge folgt dem Ohr,
Und ſieh: da ſtrahlts hervor wie Lanzenſpitzen,
Und wirft der Sonne gleißend Bild zurück
Von Helmen und von Schilden. Einer zeigt's
Dem Andern. Hin zu Panſa fliegt die Kunde,
Der hoch zu Roß voran dem Zuge war.
Er hält und ſchaut umher; die Augen leuchten
Wie Feuerzeichen ihm. Es ſteht die Schaar
Lautlos und ſpäht und horcht. —
Da hallt entgegen auf dem Felſendamme
Klirrender Schritt, ein längſt bekannter Ton.
Von rechts und links auch rauſchts herbei im Schilfe.
Die Feinde ſtürmten an von allen Seiten:
Wir waren hinterliſtig eingeſchloſſen.

Da — mitten aus der Schaar der Unſern, die
Bereits die Schwerter zücken, vor die Bruſt,
Die Schilder ziehn, erſchallt ein lauter Ruf:
„Die junge Mannſchaft rückwärts! Alte vor!
Gebt das Gepäck den Neugeworbnen mit!“
Kein Feldherr war's, der dieſen Ruf erhoben,
Doch ſchnell gehorcht ihm Alles. Panſa ſprang
Vom Roſſe jetzt und rief: „Die erſten fünf
Cohorten von der Martiſchen Legion
Mit mir nach links! die andern rechts! die Garde
Des Cäſar vorwärts und die Straß' entlang!“
Das ward befohlen und geſchah; kein Wort
Ward ſonſt noch laut, nicht Feldgeſchrei
Und nicht Trommetenruf, denn Jeder wußte:
Der Feind, der ihm entgegen ſtand, war keiner,
Der ſich erſchrecken ließ, und Cäſars Krieger
Bedurften keines Zurufs und Befehls.
Jedweder wußt auf beiden Seiten ſelbſt
Was ihm zu thun geziemte. Standen doch
Auf beiden Seiten Julius Cäſars Krieger,
Auf unſrer, auf Antons, die hundert Schlachten
Schon ſiegreich mit einander durchgekämpft.
Zum erſtenmale ſchauen heute ſie
Als Feind einander Aug in Aug und beben
Vor Kampfbegier. In Haß verkehrte Liebe
Hetzt auf einander ſie. Dieſelbe Liebe
Zum großen Feldherrn, der unſterblich ſie
Gemacht hat, trieb die Einen zum Anton,
Die Andern zu dem Namenserben Cäſars.
Jedweder Theil iſt ſeiner Treue ſich
Bewußt und glaubt vom andern ſich verrathen.
Sie wollen rächen ſich, den Cäſar, Rom
An den Verräthern, die ſie doch noch lieben
Als Eines Vaters, Eines Landes Söhne.
Ein Gottesurtel ſoll ihr Recht beweiſen:
Die Tapferſten, die Sieger haben Recht —
Die welche leben; wer nicht ſiegt, der ſtirbt!
Das war der Sinn des Kampfs vor Mutina,
Der keine Schlacht zu nennen war, der ganz
Dem blutigen Kampfe glich von Gladiatoren
Im Circus, wo das ganze Römervolk
Verſammelt war als Richter, um den Preis
An Die zu geben, die durch Tapferkeit
Als Cäſars beſſere Söhne ſich bewährten.
Sie brauchten weder Pfeil noch Spieß im Kampfe;
Mit ihren kurzen Römerſchwertern gingen
Sie gegenſeitig aufeinander los,
Um kunſtgerecht den Gegner abzuſchlachten.
Paarweis geſellt im Zweikampf ſtanden ſie
Und drangen ein, und athemlos geworden
Traten zurück ſie, drangen wieder vor,
Bis Einer lautlos niederſank ins Blut,
Und über ihn der Andre ſchweigend ſchritt
Um einen neuen Gegner ſich zu ſuchen.

Doch nirgens kämpfen gegen Einen zwei.
Antonius Garde wurde aufgerieben
Von Cäsars Garde. Keine Furcht und keine
Verfolgung.

Die poetiſche Bedeutſamkeit der vorliegenden Tragödie überſieht man indeſſen erſt dann vollſtändig, wenn man in Betracht zieht, daß ſie eben ſo wohl ein Gemälde gegenwärtiger als vergangener Zuſtände iſt. Die Zeit des Auftauchens des römiſchen Imperialismus iſt in der That der Gegenwart ſehr ähnlich, in welcher ebenfalls der Imperialismus als traurige Nothwendigkeit ſich aufdrängt. Die ſittlichen Grundlagen der Menſchheit ſind heut zu Tage ſo ſchwankend geworden, wie damals; Frivolität und Blaſirtheit beherrſchen die Gemüther, wie damals; mit den ewigen Ideen, deren Anerkennung allein dem menſchlichen Leben Würde verleiht, treibt eigennützige Schlauheit, jetzt wie damals, ein ſchändliches Spiel. Daneben finden ſich jetzt, wie damals, zwar Menſchen von edlerer Geſinnung, welche dieſe Entartung der Mehrzahl als ſolche erkennen und ihr entgegen zu wirken ſuchen, aber ſie ſind entweder vereinzelt und machtlos, oder ſie entbehren auch wohl der erforderlichen Thatkraft, um über ein unfruchtbares Bedauern hinaus zu kommen. Die vorliegende Tragödie, welche dieſe Zuſtände lebendig und ergreifend ſchildert, würde, angemeſſen dargeſtellt, ſicher eine bedeutende Wirkung hervorbringen; da aber unſere Bühnen, wie bereits erwähnt, von der Blaſirtheit der Zeit nur allzuſehr angeſteckt ſind, ſo iſt es freilich nicht ſehr wahrſcheinlich, daß es dem Verfaſſer gelingen werde, ſeine Dichtung zur Aufführung zu bringen.

Literariſches.

Die Aufgabe Preußens gegenüber der Schrift des Miniſters von Bruck: „Die Aufgabe Oeſterreichs". Halle bei Pfeffer.

Dieſe kleine Schrift beſchäftigt ſich bei weitem mehr mit der Aufgabe Oeſterreichs als mit der Preußens. Der Verfaſſer widerlegt die Anſichten Brucks, welcher behauptet hatte, die öſterreichiſche Regierung habe nur Religionsfreiheit und eine Conſtitution zu gewähren, um ſo dann mit Glanz an die Spitze Deutſchlands zu treten. Unſer Verfaſſer bezweifelt zunächſt, daß die öſterreichiſche Regierung im Stande ſei, ſchon in der nächſten Zukunft Religionsfreiheit und eine freiſinnige Verfaſſung zu gewähren, und meint dann, daß Oeſterreich, ſelbſt wenn dies geſchehe, dennoch mit ſeiner überwiegend nichtdeutſchen Bevölkerung nicht geeignet ſei, an der Spitze Deutſchlands zu ſtehen; Preußen dagegen habe ſchon Alles, was Oeſterreich nach Brucks Anſicht ſich erſt aneignen ſolle, und ſei vermöge ſeiner faſt ganz deutſchen Bevölkerung offenbar dazu beſtimmt, die deutſchen Angelegenheiten zu leiten. Zugleich ſucht er aber auch die Beherrſcher der kleineren deutſchen Staaten zu beruhigen. Preußen, ſagt er, wolle nur moraliſche Eroberungen machen. „Bei den jetzigen Verhältniſſen ſind gewaltſame Unterjochungen oder, wie man ſich ausdrückt, Mediatiſirungen kleinerer deutſchen Länder ſeitens Preußens nicht zu fürchten. Dieſes bedarf das nicht, iſt ſtärker im richtigen bundesſtaatlichen Verhältniſſe zu ihnen und würde ſeine „moraliſche Eroberungen"

dadurch vernichten, sich begründete Feindschaft in Deutschland und Gefahren im Auslande zuziehen."

Ein gewandter Schriftsteller ist der Uebersetzer keineswegs; selbst mit der deutschen Grammatik lebt er in Unfrieden, wie schon die hier mitgetheilte Stelle beweist.

Correspondenzen.

Aus der Hauptstadt.

Den 29. September.

In dem Befinden Sr. Majestät des Königs ist im Laufe der letzten Woche nichts Bemerkenswerthes vorgefallen. Das schöne Wetter begünstigt den für den hohen Kranken so nothwendigen Aufenthalt im Freien. Die gewöhnlichen Promenaden werden deshalb so weit ausgedehnt, als es die Länge des Tages gestattet. In Folge dessen erfreuen Se. Majestät Sich eines gesunden Schlafes und guten Appetites.

S. K. H. der Prinz-Regent ist am Montag Abend zunächst zur Begrüßung Ihrer Majestät der Königin Victoria nach Aachen abgereist.

S. K. H. der Prinz Albrecht, welcher sich von dem Manöver bei Wittstock zu einem Besuch an den Großherzoglichen Hof nach Neustrelitz begeben hatte, kehrte am Freitage hierher zurück.

JJ. KK. HH. der Prinz und die Frau Prinzessin Friedrich Wilhelm trafen am Montag Nachmittags mit dem kleinen Prinzen hier ein und reisten am folgenden Abende über Frankfurt a. M. an den Herzoglichen Hof nach Koburg ab.

S. K. H. der Prinz Friedrich Karl begab sich am Montage früh in Folge einer Einladung von S. K. H. dem Großherzoge von Mecklenburg-Schwerin zur Jagd nach Ludwigslust.

An demselben Tage Abends trat Ihre Kaiserliche Hoheit die Großfürstin Helene Höchstihre Rückreise nach St. Petersburg an, und zugleich reiste ihre Kaiserliche Hoheit die Großfürstin Katharina, Gemahlin Sr. Hoheit des Herzogs von Mecklenburg-Strelitz, nach Neustrelitz ab.

Die Unterhandlungen zwischen Oesterreich und dem Zollverein in Betreff weiterer Verkehrs-Erleichterungen und endlicher Zolleinigung werden zwar fortgeführt, doch geschieht dies, wie es scheint, nur, um dieselben überhaupt nicht fallen zu lassen. Was Oesterreich zunächst erstreben will, wird der Zollverein nicht gewähren können: Herabsetzung der Durchfuhrzölle. Es drängt sich hierbei die Frage nach der Thätigkeit der Commission auf, die auf Befehl Sr. Majestät des Königs etwa im Jahre 1856 unter dem Vorsitz des General-Steuer-Director v. Pommer-Esche zusammentrat, und zu welcher der Cabinetsrath Niebuhr, als mit den Intentionen Sr. Majestät des Königs vertraut, wie Räthe der vier Ministerien, der Finanzen, des Handels, des Auswärtigen und der Landwirthschaft gehörten. Die Aufgabe dieser Commission war, die Principien aufzusuchen, nach welchen der niedrige Tarif von 1818 aufgestellt war. Seit Jahren haben wir nichts von der Thätigkeit dieser Commission, aber auch nichts von ihrer Auflösung vernommen. Wir kommen auf diese Commission um deswillen zurück, weil die Eventualität, die der Berufung derselben zum Grunde gelegen, nach unserem Ermessen keineswegs beseitigt, vielmehr in den Vordergrund getreten zu sein scheint.

Domainen-Verkauf gehört allerdings zu den nothwendigſten Handlungen conſtitutioneller Staatsweisheit; indeſſen ſind wir doch der Meinung, daß das Gerücht, als wären in letzter Zeit mehrfache Domainen-Verkäufe in Preußen vorgekommen, der Begründung entbehren dürfte, indem unſeres Wiſſens die Circular-Verfügung an die Regierungen nicht zurückgezogen worden iſt, nach welcher dieſe ſich aller Anträge auf Verkäufe von Domainen zu enthalten haben. Dieſe Verfügung deutet augenſcheinlich darauf hin, daß die Staatsregierung keinen Verkauf von Domainen will, und wird doch auch dem Herrn v. Patow nicht unbekannt ſein.

Mit beſonderer Zärtlichkeit und Hingebung ſchwärmte die „Familie Lette," eine beſondere Spielart der Büreaukratie, noch jüngſt für Parzellirung, und wir hatten alle Hände voll zu thun, ihrer Thätigkeit, ſo viel an uns, Schranken zu ſetzen. Aber all' Ding hat ſein End', auch das Parcelliren; dennoch will man arbeiten und leben: man legt ſich alſo um ſo mehr mit Enthuſiasmus auf's „Zuſammenlegen". Selbſtverſtändlich haben wir dagegen nichts einzuwenden, aber auch hier glauben wir vor dem Zuviel warnen zu müſſen. Wir hatten ſchon Gelegenheit, unſere Genugthuung über die Zuſammenlegungen in der Provinz Sachſen, in den Hohenzollerſchen Landen und am Rhein auszuſprechen, wenn es aber wahr ſein ſollte, daß man mit der Abſicht umgeht, den Sinn für Zuſammenlegung in der Rheinprovinz durch Aufſtellung einer großen Landwirthſchaft daſelbſt nach Art der öſtlichen Provinzen zu heben, ſo möchten wir doch in Berückſichtigung der concreten Verhältniſſe warnen, nicht allzu bedeutende Koſten auf Erwerbung dieſes Lockvogels zu verwenden.

Der Doyen des hieſigen diplomatiſchen Corps, der niederländiſche Geſandte Baron v. Schimmelpenning, hat ſich in dieſen Tagen nach der Nieder-Lauſitz begeben, um dem früheren Miniſter-Präſidenten und Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten Frhrn. v. Manteuffel auf ſeinem Landſitze Kroſſen einen perſönlichen Beſuch abzuſtatten. Wir können uns nur darüber freuen, wenn auch unter den am hieſigen Hoflager accreditirten Geſandten die Erinnerung an die namhaften Verdienſte nicht erloſchen iſt, welche ſich der Baron v. Manteuffel bei ſeiner Leitung der auswärtigen Verhältniſſe unbeſtritten erworben hat.

Aus Paris.

Im September.*)

Daß ſich bei Ihnen dort noch immer Leute finden, die da glauben, es ſei hier mit der Erwerbung des linken Rhein-Ufers am Ende doch ſo gar ernſt nicht gemeint, begreift ſich. Natürlich, ſie haben das in dieſer Beziehung von dem Kaiſer in Baden mehr als ſieben Mal in einem Athemzuge ausgeſprochene „abſurd" gehört; ſie haben aus des treuen Perſigny Rede vernommen, daß heut zu Tage der Rhein keine ſtrategiſche Linie mehr bilde, das will ſagen, daß auch ohne denſelben genugſam annectirt, nationaliſirt und revolutionirt werden könne; ſie träumen Wunderdinge von Teplitz und Warſchau, und doch — trotz des vielgerufenen „abſurd", trotz der ſtrategiſchen Rhein-Linie, trotz aller Teplitzer und Warſchauer Myſterien und Wunderdinge ſprach und ſpricht man hier mehr als je von der Rhein-Gränze, von der franzoſenfreundlichen Geſinnung der Rhein-Provinzen — vielleicht ſieht man in dieſem Punkte die Kölniſche Zeitung als die Vertreterin der Rhein-Provinzen an — welche ſehnlichſt der Stunde harren, die ſie mit Frankreich verbinden ſoll.

*) Nicht von unſerem gewöhnlichen Correſpondenten. D. R.

„Verlaſſen Sie Sich darauf" — wie Herr v. Vincke ſagt — in den verſchiedenſten Kreiſen wird die „Rhein-Frage" jetzt noch eben ſo lebhaft verhandelt, wie bald nach dem Frieden von Villafranca, wo ſie zuerſt in den Vordergrund trat. Und bei Hofe? —

Geſtatten Sie mir, Ihnen eine in dieſer Beziehung nicht unintereſſante Geſchichte mitzutheilen.

Bald nach ſeiner Rückkehr aus Baden war Tafel beim Kaiſer. Marſchälle und Generale, unter dieſen aber dieſes Mal nur die bevorzugteſten und vertrauteſten, waren zu Gaſt geladen.

Was Henker! höre ich Sie, mich unterbrechend, ausrufen, was wiſſen Sie uns aus dem Kreiſe der Auserwählten des Kaiſers zu berichten! Sie waren ſelbſt doch Keiner der Mitſpeiſenden, und wer kann Ihnen aus ſolch einer Geſellſchaft Notizen gegeben haben!

Bedenken Sie gefälligſt, erwidere ich Ihnen, daß es bei Kaiſerlichen wie überhaupt an den Tafeln großer Herrſchaften zweierlei Individuen giebt, ſolche nämlich, die *an* dem Tiſche *ſitzen*, und ſolche, die *hinter* dem Tiſche *ſtehen*, und daß dieſe Letzteren auch Menſchen mit Ohren und Augen ſind.

Alſo der Kaiſer befindet ſich unter ſeinen Getreuen und Bewährten. Pelliſſier ſitzt ihm vis-à-vis, Mac-Mahon zur Seite. Er beginnt ſeine eben beendete Badener Reiſe zu ſchildern! Er beklagt ſich gar bitter über die guten Deutſchen, denen franzöſiſche Manieren beizubringen es endlich Zeit werde, denn ſie hätten keine Idee davon, einen franzöſiſchen Imperator zu empfangen. Kein Enthuſiasmus — Alles kühl, froſtig, langweilig! Eben dieſer Langweiligkeit wegen, fahren Seine Majeſtät fort, wären Sie gezwungen geweſen, das Doppelte von Dem in Cigarren zu conſumiren, was Sie in Paris zu verbrauchen nöthig hätten, denn ohne den fortwährenden Genuß der Cigarre wäre die deutſche Langweiligkeit vraiement! unerträglich geweſen.

Von allen Seiten wird dem in Baden Gelangweilten Beifall zugenickt. Darauf läßt der Selbſtherrſcher die deutſchen Fürſten der Reihe nach an ſeinem inneren Auge vorüberziehen. Dem Einen derſelben vergönnt er eine eingehende Betrachtung, mit dem Anderen iſt er bald fertig, und das Reſultat ſeiner Erforſchungen und Betrachtungen iſt, daß ſie ſich ſämmtlich im Ganzen gleichen, ja er findet, daß ſie insgeſammt *deutſche* Fürſten ſind, Männer, mit denen zufrieden zu ſein er ſo wenig Urſache hat.

Pelliſſier, Mac Mahon und die Uebrigen lächeln, ſie lächeln bedeutungsvoll, trinken und — denken an den Rhein und ſeinen Wein.

Da wird es ruhig für den Moment. Der Kaiſer blickt vor ſich hin, ernſt und nachdenklich; die Marſchälle thuen es ihm nach. Es iſt ein tiefes, bedeutſames Schweigen. Da plötzlich hört man aus dem Nebenzimmer, in dem Lakaien und Diener und Jäger ihrer Gebieter warten, Trommelton. Der Adjutant vom Dienſt eilt nach der Thür, um zu ſehen, was das zu bedeuten, und — der kleine Tambour, der kaiſerliche Prinz in der Uniform ſeines Grenadier-Regiments, macht durch jenes Domeſtiken-Zimmer die Ronde und „geht wirbelnd auf und ab."

Vive le Rhin! ruf er auf einmal und wirbelt und trommelt, und —

Vive le Rhin! wiederhallt es dort drin an der kaiſerlichen Tafel.

„Pelliſſier", wendet ſich darauf fragend der Kaiſer an den Herzog, ihn feſt in's Auge faſſend, „ſagen Sie, Pelliſſier, werden Sie den Rhein erobern?"

„*Ja, Majeſtät, das werde ich!*" erwidert mit feſter Stimme der beharrliche Erſtürmer des Malakoff, „*ich werde ihn erobern, mein Wort darauf! Und nie will ich Paris wiederſehen, ſollte er nicht der unſere werden.*"

Und ſeine Worte hörte der Kaiſer und die Uebrigen der Tafel, und es hörten ſie auch die Lakaien und die Diener und die Jäger im Nebenzimmer.

Aus Paris.

24. September.

„Ach, da kommt der Meiſter. Herr, in Deiner Abweſenheit hat ſich der revolutionäre Beſen geſpalten; es ſind jetzt zwei Beſen auf dem Platz, und die Fluthen, die ſie herbeiſchleppen, drohen uns ſelber zu überſchwemmen. Der eine Beſen fegt von Neapel herauf, der andere wirthſchaftet im Kirchenſtaat. Ich habe ihnen meine Unzufriedenheit zu erkennen gegeben, ich habe vom zweiten mein Angeſicht abgewendet, aber je mehr ich mit Ungnade drohe, deſto böſer tobt er umher. Herr, die Noth iſt groß, nun ſprich das Wort aus, worauf Beide wieder das werden, was ſie geweſen, und verſcheuche ſie in die Ecke."

„„Ich werde mich wohl hüten, das zu thun. Je mehr Beſen, deſto beſſer. Uebrigens täuſcheſt Du Dich, wenn Du glaubſt, daß Beide das Revolutionswaſſer herbeitragen. Der Eine thut's allerdings, aber der Andere wirbelt nur Staub auf, den ich brauche, um ihn den Leuten in die Augen zu ſtreuen. Gäbe es nur den einen großen Beſen, ſo würden ſich die Herrſchaften ermannen, aber der andere macht ſie irre, zumal, da ſie glauben, daß er dem großen in die Quere kommen werde. Ja, was noch ſchöner iſt, ſie bilden ſich ein, daß der Große mich zuletzt ſelber überſchütten und mir den Kopf waſchen werde. Und da ſind ſie wahrhaftig im Stande, ſeinen Verrichtungen mit Wohlgefallen zuzuſehen. Alſo gönnen wir den Beiden noch eine Weile ihr ſeparates Leben. Nachher freilich, wenn das Urtheil recht verwirrt iſt, werde ich das Zauberwort ſprechen, das ſie wieder einigt. Und dann werde ich den Knecht in die Ecke weiſen, aber nicht in die Ruheecke, ſondern in die venetianiſche.""

„Ich beuge mich der höchſten Weisheit. Ich fühle, daß mein eigenes Denken dem des Meiſters gegenüber ein Nichts iſt. Und von Tag zu Tag fühle ich es ſtärker: Wo Nichts iſt, da fängt des Kaiſers Recht an."

Aus London.

Den 24. September.

Der Name der Stadt Gravesend, wo die Königin am Sonnabend in See ging, hat einen romantiſchen Klang. Ueberſetzt man ihn nach den Buchſtaben, ſo bedeutet er des Grabes Ende: er erinnert alſo an Auferſtehung, an Auftauchen aus Finſterniß und Zerrüttung, der Deckel zerſpringt, unter dem bisher das Recht und der kräftige Entſchluß eingeſargt lag. Forſcht man jedoch genauer nach der Wurzel des Wortes, ſo hört die Romantik auf. Die Stadt hieß nämlich einfach Graſesend, Gerichtsbarkeitende, weil ſie derjenige Hafen war, bis zu welchem ſich die Jurisdiction der Waſſerbehörde von London erſtreckte. Ende der Gerichtsbarkeit? Nicht blos der Londoner, ſondern auch der engliſchen? Ende des Urtheils und Anfang der Entſcheidungsloſigkeit? Iſt es hinter Graſesend mit dem läſtigen Grafenthum vorbei, damit die gemüthliche Privatfreude und die neutrale Converſation beginne? Ich leſe im „Standard", daß Lord John Ruſſell, welcher am Abfahrtsplatze in Gravesend die Königin erwartete, um ſich der Reiſegeſellſchaft anzuſchließen, in dem regneriſchen Winde, der den Tag auszeichnete, bebte, daß er

einen „unnatürlich hohen Hut" auf dem Haupte und einen wunderbar großen zinnernen Depeſchenkaſten unter dem Arme trug. Die Beſchreibung giebt uns kein vielverheißendes Bild von dem diplomatiſchen Retter des Continents. Die Nebeneinanderſtellung des unnatürlich hohen Hutes und des zinnernen Depeſchenkaſtens bedeutet offenbar, daß Ruſſell zwar verſuchen wird, den Continent unter einen Hut zu bringen, daß aber aus dem ganzen Geſchäft nichts weiter folgen wird, als die Verfertigung einer erklecklichen Menge diplomatiſcher Schriftſtücke. In der That, was kann Lord John Ruſſell den feſtländiſchen Staatsmännern bieten außer Ermahnungen zur Geduld? Er glaubt, das Kaiſerthum ſei in ſo viel Schwierigkeit verwickelt, daß man nur ſich ſtille zu verhalten brauche, um es verenden zu ſehen. Im Innern laborire es an dem Widerſpruch zwiſchen Friedenstheorie und Kriegesbedürfniß, der es aufreiben werde, falls man ihm keinen Anlaß zum Kampfe biete. In Italien ſtehe ihm ein Conflict mit der Partei der Unitarier bevor. In Syrien finde es Nichts zu thun, — und blieben die europäiſchen Regierungen einig, ſo könne man es nach dem Verlauf von kurzen vier Monaten in aller Höflichkeit zum Rückzuge aus den occupirten Plätzen zwingen. Das iſt von engliſchem Standpunkte aus ſehr klug gerechnet. England kann ſich's mit der Geſchichte bequem machen, das Feld ſeiner Thätigkeit iſt ausgedehnt, der Schatz ſeiner nationalen Kraft iſt reichlich verſorgt. Selbſt wenn ihm in europäiſcher Politik etwas Unangenehmes paſſirt, braucht es nicht gleich aufzufahren, denn es kann ſich durch Actionen in fernen Weltgegenden einen Erſatz verſchaffen. Anders ſteht es mit den feſtländiſchen Mächten. Ihnen iſt der Raum beſchränkt, und ſie müſſen mit ihrer nationalen Habe ſtreng haushalten. Ihnen brennt das Feuer auf die Nägel, ein kleiner Fehler im Rechnen kann ihnen verhängnißvoll werden, ein Mißgeſchick, welches England als ein unbedeutendes und ſchwindendes behandeln würde, kann über ihre Stellung entſcheiden. Paßt daher für England die Ruhe, ſo ziemt ihnen die wachſame, vorbeugende Thätigkeit. Da exiſtirt alſo ein Gegenſatz, der, wie wir denken, nicht anders zu löſen iſt, als indem man dem Geduldprediger Ruſſell mit dem Ausrufe antwortet: Grafesend! Es iſt für uns mit dem engliſchen Grafenthum zu Ende.

Börſen-Revue.

(Vom 19. bis 26. September.)

Es iſt etwas Eigenthümliches um die Politik der Börſen. Jede an ſich oft kaum wichtige Begebenheit übt einen Einfluß auf den Gang der Courſe, und was der Börſe heute günſtig erſcheint, kommt ihr morgen wieder ungünſtig vor, weil ſie über Nacht anders gelaunt geworden, oder an einer andern Börſe die Courſe darauf gewichen ſind. Und dabei giebt's doch noch immer Leute, welche die Politik nach den Courſen machen und die Begebenheiten nach dem Steigen und Fallen derſelben beurtheilen, die auf ewigen Frieden ſchwören, wenn Courſe 2 pCt. geſtiegen, und die Hannibal ante portas rufen, wenn ſie eben ſo viel gefallen ſind. Es iſt dies für den Spekulanten recht gut, der aus den Schwankungen der Courſe ſeinen Honig ſaugt, auch überhaupt wohl für's Allgemeine nothwendig; denn wenn Courſe ſich immer nach einer Richtung hin bewegten, würden bald alle Effecten unbezahlbar oder werthlos ſein. Aber für den ruhigen Beſitzer haben dieſe ſteten Schwankungen doch etwas ſehr Beunruhigendes, beſonders wenn

er täglich in den Courszettel ſieht und ſich jeden Nachmittag berechnet, um wie viel er heute wieder ärmer oder reicher geworden iſt.

Die Woche war aber auch reich an Gerüchten und Nachrichten. Lamoricière's Niederlage und Garibaldi's Erklärung, er wolle für jetzt keine Annexion, um ein Königreich Italien erſt in Rom zu proklamiren, und dann ſeine öffentlich verkündete Feindſchaft mit Cavour. Sollte es dem Revolutionshelden vielleicht nicht mehr conveniren, ſeinem Freunde Victor Emanuel eine italieniſche Provinz nach der anderen als fertiges Ragout zu präſentiren und ihm dann „geſegnete Mahlzeit" zu wünſchen? Sollte Garibaldi ſo wenig Egoismus beſitzen, und dabei gar nicht an ſich denken? Italien als Republik würde jedenfalls für Garibaldi beſſer rentiren, und die ſichtliche, herzliche Freude, mit welcher er Mazzini in Neapel empfing und ſich lange mit ihm unterhielt, mögen nicht ohne Einfluß auf dieſe veränderte Erkenntniß geweſen ſein. Wenn aber die Börſen daraus momentan die Anſicht gewonnen hatten, es würde nun vorläufig Venedig von dem Eindringen der Revolution und ihrer Heerſchaaren verſchont bleiben, und Oeſtreich daher für jetzt nicht in Krieg verwickelt werden, ſo widerſpricht dieſer Anſicht wohl die verſchärfte Wachſamkeit Oeſtreichs an der venetianiſchen Grenze, und dürfte ſie eben ſo wenig Geltung haben, wie die Meinung Derer, die aus der Komödie mit der Abberufung des franzöſiſchen Geſandten aus Turin eine ernſte Unzufriedenheit Louis Napoleons mit dem Einrücken der Piemonteſen in den Kirchenſtaat ableiten wollten, während dieſer den Schutz, den er dem Papſte zugeſichert hat, dazu benutzt, eine Stadt des Kirchenſtaats nach der andern den Piemonteſen freundſchaftlich einzuräumen, bis er zuletzt den heiligen Vater ſelbſt in Rom nicht mehr für ſicher hält und, da er als älteſter Sohn der Kirche deſſen Schutz doch keinem Andern anvertrauen kann, ihn dann zu deſſen eigener Sicherheit mit nach Frankreich nimmt. Beachtenswerthes wäre wohl die Nachricht der Rückreiſe Koſſuth's nach England, da man daraus eher auf ein vorläufiges Aufgeben der Revolutionirung Ungarns ſchließen könnte; indeß dieſe Revolutionärs par excellence ſind ſtets überall und nirgend, und möglicher Weiſe dürfte dieſe Rückreiſe nach England nur eine Rollenvertheilung unter den dortigen Freunden bezwecken.

Der erſte Impuls der dieswöchentlichen Hauſſe ging diesmal von Paris aus. Durch die überwiegende Macht des napoleoniſchen Credit mobilier, welcher das ihm von ſeinen Actionairen anvertraute Geld dazu benutzt, die Cenſur an der Börſe auszuüben und jedem Baiſſe-Verſuche entgegenzuarbeiten, hatte die Börſe ſchon längſt ihre Selbſtſtändigkeit verloren — ein Zuſtand, der in der dauernden Stagnation der Courſe ſeinen deutlichen Ausdruck fand. Die von den Bädern und vom Lande mit neuen Lebenskräften zurückgekehrten Speculanten wollten aber doch gern wieder einmal Etwas unternehmen, was war alſo wohl natürlicher, als daß ſie, da die Speculation nach unten ſtets an den Geldklippen des Credit mobilier ſcheiterte, es nun einmal nach oben verſuchten, wo ſie der Unterſtützung dieſer Geldmacht ſicher waren? Da aber jede Speculation doch auf irgend Etwas baſirt ſein muß, ſo wurde die Reiſe des Kaiſers zur Conferenz nach Warſchau als Ausgangspunkt dazu benutzt, und weder die Ente, daß die Oeſtreicher den Mincio überſchritten, noch der ſchlechte Bankausweis, der — gewiß eine ſeltene Erſcheinung — eine Abnahme des Baarvorraths, des Wechſel-Porteſeuilles und der Noten-Circulation zugleich aufwies, waren im Stande, auf dieſe veränderte Richtung der Börſe eine mehr als ſchnell vorübergehende Wirkung zu äußern, ſelbſt der Touloner Schuß mußte ſich in ein Zeichen der Aufmerkſamkeit eines Gevatter-Poſtſecretair verwandeln und brevi manu mit einem „Paar Maulſchellen" — Knall auf Knall — paralyſirt werden. Zur Vervollſtändigung möge übrigens auch noch das Gerücht hier

Platz finden, daß Unterhandlungen mit Oeſtreich wegen Abtretung d. h. Verkauf Venetiens ſtattfänden, und zu dieſem Zwecke der Herzog von Galliera vom Credit-mobilier in beſonderer Miſſion an die öſtreichiſche Creditanſtalt nach Wien geſendet ſei! Das Reſultat der Woche war eine Hauſſe von 55 Centimen für die Rente, von 11 Franken für Credit-mobilier und eben ſo viel für „Autrichiens“ (Franzoſen); in gewöhnlichen Zeiten ein geringes, bei ſteten Kriegsbefürchtungen indeß ein ziemlich erhebliches Reſultat!

Die Wiener Börſe hatte ſich an einzelnen Tagen von der ſteigenden Bewegung ſo ſehr fortreißen laſſen, daß z. B. Creditactien, die vorher 6 Gulden gefallen waren, in einem Ruck wieder 10 Gulden ſtiegen; doch kam man dort bald zur Erkenntniß, daß für öſtreichiſche Effecten wohl in der That eine Berechtigung zur Hauſſe nicht vorliege, und die Courſe weiſen heute durchweg noch eine kleine Ermäßigung gegen vorigen Mittwoch auf. Der Streit Garibaldi's und Cavour's kann auch in der That Oeſtreich wenig Nutzen bringen, ſobald es ſich evidenter herausſtellt, daß Louis Napoleon und Victor Emanuel unter einer Decke ſpielen, während Erſterer die Maske des Erzürnten vornimmt und Oeſtreich auf Piemont zu hetzen ſucht, um dann mit ſeinen redlichen Abſichten, als welche man die Annexion Genua's und Sardinien's an Frankreich bezeichnet, deſto leichter hervortreten zu können. Neben ſeiner Stellung nach außen iſt es die Entwicklung ſeiner inneren Politik, auf welche die Staatsgläubiger bis jetzt aber mit vergeblicher Erwartung ſchauen, und aus den Reden des Grafen Rechberg und des Cardinal Rauſcher dürfte dieſe vor der Hand wohl kaum erfüllt werden. Sehr treffend iſt die Aeußerung des Grafen Wolkenſtein in der Reichsrathsſitzung vom 21. d. M. gegen Herrn v. Plener, der die Verhältniſſe von einer gewiſſen Höhe aus betrachtet wiſſen wollte, daß die Regierung ſich auf eine ſo hohe Höhe ſtelle, daß ſie darüber den klaren Blick in die Tiefe des Lebens verliert. Inzwiſchen hat der Reichsrath jedoch nichts weiter gethan, als daß er den Anſichten des Landes über die Politik der Regierung Ausdruck gegeben und zugleich ein trauriges Bild der innern politiſchen und finanziellen Lage Oeſtreichs vor den Blicken des In- und Auslandes aufgerollt hat. Oeſtreich iſt an ſeinen äußerſten Conſequenzen angelangt, die Steuerkräfte der einzelnen Länder ſind bereits in jeder Beziehung überſpannt, und es fehlen zum Helfen nicht nur Kräfte und Mittel ſondern auch Bereitwilligkeit und Vertrauen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß unter dieſen Umſtänden von einem mehr als vorübergehenden Aufſchwunge der Courſe nicht füglich eher die Rede ſein kann, als bis es der Staatsregierung gelungen ſein wird, dieſe zum Helfen unumgänglich nothwendigen Factoren wiederaufzufinden und wiederherzuſtellen.

Von der Londoner Börſe können wir nur das in voriger Woche Geſagte wiederholen. Die politiſche Unſicherheit des Continents hat keine andere Wirkung als eine Beſchränkung des Geſchäfts für weite Speculationen. Man hofft, es wird dieſen Winter wenigſtens zu keinem Krieg mehr kommen, kauft Conſols und discontirt billig, da der andauernde Goldzufluß die Keller der Bank immer mehr füllt.

Die hieſige Börſe fand in dem Steigen der Pariſer und Wiener Courſe eine Veranlaſſung, auch hier endlich einmal ihr ſchon ſo lange unterdrücktes Streben nach einer Bewegung nach oben zur Geltung zu bringen. Man prüfte nicht, man politiſirte nicht, wohl nur aus Furcht, dadurch zu einem entgegengeſetzten Reſultate zu gelangen, man ſtieg! Es entwickelte ſich eine rege Speculation in öſtreichiſchen Effecten, die Baiſſepartei ſuchte ſich ſchleunigſt zu decken und wendete ſich zur Hauſſe, man betrachtete alle eingehenden Nachrichten im günſtigen Lichte, und ſelbſt die Aeußerung des öſtreichiſchen Finanzminiſters, daß der troſtloſe Comitébericht „zu grell aufgetragen“ ſei, mußte als Motiv zur Hauſſe gelten. Für öſtreichiſche Effecten war indeß heute bereits wieder eine merkliche

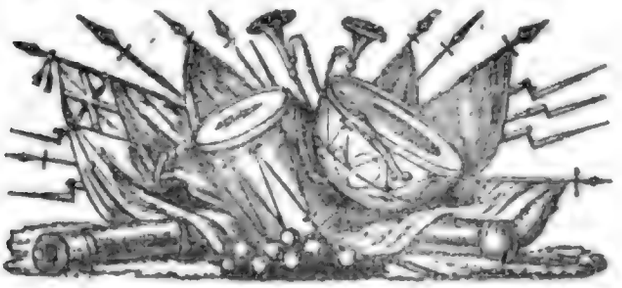
Erkaltung eingetreten. Die hinterliſtige Politik Louis Napoleons in Italien macht unſeren Börſenpolitikern viel zu ſchaffen und läßt ſie heute eben ſo ſehr auf eine ſchnellere Beendigung der italieniſchen Verwirrung hoffen, als morgen einen europäiſchen Krieg fürchten, und für öſtreichiſche Papiere hatten, mit Ausnahme von „Franzoſen", welche lediglich den Pariſer Notirungen folgten und 4 Thlr. ſtiegen, die Anſtrengungen der Hauſſe keine andere Wirkung, als daß ſie nach ſehr erheblichen Schwankungen (Credit-Actien 3, Fonds 1½ pCt) heute faſt noch unter den Stand vom vorigen Mittwoch zurückgingen. Eiſenbahnactien konnten ſich von dem Drucke der Freitagsbörſe nicht vollſtändig erholen und blieben heute meiſtens, trotz einer ſehr feſten Stimmung für dieſelbe, im Courſe gegen vor 8 Tagen zurück, nur Oberſchleſiſche und Rheiniſche, welche mehr der Spekulation angehören und zu Deckungskäufe Veranlaſſung gegeben hatten, ſind um 2 pCt. geſtiegen. Auch in Preußiſchen Fonds glichen theils Geldanlagen, theils Deckungskäufe nicht nur den früheren Rückgang aus, ſondern bewirkten noch eine Preiserhöhung von ½ à ¾ pCt, wogegen Prioritäts-Obligationen ſich zum Theil eher etwas niedriger ſtellten. Bank- und Crediteffecten behaupteten im Ganzen eine ſehr feſte Tendenz und blieben mit Ausnahme der Pommerſchen Ritterſchaftlichen Privatbankactien, welche ſich durch Verkäufe drückten, mehr oder weniger höher, namentlich Darmſtädter, Meininger und Schleſiſche Bankvereinantheile um 2 à 1 pCt. Eben ſo ſtiegen in Folge der Generalverſammlung der Moldauiſchen Nationalbank, welche für die Gläubiger dieſes Inſtitus erheblich beſſere Ausſichten bietet, Deſſauer Creditactien um 1 à 1½ und Landesbankactien um 1½ à 2 pCt. Auch Genfer Credit-Actien, die vorher 1 pCt. gewichen waren, ſtiegen wieder um 2 pCt. auf den Beſchluß der General-Verſammlung, die fälligen zwei Coupons der Actien je zur Hälfte zu bezahlen, obſchon ein ſolcher Beſchluß, die geringen Mittel des Inſtituts noch mehr zu ſchwächen, die Actien wohl gerade nicht beſſern kann. Einen erheblichen Rückgang erfuhren Hörder-Hüttenwerksactien, welche mehrfach zum Verkauf kamen und nicht eher Käufer fanden, als bis die Forderung der Verkäufer von 68 auf 62½ ermäßigt worden war.

Im Getreidegeſchäft war diesmal mehr Leben, beſonders für Roggen mehrfacher Abzug nach außerhalb, der eine Preiserhöhung von durchſchnittlich 1½ Thlr. für Locowaare und Termine zur Folge hatte. Rüböl war für nahe Termine feſt, für ſpätere eher etwas beſſer, auch Spiritus, der durch ſtarke Zufuhren für Locowaare und nahe Termine erheblich gedrückt war (Locowaare ging faſt um 1 Thlr. zurück), war für ſpätere Termine gefragter und nach Schwankungen von ½ Thlr. ſchließlich eher etwas höher als vor 8 Tagen.

Die heutigen (27) Nachrichten aus Conſtantinopel und Ancona hatten einen neuen erheblichen Rückgang der Courſe in Wien veranlaßt, durch den auch hier die Stimmung eine ſehr flaue wurde, und namentlich öſtreichiſche Effecten wieder bedeutend wichen.

Militärische Revue.

Sonntag, den 30. September 1860.



Avis. Beiträge ꝛc. für die militärische Revue werden unter der Adresse der Expedition, Kronenstraße Nr. 24, erbeten.

Geschichtskalender.

30. Septbr. 1745.	Schlacht von Soor: König Friedrich II. schlägt die Oesterreicher unter dem Prinzen Carl von Lothringen.
1. October 1756.	Schlacht von Lawositz. König Friedrich II. schlägt die Oesterreicher unter dem Feldmarschall Brown.
2. October 1761.	Gen.-Lieut. v. Platen entsetzt die durch Russen und Schweden belagerte Festung Colberg.
3. October 1813.	Treffen von Wartenburg: Gen. v. York schlägt die Franzosen und Italiener unter dem General Bertrand.
4. October 1760.	Feldmarschall v. Lehwaldt schlägt mit den Landwehr-Bataillonen und Reconvalescenten den Angriff der Oesterreicher und Russen unter den Generalen Lascy und Czerniczef auf Berlin zurück.
5. October 1675.	Die Brandenburger unter Kurfürst Friedrich Wilhelm erobern Wollin.
6. October 1706.	Die Preußen unter Fürst Leopold von Dessau erstürmen das Fort Ghera bei Pizzighetone.

Inhalt:

Der italienische Krieg von 1859. VII.
Tagesereignisse.

Der italienische Krieg von 1859
aus taktischem und strategischem Gesichtspunkte.

(Nach dem „Spectateur militaire", nebst Anmerkungen, Zusätzen, Karten und Plänen.)

VII.

Im österreichischen Hauptquartier wurde gleich nach dem Uebergange des General Benedek die Offensive auf dem rechten Po-Ufer definitiv aufgegeben und, wie bereits erwähnt, der General selbst mit seinem Corps auf das linke Ufer zurück genommen. Es machte sich in Lomello die Anschauung geltend, daß man den Franzosen gegenüber zu einer Offensive zu schwach sei, die Proviant-Colonnen seien nicht hinlänglich bespannt und die Armee in den Bergen auf dem rechten Ufer nicht zu ernähren. Man wollte in der Lomellina günstige Chancen abwarten, um diese „dann kräftig zu benutzen", und verlor hierüber die günstigste: den im Versammeln begriffenen, noch gar

nicht ſchlagfertigen Feind einzeln zu ſchlagen. Am 6. Mai wurde endlich ein neuer Entſchluß gefaßt. Die Armee ſollte die Seſia aufwärts marſchiren, bei Vercelli die Eiſenbahnbrücke paſſiren, die hinter der Dora-baltea vorhandenen oder die aus Caſale ausfallenden Truppen ſchlagen oder vernichten und gegen Turin avanciren. Das 7. Corps ſollte die Avantgarde bilden, die übrigen Corps folgen und nur das 8te eine Diviſion am Po zurück laſſen. Demgemäß beſetzte das 7. Corps am 7. Mai Vercelli und ſtellte ſeine Vorpoſten bis Caſcine di Stra. Die Brigade Gablentz wurde zur Deckung der linken Flanke nach Stroppiana, auf der Straße nach Caſale, detachirt. Das 2. Corps rückte von Sannazaro nach Nicorvo und Robbio (3½ Meilen), das 5. Corps nach Paleſtro, das 3. Corps nach Candia, das 8. mit einer Diviſion nach Mortara. Die Reſerve-Cavallerie war bereits am 6. von Tromello nach Nicorvo (zwiſchen Mortara und Robbio) marſchirt und ging heute bis dieſſeits Vercelli vor. Das Hauptquartier kam nach Mortara. Die Brücke von Cornale wurde abgenommen, und der Pontontrain marſchirte bereits in der Nacht vom 6. zum 7. nach Paleſtro ab, wo eine Brücke über die Seſia geſchlagen wurde.

Am 8. ſetzte man die Bewegung fort. Das 5. Corps benutzte dieſe Brücke und ging nach Aſigliano. Die Brigade Gablentz vom 7. Corps ſollte von Stroppiana aus den Brückenkopf von Caſale recognosciren, erhielt dann den Befehl, Kehrt zu machen und zu ihrem Corps nach S. Germano zu marſchiren. Sie hatte 4½ Meilen zurücklegen müſſen und traf erſt in der Nacht in S. Germano ein. 2 Bataillone des 7. Corps waren bis Biella vorgeſchoben, ſo daß dies Corps an dieſem Tage von Biella bis Caſale (8 Meilen) auseinander ſtand. Das 2. Corps rückte bis Vercelli, das 8. bis Robbio, das 3. bis Paleſtro. Die Arrieregarde war bei Torre di Beretti zurück geblieben, um das Sprengen der Eiſenbahnbrücke bei Valenza zu decken, von welcher zwei Bogen erſt des Mittags geſprengt werden konnten. Das Hauptquartier kam nach Vercelli. —

Am 9. Mai Morgens wurde die Bewegung wiederum fortgeſetzt, als gegen Mittag plötzlich ein Umſchwung im Hauptquartier eintrat und den meiſt noch auf dem Marſche begriffenen Truppen der Befehl zur ſchleunigſten Umkehr zugefertigt wurde. Das 7. Corps war bereits bis Santhia gekommen und hatte ſeine Vorpoſten am Naviglio di Cigliano, welcher die Eiſenbahn von Cigliano über Santhia bis Vercelli begleitet und die Dora-baltea mit der Seſia verbindet, ausgeſetzt. Es mußte Kehrt machen und bis Vercelli zurückgehen, ohne ſein rechtes Seitendetachement, welches auf dem halben Wege von Santhia nach Ivrea vor war, abwarten zu können. Das 5. Corps war gegen Vercelli aufgebrochen und hatte die Brigade Heſſen zur Deckung der linken Flanke bei Stroppiana gelaſſen. Recognoscirungen waren von Deſana über Trino gegen Crescentino vorgegangen. Das Corps mußte nach Deſana (auf der Straße Vercelli-Trino) und Stroppiana zurück. Das 2. Corps wurde des Nachmittags bis Robbio zurückgezogen, das 3. Corps auf dem Marſche nach Vercelli in Torrione angehalten (¾ Meilen von Vercelli).

Am 10. Mai ging das Hauptquartier von Vercelli nach Mortara zurück. Das 2. Corps kam nach Albonese (an der Eiſenbahn Mortara-Novara). Das 3. Corps welches nach Caſtella d'Agogna marſchiren ſollte, kreuzte bei Paleſtro den Marſch des 5. Corps und hielt dies ſo lange auf, daß die letzte Brigade dieſes Corps erſt nach Mitternacht das Biwouak bei Mortara erreichte. Das 8. Corps kam nach Lomello, das 7. nach Robbio, ließ aber die Brigade Gablentz als Arrieregarde bei Vercelli zurück Die Cavallerie-Reſerve rückte nach Nicorvo. Die Avantgarde wurde nunmehr durch die am Po zurückgelaſſene Diviſion Lang des 8. Corps gebildet, welche ihre Vorpoſten von Breme (Fraſſinetto gegenüber) bis gegen Pavia hin ausgeſtellt hatte.

Es würden sich diese Bewegungen und Hin- und Hermärsche gar nicht erklären lassen, wenn sich der Schlüssel dazu nicht in den verschiedenen Persönlichkeiten des österreichischen Hauptquartiers fände. Eine Partei desselben wurde vollständig von einem blinden Hasse gegen Piemont beherrscht und kannte kein anderes Ziel als den Triumpheinzug in Turin und die Demüthigung des Sardenkönigs. Sie führte für sich immer wieder das Beispiel und die Denkschriften des gefeierten Radetzky an und ließ es gänzlich außer Acht, daß die Verhältnisse ganz andere waren als zu den Zeiten Radetzky's, und daß dieser kühne Held am allerwenigsten kleinlichen Leidenschaften nachgegeben hätte, anstatt dem Feinde rücksichtslos auf den Hals zu fallen. Die Träger dieser Ansichten waren indeß daheim von Einfluß, und sie wußten überdies die Schwierigkeiten einer Offensive auf dem rechten Po-Ufer so sehr hervor zu heben, daß Oberst Kuhn nichts erlangen konnte als den Versuch mit dem 8. Corps, der offenbar zu gar nichts führen konnte und am besten ganz unterblieben wäre. Der Regen am 3., 4. und 5. Mai kam dazu, um die Schwierigkeiten einer Offensive über den Po scheinbar zur unübersteiglichen zu machen, und Graf Gyulai entschied sich daher am 6. für den Marsch auf Turin. Oberst Kuhn mußte sich fügen. Natürlich konnte im besten Falle der ganze Marsch nur auf einen Lufthieb hinauslaufen, denn vor dem 15. Mai hätte man niemals in Turin sein können, die feindlichen Streitkräfte hätte man in der Flanke liegen lassen und durchaus nicht geschwächt, und selbst das befriedigte Rachegefühl wäre kaum recht befriedigt worden, denn offenbar hätte man noch schneller zurück genußt, als man nach Turin hingekommen wäre. Oberst Kuhn unterließ auch seinerseits nichts, um den Plan seiner Gegner zu hintertreiben, und als am 9. Kundschafter die freilich übertriebene Nachricht von der Concentrirung der vereinigten Franzosen und Piemontesen am Po überbrachten und von einem beabsichtigten Vorgehen der Alliirten auf Piacenza berichteten, benutzte er diese Nachrichten dazu, um das Zünglein der Waage im Gemüthe des Commandirenden wiederum zu seinen Gunsten sich neigen zu machen, und man kehrte nunmehr noch schleuniger an den Po zurück, wie man ihn verlassen hatte. Aber wenn der Marsch auf Turin auf diese Weise auch verhindert worden war, so war damit die Offensive immer noch nicht durchgesetzt, und Graf Gyulai kehrte wieder zu seiner eigenen, am 6. verlassenen Idee zurück, zwischen Po und Sesia »günstige Chancen« abzuwarten, um diese »dann kräftig zu benutzen«. Eine jetzt eröffnete Offensive der Oesterreicher hätte indessen auch nicht dieselben Chancen für sich gehabt, als die am 3. Mai begonnene, denn wenn die Franzosen auch immer noch nicht concentrirt und zu einer eigenen Offensive bereit waren, so hatten sich die einzelnen Corps doch schon sehr genähert und waren namentlich in sich selbst schlagfertiger geworden.

Um einem etwaigen Angriffe der Franzosen auf Piacenza kräftiger begegnen zu können, erhielt Graf Schaffgotsche den Befehl, mit dem, was von seinem Corps (dem 9ten) heran war, bis zu dieser Festung vorzugehen und den Feind dort eventuell aufzuhalten, während die Haupt-Armee ihm über den Po hin in Flanke und Rücken operiren würde. Um das Letztere zu ermöglichen, wurde bei Vaccarizza eine solide Brücke erbaut und mit einer Art Brückenkopf versehen, welcher als Redoute ein starkes Blockhaus erhielt. Der Brückenkopf wurde mit 18 schweren Geschützen armirt, mehrere Batterieen überdies vorläufig erbaut, ohne armirt zu werden, und die Brigade Boer von der Division Lang des 8. Corps als Besatzung hinein gelegt. Auch bei Pavia, Bereguardo und Vigevano wurden Schiffbrücken geschlagen und Brückenköpfe angelegt, und selbst die Eisenbahnbrücke über den Tessin bei S. Martino wurde durch Schanzen gedeckt. Mortara, Lomello, Pieve del Cairo, Sannazaro, Candia, Palestro, Vercelli ꝛc. wurden verschanzt und alle Einrichtungen getroffen, um sich in der Lomellina fest zu

ſetzen und zugleich den Rückzug wie auch ein eventuelles Vorgehen über den Po zu ſichern. Das 8. Corps gab die Vorpoſten am Po, von der Mündung des Teſſin bis zu der der Seſia; an dieſe ſchloſſen ſich die der Brigade Ramming vom 3. Corps, und den rechten Flügel beſetzte die Brigade Gablentz vom 7. Corps bei Vercelli.

Hatte man einmal die Idee des Zuwartens, wie ſie den Neigungen des Grafen Gyulai entſprachen, adoptirt, ſo waren die Anordnungen für das Detail ganz zweckentſprechend getroffen, und ſelbſt die enorme Ausdehnung der Stellung (von Vercelli bis Vaccarizza ſind 10 Meilen) wäre von keinem allzugroßen Nachtheile geweſen, da die Corps ſelbſt ſo um Mortara concentrirt ſtanden, daß ihre Verſammlung in einem Tage zu bewerkſtelligen war und man ſeine Kräfte dann nach jedem beliebigen Punkte hin in Bewegung ſetzen konnte. Es ſchien endlich eine feſte Haltung in das öſterreichiſche Hauptquartier hinein zu kommen, und wenn der gefaßte Entſchluß auch weitaus nicht der beſte war, wenn er auch weder den Verhältniſſen noch den Anforderungen der Kühnheit entſprach, ſo wußte man doch endlich, was man wollte, und vor allen Dingen ſtammte der Entſchluß von dem Commandirenden ſelbſt her und war nicht ein ſchwaches Nachgeben an die Meinungen Untergebener. Das Zuwarten im Kriege ſetzt indeß eine große Zähigkeit, ein Gefühl der eigenen Kraft, vor allen Dingen aber die Fähigkeit, **ſchnell** entſcheidende Entſchlüſſe zu faſſen und — ein ſehr vorzügliches Nachrichten- und Vorpoſtenſyſtem voraus. Treffen dieſe Vorausſetzungen nicht zu, ſo wird im Augenblicke der Kriſis der Zuwartende überraſcht und rathlos ſein, und vorher wird ihn ſeine Ungeduld zu tauſend Maßregeln verleiten, die ihn compromittiren. Das Zuwarten des Grafen Gyulai entſprang aber nicht aus den Charaktereigenſchaften eines Fabius Cunctator, ſondern aus der Scheu vor energiſchen Entſchlüſſen, ſein Zaudern war kein Ausfluß von Charakterſtärke, ſondern ein Mantel für Charakterſchwäche; ihn faßte daher ſchon während des Wartens die Ungeduld, und als endlich die Nothwendigkeit des Entſchluſſes an ihn heran trat — da fehlte ihm die Kraft dazu.

Am 11. wurde der Armee ein Ruhetag gegeben, der allerdings nothwendig war, da die meiſt ſehr langen Märſche, vielfach ſelbſt Nachtmärſche, auf oft ſchlechten Wegen, die Leute erſchöpft und beſonders auch das Schuhwerk mitgenommen hatten. Daß ſich am Po nichts in der Lage der Dinge geändert hatte, überſah man ſogleich. Es wurde eine neue Dislocation für die Armee, dem nunmehrigen Zuwarten gemäß, entworfen, und die Truppen bezogen bis zum 13. folgende Stellungen:

Den rechten Flügel bildete das 7. Corps in Paleſtro, Robbio und Caſtel-novetto; die Brigade Gablentz blieb bei Vercelli.

Das 2. Corps kam nach Alboneſe und Umgegend (nördlich von Mortara). — Das 3. Corps ſtand in Mortara, Ceretto und Olevano, hatte aber die Brigade Ramming zur Beſetzung der Vorpoſtenlinie an der unteren Seſia detachirt. — Das 5. Corps kam nach Garlasco, Tromello und Gegend. — Dieſe drei Corps bildeten das Gros. Die Reſerve-Cavallerie kantonirte in Beſpolate und Gravellona weiter zurück, und die Reſerve-Artillerie in Vigevano.

Das 8. Corps behielt ſeine Vorpoſtenſtellung am Po, die Diviſion Berger ſtand als Repli derſelben in Lomello.

Paleſtro und Garlasco, die Endpunkte der Aufſtellung des Gros, ſind 4 Meilen von einander entfernt; man konnte daher die Armee ohne Schwierigkeit in einem Tage verſammeln und am zweiten Tage mit vereinigten Kräften an jedem Punkte am Po oder an der Seſia erſcheinen. Die Ausführungen des Details für den einmal adoptirten Plan waren zweckentſprechend; doch fehlte leider im entſcheidenden Augenblicke

der kräftige Entſchluß und die Klarheit und Ruhe des Geiſtes, durch welchen ein ſolcher allein möglich wird. Um die Truppen in Thätigkeit zu erhalten, und um Krankheiten wie Exceſſe gleichmäßig zu verhindern, wurde in den einzelnen Kantonirungen und Bivouaks exerciert; Cavallerie und Artillerie mußten die Pferde reiten, um ihnen Bewegung zu machen. Man gerirte ſich durchaus ſo, als ſtände man am Vorabende eines Krieges und ſei vorläufig nur zuſammen, um den Verhandlungen der Diplomatie Nachdruck zu geben. Daß es bereits galt, kriegeriſche Entſcheidungen herbei zu führen, hätte Derjenige unmöglich vermuthen können, welcher die Oeſterreicher in dieſen Tagen geſehen hätte.

Am 14. Abends begann es wieder zu regnen, was bis zum 16. früh andauerte und den Aufenthalt in den gedrängt belegten Caſcinen zu keinem angenehmen machte. Die bisherigen Hin- und Hermärſche und die augenſcheinliche Unentſchloſſenheit des Oberbefehls, während man noch gar keinen Feind geſehen hatte, wirkten ungünſtig auf den Geiſt des Soldaten; doch war ungeachtet der vielen Rekruten der innere Halt der meiſten Truppen ſo mächtig, daß von einem Lockeren der Disciplin nicht die Rede war. Am 16. wurde die Brigade Ramming durch die Brigade Dörnfeld auf Vorpoſten an der Seſia abgelöſt, wo die gegenſeitigen Vorpoſten, ebenſo wie am Po, nur durch den Fluß getrennt einander gegenüber ſtanden.

Am 17. Mai brachten die Piemonteſen bei Valenza einige Schiffe zuſammen, was dem General Philippowich, der eine Brigade des 8. Corps commandirte, gemeldet wurde. Dieſer hielt die Sache für Vorbereitungen zu einem Flußübergange, ließ in der Nacht eine halbe 6pfündige und eine halbe 12pfündige Batterie mit umwickelten Rädern, um jedes Geräuſch zu vermeiden, heran holen, und eröffnete hiermit am 18. früh bei Tagesanbruch ein überraſchendes Feuer auf die piemonteſiſchen Arbeiten. Die bereits gekoppelten Brückenglieder wurden zerſtört, und eine ſardiniſche reitende Batterie, welche in aller Eile herbei kam, fand nichts mehr zu retten und die Oeſterreicher im Abfahren.

Die hierdurch veranlaßte Kanonade beunruhigte das öſterreichiſche Hauptquartier in Mortara. Man befürchtete einen Uebergang über den Po und zog noch an demſelben Tage (am 18.) das 2. Corps von Albonese durch das 3. Corps hindurch nach San-Giorgio zur Unterſtützung des 8., während das 5. Corps am Nachmittage zu gleichem Zwecke nach Sannazaro marſchirte. — Vom Feinde erfuhr man nur durch Spione, daß ſich derſelbe am Po concentrire und die Abſicht habe, gegen Piacenza zu operiren. Man beſchloß daher, um dieſer Ungewißheit, die unerträglich zu werden begann, ein Ende zu machen, für den 20. eine „ſcharfe Recognoscirung" gegen Voghera, um ſich von der Stellung des Feindes auf der Straße nach Piacenza zu überzeugen, und zog zugleich die Armee näher an den Po, welche nunmehr am 19. folgende Aufſtellung erhielt:

Das 7. Corps ließ durch die Brigade Gablentz die Eiſenbahnbrücke bei Vercelli ſprengen und dann die Stadt räumen. Das Hauptquartier des Feldmarſchall-Lieutenants Zobel und die Brigade Lebzeltern (Regt. Kaiſer) kamen nach Mortara, die Brigade Gablentz nach Borgo-Vercelli, von wo aus ein gemiſchtes Detachement von Infanterie und Cavallerie Vercelli und die obere Seſia beobachten ſollte; die Brigade Weigl rückte nach Robbio und gab die Vorpoſten bei Paleſtro, während die Brigade Dondorf die Brigade Dürrfeld vom 3. Corps an der unteren Seſia ablöſte.

Vom 3. Corps ging die Brigade Dürrfeld nach Tromello, wo ſich die Diviſion Schönberger concentrirte; die Diviſion Martini marſchirte mit dem Hauptquartier des Grafen Gyulai nach Garlasco.

Das 2. Corps blieb mit der Diviſion Herdy in San-Giorgio, mit der Diviſion Jellacic in Cergnago; das 5. in Sannazaro, das 8. in ſeiner bisherigen Stellung am Po.

Zur Aufrechthaltung der Ordnung im Mailändiſchen und zur Niederſchlagung jedes Aufſtandsverſuches im Rücken der Armee war eine ſogenannte „Reſerve-Diviſion“ unter dem Feldmarſchall-Lieutenant Urban gebildet worden, welche aus der Brigade des Generals Rupprecht und der aus 4ten Bataillonen combinirten Brigade des Oberſt Wallon beſtand. Dieſe Diviſion hatte man zum Theil über Pavia auf das rechte Po-Ufer gezogen, um Nachrichten vom Feinde einzuziehen, und Feldm.-Lieut. Urban ſtand mit der Brigade Wallon am 18. bei Stradella, ſollte jedoch beim Eintreffen einer zweiten Brigade und eines älteren Diviſionärs zu ſeiner früheren Beſtimmung zurückkehren. Die Brigade Rupprecht ſtreifte im Mailändiſchen.*) Am 18. kam auch die Brigade Braum vom 9. Corps von Piacenza her bei Stradella an; den Befehl über die bisherige Brigade Wallon übernahm General-Major Graf Schaffgotſche, welcher mit derſelben nunmehr am 19. bei Vaccarizza auf das linke Po-Ufer zurückkehren ſollte. Man hatte indeß bei Stradella die Kanonade von Valenza her gehört, und am 18. Abends brachten überdies die Patrouillen der Vorpoſten auf der Straße nach Voghera die Meldung, daß der Feind ſeine Vorpoſten bis Caſteggio vorgeſchoben habe. Ein um Mitternacht von Pavia als Courier anlangender Gensd'arme wußte auch keine andere Auskunft zu geben, als daß man auch in Pavia über die gehörte Kanonade in Ungewißheit ſei. General Urban vermuthete daher einen Angriff auf die Hauptarmee und ſchloß, daß für den Fall, daß der Feind Vortheile errungen habe, auch die Vorpoſten bei Broni bald und mit größerer Macht angegriffen werden würden. Er hielt daher die nunmehrige Brigade Schaffgotſche bis auf Weiteres zurück und ließ noch am 19. um 2 Uhr Morgens die Auen bei Barbianello beſetzen. Im Laufe des Morgens traf ein Generalſtabsoffizier in Stradella ein, welcher die Urſache der am Tage vorher gehörten Kanonade aufklärte, zugleich aber den Befehl überbrachte, daß die Truppen des Feldm.-Lieut. Urban am 20. bei einer gewaltſamen Recognoscirung unter Graf Stadion mitwirken ſollten. Der Abmarſch des Generals Urban unterblieb daher gänzlich.

Die gleichfalls zu dieſer Unternehmung beſtimmte Diviſion des Feldm.-Lieuten. *von Baumgarten* (die Brigaden Bils, Prinz von Heſſen und Gaal) vom 5. Corps *rückten am 19. Nachmittags* in dem Brückenkopf von Vaccarizza in's Bivouak und erhielten die Dispoſition zum Vorgehen in der Nacht. In Stradella traf dieſe Dispoſition (am 19. Abends um 10½ Uhr in Sannazaro ausgefertigt) um 2½ Uhr Morgens am 20. ein.

Recapituliren wir noch einmal die Stellung der Oeſterreicher am 19., ſo finden wir dem 7. Corps und der Reſerve-Cavallerie die Bewachung der Seſia und der Straße von Vercelli nach Novara anvertraut, während die 18 Brigaden des 2., 3., 5. und 8. Corps ſo gegen den Po hin echellonirt ſtanden, daß ſie an einem Tage vereinigt werden konnten. Drei Brigaden des 5 Corps ſtanden, zur Bewegung auf Voghera beſtimmt, in Vaccarizza. Von den nicht zur eigentlichen Operations-Armee gehörigen Truppen ſtand Feldm.-Lieut. Urban mit zwei Brigaden um Stradella, zwei

*) Die Wiener „Militair-Zeitung“ giebt ſich die Mühe, hierbei auf die falſchen Angaben des Herrn Rüſtow in ſeiner ſogenannten Geſchichte des italieniſchen Krieges hinzuweiſen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß wir das aus gleichzeitigen Zeitungsnachrichten, franzöſiſchen Broſchüren und eigenen unreifen Combinationen dieſes Herren zuſammen geflickte Machwerk vollſtändig ignoriren.

Brigaden des 9. Corps in Piacenza. Von dem Aufbruche des 1. Corps (Clam-Gallas) aus Böhmen durch Deutſchland per Eiſenbahn war man in Kenntniß geſetzt, und man hatte ihm ebenfalls die Beſtimmung Piacenza angewieſen. Am 28. ſollte es dort eintreffen. —

So ſtanden die Sachen am 19. Abends auf öſterreichiſcher Seite, und wir werden nunmehr mit beſſerem Verſtändniß dem „Spectateur militaire“ weiter folgen können.

Tagesereigniſſe.

Die „Magdeburger Zeitung“ gehörte zu den Blättern, welche die nunmehr ausgeführten Reformen in der Armee mit am wüthendſten bekämpften. Zu ihrem großen Bedauern iſt indeß unſere Wehrkraft dennoch gekräftigt worden, und ihres Widerſpruches ungeachtet, hat man ſonderbarer Weiſe die beabſichtigten Reformen gerade ſo ausgeführt, wie ſie die Demokratie nicht ausgeführt haben wollte. Jetzt beginnt das eben genannte Blatt eine neue Taktik, indem ſie die Erfolge der Reformen angreift. Der Zorn der Herren Demokraten über die Armee hat immer etwas ſehr Ergötzliches, am allerergötzlichſten aber wird dieſer Zorn, wenn ſie dabei die gelehrten Organiſatoren ſpielen. Das oben genannte Blatt ſchreibt wörtlich: „Nach zwar ſehr allgemein verbreiteten, jedoch ſicher noch einer näheren Beſtätigung bedürfenden Nachrichten ſollen ſich übrigens auf Grund des Ausfalles der letzten Manöver des Gardecorps bereits noch bedeutende Modificationen der ſchon aus- und eingeführten Reformen als unerläßlich herausgeſtellt haben, gewiß hingegen ſcheint, daß nicht nur der Ausfall dieſer Manöver, ſondern die ganze unmittelbare und nächſte Rückwirkung der in unſerem Militairweſen eingeführten Neuerungen hinter den davon gehegten Erwartungen zurückgeblieben iſt. Wenn Seitens der Offiziere viel über das mangelnde Verſtändniß und die geringe Anſtelligkeit der Mannſchaft für die neu eingeführten Exercitien geklagt wird, ſo tritt die Verſtimmung über die ſo ſehr geſteigerten Anſprüche und Leiſtungen in den untern Militairſchichten in vielen einzelnen Erſcheinungen, ſo namentlich in dem von den verſchiedenſten Seiten beſtätigten unerwartet großen Andrange von Unterofficieren um ihre Verabſchiedung hervor, ja es möchte in dieſer Beziehung nicht unweſentlich erſcheinen, daß in den von der „Militairärztlichen Zeitung“ veröffentlichten monatlichen Kranken- und Sterberapporten in den letztaufgeführten Monaten die Zahl der Selbſtmordfälle in der Armee für je einen einzelnen Monat diejenige der früher in einem Vierteljahr vorgekommenen Fälle der Art faſt überſteigt.“

Namentlich die vielen Selbſtmorde als Folge der „geſteigerten Leiſtungen“ wirken ſehr draſtiſch; aber die Klagen der Officiere dem Literaten der „Magd. Zeitung“ gegenüber hätten wir wohl hören mögen, und allerdings würden die Nachrichten über den Ausfall der diesjährigen Uebungen, wie ſie ſelbſt ſagt, „noch ſehr der Beſtätigung bedürfen.“ Das Blatt fährt aber ungeachtet dieſes „Bedürfniſſes“ fort: Es iſt ſolchen vereinzelten Erſcheinungen freilich grade noch kein beſonderes Gewicht beizulegen, ja es iſt in jeder größeren Reform eine derartige, zunächſt ungünſtige Rückwirkung eigentlich von Hauſe aus unvermeidlich und beinahe nothwendig mit eingeſchloſſen; allein ſeit Alters hat es erfahrungsgemäß immer und aller Orten als eine der zweifelhafteſten und in ihren Folgen oft bedenklichſten Unternehmungen gegolten, den Eintritt in eine kritiſche Zeitperiode mit umfaſſenden und tief greifenden Reformen des eigenen Heerweſens zu eröffnen, und zwar um ſo mehr, wenn die Ueberzeugung von der unbedingten Nothwendigkeit dieſer Reformen ſich nicht vorher und an und für ſich ſchon bis in die unterſten Schichten der Bevölkerung Bahn gebrochen hatte. So viel iſt aber gewiß, daß dies mit der neuen Preußiſchen Militairorganiſation in vielen Punkten nicht der Fall war, und gewiß iſt nicht minder, daß dieſe letztere bei all' ihren nicht abzuleugnenden einzelnen militairiſchen Vorzügen doch gegenüber der bisherigen, durch ſo viele glorreiche Erinnerungen gleichſam zu Fleiſch und Blut der Preußiſchen Nation gewordenen Wehrverfaſſung einen doppelt ſchweren Stand haben wird, ſich im Volke, wie in der aus dieſem her-

vorgegangenen Armee Bahn zu brechen und einzubürgern. Nur große, ungeahnte und ungeheure Erfolge würden und können eine Aenderung hierin bewirken."

Den Demokraten, das wissen wir bereits, gefallen die neuen Reformen gar nicht; was aber die Armee anbetrifft, da mag Magdeburg ruhig sein, in der Armee ist die neue Organisation bereits „eingebürgert" und ebenso in dem Volke, aus welchem die Armee hervorgeht.

In einer späteren Nummer befehdet dieselbe Zeitung die „Kreuzzeitung," weil diese den auffallend herzlichen Empfang, den gerade in diesem Jahre die Truppen bei den Manövern erfuhren, als eine erfreuliche Widerlegung der liberalen Ausstreuungen hervorhebt, „die gern den Glauben erregen möchten, das Preußenvolk erkenne und fühle nicht mehr in seiner Armee eine der Grundvesten des Gesammtwohles." Diese Worte begleitet die „Magdeburgerin" mit folgenden Bemerkungen: „Es gehört, wie allbekannt, zu den Parteikunststückchen der „N. Pr. Z.", den Preußischen Liberalismus und die Armee als Gegensätze darzustellen, wie man es bei jeder Gelegenheit im Zuschauer wahrnehmen kann. Aber so bedürftig ist die „N. Pr. Z." jetzt um Agitationsmittel, daß obiger Satz der erste im politischen Theile ihrer heutigen Nummer ist, sie muß jedoch ihre Glosse so gewaltsam an die vorher gemeldete Thatsache zwängen, daß das ganz Verschrobene derselben dadurch erst recht schroff hervortritt; denn wenn sie etwa zu verstehen geben will, daß es ihre Freunde gewesen seien, welche den Truppen die gute Aufnahme bereitetet haben, so wird das schon durch die oberflächliche Wahrnehmung widerlegt, daß es nur eine Kreuzzeitung mit ziemlich engem Leserkreise giebt, und keiner ihrer Absenker trotz vieler Geldverschwendung und großen Anstrengungen auch nur annähernd auf den grünen Zweig kommen kann, auf dem sich sehr viele Zeitungen der entgegengesetzten Partei befinden. Thatsache, die man kaum zu constatiren braucht, ist vielmehr, daß gerade in Preußen zwischen Soldaten- und Bürgerthum ein sehr lebhafter Rapport besteht, und fast alle Quartiergeber, was sie an einem Einquartierten thun, in dem Sinne thun, daß sie es an einem der Ihrigen zu thun glauben, oder sich der eignen Dienstzeit erinnern, in der sie freundliches Entgegenkommen fanden. Das hindert freilich nicht, daß in Zeiten, wo die Armee zu gewaltsamen Unterdrückungen der öffentlichen Meinung und der gerechten Reformforderungen im Staate gebraucht wurde, sich eine allgemeine Mißstimmung sogar gegen das Institut selber offenbarte; es hindert nicht, daß man die auf eine gar nicht zu begründende Exclusivität gerichteten Ansprüche mancher Vertreter des Soldatenstandes zurück weist; es hindert nicht, daß sich das Land gegen zu hoch erscheinende Geldforderungen für die Armee sträubt; ja selbst der künstlich groß gezogene Corpsgeist, welcher in dem jungen Soldaten wie etwa in dem Studenten während der wenigen Jahre, wo er aus dem bürgerlichen Leben in eine andere Späre eintritt, eine Arroganz nährt, die sich im Uebermuthe am Bürgerrock zu reiben liebt — selbst dieser Geist vermag im ganzen und auf die Dauer Soldaten- und Bürgerthum nicht auseinander zu halten. Dieses ist der richtige Schluß, den dir „N. Pr. Z." aus der Aufnahme von Manövertruppen bei den Quartiergebern ziehen müßte, statt den Beweis darin erkennen zu wollen, daß die „Armee für eine der Grundvesten des Gesammtwohles" angesehen wird. Das ist so eine der Schmeicheleien, die sich keine Partei erlauben wird, welche sich für ihre Existenz nicht künstliche Stützen schaffen zu müssen glaubt; da die liberale Partei das nicht nöthig hat, so rivalisirt sie mit der Kreuzzeitung natürlich auch nicht im Buhlen um die Gunst der Armee, sie wird vielmehr von der, wie gesagt, derselben im allgemeinen günstigen öffentlichen Meinung mit fortgerissen, in und von der Armee Alles anzuerkennen, was der Anerkennung überhaupt besonders werth oder bedürftig ist."

Was die Zeitungen selbst und den „grünen Zweig" angeht, auf dem sie sitzen, so interessirt uns das weiter nicht. Wenn aber die „Magdeburgerin" böse darüber ist, daß die Armee sich zu Zeiten „zur gewaltsamen Unterdrückung der öffentlichen Meinung und der gerechten Reformforderungen" gebrauchen läßt, so ist der Aerger überflüssig. Die Armee ist nur im Jahre 1848 zur Unterwerfung eines niederträchtigen Aufruhrs gebraucht worden, sie hat diesen niederträchtigen Aufruhr mit wahrhafter Freude und innigster Hingebung niedergeworfen, und sollten die „gerechten Reformforderungen" wiederum einmal in einen niederträchtigen Aufruhr umschlagen, so werden wir mit derselben Freude und mit derselben Hingebung die Aufrührer noch einmal zu Paaren treiben, sobald der Kriegsherr winkt.

Ob im Uebrigen „die liberale Partei"

die Armee für eine der Grundveſten des Geſammtwohles anſieht oder nicht, iſt völlig gleichgültig. Es kommt dabei gar nicht auf die Anſichten einer Partei, namentlich aber nicht auf den Hitzegrad ihrer literariſchen Führer, ſondern lediglich auf die Natur der Dinge und auf die Erkenntniß derſelben durch den Landesherren an. Die Partei aber, deren Anſichten mit der Erkenntniß des Landesherren nicht harmonirt, braucht allerdings um die Gunſt der Armee nicht zu „buhlen," denn es würde dies ein ganz vergebliches Beſtreben ſein.

In dieſem Augenblicke befindet ſich ein Rittmeiſter der Königlich Sardiniſchen Armee in Berlin, welcher eine Anzahl Reitpferde angekauft und nach Turin abgeſchickt hat. Es wurden nur große ſtarke Thiere von guter Race ausgewählt, völlig geritten und militairfromm.

Die würtembergiſche Infanterie ſetzt ſich für den Winter auf eine Stärke von 33 Mann per Compagnie.

Verſchiedene Blätter melden, daß verſuchsweiſe die zweijährige Dienſtzeit bei der preußiſchen Infanterie eingeführt werden ſolle, und daß dieſerhalb der Befehl ergangen ſei, von jeder Compagnie 5 Mann nach zweijähriger Dienſtzeit zu entlaſſen. Solche Nachrichten werden immer weiter colportirt und mit ganz willkürlichen Schlüſſen begleitet, wie „man will nun bei der Infanterie das ausführen, was der Kriegsminiſter den Kammern ſo hartnäckig verweigert" u. ſ. w. Wenn ſolche Correſpondenten ſich doch nur einigermaßen vorher inſtruiren wollten, ehe ſie ihre Abenteuerlichkeiten in der Welt verbreiten. Den Verſuch mit der zweijährigen Dienſtzeit haben wir ſehr gründlich von 1836 bis 1852 bereits gemacht; über die Leiſtungsfähigkeit derſelben iſt trotz der Civiliſten in der Kammer das Urtheil feſtgeſtellt. Was ſich aber der erfinderiſche Literat mit den 5 Mann per Compagnie bei einem ſolchen Verſuche gedacht hat, das mögen die Götter wiſſen; denn ein ſolcher „Verſuch" könnte nur zeigen — was man ſchon vorher weiß — daß es ohne fünf gewiſſe Individuen in der Compagnie auch geht. Welche Reſultate aber für die Anſichten über die Dauer der Dienſtzeit könnten aus dieſen Entlaſſungen wohl irgendwie gezogen werden?

Druck von G. Pickethier in Berlin, Kronenſtr. 21.

Italien und der Römiſche Stuhl.

III.

Das Papſtthum und das Kaiſerthum des Mittelalters, beide aus einer Wurzel erwachſen und Zweige deſſelben Baumes, ſie können in der früheren Geſtalt eines ohne das andere nicht beſtehen, und es iſt nur das Reſultat einer geſchichtlichen und logiſchen Nothwendigkeit, wenn das Papſtthum, durch die Reformation in ähnlicher Weiſe erſchüttert wie das Kaiſerthum, heute derſelben Macht und in ähnlicher Weiſe zum Opfer fällt, als durch welche und in welcher das deutſche Kaiſerthum des Mittelalters ſeine Endſchaft erreicht.

Freilich folgt daraus auf der anderen Seite eben ſo unwiderſprechlich, daß wenn — wie wir annehmen — der Kaiſer Napoleon in der That ernſthaft den Gedanken bewegt, an die Stelle des Römiſchen Kaiſerthums deutſcher Nation ein entſprechendes Kaiſerthum Romaniſcher Nation zu ſetzen, derſelbe nicht anders kann, als das Papſtthum mit Form und Inhalt des neuen Kaiſerthums in Einklang zu bringen und folgeweiſe das Papſtthum des Mittelalters auf ähnliche Bedingungen in ein Papſtthum Romaniſcher Nation zu transformiren.

So angeſehen, bewegt ſich denn auch das fernere Schickſal des Papſtthums keinenfalls um die Fragen, ob dem Römiſchen Stuhl das „patrimonium Petri“ erhalten bleiben kann oder nicht, ob der Papſt ſelbſt in Rom aushalten mag *oder nicht:* es ſind dieſes Beides nur untergeordnete Fragen gegenüber jener Cardinal-Frage nach der Stellung des Römiſchen Stuhls zu dem „Kaiſerthum Romaniſcher Nation“ überhaupt.

Gefangener in Rom oder Gefangener in Avignon, ſeiner weltlichen Herrſchaft beraubt, oder weltlicher Fürſt allein noch durch die Gnade Frankreichs: die Lebensfrage für den Römiſchen Stuhl iſt die, ob er überhaupt noch die Kraft beſitzt, ſich von der geiſtigen und politiſchen Herrſchaft Frankreichs zu befreien.

Alles wohl erwogen, ſind wir deshalb auch nicht der Meinung, daß es dem Kaiſer der Franzoſen, ſeinen ausdrücklichen Verſicherungen zuwider, vor Allem darauf ankomme, den Papſt aus Rom zu vertreiben. Nicht allein, daß L. Napoleon ſich dadurch des plauſibelſten Vorwandes ſeiner jetzigen Stellung in Rom und damit eines Hauptſtützpunktes ſeiner Aktion in Italien berauben würde, er ſieht auch zu ſcharf, um nicht zu wiſſen, daß der ſcheinbar freie Papſt in Rom, ſo lange er ihn unter ſeiner Botmäßigkeit zu erhalten

vermag, für ihn ein kräftigeres Werkzeug ist, als der Gefangene in Avignon. Nur für den Fall, daß der Papst sich nicht in Rom halten ließe, würde er denselben allerdings lieber nach Avignon, als nach Mainz oder Bamberg geleiten.

Der Einwand, daß nach dem Weggange des Papstes der Kaiser der Franzosen nicht nur an sich, sondern auch in den Augen seiner katholischen Unterthanen aller ferneren Rücksichten gegen den Römischen Stuhl überhoben sein würde, erscheint um so mehr als eine Täuschung, als einmal der Kaiser Napoleon für seine Zwecke eines Romanischen Papstes kaum zu entbehren vermag, und auf der anderen Seite die Machination zu plump sein würde, um einen auch nur halbwegs einsichtigen Katholiken irre zu führen.

Viel wahrscheinlicher klingt es deshalb, wenn für den Fall des Weggangs des Papstes aus dem französischen Lager von einem „Interregnum" verlautet, oder besser ausgedrückt, von einem Schisma, d. h. von einem Plane des Kaisers der Franzosen, den eventuellen Weggang des Papstes je nachdem als eine Erledigung des Römischen Stuhles zu behandeln, und etwa mit Hülfe der Kaiserlich-Romanischen Partei innerhalb der katholischen Kirche einen fügsamen, ihm, wenn nicht leiblich, doch wenigstens geistig näher verwandten Papst zu gewinnen.

Diesem Plan entsprechend würde es dann auch sein, wenn man dem deutschen Episcopate die Absicht beimißt, für den Fall einer Vergewaltigung des Papstes durch den Kaiser der Franzosen auch seinerseits eine gewisse selbstständige Stellung einzunehmen, und dadurch dem französischen Einflusse, so weit möglich, das Gegengewicht zu halten.

Nichts desto weniger trifft dies Alles noch nicht den entscheidenden Punkt, und zwar um so weniger, als der Römische Stuhl schwerlich darauf rechnen darf, in der katholischen Großmacht Deutschlands in Italien einen rückhaltlosen Alliirten zu besitzen oder zu gewinnen. Es hieße das ungefähr von zwei Nebenbuhlern erwarten, die Situation des Gegenstandes ihrer Eifersucht unparteiisch und in dessen eigenem Interesse zu reguliren.

Aus diesem Grunde waren es auch zur Zeit des ersten Napoleon vor Allem die Schismatiker, Rußland, England und Preußen, welchen der Römische Stuhl seine weltliche Restauration verdankt, und auch auf dem geistlichen Gebiete sind es England und Preußen, welche weitsichtigere Katholiken — immerhin in ihrem Sinne — als die Länder der Zukunft für die katholische Kirche bezeichnet haben.

Wie der Römische Stuhl allmählich in die Gewalt des Romanenthums gekommen, dadurch, daß er das Mittelalter hindurch sich als Vorkämpfer Italiens und des Römischen Wesens gegen das deutsche Reich und dessen geistigen Inhalt etablirt, er wird sich der Botmäßigkeit des Romanenthums und seines zeitigen Vorkämpfers nur dadurch entziehen, daß er denselben Weg wieder rückwärts macht und, so viel an ihm ist, dem deutschen Wesen innerhalb der katholischen Kirche zu seinem Rechte verhilft.

In welcher Weise dies geschehen mag, welches insbesondere die Schritte

sind, die man zurückmachen müßte, und ob der Papst, welcher erst jüngst das specifisch Romanische Dogma von der unbefleckten Empfängniß Mariä in die Kirche eingeführt, einer solchen Aufgabe gewachsen ist, soll der Gegenstand unserer ferneren Erörterungen sein.

Es versteht sich dabei von selbst, daß wir alle diese Dinge an unserem eigenen Maße messen, gleich entfernt von Zorn und Eifer, wie von jeder Illusion: eine Stellung, die uns davor bewahren wird, in Furcht oder Hoffnung das rechte Maß zu überschreiten und mit unserer Theilnahme und Unterstützung an der unrechten Stelle zu beginnen.

Bis nach Hohen-Zieritz.

Eine Preußisch-Französische Geschichte
von **George Hesekiel.**

Dreiundzwanzigstes Capitel.
Grundlose Befürchtungen.

Des Himmels Pracht, der Aue Zier,
Das spiegelnde Gewässer,
Du holdes Weib, gefallen mir
An Deiner Seite besser!
(Schubert.)

Auf einem sehr niedrigen Sessel vor einer aufgespannten Stickerei saß Gräfin Sebastiane; draußen war es nicht mehr ganz Winter, aber auch noch lange nicht Frühling, und der kleine, rundgeschnittene Pelzkragen, den die Gräfin über ihrem weißen Negligé trug, war gewiß gerechtfertigt in dem hohen, weiten nur mäßig erwärmten Gemach, zumal da er wirklich nur die Schultern deckte und durchaus nicht den zierlich schlanken Wuchs der Dame verbarg. Ein schwarzes Mützchen von Sammet, dessen Bänder lose flatterten, lag auf dem dunkeln leicht aufgebundenen Haar der Gräfin, deren Antlitz rosig angehaucht, keine Spur mehr von der Krankheit zeigte, die sie in Folge jener Schlittenfahrt überstanden.

Wie fast jeden Morgen um diese Zeit, hatte sich Sebastiane ihren Stickrahmen in das Bücherzimmer ihres Gemahls tragen lassen, da saß sie gern nahe dem Fenster, während der Graf in halbliegender Stellung ein kleines Sopha einnahm, das weiter rückwärts fast in der Mitte des Gemachs stand, dessen Wände mit Bücherborden, die fast bis zur Decke reichten, versetzt waren. Graf Kalnein pflegte seine Correspondenz und seine Zeitungen zu lesen, der Gräfin das daraus mittheilend, was er für geeignet hielt, was in angenehmer Weise das Interesse der Dame erregen konnte. Alles, was sie unangenehm be-

rühren konnte, verſchwieg er ihr, ſo lange es irgend möglich war, dieſer vortreffliche Ehemann!

Die Stickerei, an welcher die Gräfin ſo fleißig arbeitete, hatte nichts gemein mit dem Modeplunder unſerer Tage, der ganz bunt und zierlich anzuſehen, aber eigentlich doch keinen wahren Werth hat und, weil ohne tiefere Beziehungen, nur für den Tag gefertigt, oft in noch kürzerer Zeit bei Seite geworfen wird, als er zu ſeiner Vollendung bedurft hat. Die Stickerei der Gräfin war eine von den ſoliden alten Arbeiten, zu denen unſere Großmütter noch die Geduld hatten, an die ſie oft vieler Jahre Mußeſtunden ſetzten, die aber auch viele Jahre nachher noch das Auge des Kundigen ergötzen und ihm Achtung abnöthigen. Das große Kalnein'ſche Wappen, an welchem die ſchöne Sebaſtiane ſtickte, war faſt vollendet, und ſie war eifrig daran es zu beenden, aber angefangen hatte ſie dieſe gewaltige Arbeit nicht, die ſtammte noch von der Mutter ihres Gemahls, die darüber geſtorben war; eine ebenfalls ſchon verſtorbene ältere Schweſter des Grafen hatte die Arbeit fortgeſetzt. Zwei Paar Hände lagen begraben, das dritte Paar regte ſich emſig, das Werk zu vollenden. Und es fehlte nicht mehr viel daran; aus grünem Boden wuchs der ſchlanke Palmbaum auf, er reichte durch das blaue Feld bis zum goldenen Schildrand, an ihm aufſprangen rechts und links die beiden Leoparden. Das war vollendet, Gräfin Sebaſtiane ließ nur noch die zarten Silberfäden durch ihre zierlichen Finger gleiten, um die laubartigen Helmdecken, blau und ſilbern, zu beenden.

Graf Kalnein hatte ſchon eine ziemliche Weile nicht geſprochen, er ſtudirte eifrig in einem tüchtigen Convolut engliſcher Zeitungen, die man ſich damals trotz der Continentalſperre zu verſchaffen wußte. Großprahleriſch hatte Napoleon die Decrete, durch welche er dieſen Zwang in der That ſo ziemlich über den ganzen Continent verhängte, die Decrete von Berlin und Mailand genannt; die Continentalſperre hat Hunderte von Familien in Preußen völlig ruinirt, viele Tauſend dazu ſchwer geſchädigt; der Name aber, „Decrete von Berlin und Mailand", der brannte in tauſend Preußiſchen Herzen wie ein vergifteter Pfeil; das Preußiſche Herz bäumte ſich vor Schmerz bei dem Gedanken, daß in Berlin ein Fremder, ein Anderer etwas zu decretiren wagte als der legitime Nachfolger auf dem Königsſtuhl des großen Friedrich! Man jagte aber damals in Königsberg, in ganz Preußen und Deutſchland nach engliſchen Zeitungen, man bezahlte ſie theuer, weil man aus engliſchen Blättern allein etwas erfahren konnte über den Krieg auf der iberiſchen Halbinſel, über den Unabhängigkeitskampf „bis zum Meſſer", den das ſpaniſche Volk begonnen gegen die napoleoniſche Zwingherrſchaft. Durch alle patriotiſchen Kreiſe Preußens wehete ein glühender Enthuſiasmus für Spanien und ſeinen heldenhaften Kampf gegen den großen Unterdrücker; die Namen der engliſchen, portugieſiſchen und ſpaniſchen Generale klangen wie Muſik in die Ohren der Preußiſchen Patrioten, die nach der Stunde fieberhaft verlangten, in der auch bei ihnen der König das Signal zum großen Rachekampfe gegen franzöſiſchen Uebermuth, franzöſiſche Drangſalirung und franzöſiſche Niedertracht geben werde. Preußiſche Officiere ſind damals in nicht geringer Anzahl nach der Peninſula gezogen, um dort gegen den großen Feind

ihres Vaterlandes zu kämpfen, das Blut der märkiſchen, ſchleſiſchen und pommerſchen Junker floß auch am Ebro für den geliebten Preußenkönig und das arme getretene Vaterland zwiſchen Elbe und Weichſel. Mit heißer Begierde verfolgte man in Preußen das Hin- und Herwogen der Armeen auf der iberiſchen Halbinſel, Thränen floſſen über jedes Mißgeſchick, das die Spanier traf, jeden ihrer Siege aber feierte man mit jauchzendem Herzen; die Spanier waren Brüder, Blutbrüder, man wußte mit einem Male wieder, was man ſeit Jahrhunderten vergeſſen hatte, daß die Spanier Abkömmlinge der Gothen waren, deutſchen Stammes, deutſchen Weſens auch im tiefſten Grunde, und patriotiſche Schriftſteller prieſen laut die alte Verwandtſchaft, trotz der entgegenſtehenden ethnographiſchen Bedenken.

Schon einige Male hatte ſich Gräfin Sebaſtiane umgeſehen nach dem heute ſo ſchweigſamen Gemahl, und eine gewiſſe Ungeduld leuchtete in ihren großen dunkeln Augen, doch hatte ſie ihn nicht geſtört, als ſie ſich aber überzeugt, daß er bei dem letzten engliſchen Zeitungsblatte war, da fragte ſie endlich, ohne ſich umzuſehen: „Haſt Du heute denn gar nichts für mich, lieber Natango?“

„In der That, nein,“ entgegnete der Graf, indem er ſich raſch aufrichtete und das Blatt hinwarf, „es ſind da eine Menge Berichte über die letzten Affairen, die ſind aber wohl ohne Intereſſe für Dich, und von unſern Officieren, die ſich ausgezeichnet haben, kennſt Du Keinen, ich aber habe einige bekannte Namen gefunden.“

Graf Kalnein ſtand auf und ging ein Paar Mal auf und ab im Gemach, dann blieb er hinter ſeiner Gemahlin ſtehen und blickte über ſie hin die Stickerei an; er hatte eine Art von Liebe für dieſe Arbeit, an der er ſeine Mutter und ſeine Schweſter ſchon thätig geſehen, da er noch ein Knabe war; er äußerte öfter halb im Scherz aber auch halb im Ernſt, daß er dieſe Arbeit eigentlich gar nicht beendet zu ſehen wünſche. Sebaſtiane pflegte ihn dann zu tröſten durch das Verſprechen, daß ſie nach der Vollendung dieſer eine andere *Stickerei anfangen* werde, an welcher er als Großvater noch ſeine Enkelinnen arbeiten laſſen könne. Solches Verſprechen aber war nicht halb Scherz, ſondern ganz Ernſt.

„Nun, edler Withing, was ſagſt Du?“ fragte die Gräfin freundlich aufblickend, war aber verwundert über das ernſte Ausſehen ihres Gemahls.

„Meine theure Sebaſtiane,“ begann der Graf, „ſchon ſeit einiger Zeit habe ich mit Dir über eine Angelegenheit reden wollen —“

„Dann haſt Du ſehr Unrecht gethan, Natango,“ unterbrach die Gräfin lebhaft, „ſo lange zu zögern; ich habe es mir faſt gedacht, daß Du wieder eine diplomatiſche Zurückhaltung angenommen, rede doch frei und friſch zu Deinem Weibe, wie es dem Abkömmling von den freien Preußiſchen Withingen ziemt, ich bitte Dich, um was handelt es ſich?“

„Um Herrn von Rouvroy!“ ſagte der Graf ernſt.

Die Gräfin erhub ſich, kreuzte die Arme über dem Buſen und ſah ihren

Gemahl mit einem eigenthümlichen Blick an, der zwar die Aufforderung zum weitern Reden andeutete, zugleich aber auch mehr als Neubegierde verrieth.

„Herr von Rouvroy," fuhr der Graf fort, „ist ein trefflicher junger Mann, ich bin ihm tief zu Dank verpflichtet, denn er rettete mir Dein Leben, aber selbst, wenn das nicht der Fall gewesen wäre, würde ich ihn schätzen, denn er ist ein wahrer Mann schon, trotz seiner Jugend. Nun hast Du mir vor einiger Zeit, lange vor jener Schlittenfahrt, den Auftrag gegeben, mich nach diesem Herrn von Rouvroy, seinem Leben und seinen Verhältnissen zu erkundigen; ich glaube, daß ich mich dieses Auftrags zu Deiner Zufriedenheit entledigt und nicht danach gefragt habe, was Dich bewog, mir diesen Auftrag zu ertheilen. Darnach kam jene Schlittenfahrt, Deine Krankheit und Rouvroys Krankheit, während dieser Zeit wurde ich nicht nur bekannt, sondern auch befreundet mit diesem trefflichen jungen Mann; seit ihr nun Beide genesen, ist Herr von Rouvroy in unser Haus gekommen, anfänglich selten, darnach häufiger, endlich ist er unser täglicher Gast geworden."

Der Graf schwieg und sah seine Gemahlin an, als erwarte er eine Antwort; ein allerliebstes spöttisches Lächeln spielte um Sebastiane's reizenden Mund, und die anmuthigste Neckerei blickte lustig aus ihren Augen, sie machte einen kleinen Knix und sprach: „Darf ich aus dieser diplomatischen Mittheilung schließen, lieber Natango, daß der Herr Graf Kalnein mir das Vergnügen macht, ein wenig eifersüchtig zu sein?"

Offenbar hatte der Graf Neigung, sich etwas über diesen Scherz zu ärgern, aber Sebastiane sah gerade in diesem Moment so allerliebst aus, daß er's nicht vermochte, er mußte ihr halb wider Willen zulächeln, und viel weniger ernst, als er begonnen, fuhr er fort: „Leider kann ich Dir das gewünschte Vergnügen nicht gönnen, liebe Basta, ich bin nicht eifersüchtig, Du weißt wohl, daß mir das Talent dazu fehlt!"

„Und was ist dann Deiner Mittheilung tiefer Sinn?" fragte Sebastiane, die eine kleine Enttäuschung in ihren Mienen verrieth, es hätte ihr wirklich ein Vergnügen gemacht, ihren Gemahl eifersüchtig zu finden, versteht sich nur, um ihn erst ein wenig zu necken und ihn dann aufs Schnellste zu heilen.

„Liebes Herz," erklärte der Graf, „der Sinn meiner Mittheilung ist eine ernste und wohlgemeinte Warnung; Du interessirst Dich für Herrn von Rouvroy aus Freundschaft und Liebe für eine andere Dame, für Fabiane, Du hast Rouvroy in unser Haus geladen und ihn zu einem täglichen Gaste in demselben gemacht, lediglich, um ihn mit Fabiane zusammen zu bringen."

„Natango," rief die Gräfin mit ungeheucheltem Erstaunen, „Du bist wirklich ein Diplomat, ich hätte nicht gedacht, daß Du diesen Plan durchschauen könntest!"

Sie schüttelte anmuthig das Köpfchen, der Graf lächelte geschmeichelt.

„Aber," fuhr sie plötzlich auf, „aber warum warnst Du? was siehest Du dabei für eine Gefahr?"

„Ich fürchte," sagte Graf Kalnein beinahe traurig, „daß Du der armen Fabiane keinen guten Dienst leistest!"

„Ah, Du weißt nicht," verſetzte die Gräfin triumphirend, „daß meine Faba Herrn von Rouvroy leidenſchaftlich liebt!"

„Auch dieſes Geheimniß, liebe Baſta, hatte ich durchſchaut," beharrte der Graf, „ſo klug und ſicher Fabiane ſich benimmt; aber eben, weil Fabiane Rouvroy liebt, darum eben ſpielſt Du ein gefährliches Spiel, durch den täglichen Umgang muß Fabiane's Liebe wachſen, und ſie muß unglücklich werden, denn Herr von Rouvroy liebt ſie nicht und wird ſie niemals lieben!"

Gräfin Sebaſtiane ſchüttelte unmuthig den Kopf, dann erwiderte ſie: „Ich will zugeben, daß Herr von Rouvroy ſie noch nicht liebt, aber er kommt ihr immer näher, er hat in der letzten Zeit große Fortſchritte gemacht; nein, Natango, Du haſt Unrecht, zu ſagen, er werde ſie nie lieben; man kann mit meiner Faba gar nicht öfter zuſammen kommen, ohne ſie endlich zu lieben!"

„Du täuſcheſt Dich, Sebaſtiane," entgegnete der Graf beſtimmt, „gewiß kann man Fabiane nicht kennen lernen, ohne ein lebhaftes Intereſſe an ihr zu nehmen; ihre eigenthümliche Erſcheinung, ihr Weſen, ihre Schönheit, ihr edler Sinn, das Alles muß einen jungen Mann von Geiſt und Herz feſſeln, zumal wenn derſelbe ſich als der Retter dieſes ausgezeichneten Mädchens betrachten muß, und dennoch bleibe ich dabei, Rouvroy wird Fabiane nie lieben; verſtehe mich wohl, ſo lieben, wie ich Dich liebe, und Fabiane wird ſicherlich ſehr unglücklich werden, wenn Du ihre Leidenſchaft durch tägliches Beiſammenſein mit Rouvroy nährſt; denn ſie wird, ſie muß ſich von ihm wieder geliebt glauben, ſie wird für Gegenliebe halten, was bei ihm nur Bewunderung, wenn Du willſt, Verehrung und vielleicht auch geſchmeichelte Eitelkeit iſt, denn das Bewußtſein, einem ſo edlen und ſchönen Mädchen das Leben gerettet zu haben, muß von Einfluß auf einen jungen Mann ſein."

„Vielleicht begnügt ſich Fabiane mit der Bewunderung ihres Gemahls?" ſagte Sebaſtiane und wollte ſcherzen, ſie ſah aber ganz ängſtlich dabei aus, denn die Rede ihres Gemahls hatte Eindruck auf ſie gemacht, und ihr wurde ſehr bange bei dem Gedanken, daß er mit ſeinen Befürchtungen recht behalten könne.

„Herr von Rouvroy wird ſich durch ſeine Bewunderung nie verleiten laſſen, um Fabiane anzuhalten!" ſagte der Graf beſtimmt.

„Aber ſprich doch," drängte die Gräfin ängſtlich, indem ſie ihres Gemahls Hand ergriff, „hat Herr von Rouvroy ſchon eine Liebe?"

„Das weiß ich nicht, obgleich mir zuweilen auch dieſer Gedanke vorſchwebt," lautete die Entgegnung des Grafen, „ich kenne aber aus mehrfachen Geſprächen die Anſichten Rouvroy's über die Frauen, ſein Ideal iſt einfaches Weſen, zarte Hingebung, Genügenlaſſen an frauenhafter Thätigkeit im engſten Kreiſe, Anſpruchsloſigkeit. Ein Mann aber, der ſein Ideal mit dieſen Tugenden ſchmückt, der wird ſich nie dieſe kluge, ſtolze, geiſtig hochbegabte und glänzende, leidenſchaftlich erregte, eigenthümlich ſelbſtſtändige Fabiane zur Gemahlin nehmen."

Die Gräfin ſenkte ihr Haupt, ſie fühlte, daß ihr Gemahl recht haben werde und wagte es kaum, noch eine Hoffnung für ihre geliebte Faba, für ihren

ihre Hand frei und ging der Thüre zu, auf der Schwelle wandte sie ihr Haupt, nickte dem ihr nachblickenden Gemahl freundlich einen Abschiedsgruß zu und enteilte dem Gemach, in welchem sie den Grafen Kalnein in sehr gemischten Empfindungen zurückließ.

In ihrem Gemach fand sie Fabiane, die ihr ernst und würdevoll entgegentrat, während sie sich leidenschaftlich und aufgeregt an die Brust der Freundin warf.

Fabiane war eine viel tiefere, viel leidenschaftlichere Natur als die Gräfin, sie besaß aber zugleich eine Selbstherrschaft, die nur selten und auch dann nur auf kurze Momente dem Stoße der Gefühle wich; auch Sebastiane hatte eine gewisse Selbstbeherrschung, aber sie bedurfte derselben seltener, denn es kam nicht oft ein Vorfall, der sie aus dem gefälligen Gleise einer angenehmen Lebenslage gebracht hätte, war sie aber einmal aus diesem Gleise gebracht, dann wurde es ihr stets schwer, sich wieder zurechtzufinden.

Fabiane bemerkte auf der Stelle, daß sich die Gräfin in ganz ungewöhnlicher Aufregung befand; ihr großes dunkles Auge ruhte mit dem Ausdruck von strenger Hoheit einen Moment auf dem höher als sonst gerötheten Antlitz ihrer Cousine, als sie sich mit dem Anstand einer Königin auf den Lehnstuhl am Fenster niederließ.

„Du hast geweint, Sebastiane!“ sagte sie einfach, nicht fragend, aber der sonore Klang ihrer Altstimme gab ihren Worten etwas so Bestimmtes, daß ein Widerspruch gar nicht möglich war.

Die Gräfin nickte und blieb vor der Freundin stehen, diese aber faßte ihre Hand mit einer Bewegung, die halb etwas Majestätisches, halb etwas von der einer Mutter ihrem Kinde gegenüber, hatte, zog sie sanft und doch entschieden näher an sich und fuhr fort: „Du hast meinetwegen geweint!“

Sebastiane antwortete nicht; Fabiane hatte sie auch gar nicht gefragt, und es war ihr peinlich, von dem Grunde ihres Weinens zu reden, weil sie der Warnung ihres Gemahls gedachte; aber — Sebastiane hatte diesem eigenthümlichen Mädchen gegenüber gar keinen Willen, sobald es sich um ernste und bedeutende Dinge handelte. Mit der Leichtigkeit einer verheiratheten Frau, mit der Sicherheit einer Dame von Welt, beherrschte die Gräfin ihre Cousine in allen Dingen und Verhältnissen der Gesellschaft, der Mode, des Geschmackes, ja, sie war immer geneigt, die Macht, die sie nach dieser Richtung hin über Fabiane hatte, zu mißbrauchen, in manchen Dingen übte sie eine Art von Tyrannei gegen die Freundin, und dennoch, sobald die tieferen Gefühle in Bewegung kamen, sobald es sich um etwas mehr als um eine Geschmacksache handelte, fühlte sie sich wie ein Kind neben dem jungen Mädchen, ließ sich von Fabiane lenken und leiten und hatte kaum einen andern Willen als diese. Deßhalb hatten auch ihre kleinen, emsigen Bemühungen, Fabiane und Herrn von Rouvroy einander näher zu bringen, lange nicht den Erfolg gehabt, den Graf Kalnein, den Sebastiane jetzt selbst fürchtete.

„Du hast meinetwegen geweint, liebe kleine Frau!“ fuhr Fabiane fort, sie sprach so sanft als möglich, sie sah, daß ihre geliebte Freundin wirklich Kum-

mer hatte, den aber wollte sie lindern um jeden Preis; die Gräfin fühlte dieses Bestreben und fuhr nun mit hastigen Worten heraus, die in Form einer Selbstanklage alles Das zu Fabianens Kenntniß brachten, was kurz zuvor im Bücherzimmer verhandelt worden war.

Ruhig hörte Fabiane zu, nur zuweilen zuckte es wie ein Blitz aus ihren dunkeln Augen; hinreißend schön war das Mädchen in dieser ruhigen Haltung, mit diesem ruhigen, unregelmäßigen, aber stolzen Antlitz, dessen ganzes Leben sich in die Augen zurückgezogen zu haben schien.

Als die Gräfin zu Ende war, nahm sie Fabiane mit leichtem Druck an ihre Brust, küßte sie sanft auf die Stirn und sprach freundlich: „Meine theure Sebastiane, Du hast Dich wieder um mich gekümmert, armes Herz, um mich geweint, liebe Seele, Du meinst es so gut mit mir, aber ich bitte Dich wieder, bemühe Dich nicht fürder nutzlos; Dein Graf hat vollkommen Recht, Herr von Rouvroy liebt bereits eine Andre, er ahnt gar nicht, daß ich ihn liebe, und er soll es niemals erfahren. Ich bitte Dich, Sebastiane, mache mir doch den Kampf, den ich kämpfen muß, nicht noch schwerer, als er mir jetzt schon wird; ziehe Herrn von Rouvroy nicht absichtlich in unsere Gesellschaft, ich bin immer erfreut ihn zu sehen, und bereit, meine Liebe zu verbergen; gelangt er aber in eine gewisse Intimität mit uns, dann ist allerdings die Gefahr eines Verrathes um so größer. Um das aber, was Du bisher gethan, meine gute, liebe Sebastiane, brauchst Du Dich nicht zu grämen, namentlich Dir nicht diese hübschen muntern Augen mit Thränen zu trüben; denn bis jetzt habe ich mich nicht verrathen und Nichts ist geändert in meinen Gefühlen für diesen liebenswürdigen jungen Mann!“

Staunend blickte die Gräfin auf ihre Cousine, und sie hatte Ursache, zu staunen; denn die leidenschaftliche Fabiane sprach von ihrer Liebe und ihrem Geliebten mit einer Ruhe und Kälte sogar, als ob sie von einer dritten, ihr ganz gleichgültigen Person spräche. Es ist ein psychologisches Räthsel; aus der Stärke ihrer Leidenschaft selbst gewinnen einzelne bevorzugte Naturen die Stärke zur Beherrschung derselben.

Einige Augenblicke schaute Fabiane noch sinnend in ihren Schooß, dann hub sie muthig ihr schönes Haupt empor, sie lächelte der Freundin zu und begann ein leichteres Gespräch mit so viel gutem Willen und so entschiedenem Erfolg, daß Graf Kalnein, der eine Viertelstunde etwa nachher bei einem Ausgang an der Thür vorüber kam, nicht wenig sich verwunderte, das silberhelle, frische, fröhliche Lachen seiner Gemahlin zu vernehmen, während er eigentlich bei seinem Ausgang die Absicht gehabt hatte, dem bethränten Antlitz auszuweichen. Dem edlen Grafen fielen allerlei Sprüche ein, durch welche die Weisen alter und neuer Zeiten mit eisernster Richtermiene den Frauen einen wandelbaren und leichtsinnigen Charakter zugebilligt haben; Graf Kalnein aber wiederholte diese ungalanten Sprüche nicht, er dachte nur, daß es doch recht hübsch so wäre, denn seiner Gräfin Antlitz dünkte ihm lachend viel schöner als weinend, und darum freute er sich, sie so frisch lachen zu hören, und lachte für sich selbst mit, als er die Treppe hinunter ging; ja, dieser Withing, dieser Ab-

kömmling der Preußiſchen National-Häuptlinge, war ein ganz exemplariſcher Ehemann, aber das Lachen der Gräfin Sebaſtiane hatte wirklich, auch für Andere, etwas Anſteckendes.

Umſchau.

Als der General Bosco (ſeitdem ergab ſich freilich, daß kein Neapolitaner einen derartigen Brief ſchreiben kann) ausgangs der letzten Woche in einem öffentlichen Briefe den über ihn verbreiteten ehrenrührigen Gerüchten entgegentrat und die ſoldatiſche Verſicherung ausſprach, daß er für ſeinen Königlichen Herrn und Gebieter zu ſterben wiſſen werde, fühlte wohl Mancher unſerer Leſer in ſeinem Herzen ſich erfriſcht, als hätte er in ſchwüler Mittagshitze aus kühlem Borne getrunken. Und als beinahe gleichzeitig damit die eintreffenden Nachrichten von den erſten kleinen Erfolgen der Königlichen Waffen beſtätigt wurden, aus den kleinen ſogar größere Erfolge zu werden ſchienen, erinnerten wenigſtes wir uns der gläubigen Stärke, womit wir vor 10 Wochen einem kleinmüthigen Verzagen, das ſchon damals die Sache des jungen Königs verloren gab, mit den Worten gegenüber traten, daß es noch nicht aller Tage Abend ſei. Und wie viel hätte denn am Ende auch wohl gefehlt, alle Hoffnungen der Revolutionaire zu Schanden zu machen, wären nicht die Revolutionsmeiſter ſelbſt, die Gekrönten Frankreichs und Piemonts, in's Mittel getreten, der zuſehends hinſchwindenden Macht der Revolution und der ſogenannten nationalen Begeiſterung wieder aufzuhelfen! Erſt ſeitdem dies geſchehen, wird die Revolution im raſchen Triumphmarſche ihrem eigentlichen Ausgangspunkte unaufhaltſam entgegeneilen, wird in Neapel ein legitimer Königsthron, in Rom der Stuhl Petri zuſammenbrechen. Heut wäre grobe, unverzeihliche Täuſchung, was vor zehn Wochen noch heilige, *begründete Hoffnung* war.

„Zehn Wochen" — o, darauf ruht ein verhängnißvoller Nachdruck. Wie viel hätte in der Hälfte dieſes Zeitraums gethan werden können, um dem Recht zu ſeiner Ehre zu verhelfen, und wie wenig iſt einmal verſucht worden, das Unrecht zu ſchwächen! „Zehn Wochen", ſo ſchwer wiegt der Unglaube an die gerechte Sache — das Wort ſollte in dieſem Augenblicke wie ein geiſterhafter Mahnruf durch die europäiſchen Cabinette rauſchen, ſollte wecken und erinnern, hinfort keine zehn Stunden mehr zu verlieren. Allein wäre für ein ſolches endliches Erwachen auch nur die mindeſte Hoffnung vorhanden? und wenn die Ermunterung in der That nun endlich einträte, darf man heute auch nur den mindeſten Erfolg von ihr erwarten? Wir zweifeln. Die Revolution hat ihre Aufgabe, wir meinen die ihr zunächſt gelegene Aufgabe, denn ſie arbeitet weislich auf Stücklieferung, läßt weislich jede zweite und dritte Arbeit außer Hand, ſo lange ſie mit der erſten noch nicht fertig geworden — die Revolution hat ihre Aufgabe vollbracht. „C'est trop tard!"

Auf der einen Seite zieht der Piemonteſen-König nach Neapel, um mit raſchem Schlage zu vollziehen, was ſeinen tumultuirenden plebegiſchen Sendlingen nicht gelingen wollte — er wird ſeinen Königlichen Freund und „Bruder“ eigenhändig vom Throne ſtürzen, ihn eigenhändig aus dem Erbgut Gottes und ſeiner Vorfahren entſetzen. Auf der andern überfüllt der franzöſiſche Gewalthaber den Kirchenſtaat mit einer Armee, deren Stärke keinen Zweifel mehr geſtattet, daß er vollkommen abgemachte Sache mit dem Sarden-Könige hat. Er wird ſich in Rom häuslich einrichten. Er wird von hier aus den Traum des „Königs von Rom“ ſo praktiſch austräumen, daß der Welt davon die Augen übergehen, denn er hat jetzt den Griff auf ihr — Herz frei, auf ihr Denken, Fühlen und Empfinden.

Bei dieſer Lage der Dinge verliert die Frage, was aus dem Papſte werden ſolle, jede tiefere Bedeutung. Der franzöſiſche Gewalthaber iſt klug genug, zu begreifen, daß ihm das Oberhaupt der Kirche auf keinem Punkte der Welt ſo gute, prompte und verläßliche Dienſte leiſten kann als auf der Höhe des Vaticans. Er wird den Papſt daher ſo lange in Rom feſtzuhalten verſuchen, als es mit gelindem Zwange, und ohne daß er der katholiſchen Chriſtenheit damit den Handſchuh hinwirft, zu ermöglichen ſein wird. Iſt das trotzdem nicht möglich zu machen, dann wird er es Sr. Heiligkeit überlaſſen, wohin Dieſelbe gehen wolle, ſeinerſeits aber Sorge zu tragen wiſſen, daß ſich aus dem Rohſtoff eines weltlichen Interregnums, je nach Umſtänden, leiſer oder lauter, allmählich ein geiſtliches Interregnum vorbereitet und herausgeſtaltet. Das iſt auf dem einmal gegebenen Punkte die einzige mögliche Perſpective, und ſomit begreift es ſich leicht, daß die Perſonalfrage unbedingt keine Bedeutung mehr hat. Eine Zeit, die eine ſo auserleſene Empfänglichkeit für das Schauſpiel hat, ſo viele gekrönte Häupter von ihrer Höhe herabſteigen und ſich in die hoheitliche Menge der — Induſtriellen verlieren zu ſehen, hat auch vollkommen das Zeug dazu, einen Papſt ins Privatleben zu begleiten, dafern nur Einer gefunden wird, der die Dienſte und Würden deſſelben eben ſo gut verrichten, beziehungsweiſe bekleiden zu wollen ſich bereit und befähigt erklärt. Und an einem ſolchen „zeitgemäßen Talent“ würde es zur Noth nicht fehlen. . . .

Aber damit, wird man einwenden, ſtünden wir ja im Angeſichte eines Schisma? Wir erwidern: und warum nicht? Seit wann iſt das Schisma überhaupt die Wirkung einer Perſonalfrage? Was hat die innere, in und durch den Geiſt ſich vollbringende Evolution deſſelben mit der Perſon gemein? Das Schisma wird, der Natur der Sache nach, vielmehr in dem Augenblicke ſchon vollbracht ſein, wo auf dem in Rom neu etablirten franzöſiſchen Militair-Gouvernement ſich ein franzöſiſches Civil-Gouvernement erhebt — und dieſe weitere Entpuppung der romaniſchen Politik Frankreichs, man kann ſagen, der bloßen lediglichen Mittelmeer-Politik dieſes Staates, ſteht nunmehr hart vor der Thüre. Mit dieſer Wendung aber wird die Unfreiheit des römiſchen Stuhls nothwendig gegeben ſein, und mit der Unfreiheit — wer begriffe das nicht? — das ſchon jetzt gefürchtete, ja, in gewiſſem Grade bereits vorgefühlte Schisma.

Nicht entfernt würde man aber die Tiefe dieſes Kirchenbruchs ermeſſen, wenn man die möglicherweiſe auslaufenden Endſpitzen deſſelben mit den Namen des Romanismus und des Gallicanismus kennzeichnen zu dürfen vermeinte. In die eine wie in die andere dieſer vormals gewaltigen Formen iſt die ganze umſchwingende und verjüngende Macht jenes Geiſtes gedrungen, der ſeit der franzöſiſchen Staatsumwälzung die Welt auf zwei diametral entgegengeſetzten Wegen wieder einzurichten bemüht blieb, und der in lebendigem Wechſelaustauſche der Kräfte bald dem Staate von der Kirche, bald der Kirche vom Staate mittheilte, immer auf dem Sprunge, die fiebernde Kriſis zu Ende zu führen, und immer unfähig, das wirklich entbehrte und geſuchte, lebensfähige Dritte herauszugeſtalten. Um zu erkennen, wie ſehr dieſes Reſultat ein thatſächliches iſt, genügt es, die dermalige Lage einfach in's Auge zu faſſen. Der kirchliche Romanismus wird in dem Grade gebrochen, in welchem Italien ein modernes Gewand anlegt, mithin der weltliche Romanismus Frankreichs an Probabilität gewinnt. Der kirchliche Gallicanismus hinwieder wird in dem Grade gegenſtandlos werden müſſen, als der politiſche Gallicismus ſeine Pläne gelingen ſieht. Mit dieſer ganz veränderten Baſis der neuen Zeit würde es denn auch als ſchwer wiegender Irrthum zu kennzeichnen ſein, wenn man annehmen wollte, der moderne Cäſarismus ſei befähigt, mit dem römiſchen Pontificismus ſich zu decken, wie dies der Fall geweſen mit dem germaniſchen Kaiſerthum. Daß alſo jenes lang vermißte und lang geſuchte Dritte bei den erwähnten Gegenſätzen ſelbſt zu ſuchen ſein ſolle, mit anderen Worten, daß es zum Vorſchein kommen könne und werde mit dem Gelingen der Politik des einen und des anderen Staates, in unſerem Falle mit dem Gelingen der romaniſchen Politik Frankreichs, womit dann auch der Gallicanismus in der katholiſchen Kirche zu einem vollſtändig gegenſatzloſen Bilde durchſchlagen würde — dieſe Anſicht hat auf der ganz und von innen her umgeformten Bühne der Zeit keine Berechtigung mehr; und man wird die ganze Tiefe des möglicherweiſe bevorſtehenden Schisma, dafern eine allgemeine Erhebung der katholiſchen Kirche, nicht blos außerhalb Frankreichs, *ſondern zum Theil* ſogar in Frankreich ſelbſt, damit richtig bezeichnet wäre, vielmehr in der Thatſache zu ſuchen haben, daß das Oberhaupt der katholiſchen Kirche durch Frankreich „unfrei" gemacht worden ſei, unfrei in der einfachen rechtlichen Bedeutung des Wortes. In dieſem Sinne ſcheinen denn auch deutſche Kirchenfürſten, dafern anders den darüber laut gewordenen Nachrichten zu vertrauen iſt, die dermalige Lage des Papſtes wie die der Kirche auffaſſen zu wollen.

„Eben darum wird der franzöſiſche Imperator einlenken" . . . Der franzöſiſche Imperator wird nicht einlenken. Der franzöſiſche Imperator weiß, daß er nur die eine, die beſſere Hälfte der Merkmale Ismaels an ſich trägt, daß zwar „ſeine Hand wider Jedermanns Hand" iſt, aber nicht Jedermanns Hand wider ſeine. Da liegt das Geheimniß ſeines fortſchreitenden Muthes.

Von dem dermals ſehr vorgerückten Punkte der napoleoniſchen Politik wendet ſich der Blick aber unwillkürlich auf England — auf England, das zwar der italieniſchen Revolution ſecundirt, das den Frieden mit Frankreich über Alles

hoch und werth hält, deſſen dermalige Miniſter den neuen europäiſchen Leviathan recht eigentlich groß zogen, das aber trotzdem und trotz alledem diejenige europäiſche Macht iſt und bleibt, von der wir noch am eheſten das „Bis hierher und nicht weiter!“ gegenüber der napoleoniſchen Vergewaltigung zu erwarten haben werden. Von Warſchau erwarten wir nichts mehr, ja unſerm Blicke iſt es heute ſogar verſagt, inmitten der herrſchenden Principien und Anſchauungen das beſcheidene Pünktlein zu entdecken, auf welches die unzweifelhaft ſehr glänzende Zuſammenkunft den Fuß zu ſetzen Neigung haben könnte, möchte, wollte. Und von der guten Neigung bis zum — Entſchluſſe, von dem Entſchluſſe bis zur — Handlung, von der Handlung bis zum — harmoniſchen Zuſammenwirken, wer begriffe das nicht, durch welche Siriusfernen dieſe diplomatiſchen Actionen getrennt werden, und wie ſehr richtig der junge König beider Sicilien fühlte, wenn er ſeine Hoffnungen direct zu dem Manne hintrug, der wenigſtens die Kraft des Entſchluſſes und die höhere, wahrhaft imperiale Kraft der That hat! Ohnehin würde jene unzweifelhaft ſehr glänzende Zuſammenkunft für pragmatiſche Aeußerungen zu ſpät kommen, die Aeußerungen aber, ſelbſt wenn es dazu käme, würden ex post kommen. Es muß uns daher erlaubt ſein, mit der glänzenden Zuſammenkunft uns fernerhin nicht aufzuhalten, noch überhaupt zu derſelben zurückzukehren. Aber — England! Hier liegt dicht neben dem Knoten eines unnatürlichen Bündniſſes auch das Schwert, das den unnatürlichen Knoten ſpaltet, das — Intereſſe. Englands Intereſſe verbündete es mit Frankreich, und Englands Intereſſe wird es wieder ſein, das in nicht allzu entfernter Zeit das Schwert gegen den Verbündeten wird aufnehmen müſſen, mag er ſich, um England bei guter Laune zu erhalten, wenden und winden wie er immer wolle. Am Ende kann auch der franzöſiſche Gewalthaber, ſo geübt er in der Kunſt iſt, über ſich hinaus zu können, doch nicht unter ſich herab. Das mediterrane Intereſſe Frankreichs wird den franzöſiſchen Gewalthaber plötzlich einmal auf den acuten Punkt hingeſchnellt haben, auf dem es eine Verſtändigung mit dem Intereſſe Englands nicht mehr giebt: und ſo gewiß wir überhaupt daran ſind, daß England für einen „verbeſſerten“ Handelsvertrag den Rhein und die Schelde dazu an Frankreich verkauft, jä, daß England auf dem geſammten Continente überhaupt nirgendwo ein Intereſſe hat, das nicht durch Handelstransactionen compenſirt und mundtodt gemacht werden könnte, ſo unbedingt glauben wir auch zu erkennen, daß die Mittelmeer-Politik Frankreichs in ihrem unlösbaren Zuſammenhange mit der Frage des Orients die Klippe verbirgt, an der das Schifflein des britiſch-franzöſiſchen Bündniſſes zu ſcheitern, ja, bis auf den Grund zu berſten beſtimmt und dieſer Klippe, trotz aller Wachſamkeit der Steuernden, ſchon jetzt unverſehens genähert worden iſt. Wir haben demnächſt abzuwarten, in wie weit England der neueſten Militairpoſition des Franzoſenkaiſers in Italien eine unbehinderte Entfaltung zuzugeſtehen geneigt ſein dürfte. Wir zweifeln nicht, daß Louis Napoleon über ſeine neueſte Action ſich mit Lord Palmerſton wohl verſtändigt hat, aber das Princip dieſer Action blieb doch wohl ſein — Geheimniß, und erſt die Diverſionen dieſes Princips werden uns erkennen laſſen, bis wie weit die praktiſche Tragfähigkeit jener Verſtändigung reicht.

Dies erinnert uns an die Lage Oeſtreichs und der orientaliſchen Frage, und werden wir demnächſt auf Beide in unſerer nächſten Umſchau zurückkommen.

Die Finanzlage Oeſtreichs.

II.

In noch weit geringerem Maaße hat der Vortrag des Herrn von Plener vom 3. September c. über die Verhältniſſe der Nationalbank befriedigt. Wir beabſichtigen nicht, dem Leiter des Finanzminiſteriums in die Deductionen zu folgen, durch welche er zu den Ergebniſſen gelangt, welche nach ſeiner Meinung den gegenwärtigen Zuſtand der Bank herbeigeführt haben. Wir nehmen keinen Augenblick Anſtand, die Finanzwirthſchaft des Freiherrn von Bruck als eine für Oeſtreich ſo verderbliche anzuerkennen, daß ſie bei längerer Fortdauer nothwendig zum Staatsbanquerott hätte führen müſſen. Herr von Bruck beſaß allerdings eine gewiſſe Genialität, aber dieſe für einen Finanzmann ſehr gefährliche Eigenſchaft hatte ein ſo ſanguiniſches Selbſtvertrauen in ihm hervorgerufen, daß er ſelbſt an das Gelingen der abenteuerlichſten Projecte glaubte; dies Selbſtvertrauen führte zu den bitterſten Enttäuſchungen und ſchließlich, als er ſich „an ſeinen äußerſten Conſequenzen angelangt" ſah, zu ſeinem traurigen Ende. Es iſt allerdings richtig, daß durch die Operationen dieſes Staatsmannes die Schuld des Staates an die Bank ſich um 133 Millionen und der Notenumlauf dadurch auf 484 Millionen ſteigerte und der Metallvorrath der Bank ſich um die dem Staate überdies geliehenen 20 Millionen verminderte, aber wir können nicht einräumen, daß ſpeciell durch dieſe Operationen die jetzige Lage der Bank herbeigeführt worden iſt. Die „Berliner Revue" hat bereits in ihrer Nummer vom 23. Januar 1859 (16. Band 4. *Heft) in einem* längeren Artikel „die öſtreichiſche Nationalbank auch der Münzvertrag vom 24. Januar 1857" den Nachweis geführt, daß die Calamität dieſes Inſtituts nicht durch politiſche Evenements, ſondern lediglich durch das unglückliche Verhältniß deſſelben zum Staate herbeigeführt worden iſt, wiewohl dabei nicht in Abrede geſtellt werden ſoll, daß die Ereigniſſe des Jahres 1848 und andere Bedrängniſſe des Kaiſerſtaats das Uebel bedeutend geſteigert und früher zum Ausbruch gebracht haben mögen, als es bei vollſtändiger politiſcher Ruhe geſchehen ſein würde. Die Calamität der Bank iſt eigentlich älter als die Bank ſelbſt, die im Jahre 1816 nur geſchaffen wurde, um das ſchon damals ſo vollſtändig zerrüttete Geldweſen in Oeſtreich zu reguliren. Sie kam bereits mit einem Krebsſchaden, mit der Schuld des Staats, behaftet zur Welt. Die Bank wurde von vorn herein als ein Staats-Inſtitut betrachtet, obſchon ſie ein Actienunternehmen iſt und mit dem Staate nichts gemein hat, als ihre bedeutende Forderung an denſelben, und daß der Bankgouverneur ein Staatsbeamter iſt. Dieſes anormale Verhältniß verſtieß

gegen die ersten Principien einer Zettelbank, welche darin bestehen, keine Geschäfte mit dem Staate zu machen und ihre Activa stets möglichst realisirbar zu halten. Die Bank war aber einmal dazu da, der Geldlieferant des Staats zu sein, Bankausschuß und Actionäre wurden dabei meistens vollständig übergangen, die Geschäfte mit der Bank wurden in der Regel als ein Act der Finanzverwaltung betrachtet, und die Actionäre und ihre Vertreter schwiegen gern dazu, da die Schuld des Staats die Hauptquelle für die Erträgnisse des Instituts waren und eine hohe Dividende ermöglichten, dann aber auch in dem Bankprivilegium die Dienstleistungen der Bank an den Staat vorgesehen waren. Es würde zu weit führen, noch einmal die Geschichte der Entstehung der bedeutenden Schuld des Staats an die Bank darzulegen, da dieselbe, wie gesagt, von Gründung der Bank datirt; wir begnügen uns, auf den oben erwähnten Artikel zu verweisen und wiederholen daraus nur, wie dieses unglückselige Verhältniß dadurch, daß es einen ungewöhnlichen Bedarf an Geldmitteln erforderte und dieser gleichzeitig die Veranlassung einer unverhältnißmäßigen Notenemission war, von vorn herein die freie Entfaltung des Bankverkehrs hinderte und der Keim war für alle die späteren schlimmen Eventualitäten der Bank bis auf die neueste Zeit. Es war im Princip eben so unklug von der Regierung, durch übermäßige Inanspruchnahme der Bankmittel sich eine reiche und kräftige Hülfsquelle zu verstopfen, als von der Bankverwaltung unvorsichtig, ja unverantwortlich, mit solchen Summen gegen den Staat in Vorschuß zu treten, da man diese Forderung doch als eine momentan inexigible betrachten mußte. Da nun die steigenden Vorschüsse der Bank an den Staat selbstredend auch eine erhöhte Notencirculation bedingten, der Betrag jener aber factisch als Deckung für die ausgegebenen Banknoten diente, so mußte nothwendig durch die Unrealisirbarkeit der Schuld des Staats die Verlegenheit der Bank herbeigeführt werden, und in dem Momente, wo die Deckung der Noten nicht mehr zu verwerthen war, selbstredend auch deren Realisirung aufhören. Während man nun vor allen Dingen darauf hätte Bedacht nehmen müssen, das untergeordnete Verhältniß der Bank zu lösen, derselben ihre Selbstständigkeit und dem Bankausschuß und den Actionären ihre natürlichen Rechte wieder zu geben, begnügt sich der verstärkte Reichsrath damit, die „Bankfrage" bis zum Ablaufe des Bank-Privilegiums, *also auf 6 Jahre*, zu vertagen, und Herr von Plener stellt eine weitere Staatsbevormundung und Abhängigkeit des Instituts in Aussicht durch „die fortgesetzte Ueberwachung der statutenmäßigen Bankgeschäfte und die Wahrnehmung des Zeitpunktes zu etwaigen maßvollen Beschränkungen von Seiten der Finanzverwaltung." Bis jetzt war jede Ueberwachung der Bankgeschäfte durch den Staat, überhaupt jede Einmischung des Aerars in dieselbe diesem Institute nur verderblich, und es würden ebenso diese „maßvollen Beschränkungen" ein neuer Mißgriff der Finanzverwaltung sein, wenn dieselbe darunter, wie es scheint, eine Schmälerung des Credits und demgemäß eine Verminderung des Portefeuilles verstände. Es hieße wieder die Sache beim verkehrten Ende anfassen, wollte man auf *diese* Weise eine Reduction der Noten-Circulation erzielen. Nicht diejenigen Banknoten, für welche volle Deckung im Lombard oder

im Wechsel-Portefeuille der Bank vorhanden ist, sind dem Staatscredit gefährlich und bedürfen einer Reduction, sondern nur diejenigen, für welche die momentan inexigible Schuld des Staats als Deckung haftet. Es kommt also nicht auf eine Fortsetzung der so äußerst mangelhaften und verderblichen Ueberwachung der Bankgeschäfte oder auf eine unzweckmäßige und unangemessene Beschränkung derselben an, sondern vor Allem darauf, die Bank von ihrer Abhängigkeit vom Staate vollständig zu befreien und sie in den Stand zu setzen, wieder in sich selbst die Mittel ihrer Rehabilitirung zu finden. Wir haben nicht die Aufgabe, auch nicht den Zweck, Vorschläge dazu zu machen, aber es würde, gleichwie die Convertirung der Staatsschuld auf einen einheitlichen Zinsfuß und eine Währung ein angemessener Ausgangspunkt für deren Regelung wäre, auch die Valutafrage erheblich vereinfachen, wenn man die formelle Solvenz der Bank dadurch wieder herzustellen suchte, daß man ihre Forderung an den Staat durch Staatspapiergeld tilgte und aus der in den Händen der Bank dafür befindlichen Bedeckung an Gütern und Effecten allmählig einen Tilgungsfonds für dieses Papiergeld creirte. Die näheren Modalitäten dieser Operation, deren Kosten reichlich durch Ersparniß der seither an die Bank gezahlten Zinsen u. s. w. gedeckt werden würden, wären natürlich Sache der Finanz-Verwaltung. Die Genialität des Herrn von Bruck hat durch ein zu maßloses actives Vorgehen den Staat dem Banquerott nahe gebracht, die extreme Ehrlichkeit des Herrn von Plener dürfte ihn indeß blos durch passiven Widerstand auch nicht wieder emporbringen!

Domänen-Verkäufe.

Seit einiger Zeit bringen die Zeitungen aus verschiedenen Provinzen amtliche Bekanntmachungen der dortigen Regierungen, durch welche ganze, wirthschaftlich in sich abgeschlossene, Domänen-Vorwerke zum öffentlichen Verkaufe *ausgeboten werden*. Wir können unsere schweren Bedenken gegen eine solche Maßregel nicht zurückhalten. Wir glauben zu der Annahme berechtigt zu sein, daß diese Veräußerungen von der Centralstelle der Finanz-Verwaltung unmittelbar angeordnet worden sind, und erinnern uns zunächst daran, daß im Jahre 1848, als Herr Hansemann Leiter unserer Finanzen war, ähnliche Bestrebungen sich bemerkbar machten. Damals ward der Staatsschatz verausgabt und gleichzeitig zu Domänen-Veräußerungen geschritten; wir haben jedoch bisher geglaubt, daß dies ein überwundener Standpunkt sei, und meinen richtig unterrichtet zu sein, wenn wir behaupten, daß noch jetzt eine Circular-Verfügung des früheren Finanz-Ministers von Bodelschwingh besteht, welche den Provinzial-Regierungen geradezu untersagt, überhaupt derartige Anträge zu stellen, da diese die höhere Genehmigung niemals würden zu gewärtigen haben.

Wir haben aber auch geglaubt, daß der jeweilige Finanz-Minister schon durch die mit dem allgemeinen Landtage vereinbarte Feststellung des Staats-Haushalts-Etats an solchen Finanz-Operationen verhindert sei.

Dieser enthält unter den Einnahme-Quellen auch einen Titel: „Erlös aus verkauften Domänen-Grundstücken". Die Erläuterungen zu diesem Titel ergeben indessen unzweifelhaft, daß es sich nicht um Zerstörung oder Aufgabe ganzer landwirthschaftlicher Complexe, sondern um die Veräußerung einzelner Parzellen handelt. Jedenfalls beruht diese Einnahme ausschließlich in Anordnungen des Finanz-Ministers; eine Uebersteigung des Voranschlags der Einnahme würden wir also bei diesem Titel nur als eine Verletzung des vereinbarten Etats bezeichnen können, hervorgerufen aus freier Entschließung des Finanz-Ministers.

Es stehen jedoch diesen Veräußerungen noch weit schwerere Bedenken entgegen.

Zunächst wird es sehr zweifelhaft sein, ob der finanzielle Erfolg irgend ein günstiger ist. Selbst wenn ein hohes Gebot erreicht werden sollte, so müssen wir doch an den fallenden Werth des Geldes, an den steigenden Preis des Grund und Bodens, und hiervon abgesehen, insbesondere an die Fortschritte erinnern, welche auf dem Gebiete der Landwirthschaft in den letzten Jahren gemacht worden sind; Entwässerung und Drainirung haben sumpfige Ackerflächen, Cultivirung der Kartoffel und Lupine sterilen Sandboden ertragsfähig gemacht.

Die Einwendungen, welche gegen diese Andeutung erhoben zu werden pflegen, daß der Privat-Besitzer erreichen könne, was unter Administration oder Verpachtung niemals möglich sei, sind uns zwar bekannt, treffen aber unseres Erachtens nicht zu. Selbst aber, wenn wir sie gelten lassen, so sollte der Staat auch um anderer Ursachen willen sich von seinem Grundbesitze niemals trennen.

Wir betreten hiermit das eigentliche Gebiet politischer Fragen, und weil wir uns hierin mit dem zeitigen Herrn Finanz-Minister in dem entschiedensten Gegensatze befinden, gerade um deshalb haben wir schon jetzt die Angelegenheit angeregt.

Der Staat kann sich der Ausübung der gutsherrlichen Rechte, welche ihm in Verfolg des Damänen-Besitzes zustehen und obliegen, niemals entäußern, ohne nicht gleichzeitig seinen Einfluß auf den verschiedensten anderen Gebieten außerhalb der Finanz-Verwaltung gelähmt zu sehen. Wir deuten nur auf die Patronats-Rechte und auf die Polizei-Verwaltung hin. Der Einfluß des Kirchen-Regiments wird für die Consistorien nach einer sehr wichtigen Richtung hin gänzlich gebrochen, wenn die Stellen Königlichen Patronats immer mehr verringert werden. Es ist nun zwar nicht unbekannt, daß bei derartigen Veräußerungen oft Patronat und gutsherrliche Obrigkeit von dem Verkaufe ausgeschlossen wird, aber gerade hierdurch wird der unleidliche Zustand herbeigeführt, daß jene Rechte von dem Gutsbesitze getrennt werden, daß sie ohne Basis in den Lüften schweben und daher auch um so leichter von jeder Strömung weggeweht werden.

Der Fiskus, wenn er eine Domäne verkauft, das derselben bisher zuständige Patronat sich aber vorbehält, alterirt hierdurch nicht allein das histo-

riſch begründete eigene Patronats-Recht, ſondern er zieht in die Mitleidenſchaft auch das bisherige Recht aller Privat-Patrone hinein.

Wir glauben, daß z. B., um eines anderen ähnlichen Gegenſtandes zu gedenken, Nichts ſo ſehr der eigentlichen rechtlichen Begründung und Beurtheilung des Jagd-Rechts geſchadet hat, als die erſt in den letzten Decennien ab und zu erfolgte iſolirte Veräußerung deſſelben.

Ein zweiter eben ſo wichtiger Geſichtspunkt für Erhaltung der Domänen wird ſich dem conſervativen Staatsmann aufdrängen, wenn er des unbeſchränkten Steuerbewilligungs-Rechtes der Kammern ſich erinnert.

Die Revenuen der Domänen entziehen ſich zwar nicht der Controlle, wohl aber der Verwaltung der Kammern, während alle übrigen Einnahme-Quellen den Kammern eine Einmiſchung gewähren, die direkt oder indirekt dahin führt, die öffentliche Finanz-Verwaltung von dem Kammer-Voto abhängig zu machen. Das unbeſchränkte Steuerbewilligungs-Recht der modernen Volks-Vertretungen iſt es, welches den letzteren die Präponderanz gegenüber der öffentlichen Verwaltung des Landesherrn ſichert, und gerade in den Domänen muß das einzige noch einigermaßen vorhandene Gegengewicht geſucht werden, welches daher auch wie ein Kleinod bewahrt werden ſollte.

Endlich haben aber auch die Domänen für Preußen noch eine ganz beſondere Bedeutung. Es iſt bekannt, daß dieſelben als Unterpfand für die Staatsſchuld-Scheine ganz beſonders eingeſetzt ſind, und wir zweifeln keinen Augenblick daran, daß Herr von Patow den Erlös verkaufter Domänen dieſem Zwecke entſprechend verwenden wird; es iſt aber auch eben ſo bekannt, oder ſollte es wenigſtens ſein, daß nach der ausdrücklichen Beſtimmung des Hochſeligen Königs Majeſtät die Domänen-Verwaltung noch die Verpflichtung einzulöſen hat, die ſogenannte Civilliſte (um uns einmal dieſes modernen Ausdruckes zu bedienen) in Domänen-Grundſtücken auszuweiſen. Jemehr Domänen alſo verkauft werden, um ſo mehr wird der Complexus derjenigen Grundſtücke verringert, welche das Haus-Miniſterium zur Fundirung der Civilliſte in Grund *und Boden zu beanſpruchen* berechtigt iſt, und um ſo näher rückt der Augenblick, wo die Erträge der Domänen die Höhe der Civilliſte nicht mehr erreichen werden, mithin der jedem Royaliſten unerträgliche Zuſtand eintreten muß, daß dem Könige von Gottes Gnaden die erforderlichen irdiſchen Suſtentations-Mittel von der Gnade der Kammern bewilligt werden.

Sr. Majeſtät dem Könige war in Seiner Weisheit dieſe Situation nicht entgangen, und es war in den letzten Jahren Seiner eigenen Regierung Allerhöchſtdeſſen entſchiedenener und feſter Wille, daß beſtimmte Domänen-Grundſtücke ausgeſondert werden, und daß die Erträge derſelben an die Stelle der Civilliſte treten ſollten.

Wir können nach anderweitigen Wahrnehmungen allerdings nicht annehmen, daß für die Verwaltung des Herrn von Patow Intentionen maßgebend ſein dürften, die des Königs Majeſtät erſt als zu erſtrebende angedeutet hatten; wir meinen aber, daß auch ein rechtliches Bedenken getragen werden ſollte, in der

Zurückführung der Civilliſte auf Domänen-Revenuen zur Zeit irgend eine Alteration eintreten zu laſſen.

Se. Majeſtät der König befinden Allerhöchſtſich noch im allſeitigem Genuſſe der Civilliſte, und ohne Allerhöchſtdeſſen ausdrückliche Einwilligung wird das ſpecielle Unterpfand, welches für die Civilliſte in den Domänen conſtituirt iſt, nicht geſchmälert werden dürfen.

Wir finden hiernach, daß jeder Finanz-Miniſter irgend eine Veräußerung einer Domäne ohne ausdrückliche Einwilligung des Haus-Miniſters nicht vornehmen darf, daß ſich aber ſeinerſeits der Haus-Miniſter, bei den gegenwärtigen Verhältniſſen innerhalb unſeres Königshauſes, von den beiden Allerhöchſten Stellen, die zur Zeit die Civilliſte beziehen, die Allerhöchſte Genehmigung zu erbitten hat.

Jedenfalls wird es ſich daher empfehlen, daß bei ferneren Domänen-Verkäufen, wenn dieſelben wider Verhoffen ſich erneuern ſollten, in der desfallſigen öffentlichen Bekanntmachung ausdrücklich bemerkt werde, daß die Einwilligung des Haus-Miniſters vorhergegangen ſei, wobei wir auch anheimgeben, ob nicht, ſo oft ein ſolcher Verkauf ohne oder gegen den Antrag der Provinzial-Regierung erfolgt, die ausdrückliche Anordnung des Finanz-Miniſters erkenntlich zu machen ſei.

Noch einmal die politiſche Judenſchule.*)

Wir haben ſchon öfter die Bemerkung gemacht, daß die Juden keineswegs an dem Uebermaß von Klugheit leiden, das man ihnen gewöhnlich zuſchreibt. Uns iſt noch kein wirklich kluger Jude vorgekommen. Beſcheidenheit, hervorgehend aus verſtändiger Berechnung der eigenen Kräfte und Rechte und der Welt, in der ſie ſich befinden, und auf die ſie die Anmaßung haben, einwirken zu wollen, kann man auch nicht den täglichen Zeitungsorakeln nachrühmen, in denen die Juden den Untergang der germaniſchen Staatenordnung ausrufen, und namentlich den Deutſchen anrathen, ihre ganze Hausordnung zum Schlauderpreiſe oder umſonſt auf den Gerüllhaufen der Geſchichte hinauszuwerfen. Unklug iſt es von ihnen auch gehandelt, daß ſie es gar nicht für möglich halten, daß das Fahrwaſſer der officiellen Rathloſigkeit, in dem ſie für den Augenblick luſtig plätſchern, doch einmal ausbleiben und die matte Paſſivität einem ordentlichen Entſchluß Platz machen könne. Zu den mannigfachen Warnungen, die ſie bereits erhalten haben, iſt jetzt eine neue in der demokratiſchen Zeitſchrift: „Stimmen der Zeit“ hinzugekommen. Dieſe Monatsſchrift, hervorgegangen aus der Partei der Linken der Frankfurter Nationalverſammlung, herausgegeben von Kolatſchek, hat ſich in der letzten Zeit ſchon durch manchen Aufſatz ausgezeichnet, in welchem ſie das Föderationsprincip, auf welchem der deutſche Bund

*) Vergleiche Heft 6 dieſer Zeitſchrift.

beruht, und welches National-Vereinler und Juden wie ein altes Möbel zerschlagen möchten, als den kostbarsten Schatz Deutschlands und als die Grundlage jeder Reform anerkennt, und namentlich auch die Weisheit bekämpft, die Deutschland durch die Aussonderung Oestreichs mächtig und glücklich machen will. Bei Gelegenheit des jetzigen Uebergangs dieser Zeitschrift in den Winterschen Verlag und ihrer Umwandlung in eine Zweiwochenschrift hat der neue Verleger ein Probeheft ausgeschickt, in welchem gleichfalls jener Grundgedanke von der organischen Fortbildung der deutschen Föderation wieder vorangestellt und nebenbei den „demokratischen Studien", die wir vor einigen Wochen als eine Uebung der politischen Judenschule geschildert haben, eine tüchtige Anzeige gewidmet ist. Der Titel dieses Aufsatzes ist: „die Juchherſten" — eine Bezeichnung, die nach dem „Juchhe" gebildet ist, mit welchem Herr Bamberger in seiner vorjährigen Schrift: „Juchhe nach Italien!" die nationale Begeisterung der deutschen Mittel- und Kleinstaaten gleich dem Rausch eines jodelnden Handwerksburschen verspottete. Aus diesem Aufsatze, in welchem die Jodeleien eines Bamberger, Oppenheim, Lassalle, Hartmann u. s. w. ihre verdiente Abfertigung erhalten, können die Juden sehen, daß ihre Selbstüberhebung und Aufdringlichkeit weder bei uns, die wir zur Fortbildung der deutschen Föderation die Anerkennung der noch vorhandenen mächtigen ständischen Elemente für nothwendig halten, noch bei Denjenigen Nachsicht zu erwarten hat, die die unverwüstlichen Quadern des deutschen Bundes mit demokratischen Institutionen umgeben wollen. Sie können daraus ferner ersehen, daß die Zeit nicht mehr fern ist, wo sie mit ihrem „Juchhe", d. h. mit ihrer politischen Jodelei allein stehen und endlich hinter die Schlachtreihe geworfen werden, in welcher angemessenen Position sie ihre natürlichen Talente gewinnbringender als in politischen Lucubrationen verwerthen können.

Indem wir die politische Judenschule auf diesen belehrenden Aufsatz verweisen, erinnern wir sie noch daran, daß das Juchhe, mit dem sie den „dummen" Deutschen dazu begeistern wollte, seine herrlichsten Kostbarkeiten, Einheit und reiche Mannigfaltigkeit, Bundesverfassung und Lokalsouveränetäten, zum Fenster hinauszuwerfen, mit den Tugenden ihrer Race in grellem Widerspruche steht.

Keine Race der Welt versteht es so wohl wie die jüdische, aus Gerüll, Kehricht, Plunder und Scherben noch einen Gewinn herauszuschlagen. Und die Deutschen sollten unter jüdischem Zuruf und unter jüdischem Gelächter ihre herrlichsten Schätze, die Bürgen ihrer Zukunft, zum Fenster hinauswerfen?

Wer versteht es besser als der jüdische Juwelier, eine schadhafte Perle so einzufassen, daß sie als vollständig und untadelhaft erscheint? Und der Deutsche soll der jüdischen Zeitungs- und Regierungsweisheit zu Ehren und zu Gefallen die herrlichsten Perlen, wie Oestreich, fortwerfen, wie ein jüdischer Negotiant in seinem italienischen und slawischen Lager mit einem schleunigen Ausverkauf unter dem Kostenpreise aufräumen und mit einem Juchhe seine historische Boutique schließen?

Er verdiente es, von seinen jüdischen Rathgebern ausgelacht und dann um

den armen Reſt, der ihm noch übrig bleibt, ſubhaſtirt zu werden. Doch dafür iſt geſorgt, daß das Fahrwaſſer der jüdiſchen Zeitungsartikel nicht immer ſo hoch wie bisher gehen wird. Wir werden das Unſere behalten und mehren und, wenn dafür gekämpft wird, nicht nur über das Juchhe der jüdiſchen Schlauberei, ſondern auch, und ſogar noch mehr, über ihre deutſch-patriotiſche Jodelei, an der ſie es dann auch nicht fehlen laſſen werden, lachen.

Vor und nach dem Frieden von Villafranca.

Studien zur Geſchichte und Kritik der politiſchen Entwickelung des letzten Zeitdrama's. Leipzig. Ad. Lehmann.

Die preußiſche Regierung hat „bekanntlich" die Politik, die ſie im vorigen Jahre Oeſtreich und Frankreich gegenüber befolgte, in den letzten Monaten aufgegeben, und der Streit über die Berechtigung und den Werth derſelben erſcheint mithin augenblicklich ohne practiſchen Zweck. Iſt aber die vorliegende Schrift, in welcher jene Politik vom öſtreichiſchen Standpunkt aus beleuchtet und verurtheilt wird, auch als Streitſchrift bereits veraltet, ſo behält ſie als eine, wenn auch nicht unpartheiiſch gehaltene, doch im Ganzen verſtändige Ueberſicht der diplomatiſchen Verhandlungen des vorigen Jahres immer noch einige Bedeutung. Sie enthält zunächſt eine ausführliche Schilderung des Verhaltens der preußiſchen Regierung ſowohl, als der preußiſchen Preſſe in jener Zeit. In der Beurtheilung Beider müſſen wir dem Verfaſſer zwar im Allgemeinen beiſtimmen, im Einzelnen aber iſt ſeine Darſtellung doch in mehr als einer Beziehung mangelhaft. Daß die preußiſche Regierung im vorigen Jahre die Abſicht hatte, den Krieg zwiſchen Frankreich und Oeſtreich zu benutzen, um ihre Machtſtellung in Deutſchland auf Koſten Oeſtreichs zu erweitern, und daß dieſe Beſtrebungen, wenn ſie nicht durch den Frieden von Villafranca durchkreuzt worden wären, vielleicht zu Rechtsverletzungen geführt, und dann doch höchſt wahrſcheinlich ein klägliches Ende genommen hätten, wollen wir dem Verfaſſer nicht geradezu abſtreiten. Dagegen müſſen wir ſeine Darſtellung im Einzelnen ſchon deshalb als ſchief und verfehlt bezeichnen, weil er, offenbar abſichtlich, vermeidet, das wirkſamſte Motiv zu nennen, welches die geſammte liberale Parte antrieb, feindſelig gegen Oeſtreich aufzutreten. Es unterliegt keinem Zweifel und kann auch dem Verfaſſer nicht entgangen ſein, daß namentlich die liberalen Zeitungen Oeſtreich hauptſächlich deshalb am liebſten vernichtet hätten, weil ſie es als den mächtigſten Hort des monarchiſchen Princips in Deutſchland und Italien haßten, und weil ſie die Befreiung der Italiener als einen Fortſchritt auf dem Wege zur Demokratiſirung von ganz Europa betrachteten. Dieſes Motiv aber zu berühren, hütet der Verfaſſer ſich ſehr ſorgfältig, er ſchiebt ſtatt deſſen lieber die Nationalitätenlehre vor, obgleich dieſe doch entſchieden nichts Anderes als eine Maske iſt, hinter welcher die eigentlichen Beſtrebungen unſerer

Demokraten ſich verbergen. Denn nur deshalb iſt dieſe Lehre ihnen angenehm, weil ſie die Volksſouverainetät zu höherer Geltung bringt. Nichtsdeſtoweniger giebt unſer Verfaſſer ſich ſehr viele Mühe, jene Nationalitätentheorie zu widerlegen, während er an den dahinter ſich verbergenden Revolutionsgelüſten mit ſtummen höflichen Verbeugungen vorübergeht. Ja, wenn er durchaus nicht vermeiden kann, der Freiheitsſchwärmerei zu gedenken, ſo behandelt er ſie als eine ſpecielle preußiſche Krankheit. „Der Preuße", ſagt er, „iſt am meiſten von allen Deutſchen kosmopolitiſcher Richtung, er ſchwärmt für das idealiſtiſche Princip der Gleichberechtigung und Befreiung der Nationalitäten, und in ſeinen Augen verwandelte ſich der Despot Napoleon raſch in den abſoluten Volksbefreier und Volksbeglücker, als Letzterer der Welt in ſeinen Proclamationen weiß machte, daß er dies ſei."

Der Grund dieſes Verfahrens iſt nicht ſchwer zu errathen; der Verfaſſer möchte nicht gern mit den Liberalen in den kleineren Staaten Deutſchlands in Conflikt gerathen, er weiß recht wohl, daß es auch in Sachſen und Hannover, in Baden und Würtemberg ſehr viele Leute giebt, welche in Harniſch gerathen, ſobald irgend ein Bedenken gegen liberale Theorieen und Gelüſte laut wird, und es lag ihm daran, dieſe Leute bei möglichſt guter Laune zu erhalten. Dadurch aber wird ſeine Darſtellung in vielen Einzelheiten geradezu unwahr. Wenn er auch die Thatſachen richtig angiebt, ſo fälſcht er doch die Beweggründe. Da zum Beiſpiel die Liberalen in ihrem Haſſe gegen Oeſtreich ſich gern anſtellten, als ob ſie Napoleons Verſicherungen, daß das außeröſtreichiſche Deutſchland niemals etwas von ihm zu fürchten haben werde, für durchaus aufrichtig und unumſtößlich hielten, ſo ereifert der Verfaſſer ſich gewaltig über dieſe „Leichtgläubigkeit." Und dieſer wunderbaren Leichtgläubigkeit beſchuldigt er auch die Regierungen von Preußen und England! „Das Dictatoriſche einerſeits und das Trugvolle andererſeits, was in jenen Aeußerungen lag, vermochten natürlich alle Diejenigen nicht einzuſehen, die den franzöſiſchen Imperator von jeher für den „Friedensfürſten" unſerer Zeit gehalten und nichts mehr fürchteten, als einen allgemeinen Krieg zu entzünden, deſſen letzte Folgen allerdings nicht zu bemeſſen waren, und zu ihnen gehörten vor allen Preußen und England." Dabei kümmert es unſern Verfaſſer durchaus nicht, daß er ſich hierdurch in Widerſpruch mit ſeinen eignen anderweitigen Ausſagen ſetzt, denn er weiß an andern Stellen ſeines Buches ſehr wohl zu erörtern, daß England und Preußen ihre guten Gründe hatten, ſo zu handeln, wie ſie handelten. Ueberhaupt aber enthielt er, in ſeinem Eifer, Stoff zu Anklagen zu finden, ſich durchaus nicht, namentlich die preußiſche Regierung mit Vorwürfen zu belaſten, welche ſich gegenſeitig ganz entſchieden ausſchließen. Einerſeits ſagt er, ſie habe den Plan gehabt, Oeſtreich aus Deutſchland herauszudrängen und ſich eine Dictatur über das ganze nichtöſtreichiſche Deutſchland zu erobern, und an zwanzig andern Orten bezeichnet er wieder Zaghaftigkeit und den Wunſch, den Frieden um jeden Preis zu erhalten, als den Beweggrund des Verhaltens jener Regierung. Die Pläne, welche der Verfaſſer dieſer zuſchreibt, konnten nur dann vollführt werden, wenn der Krieg ausbrach, und Oeſtreich und Frankreich ſich

gegenseitig so schwächten, daß sie außer Stand gesetzt wurden, die Vollführung jener Pläne zu hindern, und dennoch soll Preußen über den Ausbruch des Krieges bestürzt gewesen sein! „Preußen stand bestürzt, ja befremdet, um so mehr, als es seinerseits eine friedliche Beilegung des Streits ernstlich gehofft zu haben scheint; es empfand das Scheitern der unter allen Umständen unmöglichen Conferenz, mithin seiner Friedensbemühungen, übel und betrachtete, in Folge seiner nun einmal angenommenen engherzigen Auffassung der Dinge, Oestreich nicht allein als den Urheber dieses Scheiterns, sondern zugleich als den angreifenden Theil im Kriege, dem es eben deshalb seine active Hilfsleistung glaubte vorenthalten zu müssen."

Der Verfasser vergißt also ganz und gar, daß den Diplomaten die Sprache verliehen ist, um ihre Gedanken zu *verbergen*! — Die Neutralität Englands und Rußlands während des italienischen Krieges beurtheilt der Verfasser eben so widerspruchsvoll. Obgleich er die Beweggründe, welche diese beiden Mächte veranlaßten, nicht für Oestreich gegen Frankreich einzuschreiten, sehr wohl kennt, sagt er doch gelegentlich, sie „hätten nicht den Muth gehabt, sich für eine Partei zu erklären!" — Er besteigt eben allzugern das rhetorische Roß, welches dann nicht selten mit ihm durchgeht. Vollständig zur Phrase sinken seine Herzensergießungen herab, wenn es gilt, Oestreichs Ruhm zu verkündigen. So sagt er unter Anderm: „Wir sprechen keine Ansicht, sondern eine Thatsache aus, wenn wir sagen: so sehr Preußen in Folge seiner unglücklichen Politik während der Zwei-Kaiser-Fehde in der Schätzung des deutschen Volkes gesunken war, so sehr war Oestreich darin gestiegen. Wir meinen dies nicht mit Bezug auf die löwenmuthige Tapferkeit, durch welche sich die östreichischen Offiziere und Soldaten die Bewunderung des siegreichen Gegners erzwangen, sondern indem wir an den edlen, feurigen Aufschwung und die rasche, kühne Entschlossenheit, womit der Kaiser und sein Volk für das Recht der Verträge und die Ehre des östreichischen Namens zu den Waffen griffen, vor allem aber an die hochherzige Gesinnung denken, womit Oestreich auch diesmal, wie zur Zeit der französischen Revolutionskriege, unveränderlich bis zum Schluß des blutigen Dramas den *deutschen* Standpunkt festhielt und diesem zu lieb selbst bereit war, sich militärisch seinem jüngern Nebenbuhler im Norden Deutschlands unterzuordnen. Dadurch hat Oestreich sich aufs neue als die vorzugsweise deutsche Macht bewährt und selbst die Gemüther Vieler wiedergewonnen, die durch die unbefriedigenden Erfolge der östreichischen Waffen, und wir müssen hinzufügen auch der östreichischen Finanzen, in ihren Sympathien schwankend geworden waren. Man erkannte, daß, wo es sich um Fragen der äußeren Politik Deutschlands handelt, noch immer ein sichererer Verlaß auf Oestreich sei als auf Preußen, das in seiner Stellung als europäische Großmacht den besonderen preußischen Interessen die allgemeinen deutschen hintenansetzen zu dürfen glaubt, was Oestreich niemals gethan hat und hoffentlich auch in der Folge nicht wird."

Dergleichen übertriebene Trompetenstöße können der Sache, der sie dienen sollen, nur schaden.

Das Verhalten sämmtlicher nicht deutschen Regierungen im vorigen Jahre

und ſelbſt das der franzöſiſchen beſpricht der Verfaſſer im Ganzen unpartheiiſcher als das der deutſchen. Von dem Kaiſer der Franzoſen ſagt er: „An Louis Napoleon bewundern wir einen alle Verhältniſſe und Lagen der politiſchen Welt richtig erkennenden und abwiegenden kühnen Verſtand, einen eiſernen, nach Umſtänden ſchmiegſamen Willen und eine des Aeußerſten fähige, widerſtandsloſe Thatkraft, wir bewundern an ihm einen großartig und klug ſpeculirenden Kopf, ein ſeltenes organiſatoriſches Talent, einen weitſichtigen und auch das Naheliegende raſch und ſcharf durchdringenden Blick, aber einen ränkevollen, unzuverläſſigen und daher gefährlichen Charakter, ein Gemüth, finſter, undurchſichtig und unerforſchlich, das noch manche Berechnung Derer, die ſich vielleicht klüger dünken als er, zu Schande machen wird; geheimnißvoll gegen Freund und Feind und Jenen wie Dieſen mit gleicher Leichtigkeit opfernd, wenn es ihm bequem und vortheilhaft iſt; Hoffnungen weckend und Verſprechungen gebend, ohne den ernſtlichen Willen, jene zu erfüllen und dieſe zu halten, und die Gebote der Treue, der Großmuth, der Uneigennützigkeit nur dem Scheine nach im eigenen Intereſſe wahrend; einen Despoten, der Menſchen und Dinge blos als Werkzeuge ſeines Willens anſieht und behandelt, und bei großem perſönlichen Muth und unbeugſamer Entſchloſſenheit, die man ihm nicht abſprechen kann, aus Gründen der Politik mit allem Anſtande, wie die Schnecke in ihr Haus ſich zurückzieht, wenn er ſieht, daß er für den Augenblick nichts Beſſeres thun kann. Niemand kann ſagen, was von einem ſolchen Manne, der die Ueberraſchungen liebt, auch nur die allernächſte Zukunft bringen wird.

Die Erfolge des italieniſchen Krieges für den Kaiſer von Frankreich ſchlägt der Verfaſſer ſogar viel zu hoch an: „Als den höchſten Preis" ſagt er, „ſeines Muthes, ſeiner Klugheit und ſeiner „Mäßigung" darf Napoleon aber den in's Unermeßbare geſteigerten politiſchen Einfluß und die Macht betrachten, die er dadurch nach Außen gewonnen hat, und die ſo entſcheidender Art ſind, daß es fortan, wie es ſcheint, nur auf ihn ankommt, den Dictator Europa's zu ſpielen, und es nur von ihm noch abhängt, welche Geſtalt er Europa geben, und wie lange er den Frieden dieſes Welttheiles beſtehen laſſen will. Der Kaiſer von Frankreich iſt als Herr von Italien auch Herr von Europa, zur See wie zu Lande, da ihm die italieniſchen Flotten und Landtruppen zu Gebote ſtehen." Im Allgemeinen müſſen wir dem Verfaſſer das Zeugniß ertheilen, daß er ſeinen Stoff fleißig ſtudirt und mit Gewandtheit behandelt hat. Der Werth ſeiner Darſtellung wird nur durch die allzu ſchroff hervortretende Abſicht geſchmälert, Oeſtreich nach jeder Seite und um jeden Preis zu rechtfertigen und alle Diejenigen, die nicht jeden Wunſch dieſer Macht erfüllen, mit möglichſt ſchweren Anklagen zu verfolgen.

Eine Salonkönigin.

In der Zeit von 1780—1820 wurde die Kunst der Geselligkeit mit ganz besonderem Eifer gepflegt. Nach dem Ruf eines guten Gesellschafters strebten damals viele der Gebildetsten eben so ernsthaft, wie nach Anerkennung als Künstler oder Gelehrte. Es gab damals fast überall, vorzugsweise aber natürlich in den größern Städten, gesellige Kreise, welchen anzugehören alle Leute von Bildung als eine Auszeichnung betrachteten. Die zusammenhaltenden Mittelpunkte solcher Kreise waren fast immer Frauen. Besonders berühmt sind die Pariser Salons geworden, und in Deutschland zumeist die Berliner. Aber auch in Italien fehlte es nicht an solchen Kreisen, und fast immer standen auch hier Frauen im Mittelpunkte derselben. Eine der angesehensten unter ihnen war die Gräfin Louise von Albany. Sie gehörte einem jüngeren, jetzt ausgestorbenen Zweige der Familie Stolberg an und wurde in ihrem 20sten Jahre 1772 mit dem Prätendenten Carl Eduard Stuart, der sich König von Großbritannien und Irland nannte, vermählt. Der Gemahl mißhandelte sie aber, sie entfloh ihm daher im Jahre 1780 und führte seitdem ein Leben, wie es eben nur in jener Zeit möglich war. Sie hatte schon vor ihrer Trennung von dem Gemahl ein zärtliches Verhältniß mit dem Dichter Alfieri angeknüpft und machte diesen jetzt zu ihrem Hausgenossen, ohne sich jedoch mit ihm zu vermählen, was ihrer Stellung zu der damaligen Gesellschaft durchaus keinen Eintrag that. Sie schlug ihren Wohnort zunächst in Paris auf (1784). Ihr neuester Biograph, Alfred von Reumont *), beschreibt die Verhältnisse, in denen sie daselbst lebte, also: „Die ganze vornehme Gesellschaft war mit der Wittwe Carl Eduards in Verbindung, so die französische wie die Fremdenwelt. Der Hof mit seinen großen historischen Namen, die Minister, unter ihnen Necker, de Montmorin, de Lamoignon, die Militäre, unter ihnen der Marschall Graf von Mailly, welcher die standhafte Treue, die er bei der Erstürmung der Tuilerien kundgab, bis zum Schaffot bewährte, der Gelehrten- und Künstlerstand waren reichlich vertreten. Neben ihnen die Repräsentanten fremder Höfe, der päpstliche Nuntius Monsignor Dugnani, Erzbischof von Rhodos, der kaiserliche Botschafter Graf Merey d'Argenteau, mit der Gräfin von Albany verwandt, beinahe ein Vierteljahrhundert lang am Tuilerienhofe beglaubigt, der sardinische Botschafter Marquis de Cordon, aus dem edlen Hause Sallier de la Tour, der sächsische Gesandte Graf von Salmour, welcher einer piemontesischen Familie angehörte, der schwedische, Baron von Stael-Holstein, welcher im Jahre 1786 Necker's berühmte Tochter geheirathet hatte, mit welcher die Gräfin von Albany Beziehungen anknüpfte, die bis zu deren Tode währten. Die Vicomtesse de Beauharnais, Josephine Tascher de la Pagerie, begegnete der Wittwe Carl Eduards in der Pariser Gesellschaft, in welcher sie nachmals so verschiedenartige Rollen

*) Die Gräfin von Albany von Alfred von Reumont. Zwei Bände. Berlin, in der Königl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei.

zu ſpielen berufen war, in jener Zeit Gattin eines Mannes, welcher, als Deputirter des Adels des Bailliage von Blois in die Nationalverſammlung eingetreten, im Jahre 1791 Präſident derſelben war, um vom Präſidentenſtuhle zur Armee, von der Armee aufs Blutgerüſt zu gelangen. Dieſe und manche Andere gehörten zum Kreiſe der Gräfin von Albany, welche auch den ſeltſamſten und intereſſanteſten unter den Abenteurern dieſer abenteuerreichen Zeit kennen lernte, den Grafen von St. Germain.

„Durch die Revolution aus Paris vertrieben, ließ die Gräfin ſich in Florenz nieder; hier ſpielte ſie bald eine noch viel bedeutendere Rolle. Die Zulaſſung in ihren Salon ward als eine Gunſt betrachtet, welche nachzuſuchen man irgend einen Anſpruch haben mußte. Lord Burgherſh, der engliſche Geſandte, nahm es ziemlich leicht, zu leicht mit den Vorſtellungen bei Hofe; er ſah ſich genau vor, ehe er ſich in Caſa Alfieri präſentirte. In dieſem Hauſe war ein zweiter Hof, legitim wie irgend einer, mit den ruhmvollen und rührenden Erinnerungen mancher Jahrhunderte und Länder, mit der Anziehungskraft eines großen Namens, eines wechſelvollen Geſchicks, eines nicht gewöhnlichen Geiſtes und Charakters, deſſen Schwächen durch die beſſern Eigenſchaften in den Hintergrund gedrängt wurden, mit dem Reiz einer die Intereſſen von Politik, Literatur, Geſellſchaft im weiteſten Kreiſe umfaſſenden, durch mannichfachen Stoff ſtets genährten Unterhaltung.“

„Nach dem Tode Alfieris (1803) trat an ſeine Stelle ſogleich ein andrer Mann von Geiſt, der in Beziehung auf geſelliges Talent ſogar jenen bedeutend übertraf, der franzöſiſche Maler Fabre, welcher bis zu dem Tode der Gräfin (1824) bei ihr ausharrte. Eben ſo lange währte auch das Anſehn, deſſen ſie ſich erfreute, und ihre Neigung, Geſellſchaft bei ſich zu verſammeln. Lamartine, der ſie im Jahre 1810 (alſo in ihrem 58ſten Jahre) zum erſten Mal ſah, ſagt von ihr: „Zu jener Zeit, in ſchon vorgerückten Jahren, verkündete nichts in ihrem Erſcheinen die Königin eines Reiches, noch die Königin eines Herzens. Unter der Mittelgröße und ziemlich ſtark, hatte ihre Taille alle Leichtigkeit und Eleganz verloren. Ihre Geſichtszüge, zugleich zu rundlich und etwas ſtumpf, bewahrten keine Linie idealer Schönheit; aber ihre Augen hatten ein Licht, ihre reichblonden Haare eine Farbennüance, ihr Mund einen Gruß, ihre ganze Phyſionomie einen ſowohl eleganten, wie graziöſen Ausdruck, welche, wenn nicht Bewunderung, Erinnerung weckten. Ihre anmuthige Redeweiſe, ihr ungekünſteltes Weſen, ihre ermuthigende Freundlichkeit erhoben ſogleich Alle, die ihr nahten, auf ihren Standpunkt. Man wußte kaum, ob ſie zu ſich erhob, oder ſich zu Andern herabließ, ſo viel Natur lag in ihrer ganzen Haltung. Nach wenigen Minuten der Unterredung, ihrerſeits aufmunternd, ſchüchtern meinerſeits, fühlte ich mich ihr gegenüber ſo behaglich, als hätte ich ſie täglich geſehn.“

Die vorliegende Biographie enthält außer der eigentlichen Lebensgeſchichte der Königin-Gräfin eine ſehr ſorgfältig gearbeitete Geſchichte der Stuarts ſeit ihrer Verbannung aus England, und eine bedeutende Anzahl von Briefen merkwürdiger Perſonen. Sie iſt ein werthvoller Beitrag zur Kulturgeſchichte Euro-

pa's in den letzten hundert Jahren und auch dem größern Publikum als eine angenehm anregende Lectüre zu empfehlen.

Ein Staatsbrief des Dogen Leonardo Loredano an den Bürgermeiſter und Rath von Ulm.

(Schluß.)

Wenn der Herausgeber ſelbſt vermuthet, das Schreiben an den Ulmer Rath ſei wohl nur eines von mehreren, ſo hat er ſich hierin nicht getäuſcht. Derſelbe Brief iſt auch an andere Städte abgeſandt worden. Wenigſtens theilt ſchon Schelhorn in ſeinen Amoenitatis literariae, tom. I, aus dem Memminger Stadtarchiv ganz denſelben Brief mit, der jetzt auch in Ulm aufgefunden worden iſt. Der Wortlaut ſtimmt vollkommen überein, nur daß er die Aufſchrift trägt: Magnificis et egregiis viris magistro civium et consulibus Memmingen amicis carissimis. Schelhorn bemerkt dazu: Has literas ex autographo, benevole e tabulario Memmingensi publico mecum communicato, primus vulgo, Scriptae sunt in membrana: appensum sigillum plumbeum, in cujus prima facie conspicuuntur S. Marci et Ducis Lauredani vexillum manibus tenentium imagines, his in margine adjectis: S. M. VENET. LEO. LAVRED. DVX. In altera facie haec leguntur verba: LEONARDVS LAVREDANVS DEI GRA DVX VENETIAR. ETC.

Indeß benimmt dies natürlich der neuen Herausgabe nichts von ihrem Werth, noch weniger dem intereſſanten Excurſe, von welchem ſie begleitet iſt. Mit Recht hebt der Herausgeber das damals erwachende Selbſtbewußtſein der Stände des Reichs, ihre Sorge für das innere und eigene Leben des Staatskörpers als eine der erfreulichſten Erſcheinungen der damaligen Zeit hervor; nur hätte er Licht und Schatten vielleicht gleichmäßiger vertheilen und die Kehrſeite des Bildes nicht vergeſſen ſollen, nämlich den Schaden, welchen die auswärtigen Angelegenheiten des Reichs durch jene „unverhohlene, offenbare Geſinnung nehmen mußten, lieber der auswärtigen Politik in der Ferne und Fremde ganz zu entſagen und jede Einmiſchung in dieſer Art als unzuſtändig, unnütz, ja verderblich abzuweiſen.“ Der Gegenſatz zwiſchen Kaiſer und Ständen, der auf allen Reichstagen jener Periode hervortrat, beruht darauf, daß jener die Traditionen des alten Kaiſerthums aufrecht erhalten wollte, dieſe vor allem die Conſolidirung der inneren Zuſtände anſtrebten. Es waren, wie Ranke ſagt, zwei Tendenzen: die eine des Königs, das Reich zu großen Kriegsunternehmungen fortzureißen, die andere der Stände, den inneren Frieden zu befeſtigen. Aber ſchief iſt es, wenn Thomas die „kaiſerliche“ und die „nationale“ Politik einander gegenüberſtellt. Denn, was hier nationale Politik genannt wird, war ſehr häufig nur egoiſtiſcher Krämergeiſt, welcher Friede um jeden Preis haben wollte und ſich nichts kümmerte um die Machtſtellung des Vaterlandes. Dagegen war dasjenige, was die Kaiſer in Italien verfochten, unzweifelhaft eine nationale Aufgabe. Es war uralter Beſitz, unbeſtrittenes Recht des deutſchen Reichs, was ſie dort vertheidigten, und der Gegner, den ſie bekämpften, war derſelbe, der ſpäter Lothringen und Elſaß vom Reich losriß. Nicht um Intervention oder Nichtintervention handelte es ſich, ſondern um die Wahrung oder Preisgebung eigenſter Intereſſen, und der Herausgeber ſagt ſelbſt, daß der Kaiſer wirklich damals kaum

eine andere Politik treiben konnte, als er that. Damit ſoll freilich keineswegs geſagt werden, daß die Kaiſer allezeit dieſes ihres Berufes eingedenk geweſen, oder das Maximilian gerade damals ein deutſches Intereſſe verfocht, als er im Bunde mit Frankreich und dem Papſt die ſtolze Handelsrepublik vernichten wollte.

Es war eben das Tragiſche in den damaligen Zuſtänden des Reichs, daß beide Theile recht hatten, und jeder nicht frei von Schuld war, daß beide Tendenzen, an ſich gleich berechtigt, ſich gegenſeitig durchkreuzten. So verfehlten beide ihres Zieles, und beides rächte ſich ſchwer genug an dem Reich. Die ewigen auswärtigen Kriege geſtatteten nicht die Befeſtigung geordneter innerer Einrichtungen, aber dieſe gewann auch dadurch nichts, daß man den Kaiſer in ſeinen kriegeriſchen Unternehmungen nur lau unterſtützte, oder gar ihm direct entgegenarbeitete. Damals begann er zuerſt hervorzutreten, dieſer alte Fluch der deutſchen Geſchichte: Ereigniſſe der jüngſten Vergangenheit haben gezeigt, daß er noch nicht von uns genommen iſt. Gern vertrauen wir mit dem Herausgeber auf den alten guten Kern des deutſchen Volkes, der, während die Sondergewalten immer ſtrenger, unbotmäßiger ſich gebärden und vom nationalen Leben ablöſen, an Raum und Fülle gewinnt und in neuer Blüthe die Erwartung einer großen Zukunft befruchtet, auf den Geiſt, der ſeit den Zeiten Friedrichs des Großen die deutſche Geſchichte lenkt und leitet. Aber vor allem darauf gründet ſich unſere Hoffnung: daß der Geiſt der Nation anfängt aus den Erinnerungen ſeiner Vergangenheit immer tiefer die Ueberzeugung zu ſchöpfen, daß von allen Gütern keines theurer iſt, als die Integrität des vaterländiſchen Bodens und die Zuſammengehörigkeit aller ſeiner Glieder, und daß, wo ein äußerer Feind Recht und Beſitz des Vaterlandes antaſtet, jede innere Frage zurücktreten muß vor der Frage der Macht. (A. A. Z.)

Correſpondenzen.

Aus der Hauptſtadt.

6. Oktober.

Se. Königl. Hoheit der Prinz Carl iſt am 27. September, von Jülich kommend, nach Schloß Glienicke zurückgekehrt.

Ihre Königl. Hoheit die Frau Prinzeſſin Carl iſt am 28. September zu einem Beſuche der Frau Herzogin von Sagan nach Sagan abgereiſt und am 2. October, Nachmittags, hier wieder eingetroffen und hierauf nach Schloß Glienicke zurückgekehrt.

Se. Königl. Hoheit der Prinz Friedrich Carl kehrte am 3. d. M. von Wittſtock zurück, und reiſte am folgenden Tage nach Groß-Schönebeck, um ſich von dort nach Deſſau zu begeben.

Ihre Königl. Hoheit die Frau Landgräfin Alexis von Heſſen-Philippsthal zu Barchfeld iſt am 3. October aus Schleſien hier angekommen.

Se. Königl. Hoh. der Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin iſt am 29ſten September, von Ludwigsluſt kommend, nach Brandenburg hier durchgereiſt.

Unſere Liberalen fangen an, kleinlaut zu werden. Die Verſtärkung der franzöſiſchen Beſatzung Roms, in Verbindung mit den immer beſtimmter auftretenden Gerüchten von

einer Abtretung Liguriens und der Insel Sardinien, flößt ihnen denn doch einigen Argwohn ein, daß Louis Napoleon in Italien andere Absichten verfolgt, als man bis jetzt angenommen hat. Seltsamer Weise gründen nun viele dieser Politiker, und nicht eben die einfältigsten unter ihnen, neue Hoffnungen für ein einheitliches Italien auf die zu bildende Coalition. Sobald nämlich, sagen sie, Louis Napoleon fernere eigennützige Absichten in Beziehung auf Italien deutlicher blicken läßt, wird England sich beeilen, sich mit den nordischen Mächten gegen ihn zu verbinden, dann aber auch die Einheit Italiens zur Bedingung seines Beitritts zur Coalition machen, und namentlich die preußische Regierung dürfte nicht ungern auf diesen Vorschlag eingehen, nicht nur in Folge ihrer liberalen Richtung, sondern auch, um Oestreich nicht wieder übermächtig werden zu lassen. Die große Mehrzahl unserer Kaffeehauspolitiker beharrt noch immer dabei, Louis Napoleon und die Einheit Italiens als unzertrennliche Verbündete und die Coalition als unmöglich zu betrachten. Daß der Kaiser der Franzosen jedenfalls die vereinigten Italiener früher oder später nach Deutschland führen wird, vermögen diese Liberalen freilich nicht zu leugnen, aber sie sind viel zu kosmopolitisch gesinnt, als daß sie sich durch so engherzige Betrachtungen in ihrem Jubel über die Erhebung des „Brudervolkes" stören lassen sollten.

In den diplomatischen und sonstigen höheren Gesellschaftskreisen ist die Abreise des dänischen Gesandten Baron v. Brockdorff eben so bedauert worden, als der Baron selber ungern von Berlin geschieden ist. Die gesellschaftlichen Beziehungen des Herrn v. Brockdorff waren insbesondere durch seine Verheirathung mit der Tochter der jetzigen Frau von Wildenbruch (Tochter des Staats-Rath Nicolovius, einst Directors der geistlichen Abtheilung im Cultus-Ministerium) eben so zahlreich als auserlesen. Vielleicht hat die dänische Regierung gerade hierin einen Grund gefunden, einen Wechsel in ihrer Repräsentation zu Berlin eintreten zu lassen. Von einem Nachfolger des Herrn v. Brockdorff verlautet noch immer nichts. Es ist bekannt, daß der dänischen Regierung eine große Auswahl von Diplomaten nicht zu Gebote steht.

Die Geschäfte des englischen Gesandten Lord Bloomfield sind nicht unerheblich vermehrt worden durch die unerquickliche Angelegenheit des Capitain Macdonald in Bonn. Lord Bloomfield hat sich durch Vermittlung des Ministers des Auswärtigen mit dem Justizminister Simons in Verbindung gesetzt, um sich in die Lage zu bringen, dem Capitän die verlangte Genugthuung verschaffen zu können. Der Justizminister hat zu wiederholten Malen von dem Ober-Procurator von Ammon sich über diese Angelegenheit Bericht erstatten lassen, und es wird hierdurch allein möglich sein, dem großen theilnehmenden Publikum eine zuverlässige Darlegung des Sachverhalts, der mit Bestimmtheit entgegen gesehen wird, zu gewähren. Bis dies geschehen, wird man sich begnügen müssen, Akt zu nehmen von den beiderseitigen Expectorationen; so viel steht jetzt aber schon unumstößlich fest, daß die „Englischen Einwohner Bonn's" die Sympathieen der „Deutschen Einwohner Bonn's" und dessen ziemlich weiter Umgebung sich nicht erworben haben, und daß der Protest, den die „Englischen Einwohner Bonn's" in der „Bonner Zeitung" niedergelegt haben, und der, wie wir hören, von dem mitunterzeichneten Sprachlehrer W. C. Perry veranlaßt worden, kein Muster von Selbstverläugnung ist.

In den liberalen Blättern, und namentlich in denjenigen, in welchen Juden, die da machen in öffentlicher Meinung, thätig sind, ist noch immer keine Beruhigung eingetreten über die fürchterliche Unthat, die der Preußische Gesandte Graf Perponcher am Hofe des Königs von Neapel begangen, indem er möglicher Weise einen Brief dieses Souverains gelegentlich an seine Adresse hat befördern lassen. Indessen müssen wir dabei die Geduld dieser Catone des Völkerrechtes bewundern, die doch sogleich bei der ersten Nach-

richt von dieſer Contrebande die Staatsregierung zur öffentlichen Darlegung des Thatbeſtandes, reſp. zum Einſchreiten gegen den Schuldigen, aufgefordert haben, und noch immer ſich ruhig verhalten, obgleich die Staatsregierung bis jetzt in keiner Weiſe dieſer Aufforderung nachgekommen iſt. Das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten ſcheint in der That die öffentliche Meinung wo anders zu finden, als in den Blättern, die nicht wiſſen, was ein Geſandter dem Souverain, bei welchem er accreditirt iſt, ſchuldig iſt.

Je weiter die Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältniſſe vorſchreitet, deſto näher tritt die Frage wegen des Fortbeſtehens der Generalcommiſſionen. Es ließen ſich allerdings Gründe auffinden, die für das Fortbeſtehen dieſer Behörden im Intereſſe der Landwirthſchaft ſprechen, aber unzweifelhaft iſt, daß die öffentliche Meinung ſich für die Aufhebung der Generalcommiſſionen ausſpricht. Und in der That iſt ſchwer abzuſehen, warum den Regierungen, denen ſonſt die geſammte Verwaltung obliegt, gerade die der landwirthſchaftlichen Angelegenheiten entzogen bleiben ſoll. Außerdem würde auch der Staatshaushalts-Etat eine nicht unerhebliche Erleichterung erfahren, indem der Apparat von Präſidenten, Directoren, Büreaus, Lokalien ꝛc, der bei der Uebertragung der landwirthſchaftlichen Angelegenheiten an die Regierungen in Wegfall kommen würde, ein ſehr beträchtlicher, und, wie es ſcheint, hat die Staatsregierung hierüber noch keinen Beſchluß gefaßt. Hr. Lette auf dem Ausſterbe-Etat: das iſt allerdings eine etwas kitzliche Sache.

Aus Paris.

Den 1. October.

Der „Moniteur" mahnt aus Saran, daß „es nur den im Congreß verſammelten Großmächten gebühre, eines Tages über die Fragen, welche den neuerlichen Ereigniſſen in Italien entſprungen ſind, das entſcheidende Urtheil zu fällen." Das Trugbild des Congreſſes dient hier derſelben Aufgabe, welche ſonſt wohl in kaiſerlichen Reden das Wort Frieden zu erfüllen hat; die den Mächten vorgehaltene Möglichkeit des Congreſſes verweiſt dieſelben zur Unthätigkeit. Wenn nur alle zuſammen über Italien verfügen dürfen, ſo muß jede einzelne Regierung warten, bis die geſegnete Zeit eines Congreſſes herangekommen iſt. Dabei braucht kaum erwähnt zu werden, daß Frankreich eine ausnahmsweiſe Rolle einnimmt; während es den Uebrigen die Lehre der Geduld predigt, handelt es ſelber. Ihr Andern, ſagt es, habt ſtille zu ſitzen, bis ihr zur Abgabe eures Votums aufgefordert werdet, mittlerweile bereite ich euch die Wege und bringe ich das Sitzungszimmer in Stand, wo ihr bequem und gelaſſen eure Meinung ausſprechen werdet. Der „Moniteur" drückt das ſo aus: „bis dahin (nämlich bis ein Congreß *berufen* werden kann) wird die Regierung des Kaiſers in Uebereinſtimmung mit der Miſſion, die ſie ſich ſelber auferlegt hat, in der Erfüllung der Pflichten fortfahren, die aus ihren Sympathieen für den heiligen Vater und aus der Gegenwart unſerer Fahne in der Hauptſtadt der katholiſchen Welt hervorgehen." Nichts iſt vernünftiger. Frankreich hat nun einmal den Fuß über ſeine Grenzen geſetzt, es befindet ſich in der ſchwierigen Poſition zu Rom, es hat Verbindlichkeiten auf ſich genommen, und Niemand kann mit neidiſchen Blicken auf das Kaiſerthum blicken, wenn es in unermüdlicher Action dem heroiſchen Märtyrerthum, das ihm zugefallen, Genüge leiſtet. Frankreichs Thätigkeit iſt keinen Augenblick unterbrochen geweſen; es benutzte die Revolution, um ſeine

Hand auf Rom zu legen; die franzöſiſche Fahne iſt einmal dort, und der Kaiſer wird keinem Menſchen erlauben, in die Entwickelung einzugreifen, welche durch die Verkettung ſeiner Handlungen mit der Revolution erzeugt wird.

Nun iſt es allerdings wahr, daß auch das Schickſal der anderen continentalen Mächte in innerem Zuſammenhange mit dem Lebenslaufe der Revolution ſteht; es iſt wahr, daß auch die anderen Mächte durch die Revolution gezwungen oder gelockt wurden, ihre Grenzen zu überſchreiten; und daß man alſo auch ihnen geſtatten müßte, ſich in einem Augenblicke, wo die Revolution auf eine Kriſis hindrängt, zu rühren. Ward denn nicht Rußland nach Ungarn gerufen, und war denn ſein Einmarſch in die Donaufürſtenthümer etwas Anderes als ein Verſuch, das Facit der Erſchütterungen des Jahres 1848 zu ziehen? Stiftete nicht Oeſtreich in Ancona und Florenz Ordnung, wie Frankreich in Rom das Papſtthum rettete? Erſchienen nicht die Fahnen Preußens in Dresden und Raſtatt? Folgt nicht hieraus, daß Rußland und Oeſtreich und Preußen ebenfalls, wenn ſie den naturgerechten Faden ihrer Action nicht durchſchneiden wollen, die Freiheit haben müſſen, der Miſſion, „die ſie ſich ſelber auferlegt haben," zu gehorchen.

Eigentlich, ja. Aber erſtens hat Frankreich die Güte gehabt, den andern Mächten die Arbeit abzunehmen und ſich ſelber zur Hauptperſon des Drama's zu erheben, in welchem die Dialektik des Widerſpiels von Revolution und Recht durchgeführt wird. Das Kaiſerthum hat Rußland über die Donau, Oeſtreich über den Po zurück gedrängt: nun mag man in Ruhe zuſchauen, wie es den Boden, den es ſeinem ausſchließlichen Einfluß unterworfen, beackert und zu neuen Geſtaltungen befähigt. Nur Vertrauen, und Alles wird ſich zum Beſten kehren! Es reicht ja hin, daß Einer arbeitet, die Andern verwirren die Handlung; mit der Zeit wird der Eine die Früchte ſeines Fleißes unter ſie vertheilen. Zweitens haben die Andern keine hinreichende Ausdauer bewieſen, ſie waren nicht handfeſt genug, um die Beute, die ihnen von der Revolution ins Gehege getrieben wurde, zu behalten. Rußland wich aus Ungarn, Oeſtreich wich aus Ancona, Preußen kehrte, mit moraliſchen Eroberungen zufrieden, aus Baden zurück. Nur die Hände Frankreichs hatten ſtarke Muskeln, ſo daß die „Hauptſtadt der katholiſchen Welt" ihnen nicht wieder zu entwinden war. Aus dieſer Beſtändigkeit ſeines Griffes darf man ihm doch kein Verbrechen machen. Drittens haben die andern Mächte es nicht verſtanden, ſich mit der beſiegten Gegnerin in Verbindung zu ſetzen. Sie haben ihre Feindin, die Revolution, liegen laſſen, nachdem dieſelbe niedergeſchlagen war: aber man jagt ja nicht einmal eine wilde Beſtie blos um des Pläſirs willen, ſie umgebracht zu haben; das Fell eines Tigers liefert eine prächtige Fußdecke, die Tatze des Bären liefert eine vortreffliche Haarwuchspomade, und das Geweih des Hirſches liefert ein paßliches Eckenwerk, an welches man nach vollbrachter Arbeit Rock und Weſte hängen mag.

Iſt ſchon die gewöhnliche Sorte von Wild nutzbringend genug, ſo grenzt es geradezu an Verſchwendung, wenn man eine ſo edle Thierſorte, wie die Revolution, unausgebeutet läßt. Aus den Tatzen mache man ein Fett, welches, mit geziemender Sorgfalt und Emſigkeit verwendet, einen wahrhaft Simſon'ſchen Haarwuchs emportreiben wird. Mit dem Felle beſchlage man die Stufen eines Kaiſerthrones, und an die Hörner hänge man gelegentlich zum Frommen und Staunen der gläubigen Welt das Ornat eines Friedenspredigers oder Kreuzfahrers. Ja, noch mehr, aus den Eingeweiden des erlegten Ungethüms deſtillire man den Geiſt der Zeit, um ihn über Diejenigen auszugießen, welche in die neue Aera einzutreten wünſchen.

Solch einer Taufe hat ſich bis jetzt Ein König unterworfen, dadurch iſt er zum

Muſtermonarchen unſerer Epoche umgeſchaffen worden. Wer nicht wird wie er, — beſcheiden, wo es gilt, die eigenen Berechnungen dem leitenden Genie des Kaiſers unterzuordnen, — anmaßend und raſch bei der Hand, wo es gilt, die Beute verheißende Fährte zu betreten, welche der Herr anweiſt, der darf auch nicht im Rathe der neuen Mächte ſitzen; der muß warten, bis die Bekehrung in ihm zum Durchbruch gekommen. Iſt dies geſchehen, ſo wird man ihn unter Diejenigen aufnehmen, denen es zukommt, „eines Tages über die aus den Italieniſchen Ereigniſſen entſpringenden Fragen ein Urtheil zu fällen.“

Aus London.

1. Oktober.

Erlauben Sie mir, der 48er Reminiſcenz, welche Ihr Pariſer Brief neulich brachte, eine andere anzureihen. Im Beginn des März 1848 wählten die Londoner Demokraten auf einer Volksverſammlung drei junge Herren, die als Deputation nach Paris gehen und der proviſoriſchen Regierung eine Glückwunſchadreſſe überreichen ſollten. Die drei Herren hießen Jones, Mac Grath und Harney; ſie kamen am 10. März in der Heimſtätte der modernen Ideen an, und ſchon den nächſten Tag gewährte ihnen Lamartine eine Audienz. Die Adreſſe, welche ſie verlaſen, drückte das Einverſtändniß der britiſchen Nation mit der Zerſtörung der Monarchie in Frankreich und mit der Errichtung eines Syſtems der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aus. Zum Dank dafür hielt Lamartine eine ſeiner ſchwungvollſten Reden. Als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, ſagte er, ſei er von ſeinen Collegen beauftragt worden, die Herren zu empfangen; „aber,“ fuhr er fort, „ich bedarf nicht mehr dieſes Titels, denn nach der prächtigen und gottvollen (religieux) Sprache Ihrer Adreſſe giebt es zwiſchen den beiden Völkern keinen andern Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten mehr, als die Sympathie der beiden Völker. Von dem Tage an, wo die Republik von der engliſchen Nation die rührendſte und freiwilligſte der Anerkennungen erhalten hat, giebt es kein Hinderniß mehr, daß der große Gedanke der franzöſiſchen Revolution ſein Werk vollende. Dieſer Gedanke, Sie kennen ihn eben ſo gut wie ich, er iſt die würdige, ehrenvolle und unauflösliche Allianz der beiden gebildetſten Nationen der Welt, um die Harmonie des Continents zu ſichern (pour assurer l'harmonie du continent). Ich danke Ihnen nicht allein im Namen des franzöſiſchen Volkes, ſondern im Namen der Menſchheit für die Geſinnungen, mit denen Ihre Adreſſe erfüllt iſt. Wir würden geglaubt haben, eine egoiſtiſche, eine ſchuldvolle Freiheit zu erwerben, wenn wir die Wohlthaten derſelben für uns allein bewahrt hätten. Wir haben uns daher beeilt, die Freiheit für alle unſere Brüder zu verkündigen, und wir wünſchen uns Glück, daß wir in dieſer Hinſicht in Uebereinſtimmung mit den edlen Gefühlen Englands ſind, welches ſeit ſo langer Zeit das Geſchlecht der Neger in ſeinen Colonien emancipirt hat.“

Sicherlich verſteht man die heutigen Vorgänge erſt dann, wenn man zwiſchen ihnen und den Ereigniſſen des Jahres 1848 eine Parallele zieht; denn ſie ſind die Ergänzung der Februar-Revolution. Die friedliche Propaganda der Ideen, welche Lamartine proclamirte, hat ſich ſeitdem unter der Aegide eines ſtärkern Mannes vollendet; die Saat welche im Jahre 1848 von den Gleichheitsjüngern, die nach Paris wallfahrteten, in die Länder Europa's getragen ward, beginnt zu reifen. Wird ſie für England eben ſo verderblich ſein, wie für die Reiche des Feſtlandes? Man bedenke, daß das, was Lamartine im März 1848 ſagte, ſpäter von Lord Palmerſton ins Engliſche überſetzt wurde, als er erklärte, es gebe nicht mehr ein Londoner oder Pariſer Cabinet, ſondern es beſtehe

bei der Gleichheit der Anschauungen, welche diesseits und jenseits des Canals herrsche, nur ein einziges und einiges Ministerium für beide Länder. Man bedenke, daß die unauflösliche Allianz zu Gunsten der Menschheit sich tief in das Mark der englischen Politik eingefressen. Man bedenke, daß an die Stelle der drei unbedeutenden Burschen Harney, Jones und Mac Grath gewichtigere Leute, wie Gladstone, Cobden, Bright getreten sind, welche alle Tage Danklieder für die Segnungen des französischen Gouvernements anstimmen. Also das ist unläugbar, daß der Saame von 1848 aufgegangen. Wird er die Bezwingung Englands nach sich ziehen? Nein, England hat gerade durch die Vollständigkeit, mit welcher es das Programm von 1848 ausführte, seine Unverletzlichkeit bewahrt; durch die Allianz hat es sich, wenn nicht sofort die Meisterschaft, so doch den klaren Blick über die Bewegungen und Zwecke des revolutionären Frankreich gesichert; die Allianz benahm den Franzosen die Meinung, daß sie für ihre Civilisations-Ideen in England Eroberungen zu machen haben; die Allianz leitete daher die Wucht der Revolution von Großbritannien ab und lenkte sie auf den Continent, so daß England nun den Thaten der Letztern bald ermunternd, bald mit gleichgültigem Lächeln zuschauen darf. Wie lange? das ist freilich eine andere Frage.

Börsen-Revue.

(Vom 26. September bis 3. Oktober.)

Wie es sich nachträglich herausgestellt hat, waren es nicht die Fortschritte der piemontesischen Armee im Kirchenstaat, nicht die Einschiffung neuer Truppen in Toulon, und die in Malta erwarteten Verstärkungen aus England, endlich auch nicht die Börsenente vom Einstellen der Zinszahlungen in Konstantinopel, was den am Schlusse der vorigen Revue bereits erwähnten Rückgang der Course am 27. v. M. und die Panique der Wiener Börse an jenem Tage veranlaßt hatte, sondern einfach die Erhöhung des Disconto's der östreichischen Nationalbank von 5 auf 5½ pCt; wir werden weiter unten darauf zurückkommen.

In Italien haben sich die Verwickelungen noch nicht weiter geklärt, als daß die Revolution immer weiter Fortschritte macht, und die Absichten Louis Napoleon's, ihres eigentlichen Führers, immer weiter hervortreten. Im Prinzipe der Nichtintervention wird die französische Armee, natürlich nur zum Schutze des Papstes, auf 50,000 Mann gebracht, dabei gestattet es die Pietät des Kaisers nicht, daß der Papst seinen künftigen Aufenthalt irgend wo anders als in Frankreich wählen dürfe, so daß schließlich der älteste Sohn der Kirche den heiligen Vater auf's Altentheil setzen, das Geschäft in Rom mit verstärkten Mitteln für eigne Rechnung fortführen, und der Ordnung wegen seine werthen Geschäftsfreunde im Auslande davon benachrichtigen wird, die dann natürlich — vielleicht trifft sie das Circularschreiben gerade in Warschau — nichts Eiligeres zu thun haben werden, als von diesem neuen fait accompli gebührende Kenntniß zu nehmen. Ein tüchtiger Geschäftsmann, der Louis Napoleon! Während Andere überlegen und berathen, handelt er, und während Andere noch nicht einmal bestimmt haben, wann und wo sie sich wieder einmal besprechen wollen, hat er schon längst seinen Willen durchgesetzt und sein Ziel erreicht, und wenn er Alles nach seinem Willen und seinem Wunsche geordnet und sich zurecht gelegt haben wird, dann wird er Anstands halber einen Congreß arrangiren und diesem das Alles zur Genehmigung vorlegen! — Inzwischen scheint er mit seinem seitherigen Geschäftsführer in Italien nicht mehr zufrieden, oder dieser ihm jetzt im Wege zu sein; die Pariser Presse kündigt ihm bereits seinen nahen Untergang an, und Garibaldi wird bald die ihm vom Anfange an zuertheilte Rolle des Mohren beendet haben. „Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen!“

Die heute hier eingegangenen Nachrichten aus Turin vom 2. d. M., welche

eine so überaus günstige Wirkung auf die Börse (s. unten) hervorgebracht haben, lassen ebenfalls kaum einen Zweifel, daß Garibaldi's Rolle zu Ende ist. Gegenüber seiner quirinalen Großsprecherei erklärt die piemontesische Regierung der Deputirtenkammer, daß Rom respectirt werden müsse, und auch Venetien nicht „gegen den fast einstimmigen Willen der Mächte" angegriffen werden könne. — Mittlerweile haben sich die treugebliebenen Schaaren Franz II. noch einmal um ihren verrathenen König gesammelt und machen einen letzten Versuch, ihn wieder auf den Thron seiner Väter zu setzen. Wir wünschen der Treue und Aufopferung der braven Truppen den besten Erfolg, glauben aber kaum, daß sie der piemontesischen Armee gegenüber etwas ausrichten werden, deren Muth nun auch noch durch die schnelle Einnahme Ancona's gehoben ist.

Die Wiener Börse war am vorigen Donnerstag (27.) durch die Erhöhung des Bankdisconto's von 5 auf 5½ pCt. in einer Weise alarmirt worden, wie sie kaum bisher die Folge irgend eines politischen Ereignisses gewesen war; namentlich waren die Actien der Creditanstalt um 3½ Gulden gefallen. Und doch ist diese Maßregel kaum von irgend einer practischen Bedeutung. Eine in normalem Zustande befindliche Bank erhöht ihren Zinsfuß, wenn großer Silberabzug stattfindet und dadurch die erforderliche Notenbedeckung alterirt zu werden droht. Bei einer Bank aber, deren Noten mit 30 pCt. Verlust zu haben sind, und die schon längst kein Silber mehr ausgiebt, kann eine solche Veranlassung selbstredend nicht stattfinden. Außerdem hat die Bank schon längst ihre Discontirungen möglichst beschränkt, namentlich die Wechsel derjenigen Häuser zurückgewiesen, welche Devisenspeculationen treiben, mit anderen Worten, welche das Geld der Bank dazu benutzen, durch Ankäufe von Wechseln auf fremde Plätze den Stand der Valuta zu verschlechtern, und die Noten noch weiter zu entwerthen. Dabei ist das Geld in Wien so knapp, daß an der Börse der Disconto bereits 6 bis 9 pCt. steht und für langsichtige Wechsel sogar 15 pCt. gezahlt wird, und die Bank hat also durch ihre Zinserhöhung eigentlich nur den Umständen in formeller Weise Rechnung getragen; es läßt sich daher noch eine weitere Steigerung des Disconto's um so mehr erwarten, als die Regierung, die sonst von dem Vorhandensein der Bankactionäre wenig Notiz nimmt, doch mitunter gern eine Gelegenheit benutzt, ihnen auf Kosten des Publikums ein Zugeständniß zu machen, das, wenn es auch nicht den thatsächlichen Werth ihrer Actien erhöhen kann, sie doch dafür durch die Aussicht auf höhere Erträgnisse und Dividenden entschädigt. — Die ungünstige Wirkung dieser Maßregel auf die Börse war auch nicht von langer Dauer; der Schluß des Reichsraths hat die Erwartung endlicher entscheidender Schritte der Regierung wieder stark in den Vordergrund gedrängt, und wenn es auch für dieselbe unmöglich sein dürfte, die in den Debatten des Reichsraths hervorgetretenen verschiedenartigsten Wünsche und Ansichten in einer allgemein befriedigenden Weise zu vereinigen, so scheint doch die Börse von einer so großen Zuversicht beseelt, daß selbst die Einnahme Ancona's und die dadurch wieder näher gerückte Möglichkeit neuer Verwicklungen und eines Krieges mit Oestreich die sich auf's Neue organisirte Hausse nur ganz vorübergehend alteriren konnte; und als nun gar die der Turiner Kammer gemachte Vorlage mit ihrer Erläuterung bekannt wurde, nach welcher Rom und Venetien vorläufig nicht mit dem Schwerte angegriffen werden würden, da erlangte die Steigerung der Course eine solche Ausdehnung, daß Creditactien heute ihren Stand vom vorigen Mittwoch um 4 pCt., ihren niedrigsten Stand dieser Woche sogar um 6 pCt. überschritten, auch Valuta sich um 2½ pCt. günstiger stellte. Die Börse scheint dabei ganz übersehen zu haben, daß Cavour kein Hehl daraus macht, daß es noch andere Mittel als das Schwert giebt, Rom und Venetien zu besiegen, und daß dies durch „moralische Kräfte" — die Revolution — geschehen, d. h. daß beides moralisch ruinirt werden müsse. Die Börse scheint in ihrer Exaltion nicht bedacht zu haben, daß Oestreich diesem Feinde gegenüber seine Position in Venetien nicht ändere, seine Kriegsbereitschaft in keiner Weise verringern und daher auch von Ersparnissen und einer derartigen praktischen Einwirkung auf die Besserung des Staatscredits und der Valuta nicht entfernt die Rede sein kann.

Das Signal zur Hausse ging diesmal wohl wieder von Paris aus. Die durch die Anstrengungen des Credit mobilier gesteigerten Course haben endlich die Börse überzeugt, daß vor der Hand doch wohl nur in der Hausse etwas zu verdienen sein möchte, und der finanziellen Allmacht des Credit mobilier und der politischen des Kaisers vertrauend, war sie dem kühnen Führer kühn gefolgt.

Mit den Coursen ändert sich bekanntlich für die Börse auch die Politik; bei steigenden Coursen sieht sie Alles rosenfarben, und während bei flauer Stimmung jedes Ereigniß dazu beiträgt, die Situation mehr zu verwirren, muß dagegen, wenn die Hausse dominirt, jedes Evenement die Lösung beschleunigen helfen.

Die mehrbesprochene Turiner Depesche vom 2. d. M. galt endlich der Börse ebenfalls, und diesmal wohl nicht mit Unrecht, als ein neuer Sieg der französischen Politik, den die Spekulanten mit einer Steigerung der Rente von 60 Centimen und des Credit mobilier von 27 Franken feierten.

Die Londoner Börse ist dann endlich auch in Folge der Turiner Depesche aus ihrer Lethargie heraus, und Consols sind von 93⅛ auf 93⅜ gegangen. Es ist dies schon ein besonderes Zeichen von Zufriedenheit, wenn John Bull seine Consols ¼ pCt. steigen läßt, und es würden die Nachrichten vom Continent kaum eine solche Wirkung haben ausüben können, wenn nicht gleichzeitig die Sonne schon seit zwei Tagen geschienen, der letzte Bankausweis wieder eine Zunahme des Baarvorraths verkündet und die Exportliste vom August diejenige vom vorigen Jahre um fast 1½ Million überstiegen hätte.

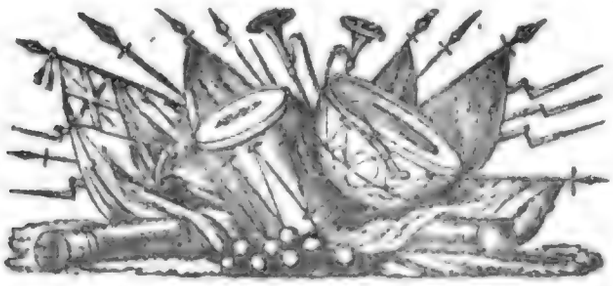
Während die Berliner Börse über ihre Abhängigkeit von der Wiener Börse klagt, meldet man aus Wien, daß die dortige Börse ihre ganze Selbstständigkeit verloren hätte und ganz durch die Berliner und Frankfurter Arbitrageurs geleitet würde. So scheint auch die jetzige Hausse in Wien ihre erste Anregung von hier aus gefunden zu haben, wo einige Speculanten durch die stete Steigerung der Pariser Course zu einer derartigen entschiedenen Unternehmung ermuthigt wurden und so natürlich auch die Wiener Börse mitzogen. Wir haben bereits oben die Gründe angegeben, welche einer dauernden Haussrichtung noch entgegenstehen, und wollen nur wünschen, daß die Enttäuschung nicht zu heftig und zu schnell kommt, was bei dem bekannten exaltirten Charakter der hiesigen Börse und dem denselben entsprechenden heutigen sprungweisen Steigen der Course fast zu befürchten ist. Was diese Befürchtung noch vermehrt, ist der Umstand, daß das Privatpublikum sich nicht wie sonst der Speculation anschließt, sondern die besseren Course fast immer zum Realisiren ihres Effectenbesitzes benutzt. Die Ultimo-Liquidation übte keinen wesentlichen Einfluß auf die Course, da die durch denselben und den Quartalschluß gesteigerten Gelderforderniſse durch die Bedürfnisse der Speculation fast vollständig paralisirt wurden. — Die größten Cours-Schwankungen fanden natürlich in östreichischen Effecten statt, von denen Creditactien nach einem Rückgange von 2 pCt. auf 59½ wieder um 5½ pCt. auf 65 stiegen, Metalliques sich auf 46, 45½, 48, National-Anleihe 55, 54, 57, neueste Lotterie-Anleihe 65¼, 62½, 67 und Franzosen auf 125, 123½, 128½ stellten, auch Banknoten zwischen 74¾, 73¼, 76 verkehrten. Nächstdem erfuhren fast sämmtliche Eisenbahnactien eine meist nicht unbedeutende Steigerung, welche bei Oberschlesischen Lt. A., nach einem durch Liquiditionsverkäufe bedungenen Rückgange von 1½ pCt. über 5, bei Potsdam-Magdeburger und Cöln-Minder Actien 3 pCt., und bei den meisten übrigen 1 bis 2 pCt. betrug. In Credit und Bankeffecten war weniger Leben, und deren Course bleiben daher heute mehrfach etwas matter als vor 8 Tagen, nur Darmstädter erhöhten denselben nach einem Rückgange von 1½ pCt. wieder um 2½ pCt., und Genfer, die sogar um 3 pCt. gewichen waren, stiegen, nachdem der October-Coupon abgelöset war, wieder um 3½ pCt. Preußische Fonds und Prioritäts-Obligationen waren ziemlich belebt und zum Theil etwas höher, und auch russische und polnische Effecten blieben gut behauptet.

An der Getreide-Börse war in Folge günstiger auswärtiger Berichte der Verkehr in Roggen und Gerste belebter und Preise bei geringen Schwankungen durchweg, namentlich für nahe Termine, höher, auch Spiritus stellte sich nach Schwankungen von ⅓ und ½ Thlr. etwas besser, Rüböl dagegen blieb ohne Leben und zu eher weichenden Preisen in matter Haltung.

N. S. vom 4. Die Course, namentlich der östreichischen Effecten und einzelner Eisenbahnen und Credit-Actien, nahmen heute einen weiteren, nicht unerheblichen Aufschwung, konnten sich indeß durch starke Gewinnrealisirungen nicht auf ihrem höchsten Stand behaupten.

Militärische Revue.

Sonntag, den 7. October 1860.



Avis. Beiträge ꝛc. für die militärische Revue werden unter der Adresse der Expedition, Kronenstraße Nr. 21, erbeten.

Geschichtskalender.

7. October 1760. Gefecht von Mariendorf: Oberst v. Kleist vertreibt mit seinen Husaren russische Cavallerie.
8. October 1675. Erstürmung von Klempenow durch die Brandenburger unter Kurfürst Friedrich Wilhelm.
9. October 1744. Gefecht von Tein: General v. Zieten schlägt die Oesterreicher unter General Ghilany.
10. October 1761. Oberst v. Belling überfällt und verjagt die Schweden zu Anclam.
11. October 1756. Gefecht am Lilienstein: Die eingeschlossenen Sachsen, welche sich durchschlagen wollen, werden zurückgewiesen.
12. October 1760. Die Russen und Oesterreicher räumen Berlin vor der Nachricht des Anmarsches König Friedrich's II.
13. October 1813. Avantgardengefecht bei Möckern: Oberst v. Katzler wirft die Franzosen.

Inhalt:

Der gute Führer.
Tagesereignisse.

Der gute Führer.

Der Entwurf ist in allen Künsten die genialste, geistvollste Arbeit; er ist das Fundament, auf dem jedes Gebäude steht; er ist der Kern jedes Kunstwerkes, während die spätere Ausarbeitung nur dem grübelnden Verstande oder dem Gedankensprunge in kleinerem Maaßstabe anheimfällt.

Die Größe des Künstlers erkennt man im Entwurfe, seinen Geist und Verstand im Detail und sein Talent in der Ausführung.

So auch in der Kriegskunst; der erste Entwurf zu einem Feldzuge faßt nur die allgemeinsten Fälle mit Absehen von allen Specialitäten in's Auge und basirt nur auf den politischen, militairischen und geographischen Verhältnissen, sowie den hauptsächlichsten Hülfsquellen des Landes und seiner Verbündeten; sobald aber die Massen sich in Bewegung setzen, sobald die Beschaffenheit des Heeres, des Landes, die Eigenthümlichkeit des Feindes und die gegenseitigen Spannkräfte in unmittelbare Wirkung treten, verengen sich die Grenzen des Entwurfes, weil mehr und bestimmtere Factoren zur Hand sind, und so erhält das Product des Nachdenkens schon eine bestimmtere Größe.

Je mehr ſich nun die Factoren vermehren, deſto mehr eigenthümliche Schärfe des Geiſtes und Beobachtungsgabe erfordert das beſtimmte Erkennen derſelben von Seiten des Entwerfenden.

Wie ſich nun mit der Aenderung jedes Factors, der zur Wahrſcheinlichkeits-Rechnung des Erfolges gehört, auch das Reſultat — der Entwurf — ändert, ſo muß der erſte Entwurf ſo frei und genial hingeſtellt ſein, daß er eine Menge unvorhergeſehener Aenderungen zuläßt und ſich gleichſam wie gutta percha wenden und ziehen laſſen kann, nach den oft faſt ſtündlichen Zufällen eines Krieges.

Aus dieſem Grunde waren auch die Mack'ſchen, Maſſenbach'ſchen, ſowie die Dispoſitionen bei Auſterlitz ſchlecht, ohne von denen des neueſten Krieges zu ſprechen, weil ſie von beſtimmten Suppoſitionen (Factoren) ausgehend, faſt wie eine hölzerne Maſchine waren, die ſich natürlich den Umſtänden der Wirklichkeit nicht mehr anpaſſen wollte. —.

Da nun in dem Kopfe des Feldherrn der Entwurf ſich mit jeder neuen Nachricht ꝛc. modificirt, ändert, und doch immer mehr feſte Grundlage erhält, ſo muß der Feldherr auch die Fäden der Beobachtungen, Nachrichten und ſämmtliche Bewegungen in der Hand haben und zur Schlacht faſt inſtinktmäßig genau von der Richtigkeit der Maßregeln überzeugt ſein, die er zu nehmen hat. Wenn ſo der Plan, nachdem alle Umſtände und Wahrſcheinlichkeiten im Geiſte eines und deſſelben erwogen und zum Schluſſe gekommen ſind, ſo wird dieſer es gewiß nie daran fehlen laſſen, mit Energie und eiſerner Willenskraft dieſen bei ihm im Stillen zur Reife gebrachten Plan zur Entſcheidung zu bringen.

Der Plan iſt gleichſam aus ſeinen Gefühlen, ſeinen Muthmaßungen, Anſchauungen, Beobachtungen, ja theilweiſe aus ſeinem Inſtinkte herausgewachſen, ſo daß er ſich vielleicht nicht einmal Rechenſchaft zu geben weiß, aus welchen geheimen Triebfedern des Geiſtes oder Gemüthes entſcheidende Ueberzeugungen in ihm feſten Fuß gefaßt haben.

Die Hauptſache iſt, er iſt von der Ausführbarkeit und Gediegenheit ſeines Planes felſenfeſt überzeugt, und mit dieſer ſtets ſiegreichen, kraftvollen Ueberzeugung macht er gewiß viele Fehler gut, die noch vielleicht im Endreſultate ſeiner geiſtigen Forſchungen geblieben ſind.

Wie ganz anders wird ſo ein Feldherr das Schwert und das Ruder in die Hand nehmen, mit wie viel mehr Zuverſicht, die mit unendlichem Einfluſſe auf das Heer wirkt, wird ſo ein General ſeine Armee dem Feinde entgegenführen, als ein Führer, der abhängig von den Beſchlüſſen eines Cabinets- oder Kriegsrathes*) in ſtiller Ergebenheit, wenn auch mit der größten Pflichttreue ſeine ihm geſtellte Aufgabe zu löſen ſucht. —

„Le moral c'est la guerre“ ſagt Napoleon.

---

*) Beweiſe giebt die neueſte Geſchichte.

D.

Tagesereigniſſe.

Die hieſige „Volks-Zeitung“ tadelt mehrfach das Benehmen eines Königlich Preußiſchen Offiziers, des Corvetten-Capitäns Kuhn, welcher als Commandant von Sr. Majeſtät Dampf-Aviſo „Loreley“ von Gaeta nach Meſſina eine Depeſche Sr. Majeſtät des Königs von Neapel gebracht haben ſoll, weil Seiner Majeſtät für den Augenblick kein anderes Mittel zu Gebote ſtand, um der von Rebellen eingeſchloſſenen Citadelle von Meſſina Allerhöchſtſeine Befehle zukommen zu laſſen. Sie nennt das von ihr berichtete Verfahren des Offiziers ſogar „unglaublich“, und wünſcht eine „Berichtigung“ dieſer Nachricht. Daß in einem ſolchen Falle jeder Preußiſche Offizier ſich einem befreundeten Monarchen ſeines Königs und Herrn zur Verfügung geſtellt hätte, verſteht ſich ganz von ſelbſt; was aber nicht nur jeden Soldaten, was jeden Preußen und Anhänger ſeines Fürſtenhauſes mit der tiefſten Empörung erfüllen muß, das iſt, mit anzuſehen, wie ein Reformjude es wagen darf, öffentlich in der frechſten Weiſe das Auftreten Preußiſcher Offiziere gegen Rebellen zu tadeln, ohne daß der Reformjude unverweilt wegen Beleidigung eines befreundeten Monarchen und eines Preußiſchen Offiziers zur Verantwortung gezogen wird. Die Beleidigung Seiner Majeſtät des Königs von Neapel kann allerdings nur auf Antrag der Königlich Neapolitaniſchen Geſandtſchaft verfolgt werden; die öffentliche Beleidigung des Preußiſchen Offiziers aber verfällt unſerem Strafgeſetze nach §. 102 des Geſetzbuches, und zu deren Verfolgung bedarf es eines Strafantrages des Verletzten nach §. 103 a. a. O. nicht. — Wir hoffen mit Beſtimmtheit, in nächſter Zeit melden zu können, daß durch die zuſtändigen Behörden endlich dieſem Treiben Einhalt geſchieht und dem empörten Gefühle Preußiſcher Loyalität und Preußiſcher Soldatenehre Gerechtigkeit widerfährt.

In Folge der von uns bereits im 8ten Heft des vorigen Bandes (vom 19. Auguſt) mitgetheilten neuen Organiſation der Feſtungs-Artillerie wird dieſelbe nunmehr folgende Dislocation erhalten:

Garde-Brigade:
Stab und 1 Comp. Berlin,
2 „ Spandau,
1 „ Schweidnitz.

Oſtpreußiſche Brigade:
1. Feſtungs-Abtheilung.
Stab und 3 Comp. Danzig,
1 „ Graudenz.
2. Feſtungs-Abtheilung.
Stab und 3 Comp. Königsberg i. Pr.,
1 „ Pillau.
Sobald Loetzen beſetzt wird, kömmt 1 Compagnie von Königsberg dorthin.

Pommerſche Brigade:
Stab und 2 Comp. Stettin,
1 „ Colberg,
1 „ Swinemünde mit einem Commando in Stralſund.

Brandenburgiſche Brigade:
1. Feſtungs-Abtheilung.
Stab und 2 Comp. Torgau,
1 „ Wittenberg,
1 „ Cüſtrin.
2. Feſtungs-Abtheilung.
Stab und 3 Comp. Mainz,
1 „ Saarlouis.
Die 2. Abtheilung der Brandenburgiſchen Brigade wird gleichzeitig von der Brigade abcommandirt und direct unter die 4. Artillerie-Inſpection geſtellt.

Magdeburgiſche Brigade:
1. Feſtungs-Abtheil. in Magdeburg (4 Comp.)
2. „ „ in Erfurt (4 Comp.)

Niederſchleſiſche Brigade:
Stab und 2 Comp. Poſen,
1 „ Thorn,
1 „ Glogau.

Schleſiſche Brigade:
Stab und 2 Comp. Neiße,
1 „ Glatz,
1 „ Coſel.

Weſtphäliſche Brigade:
1. Feſtungs-Abtheilung.
Stab und 2 Comp. Weſel,
2 „ Minden.
2. Feſtungs-Abth. in Cöln (4 Comp.)

Rheiniſche Brigade:
1. Feſtungs-Abth. in Coblenz (4 Comp.)
2. „ „ in Luxemburg (4 Comp.)

Von der bisherigen combinirten Feſtungs-Abtheilung, welche in Mainz, Luxemburg und Saarlouis garniſonirte, wird die Compagnie der Garde-Artillerie-Brigade aufgelöſt und die zum Weiterdienen verpflichteten Mannſchaften derſelben den vier

Festungs-Compagnieen dieser Brigade — innerhalb des Etats derselben — zugetheilt. Die Compagnie der Brandenburgischen Brigade in Mainz verbleibt daselbst und dient als Stamm für die dort zu formirenden 3 Compagnieen dieser Brigade. Die Compagnie der Magdeburgischen Brigade in Luxemburg geht nach Erfurt und dient als Stamm für die dort zu formirenden 4 Compagnieen dieser Brigade. Die Compagnie der Westphälischen Brigade in Luxemburg geht nach Cöln und dient als Stamm für die dort zu formirenden 4 Compagnieen dieser Brigade. Die Compagnie der Rheinischen Brigade in Saarlouis geht nach Luxemburg und dient als Stamm für die dort zu formirenden 4 Compagnieen dieser Brigade.

Die bespannten Exercirgeschütze der bisherigen Festungs-Campagnieen in Mainz, Saarlouis und Luxemburg gehen auf die dort zu errichtenden Abtheilungen resp. Compagnieen über.

Literarisches.

„Ein Blick auf den Libanon" — lautet der Titel einer kleinen Schrift, welche, ein Abdruck aus der „Neuen Preußischen Zeitung", der allgemeinsten Beachtung, besonders des Zeitung lesenden Publikums aus vollster Ueberzeugung empfohlen werden kann. Es ist uns keine Arbeit bekannt, welche, bei aller durch den Raum gebotenen Kürze, in historischer und kritischer Beziehung über religiöse, sociale und politische Zustände und Verhältnisse der Bewohner des Libanon und anliegender Länder so viel und so Verständliches giebt, wie es dem Herrn Verfasser dieser Schrift — Ludwig von Wildenbruch — gelungen ist. Aber der Herr Verfasser kennt Land und Leute aus eigener Anschauung, und seine amtliche Stellung forderte von ihm und erleichterte ihm ein gründliches Eingehen in den betreffenden Gegenstand; daher das Verständliche und Ansprechende seiner mit wenigen Strichen ausgeführten Zeichnung, daher aber auch sein sicheres Urtheil darüber, daß die früheren und auch die vor Kurzem wieder von den Druſen gegen die Christen des Libanon und weiter verübten Gräuelscenen nicht durch äußere Einflüsse, sondern durch die Organe der türkischen Regierung veranlaßt und unterstützt wurden. Der Herr Verfasser erkennt schließlich das Recht Frankreichs an zur Initiative in Ergreifung energischer und nachhaltiger Maßregeln gegen die Wiederkehr solcher Scheußlichkeiten, er hält es aber für bedenklich, eine Action Frankreich allein zu überlassen, an welcher Theil zu nehmen Europa ebenso berechtigt als interessirt ist. — Wir sind überzeugt, daß alle Leser dieser, im Verlag von F Heinicke in Berlin erschienenen, Schrift selber das Geständniß empfangener Belehrung über einen Gegenstand, dessen Bedeutung für Europa nicht unterschätzt werden darf, sicher nicht versagen werden.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Kronenstr. 21.

Der neueste Pairsschub.

I.

Der neueste Pairsschub: er ist in den Blättern unserer Farbe bereits von so vielen Seiten beleuchtet, daß es uns in der That nicht leicht wird, demselben einen neuen Gesichtspunkt abzugewinnen.

„Zum Scherz zu viel, zum Ernst zu wenig," wir könnten mit diesem philosophischen Satze zur Tagesordnung übergehen, und doch dürfen wir nicht übersehen, daß wir hier nicht allein mit Zahlen, sondern auch mit Namen zu rechnen haben. Für welche Zwecke hat man das Herrenhaus verstärkt, nach welchen Kriterien hat man die Personen ausgewählt?

Ein tiefer Menschenkenner hat den — allerdings nicht gerade schmeichelhaften — Grundsatz aufgestellt, daß man nicht auf die Tugenden, sondern auf die Fehler der Menschen speculiren müsse, und so werden wir vielleicht das Richtige treffen, wenn wir den Nachweis versuchen, daß die neu ernannten Pairs ihre Berufung nicht ihren Tugenden, sondern ihren Fehlern zu verdanken haben.

Selbstredend haben wir hierbei mit den neuen „Junkern" leichtes Spiel, sie werden um so willkommener sein, je weniger sie Aristokraten sind, nur daß man dabei nicht vergesse, daß ein Edelmann um so mehr zum „Junker" herabsinkt, je liberaler er sich gebehrdet. Ein „Junker" ist ja eben nichts Anderes, als ein Edelmann, der, nachdem er seine Pflichten und Aufgaben quittirt, nichts desto weniger seine Stellung und seine Rechte, so weit sie sich auf seine eigene unbedeutende Person beziehen, und zwar in der Regel in um so anmaßenderer und verletzenderer Weise, festzuhalten versucht, den edlen Standes-Ehrgeiz mit persönlicher Eitelkeit vertauscht und in dieser Verfassung allerdings den Nutzen gewähren kann, den Stand, welchem er äußerlich noch anzugehören scheint, einigermaßen in Verruf zu bringen. Man scheint von diesen Herren einen und den anderen insbesondere für das Ehegesetz in Aussicht genommen zu haben.

Etwas schwieriger gestaltet sich schon die Frage, wenn wir die neu ernannten Juristen in das Auge fassen. Politische Freunde des Herrn Justiz-Ministers: das wäre doch ein etwas zu unbestimmter Begriff, und selbst das ex nunc und ex tunc dürfte bis zu dem von allen Parteien gleichmäßig ersehnten Rücktritt dieses „vielgewandten" Staatsmannes kaum eine Fixirung gestatten.

Aus dieſem Grunde werden wir nicht umhin können, uns die einzelnen Perſonen ſelbſt etwas näher anzuſehen.

Fangen wir am Ende an, ſo iſt der letzte und — wie wir glauben — auch der unbedeutendſte der Ober-Tribunals-Rath Blömer zu Berlin, bekannt durch ſeine ſchwächliche Haltung als Katholik und durch ein noch ſchwächeres Buch über deutſche Einheit, welches er kürzlich von Stapel gelaſſen. Er wird ſeinen Gönnern nicht nützen und ſeinen Gegnern nicht ſchaden, und wir können es nicht billigen, daß man ihm ſeine bisherigen Diäten verkümmert.

Der zweite iſt der Appellations-Gerichts-Präſident von Bernuth, angeblich Juſtiz-Miniſter-Candidat, ſonſt iſt von ihm nichts Nachtheiliges bekannt geworden!

Als dritten haben wir den General-Staats-Anwalt Grimm, von dem es bekannt iſt, daß er zu dem zeitigen Juſtiz-Miniſter in den intimſten Geſchäfts-Verbindungen ſteht. Ob er ſeinen Stammbaum auch bis in das 17. Jahrhundert zurückzuführen vermag, das iſt uns unerfindlich geblieben. Jedenfalls aber haben wir es in ihm mit einem Staatsmann zu thun, welcher unſeren eigenen *deutſchen* Rechts-Anſchauungen ſchroffer gegenüberſteht als irgend ein Anderer.

Den vierten und den fünften, die beiden Präſidenten des Ober-Tribunals, Dr. Bornemann und Jaenigen, könnten wir vielleicht unter Einem behandeln, wenn wir nicht dem Letztern vorweg das Zeugniß ſchuldig wären, daß, wenn wir ihn auch nicht zu unſeren Parteigenoſſen zählen, wir doch ſeinem Charakter und ſeiner bisherigen Haltung nichts vorzuwerfen haben. Herr Dr. Bornemann wird ein gleiches Anerkenntniß von uns kaum erwarten, ſchon wegen des bekannten Hammelbratens. Vielleicht, daß es ihm gelingt, ſich wenigſtens als Jäger zu retabliren. Sonſt ſcheint inzwiſchen ſein Körper zu ſehr in die Aehnlichkeit ſeines politiſchen Charakters eingetreten, als daß man beſondere Leiſtungen von ihm noch erwarten dürfte. Man hätte ihn nicht in ſeiner Beſchaulichkeit ſtören ſollen, und wie man verſichert, iſt dies auch wider ſein Wiſſen und Willen geſchehen.

Zuſammen genommen alſo könnten wir die juriſtiſchen Ernennungen vielleicht als einen „letzten Verſuch" des Herrn Juſtiz-Miniſters bezeichnen, ſich in ſeiner wankenden Stellung zu erhalten, als einen Verſuch, von dem wir im Voraus verſichern dürfen, daß er ſchwerlich dazu beitragen wird, die ſo äußerſt erfreuliche Harmonie des preußiſchen Volkes in dieſem Punkte zu ſtören.

Es blieben uns alſo nur noch die ſogenannten Staatsmänner und Induſtriellen, welche dem Herrenhauſe hinzugethan ſind, und wir rechnen auf die Zuſtimmung aller unſerer Correſpondenten, wenn wir hier mit Demjenigen anheben, welchen wir als die glücklichſte Miſchung von Staatsmann und Induſtriellen bezeichnen zu dürfen glauben. Der Freiherr v. Diergardt in Vierſen, er wird es uns nicht als üble Nachrede deuten, wenn wir ſeiner näheren Beziehungen zu „unſerm verehrten Herrn Handels-Miniſter" Erwähnung thun. Es iſt immer noch beſſer, ſchlecht vertheidigt zu werden als gar nicht. Was aber der induſtrielle Baron ſonſt noch auf dem Herzen hat, — Tabacks-Steuer oder

Tabacks-Monopol: er weiß, daß wir ſtets bereit ſind, mit ihm die Friedenspfeife zu rauchen.

Anders mit unſeren modernen Diplomaten. Hier tritt uns zunächſt Herr v. Uſedom entgegen, er, welcher das wenig beneidenswerthe Loos gezogen, unberühmter Gatte einer berühmten Frau und daher Mitbewohner des Olymps zu ſein, ohne ſelbſt zu den Göttern zu zählen. Wir ſind ſehr erfreut über ſeine Berufung, ſobald wir an die Möglichkeit denken, daß man doch auch Herrn v. Carlowitz hätte ernennen können. Sonſt freuen wir uns gar nicht ſehr, und Herr v. Schleinitz freut ſich auch nicht mehr.

An ihn ſchließt ſich in wohlverdienter Reihenfolge der Wirkliche Geheime Rath Camphauſen in Köln, von dem man ſeit lange nichts weiter vernommen, als daß er ſich neben ſeinen Bankgeſchäften mit mikroſkopiſchen Unterſuchungen beſchäftige und die Infuſorien der Urwelt in ihrer wohlverdienten Ruhe ſtöre. Es ſcheint eine Art Rache des Schickſals zu ſein, daß man ihn ebenfalls in ſeiner Ruhe ſtört. Der klaſſiſche Mann der Vereinbarung und Vermittelung, hat er — wie uns bedünken will — oft genug politiſch Bankerott gemacht, um auf ſeine alten Tage ein neues Geſchäft zu entriren. Doch hat ſeine Ernennung leider noch eine andere, bedenklichere Seite.

Bis nach Hohen-Zieritz.

Eine Preußiſch-Franzöſiſche Geſchichte

von **George Hesekiel.**

Vierundzwanzigſtes Capitel.

Zwei helle Fenſter.

„Die Schatten kommen und ſchwinden,
Sie kommen und gehn mit dem Licht,
Du ſehn'ſt Dich, das Licht nur zu finden,
Du aber ertrügeſt es nicht."

(J. P. Uz.)

Der Regen rieſelte eiskalt nieder, und der Nachtwind fuhr in kurzen aber ſcharfen Stößen über den Teltow, unheimlich ſchrillte ſein hohles Pfeifen, wenn er über die Ruinen von Sanct Georg vor dem alterthümlichen Berliner Thor von Mittenwalde hinſchnob und alle nicht ganz feſten Läden an Fenſtern und Dachluken der Stadt in eine Bewegung ſetzte, die von ganz abſcheulichen Mißtönen begleitet war. Es war eine jener unangenehmen Märznächte, in denen die Elementargeiſter ein tückiſch Spiel zu treiben ſcheinen mit Regen und Winden, mit Stürmen und Schneien, Hagelwerfen und anderen Dingen, die ſich hinter den Fenſter-Scheiben einer behaglichen Wohnung ganz artig abwarten

laſſen, die aber Denen, die draußen wandern, zu keiner beſondern Ergötzlichkeit gereichen. Hier, in der kleinen Stadt auf dem Teltow, von der wir ein Mehres gemeldet im Beginn unſerer Erzählung, hatte das ſchlimme Wetter die Bewohner zeitiger noch als ſonſt in die Häuſer und meiſt auch in die Betten getrieben; bei ſchlechtem Wetter macht man eben zeitig Nacht, nicht nur zu Mittenwalde und auf dem Teltow, ſondern in der ganzen alten Churmark Brandenburg und den angrenzenden Ländern. Tiefes Dunkel und tiefe Stille in Mittenwalde! In den Pauſen, in denen die hohle Stimme des Windes ſchwieg, vernahm man nur das leiſe Klatſchen des niederfließenden Regens, ſelten, daß von Zeit zu Zeit hier oder da ein Hund ſeine Stimme erhub und verdrießlich über irgend welche Störung ſeiner Ruhe ein mehr klagendes als zorniges Blaffen hören ließ.

Es ging ſtark auf Mitternacht, als leiſe und mit großer Vorſicht die Hinterthür eines Hauſes ſich öffnete, das nicht fern von dem Berliner Thor in der Hauptſtraße der Stadt ſtand. Dieſe Thür führte von einem engen, kleinen ſehr ſchmutzigen Hofe auf die ſchmale Straße, oder vielmehr auf den Gang, der innerhalb der tüchtigen Feldſtein-Mauer, welche beinahe kreisförmig Mittenwalde umgiebt, zwiſchen dieſer und den Hintergebäuden, Scheunen und Ställen hinläuft.

„Laß das bleiben, Carl!“ mahnte eine rauhe Stimme faſt flüſternd, „es iſt noch Zeit, eine Entdeckung bekäme Dir ſchlecht!“

„Ich will gehen“, entgegnete eine andere Stimme ruhigen Ton's, „Du meinſt's gut, Vetter, aber Du verſtehſt das nicht; übrigens kannſt Du ſicher ſein, daß ich Dich in keinem Falle nennen, oder verrathen werde, daß Du mich gekannt haſt. Lebwohl, Vetter, und nimm Dank, wenn wir uns nicht wiederſehen ſollten; werde ich nicht entdeckt, ſo komme ich wieder zu Dir, und Du begleiteſt mich morgen nach Berlin!“

Langſam wurde nach dieſem Zwiegeſpräch die Thür wieder zugezogen, der Herausgetretene aber blieb einen Augenblick lauſchend vor derſelben ſtehen, dann ſagte er halblaut: „Gut, er hat den Riegel nicht vorgeſchoben!“ und ſchlich mit unhörbaren Schritten an der Mauer hin, bis der Gang am Thor auf die Straße ausmündete; hier blieb er wieder eine ziemliche Weile horchend ſtehen, und erſt als er ſich überzeugt hatte, daß Niemand mehr auf der Straße war, ſetzte er ſeinen Weg fort.

Die Straße war ſtill und dunkel, nur zwei helle Fenſter warfen einen matten fahlen Schein hinaus in die Nacht; dieſe beiden Fenſter, die allein hell waren in jener Nacht, lagen in etwas ſchräger Richtung einander gegenüber, man konnte ein Fenſter aus dem andern ſehen. Das helle Fenſter zur rechten Hand war im erſten Stock eines Hauſes, und gehörte zur Wohnung der verwittweten Frau von Uchtenhagen, das helle Fenſter zur Linken war zu ebener Erde in der großen Unterſtube des alten Grieben.

Da drüben hinter dem hellen Fenſter zur Rechten da lag eine arme Mutter und rang mit dem Tode in ſchmerzlichem Kampfe; wohl war das Herz der Frau von Uchtenhagen in Trauer und Schmerz geläutert ſeit vielen Tagen,

wohl ſehnte ſich die edle Frau nach dem Wiederſehen des vorangegangenen Gemahls, die Mutter aber, ſie bangte vor dem Tode, und ſie ſchauderte zuſammen vor dem Gedanken, daß ſie abſcheiden ſollte und ihre drei armen Waiſen allein laſſen im Leben, oh! das Sterben war ihr unendlich bitter, der armen Mutter! Aber mit großer Kraft bezwang ſie ihre Angſt, in der ächten Mutterliebe überwand ſie ſelbſt das Todesgrauen, um den Schmerz der Unmündigen, die um ſie ſaßen und ihre Hände nicht aus ihren Händen ließen, nicht zu vergrößern. Seit einigen Tagen aber ſchon hatte ſich der barmherzige Gott in ſeiner Gnade der armen Mutter erbarmt, er hatte ihr den erfleheten Frieden gegeben, und je mehr die körperlichen Kräfte der armen Frau von Uchtenhagen ſanken, deſto ſtärker wurde in ihr die troſtreiche Zuverſicht, daß ihre lieben, lieben Töchter nicht allein und verlaſſen ſein würden auf Erden nach ihrem Hinſcheiden.

Mit ſchwacher Stimme, leiſe, aber vernehmlich ſprach die Mutter mit ihren Kindern in jener Nacht, bald ſprach ſie zu allen, bald zu jedem beſonders, oh! eine ſcheidende Mutter hat ihren Kindern noch ſo viel zu ſagen zum Abſchied! Mit matter Hand ſtrich ſie den Kindern über die von den häufigen Thränen glühenden Augen und Wangen; ſie betete mit ihnen und weinte mit ihnen, ihr Wort linderte den brennenden Schmerz der drei Mädchen.

In dem Wohnzimmer der Frau von Uchtenhagen aber ſaß beim düſtern Licht einer kleinen Lampe die lange Geſtalt des Lieutenants von Rouvroy, hart und feſt im verſchabten blauen Rock, aber helle Thränen in den Augen. Bald lauſchte der edle Mann mit leicht geneigtem Haupt den Worten, die ſeine ſcheidende Freundin drinnen zu ihren Kindern ſprach, den Scheideworten voll Schmerz und Liebe, die er nur bruchſtückweiſe vernahm, weil die Stimme der Frau von Uchtenhagen bereits im Erlöſchen war, die ſeine Kenntniß vom Weſen und Gedankengange dieſer Frau wohl zu ergänzen wußte. Hatte der Lieutenant eine Weile wehmüthig durch die offene Thür in das Sterbezimmer geblickt, dann las er wieder eifrig in dem kleinen, vergriffenen franzöſiſchen Gebetbuch, das ſeine Urmutter noch mit aus Frankreich gebracht, als ſie um des Bekenntniſſes willen flüchtig wurde aus ihrem Vaterlande.

An ſo manchem Sterbebette waren dieſe Gebete ſchon geleſen worden, das Büchlein war Zeuge ſo manchen tiefen Seelenkummers, ſo mancher Todesnoth geweſen, der Tröſter in ſo mancher Sterbeſtunde; Rouvroy erinnerte ſich wohl, daß er daſſelbe Gebet geleſen im letzten Stündlein ſeines Vaters, da er noch kaum ein Jüngling war; das Büchlein hatte mit ihm Leichenwacht gehalten bei der Mutter und endlich auch beim Bruder, dem vergötterten Alexander, Roberts Vater, den der Herr Lieutenant ſo ſehr geliebt hatte; es war dem alten Herrn ein liebes Buch geweſen, er hatte viele Thränen ſchon auf dieſe Blätter geweint, auch heute wurde ſein Auge oft dunkel und der Schleier der Thränen ſo dicht, daß er aufhören mußte zu leſen.

Das war hinter dem hellen Fenſter zur rechten Hand, hinter dem zweiten hellen Fenſter aber, drüben über der Straße, erſchien zuweilen ein menſchliches Antlitz, drückte die Augen dicht an die angelaufene Scheibe und lugte hinüber

nach der Wohnung der ſterbenden Mutter. Das war die alte Frau Grieben, die kam von Zeit zu Zeit, um Ausſchau zu halten, ob der Herr Lieutenant ſie nicht zur Hülfe rufe, dadurch, daß er ein Licht in das Eckfenſter ſetze. Das hatte ſie mit ihm verabredet, als er am Abend hinüberging und auf ihr Befragen mit tiefer Bewegung erklärt hatte, daß die Frau Hauptmännin die nächſte Nacht wohl nicht überleben werde. Der Herr Lieutenant wollte ein Licht in's Eckfenſter ſetzen, wenn die Frau von Uchtenhagen geſtorben, dann wollte die Mutter Grieben hinüberkommen und die beiden kleinen Mädchen herüber holen, damit ſie Ruhe fänden in der Wohnung des Herrn Lieutenants. Sie meinten es Beide gut, dieſe treuen Seelen! Aengſtlich bewegt, jede Viertelſtunde zwei- oder dreimal erhub ſich die Mutter Grieben von ihrem kleinen Schemel am Spinnrad und ſchlich an's Fenſter, um nach dem verabredeten Zeichen auszuſchauen. Die Nachtwache kam der Frau, die den Tag über tüchtig arbeitete, hart an, aber ſie hatte ein Herz voll Liebe, und darum wollte kein Schlaf in ihre hellen braunen Augen. Als ihr „Alter" zu Bette gegangen in die kleine Kammer an der Stube, deren Thür offen ſtand, hatte ſie ſich das Geſangbuch geholt; das alte treffliche Porſt'ſche Geſangbuch in dem wunderlich hohen und ſchmalen Format, das damals noch mehr wie jetzt bei den Leuten in Gebrauch war und noch mit rothem Druck auf dem Titel erſchien, der beſonders verkündete, daß dieſe „geiſtlichen und lieblichen Lieder" in den Kirchen und Schulen der Königlich Preußiſchen und Churfürſtlich-Brandenburgiſchen Lande bekannt und eingeführt worden.

Darin hatte die Mutter Grieben einfältigen Gemüthes in frommer Rührung ein Paar jener Lieder geleſen, die von der Zubereitung zum Tode handeln, dann aber hatte ſie ſich an ihr Spinnrad geſetzt und war gar fleißig; das hinderte ſie nicht, dem nachzudenken, was ſie geleſen in ihrer verſtändigen und andächtigen Weiſe.

Hinter dem hellen Fenſter dort ſaß der Lieutenant von Rouvroy und las in ſeinem franzöſiſchen Erb-Pſalmenbuch, hinter dem hellen Fenſter hier die Mutter Grieben mit dem churbrandenburgiſchen Porſt, der Tod und die Trauer, die wohl weiß, wo ſie Troſt zu ſuchen hat, webten ein geiſtiges Band von dem einen hellen Fenſter zum andern, zwiſchen Beide hinein aber traten im nächtigen Dunkel mit ſcheuem Tritt — Sünde und Schuld.

Die Mutter Grieben, die da ſo friedlich am Spinnrade ſaß, deren helles Angeſicht ſo wohlwollend ausſah in der engen, ſteifgeſtärkten, weißen Bandmütze, die mit ihren hübſchen, muntern braunen Augen bald gar ernſt nieder blickte oder ſinnend vor ſich hin ſchaute, je nach dem ſie an die ſterbende Nachbarin drüben, oder an die Beſorgung irgend einer bevorſtehenden größern Hausarbeit dachte. Die gute Mutter Grieben, auch die „alte Grieben" genannt, weil ſie die allerdings noch ziemlich junge Frau des alten Grieben war, hatte keine Ahnung davon, daß ſie eigentlich nicht allein war in ihrer eigenen großen Unterſtube, daß zwei Augen zudringlich zu ihr hereinblickten und bald mit wüſter Begehrlichkeit, bald mit verzehrender Leidenſchaft auf ihr ruheten. Ja, da draußen am Fenſter ſtand, die Füße im Schmutz, wie die Seele, der einſam ſchlei-

chende Wanderer, den wir aus jener Hinterthür an der Mauer treten ſahen, jener unſelige Menſch, der in frechem Aufſtande gegen Sitte und Recht, ein Sohn, der da begehrte ſeines Vaters Weib, der davon gelaufen einſt vor Jahren und jetzt zum erſten Male heimgekehrt war, zur Schwelle ſeines väterlichen Hauſes.

Wir wiſſen, daß dieſer Elende in Frankreich der Wüſteſten Einer war unter Denen, die ihre Hände tief in Blut tauchten; wir wiſſen, daß der gräuliche Jacobiner wohlbeſoldete Spionendienſte that für den fremden Tyrannen gegen das eigene Vaterland, das er nach entſetzlichem Hader mit dem Vater, als Dieb und Deſerteur einſt verlaſſen.

Wir wiſſen auch ſchon, daß dieſer kühne und gefährliche Menſch immer gewiſſe Verbindungen feſtgehalten mit ſeiner Vaterſtadt, denn es zog ihn, den Verwilderten, ganz gewaltig nach ſeiner Heimath; immer und überall hatte die Rückkehr nach Mittenwalde im Hintergrunde ſeiner Gedanken geſtanden, bald als ein mächtiges, aber unverſtandenes Sehnen nach der Vaterſtadt, bald als beſtimmtes Verlangen nach dem Weibe, dem einzigen Weſen, das er in ſeinem ſchmutzigen und unheilvollen Leben geliebt, dem Weibe, welches ſeine Liebe verſchmähte und ſeines Vaters Gattin, ſeine Stiefmutter wurde. Es war in dem verfinſterten Gemüthe des wüſten Geſellen nur ein heller Punkt, die gewaltige Leidenſchaft zu dem Weibe ſeines Vaters; der kalte, ſchmutzige, berechnende Spion, der demokratiſche Verräther und unbarmherzige September-Mörder, er trug eine große Leidenſchaft in ſich, eine Leidenſchaft, die freilich verbrecheriſch geworden, ſeit die Frau, der ſie galt, das Weib ſeines Vaters geworden, deren Flamme aber doch noch nicht ganz die reinigende Kraft verloren hatte, die jeder wahren Leidenſchaft innewohnt. Carl Grieben, oder Charles Laborde, war längſt ein unbotmäßiger Sohn und Geſell, längſt ein Dieb und Verbrecher, als er in Liebe entbrannte für die ſchmuckſte Dirne in Mittenwalde und ſie zu gewinnen trachtete mit der raſenden Begier ungezähmter Seelen. Die fromme, züchtige Dirne hatte ſich ſchaudernd von ihm, dem verrufenen, wüſten Geſellen des Ortes abgewendet, ſie hatte ihm niemals auch nur die geringſte Hoffnung gemacht, das aber hatte ihn nicht abgehalten, ſie als die Seine zu betrachten, und als nun der Vater kam, der eine brave Wirthſchafterin ſuchte für ſein großes Anweſen und eine verſtändige Genoſſin für ſein einſames Leben, da hatte dem verſtändigen und ehrbaren Sinne des Mädchens ſolcher Antrag gerade zugeſagt, und ſie hatte ihn angenommen, nach längerem Bedenken freilich, aber endlich getroſten Muthes, vielleicht mit in der leiſen Hoffnung, daß ſie nun doch als *Stiefmutter* der Werbungen des wüſten Geſellen, die ſie ängſteten, enthoben ſein werde. Es war anders gekommen, in wilder Wuth empörte ſich der Sohn wider den Vater, als einen Raub an ſeinem Eigenthum in zwiefacher Weiſe betrachtete er die zweite Ehe des Vaters, denn die ſchöne Stiefmutter, die ihm, wie er wähnte, ſein Erbe ſchmälerte, hatte er die Seine genannt und nannte ſie noch ſo. Es kam zu furchtbaren Scenen zwiſchen Vater und Sohn, die zähe churmärkiſche Art rang in einem entſetzlichen Kampfe — der Vater gegen den Sohn, gezwungen flüchtete der Letztere, den raſenden Groll gegen den Vater und die

verzehrende Leidenschaft für die Stiefmutter im Herzen. Seine Leidenschaft war so gewaltig, daß sie ihn hätte retten können, wenn sie einen sittlichen Zügel gefunden hätte, sie war so gewaltig, daß sie dem unseligen Menschen selbst in dem Sumpf von Blut und Verrath, von Niedertracht und Schande, in dem er sich wälzte, noch einige bessere Eigenschaften erhielt. Charles Laborde, der revolutionäre Handlanger, der französische Kaiserspion, er wußte nichts mehr von Deutschland und Preußen, aber er war des Heimathsgefühls doch nicht ganz baar, er konnte sich nach Wald und Wasser sehnen, wie sie in der alten Churmark Brandenburg sind, jede kleine Stadt erinnerte ihn an Mittenwalde auf dem Teltow, und er hatte in seinem ganzen Leben nie Gefallen gefunden an einer Frau, außer der Einen, die seine Stiefmutter geworden, und zu ihr zog's ihn gewaltig; er sehnte sich nach der Heimath und fürchtete sich doch, die Heimath wiederzusehen. Tüchtige Männer flößten dem unglückseligen Menschen eine an Ehrerbietung grenzende Zuneigung ein, es that ihm wohl, von solchen Männern anständig behandelt zu werden; wir sahen, daß er durch des jungen Robert von Rouvroy Benehmen gegen ihn gerührt wurde. Das war Alles, was noch vom bessern Menschen übrig war in diesem armen verkommenen Kinde unserer alten Churmark, wenig ja, aber immer Etwas, woran die große Barmherzigkeit anknüpfen und ihn erretten konnte.

Die schmachvollen Spions-Geschäfte hatten den unglückseligen Menschen von Königsberg nach Berlin zurückgeführt; er hatte endlich dem Drange, Mittenwalde wiederzusehen, nicht mehr widerstehen können. In der Stille ließ er einen heruntergekommenen, armseligen Ackerbürger, einen Genossen seiner wüsten Jugend, der ihm, so oft er in Berlin war, Nachrichten, die er reichlich bezahlte, über Mittenwalde brachte, wissen, daß er ihn besuchen und ein Paar Tage im tiefsten Geheimniß und unerkannt in seinem Hause zubringen wolle.

So wohnte denn Laborde seit einem Paar Tagen schon in dem Hause seines alten Jugendgenossen; er galt für einen entfernten, wohlhabenden Vetter aus der Neumark über der Oder, der gekommen, um durch ein Darlehen seines armen Verwandten traurige Umstände zu bessern. Wirklich hatte Laborde seinem Jugendgenossen und Vertrauten ein Darlehen gemacht, bedeutend für die Umstände eines kleinen Ackerbürgers auf dem Teltow. Es versteht sich, daß er im Hause des Mannes als nicht nur reicher, sondern auch hülfreicher Verwandter höchlich verehrt wurde.

An der Seite seines Vertrauten schritt Laborde durch die Straßen seiner Vaterstadt, er wollte ja nicht erkannt sein, er durfte nicht erkannt werden, und doch drückte es ihm das Herz fast ab, daß ihn Niemand erkannte, daß ihm die Leute neugierig in das Gesicht blickten, daß aber Keiner auch nur einen bekannten Zug darin fand, Keiner ihm zu freundlichem Gruß und Willkommen die Hand reichte in der Heimath.

Armes Menschenkind!

Dreiundzwanzig Jahre waren vergangen, seit er geschieden von der Heimath, und Niemand kannte ihn wieder, ihn, den fremden Mann!

Das thut dem brandenburgischen Herzen wehe, und wenn es noch so ver-

wildert ist. Auch an seines Vaters Hause war er vorüber gegangen, an seinem Hause, an dem Hause, in dem er geboren war, auf dem noch immer, wenn auch verdunkelt, seine Ansprüche auf eine feste Stätte mitten in seinem Abenteurerleben hafteten. Sein jüngerer Bruder Johann war, ein tapferer Füsilier im Regiment des berühmten York, in dem ruhmvollen Gefecht bei Altenzaun 1806 erschossen, der war als ein rechter brandenburgischer Mann für den König gestorben. Laborde wußte es wohl, aber er war der einzige Erbe.

Da ging der Sohn an seinem Vaterhause vorüber und durfte doch nicht über die Schwelle treten und nicht sagen, daß er der einzige Erbe dazu war!

Nun wollte er die Frau sehen, die er noch eben so rasend liebte, wie vor dreiundzwanzig Jahren, es glückte ihm nicht, und er verzehrte sich fast vor Ungeduld; sein Vertrauter schüttelte den Kopf, der begriff diese Sehnsucht seines Genossen nach der „alten Grieben" nicht, er hatte die schmucke, schlanke Dirne von ehedem ja älter und wohlbeleibter werden sehen, aber er durfte nichts sagen gegen die Wünsche seines Wohlthäters. Da hatte er am Abend erkundet, daß der Laden in der Unterstube bei Griebens nicht geschlossen, der Knecht, der unter der Thür gestanden, hatte ihm von der Verabredung zwischen dem Lieutenant von Rouvroy und der Mutter Grieben geplaudert. Kaum hatte Laborde davon erfahren, so war sein Entschluß gefaßt; wir sahen, daß er ihn kühn ausführte, obwohl er in eine sehr böse Lage gerathen sein würde, wenn man ihn am Fenster des alten Grieben lauernd gefunden hätte.

Da stand er und schaute durch die angelaufenen Scheiben, unabläßig suchte sein Auge die Frau, die er liebte; er sah gar nicht, daß aus der zwanzigjährigen Dirne eine Frau von einigen vierzig Jahren geworden, er verschlang sie mit seinen Blicken, zuweilen durchrieselte ihn ein Gefühl von Genugthuung und Befriedigung, doch nur, um im nächsten Moment den rasenden Gluthen der Leidenschaft wieder Platz zu machen.

Es war ein Wahnsinniger, der da mit Sünde und Schuld beladen zwischen den beiden hellen Fenstern stand, zwischen denen Tod und Trauer allein walten sollten in jener Nacht.

Ja, ein Wahnsinniger, seine Leidenschaft war Wahnsinn; dieser Wahnsinnige aber, so entsetzlich sein Wahn war, konnte sich immer auf seine scharfen Sinne verlassen; wie ein Schatten geräuschlos tauchte er wieder in die Dunkelheit, wenn die Mutter Grieben kam, um durch die Scheibe zu blicken nach dem Zeichen der Todesbotschaft, das sie mit Herrn von Rouvroy verabredet hatte. Laborde hielt den Odem an, die dünne Wand, die ihn ganz allein von dem Gegenstande seiner wahnsinnigen Leidenschaft trennte, sie vereinte ihn auch mit demselben; die Wand, die sie von innen berührte, er berührte sie von außen. Und wie sie dann zurückging zu ihrem Spinnrad, dann tauchte sein Schatten wieder auf, und seine brennend heißen Lippen legte er dann von Außen an die Scheibe, an die sie ihre Stirn gelehnt beim Hinausblicken. In einem wahren Taumel versetzte das den Menschen, aber der Taumel ergriff seine Ohren nicht mit, er hörte von weitem den Schritt des Wächters, die Schritte Anderer, die ihr Weg bei Nachtzeit vorüberführte, er wußte die dunkelste Stelle sofort

zu gewinnen. So trieb er es mehrere Stunden lang vor dem hellen Fenster auf ebener Erde.

Hinter dem andern hellen Fenster war die Frau von Uchtenhagen längst schon sanft hinübergeschlummert in den Tod, die drei Töchter aber saßen an dem Bette der Mutter; Riekchen hielt das theure Haupt an ihrer Brust, Mariechen und Dorette aber hatten sich fest an den treuen Nouvroy geschmiegt, der schweigend und ernst auf die Abgeschiedene blickte, aber innig und fest die Lebenden umschlang, die Hülfe und Trost suchend in seinen Armen weinten.

Das waren stille Stunden am Sterbebette der Mutter.

Gegen die Morgendämmerung erst hatte sich der Lieutenant seiner Verabredung mit der Mutter Grieben wieder erinnert, er gab das Zeichen, und als die gute Frau in das Haus, in das der Tod seine Einkehr gehalten, hinübereilte, da erst verschwand der dunkle Schatten, der in dieser Nacht ihr Fenster bewacht hatte.

Also ist es geschehen zwischen zwei hellen Fenstern.

Umschau.

Als der französische Gewalthaber wenige Wochen nach dem Einzuge in Mailand sein überglückliches „Italien frei bis zur Adria" angesichts der noch ungebrochenen Kraft Oestreichs in den Wind zu schlagen genöthigt war, sann er wohl bereits darauf, wie er das verlassene Wort auf einem minder gefährlichen Wege wieder zu Ehren bringen könne. Hat man doch ohnehin Grund, anzunehmen, daß der Mann, der so wenig Sanguiniker ist, das bedeutsame Wort nicht aus dem Stegereif einer augenblicklichen Anwandlung in die Welt schleuderte, sondern daß es geschah, weil er den Augenblick gekommen glaubte, wo er das Programm von Plombières, ohne damit zu riskiren, auch öffentlich aufrollen dürfe. „Italien frei bis zur Adria" — war gewiß mit allen dazu gehörigen Conjunctionen bereits in Plombières debattirt und schließlich angenommen worden.

Nun wohl, die Stunde ist jetzt gekommen, wo der französische Gewalthaber auf die Auflösung seines Wortes denken kann. Das neuerdings in Umlauf gesetzte Gerede von der Nothwendigkeit eines Congresses hat wohl nur den Zweck, die Gemüther darauf vorzubereiten, daß der Imperator entschlossen ist, die venetianische Frage entschieden zu sehen, sei es so oder so. Umstände wird er heut keine großen mehr machen. Noch einige wenige Wochen weiter in's Land, und er wird theils durch leichte militärische Handstreiche, theils durch unkostspielige diplomatische Spiegelfechtereien, Alles in Allem genommen, vollkommen so mächtig sein, wie es sein Oheim im Jahre 1811 war, beziehungsweise sogar mächtiger. Jener stand auf der Höhe seines Glücks immer noch England gegenüber; dieser wird England an dem Narrenseil des Nichtinterventions-Princips voraussichtlich noch

eine gute Weile mit ſich fortzuſchleppen verſtehen, unter allen Umſtänden wenigſtens ſo lange, als die Durchführung der Pläne, die er mit Italien hat, nothwendig erſcheinen läßt. Eine gute Gelegenheit, den knurrenden Alliirten lammfromm zu erhalten, bietet ihm die orientaliſche Frage in ihrer dermaligen Verfaſſung. Ohne zu erröthen, kann er heut ein Mal über das andere verſichern: „Wie viel könnte ich thun, wenn ich wollte, und wie wenig thue ich! und wem anders bringe ich dieſes Opfer der Enthaltſamkeit als England. Behalten wir gemeinſame Sache in Italien, und es wird leicht ſein, uns über den Orient zu verſtändigen.“ Die Wirkungskraft einer ſolchen Sprache reicht unendlich weit einem Bundesgenoſſen gegenüber, der ſich bereits zu tief eingelaſſen und bereits zu ſchwach geworden, um nicht mit allen möglichen Conjuncturen wuchern zu müſſen. Der Tag, wo England ſich von Louis Napoleon entſchieden losſagt, wird ſo unbedingt kommen wie jener, wo Louis Napoleon, ungeachtet aller darauf verwendeten Wachſamkeit, das britiſche Intereſſe wird verletzen müſſen; aber grobe Täuſchung wäre es zu glauben, daß dieſer Tag bereits nahe genug gekommen, um bei der im Anzuge begriffenen Löſung der venetianiſchen Frage in Anſatz gebracht werden zu dürfen.

Freilich iſt in jüngſter Zeit wieder viel von Annäherungsverſuchen geſprochen worden, die zwiſchen England und Rußland ſtattgefunden hätten. Allein es hieße die ganze Größe des Gegenſatzes in den orientaliſchen Intereſſen gerade dieſer beiden Mächte verkennen, wollte man derlei Gereden, die darum immer ſtille Wünſche verrathen mögen, auch nur das mindeſte ernſthaftere Gewicht beilegen. Dieſe Gegenſätze ſind ſo groß, ſo unbedingt unverſöhnlich, daß ſie gewiſſermaßen die beiden Schaalen an der Waage bezeichnen, durch deren geſchickte Handhabung Louis Napoleon eben geworden iſt, was er iſt. Und gerade dieſes Werkzeug hat der Franzoſenkaiſer zu keiner Zeit ſo glücklich zu handhaben verſtanden, als eben heute, wo er trotz der in Beirut ausgeſchifften Armee von 6000 Mann anſcheinend mit der gemüthlichſten Harmloſigkeit den Anſichten Englands ſich unterordnet und der ſyriſchen Frage eine Abwickelung geſtattet, die ein ziemlich „unabhängiges“ d. h. britiſch-türkiſches Gepräge trägt. Daß L. Napoleon hinter dieſer paſſiven Rolle etwas verbirgt, weiß man in London gewiß, und die Frage: was dieſes Verborgene ſei? mag dem Cabinet von St. James wohl Manches zu denken und zu grübeln geben; aber jedenfalls iſt es glücklich zur Zeit, daß der ſchlaue Spieler die active Rolle einſtweilen aufgegeben hat, und wird man britiſcher Seits daher auch ſein Möglichſtes thun, ihm das Beharren auf der augenblicklich eingeſchlagenen Fährte der Selbſtverleugnung nicht verdrießlich zu machen. Alles das ſchließt freilich nicht aus, daß England in der gewiſſen Vorausſicht eines endlichen Zuſammenſtoßes den Coalitionsbeſtrebungen des Continents nicht fern und fremd bleibt; aber darum zu hoffen, daß es dieſen Beſtrebungen ein Opfer bringen ſolle, ſo lange es eben mit Jenem noch paſſabel geht, hieße Englands Intereſſe von Grund aus mißkennen. Wir haben vollauf Gelegenheit, die bodenloſe Trüglichkeit der Krämer-Politik und des Verlaſſes auf dieſelbe an uns ſelbſt zu ſtudiren. Die angeblich unvermeidlich gebotene Rückſichtnahme Preußens auf England hat uns

bisher lediglich in Widersprüche verwickelt, uns indirecter Weise zur Theilnahme an den in Italien erfolgten öffentlichen Rechtsbrüchen genöthigt, ohne den in Rücksicht Genommenen auch nur im Mindesten nach irgend einer Seite hin zu geniren, noch weniger aber ihn von der Mitwirkung an dem Umsturze der legitimen Ordnung in Italien abzulenken. Und so wird denn Oestreich, mit oder ohne Warschauer „Programm" — für derlei diplomatische Schreibseligkeiten ist die Revolution zu kühn, die ganze Zeit ohnehin zu ernsthaft geworden — rücksichtlich der venetianischen Frage wohl auf sich allein angewiesen sein, und wohl ihm, wenn es dies bei Zeiten mit allem ihm zu Gebote stehenden Heroismus in's Auge faßt! . . .

Dies veranlaßt uns, den Blick auf die Lage Oestreichs zu lenken, gegen welches die Judenjungen aller Länder noch zu keiner Zeit so schamlos in Propaganda gemacht haben wie jetzt, und dem sie sogar seine nahe bevorstehende Auflösung mit der ganzen wüthenden Gewißheit voraussagen, die das sicherste Kennzeichen ihres eben so ohnmächtigen wie furiosen Hasses ist. Doch von dieser Zeiterscheinung, die nichts Geringeres andeutet als den natürlichen Brennpunkt der in der Zeit wogenden Prinzipienkämpfe, bei geeigneterer Gelegenheit. Nur vorbeigehend wollen wir heute bemerkt haben, daß sich in dieser bodenlosen Wuth der Juden wider Oestreich der ganze inflammatorische Haß des Judenthums gegen das „positive" Christenthum als solches Luft macht. Oestreich hat nur den verhängnißvollen Vorzug, auf dem dermaligen Standpunkte diesem Hasse zur Firma dienen zu müssen, aus Gründen, die für sich selbst sprechen.

Nach dem, was darüber verlautet, läßt sich nun allerdings nicht leugnen, daß die innern Zustände in Oestreich einen recht besorglichen Charakter angenommen haben, und das herrschende System, freilich die Frucht einer zehnjährigen historisch-politischen Verirrung, im Zusammenhange mit der aussichtslosen Finanzlage, eher geeignet ist, die eingerissene tiefe Verstimmung zu nähren, als zu beschwichtigen. Auch die aufrichtigen Freunde des Kaiserstaates urtheilen in dieser Beziehung kaum günstiger als Oestreichs zahlreiche, vielgewandte Gegner; und es ist namentlich der so oft angesagte Aufstand in Ungarn, rücksichtlich dessen auch Freunde nicht ohne Besorgnisse sind. Der aus dem „Vertrauen" der Regierung berufene Reichsrath trug seinerseits weit eher nur dazu bei, daß die vorhandenen Gefahren offiziell constatirt würden, als zu irgend etwas Besserem. Danach würde diese Constatirung der actuellen Lage vollkommen genügen, um mittelst eines elastischen Schwungs einen glücklichen Standpunkt zu gewinnen, wenn man sich entschließen könnte, ihre letzten wahren Ursachen, die nirgendwo als in dem unnatürlichen Cultus liegen, den man dem Idol des Gesammtstaates seit 10 Jahren geweiht hat, in's Auge zu fassen. Aber gerade für diesen ernstlichen Wundpunkt des Reichs gewahrt man, wie es scheint, in Wien den Wald vor Bäumen nicht, und verliert man eine Zeit, die knapp wie der Vorabend eines großen Schlachttags zu genießen ist, in halbherzigen Ansätzen zu halbherzigen Versuchen. Und wer weiß einmal, ob es mit diesen ehrlich gemeint ist! Auf dem Punkte, den die Geschicke Oestreichs nun einmal erreicht haben, schwindet die Ehrlichkeit schon dann, wenn die Leiden-

ſchaften es verweigern, ſich dem Vaterlande rückhaltlos zu opfern. Mag das herrſchende Syſtem noch ſo viel für ſich anzuführen wiſſen, ſeine Reſultate ſprechen nicht für daſſelbe; und wenn die Frage ſchwierig erſcheint, welches andere mit mehr Ausſicht auf Erfolg an ſeine Stelle zu ſetzen ſei: ſo folgt aus der Unſicherheit dieſer Frage noch nicht, daß das durch ſeine eigenen Reſultate als ein völlig falſches gekennzeichnete nicht aufgegeben werden dürfte. Unter Umſtänden, wo man das unbedingt Gute nicht haben kann, iſt es jedenfalls ſchon ein höchſt bedeutſamer Fortſchritt, wenn man des unbedingt Schlechten ledig zu werden weiß, je eher, deſto beſſer. An ein Mittelding iſt in dieſer Lage nicht zu denken, ja man geräth, anſtatt an der Hand transactionsſüchtiger Ausflüchte vorwärts zu kommen, nur immer tiefer in das gefürchtete allgemeine Verwirrniß hinein: und das ſcheint uns recht eigentlich die Signatur des gegenwärtigen Augenblicks. Wo die Staatsnoth eine ſo große geworden, die Gefahr eine ſo nahe, die Friſt eine ſo engbemeſſene, da giebt es nur einen Weg noch, und der heißt: Syſtem um Syſtem. Das Syſtem hat Oeſtreich ruinirt, nur durch das Syſtem mag es wieder hergeſtellt werden. Der hohe Flug des Fürſten von Schwarzenberg mag indeſſen als der Flug des Patrioten in Ehren gehalten werden, aber er war der Flug des irrenden Patrioten; die vermeſſene Idee des Einheitsſtaates hat Oeſtreich nach Innen wie nach Außen in Bahnen hingeriſſen, die allen ſeinen gigantiſchen Kräften jene Richtung zur Auflöſung mittheilte, die ihrem unheimlichen Ziele heut nun endlich bis auf Fußes Breite genähert iſt. Herr von Bach befindet ſich zur Zeit an dem wichtigen Orte. Er kann in Rom kaum was Heilſameres thun als — büßen.

Wir haben es, entſchieden gegen unſere Neigung, bisher vermieden, auf den öſtreichiſchen Reichs-Rath zurückzukommen. Die Erfahrung lehrt, daß principielle Gegenſätze durch die Discuſſion nicht gemildert, geſchweige ausgeſöhnt werden. Aber heute würden wir an Oeſtreich zu freveln fürchten, wenn wir verſchwiegen, daß es ſogar gefährlich ſein würde, an eine ſolche Ausſöhnung zu denken, für ſie zu arbeiten, an ſie zu glauben. Das Heil Oeſtreichs liegt durchaus jenſeits des herrſchenden Syſtems, jenſeits der Grundſätze, jenſeits der Menſchen von zehn Jahren. Abgeſehen von Allem und wieder abgeſehen, lediglich ſchon deshalb, weil Alles darauf ankommt, daß Oeſtreich nöthigenfalls ſich ſelbſt genug ſein könne am Tage der es von Italien her bedrohenden Gefahren. Die Stimme der Majorität des Reichs-Raths hat auch für dieſe tiefernſte Beziehung der Lage die allein richtige Auskunft gekennzeichnet.

Das Ministerium für die landwirthschaftlichen Angelegenheiten, dessen Verwaltung und dessen Ressort.

I. Dessen Verwaltung.

In den meisten Kreisen unserer politischen Sinnesgenossen giebt sich ein großes Mißbehagen über die Thatenlosigkeit kund, durch welche das Ministerium für die landwirthschaftlichen Angelegenheiten sich bisher allein bemerkbar gemacht hat, so daß am Schluß der letzten Sitzung des allgemeinen Landtags sogar ab und zu die Frage erhoben worden ist, ob es nicht räthlicher sei, die gänzliche Einziehung jenes Ministeriums zu beantragen, als die Mittel zu einer besonderen Vertretung der Landwirthschaft zu bewilligen, ohne daß von einer solchen Vertretung Etwas bemerkt werde.

Wir würden gleichwohl einen solchen Antrag lebhaft beklagen und wollen daher den Versuch machen, die bisherigen höchst dürftigen Erfolge auf diejenigen Ursachen zurückzuführen, denen sie in der That beizumessen sind.

Zu diesem Behufe denken wir uns in dem vorliegenden Artikel mit der bisherigen Verwaltung, in einem folgenden mit dem zur Zeit bemessenen Ressort des gedachten Ministeriums eingehender zu beschäftigen.

Von dem Zeitpunkte ab, wo die Verwaltung des Preußischen Staates nach Beendigung der Freiheitskriege, der damals begründeten größeren Machtstellung entsprechend, neu organisirt wurde, bis zum Jahre 1848 zerfiel die ministerielle Gipfelung der Regel nach in folgende Ressorts: Krieg, auswärtiges Amt, Justiz, Kultus, Inneres und Finanzen. Die beiden letzteren Ministerien bildeten die ministeriellen Instanzen für die Verwaltungs-Behörden der Provinzen. Einzelne vorübergehende Abweichungen sind uns sehr wohl bekannt. Wir wissen, daß zeitweise ein besonderes Ministerium des Innern neben dem der Polizei, ein besonderes für die Domänen und Forsten neben dem Finanz-Ministerium, ein besonderes Handels-Ministerium, später Handels-Amt, bestand, und daß einmal (Minister v. Braun) Landwirthschaft und Gewerbe zu einem besonderen Ministerium ausgeschieden wurden. Alle diese Abzweigungen waren indessen nur vorübergehende und gehören einer Zeit an, welche auf die Gegenwart Einfluß nicht mehr übt.

In der Regel wurden damals die Handels- und gewerblichen Interessen von dem Finanz-, die der Landwirthschaft von dem Ministerium des Innern wahrgenommen.

In dieser Ressort-Vertheilung müssen wir die erste Beeinträchtigung der Landwirthschaft erkennen. Das Finanz-Ministerium, berufen, Staats-Einnahmen zu schaffen, war gleichzeitig das Ressort für Handel und gewerbliche Unternehmungen und den Bergbau, und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn damals das Finanz-Ministerium die jetzt noch bestehende Besteuerung der Brennereien in's Leben rief, als die erste Steuer, welche nach dem Umfange des Gewerbes regulirt wurde. Demselben Systeme folgte die allerdings viel

spätere Besteuerung der Rübenzucker-Fabrikation, und so haben wir noch jetzt unter sämmtlichen Steuern, die von gewerblichen Anlagen erhoben werden, nur zwei, die auf Spiritus und Rübenzucker, welche sich nach der Größe der Fabrik richten, und gerade diese beiden Steuern treffen lediglich landwirthschaftliche Gewerbe.

Erst das Jahr 1848 legte die erste Grundlage zur Bildung sogenannter Fach-Ministerien.

Der Allerh. Erlaß vom 17. April 1848 (Ges.-S. p. 48. S. 109) schuf ein Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten, überwies sub Nr. 2 auch die wesentlichsten Interessen der Landwirthschaft diesem Ressort, und übertrug die Leitung einstweilen dem gegenwärtigen Finanz-Minister, Dr. von Patow. Dieser bethätigte seine Vertretung der landwirthschaftlichen Interessen vorzugsweise durch Abfassung des bekannten promemoria mit 18fachen Ablösungs-Sätzen, ward aber an weiterer Thätigkeit nach dieser Richtung hin durch die am 25. Juni erfolgte Bildung des Ministeriums Auerswald behindert.

In dem desfallsigen Allerh. Erlasse (Ges.-S. p. 1848. S. 159) ward bei Publikation der betreffenden Personal-Veränderungen zugleich festgesetzt, daß ein besonderes Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten, und ein besonderes für die Verwaltung der landwirthschaftlichen Angelegenheiten bestehen solle. Jenes ward Herrn Milde, dieses dem bisherigen Stadt-Syndikus Gierke übertragen.

Von diesem Zeitpunkte datirt also die Existenz eines speciell und ausschließlich mit den Interessen der Landwirthschaft betrauten Ministeriums.

Daß Herr Gierke, früher Justiz-Assessor und dann Syndikus der Stadt Stettin, gerade nicht eingehende Maßregeln auf den Gebieten seines Ressorts herbeizuführen wußte, wird Niemand Wunder nehmen, und so verschwand denn dieser erste selbstständige Preußische Minister für Landwirthschaft spurlos, als durch Allerh. Ordre vom 21. September 1848 das Ministerium Pfuel gebildet ward. In diesem ward dem Minister des Innern vorläufig die Verwaltung des Ministeriums für die landwirthschaftlichen, dem Finanz-Minister die des Handels-Ministeriums übertragen.

Wir haben auf landwirthschaftlichem Gebiete aus dieser Zeit keine andere That, als die unter dem 31. October erfolgte Aufhebung des Jagdrechts auf fremdem Grund und Boden ohne Entschädigung zu registriren.

Am 8. November 1848 ward das Ministerium Brandenburg berufen (Ges. S. p. 1848 S. 347) und in diesem das landwirthschaftliche Ministerium interimistisch dem Minister des Innern, Herrn v. Manteuffel, das Handels-Ministerium dem Wirkl. Geh. Ober Finanz-Rath v. Pommer-Esche übertragen. Schon Anfang December 1848 ward Herr v. d. Heydt zum Minister für Handel und Gewerbe ernannt.

Das Handels-Ministerium hat also seit Ende 1848 bis heute einen besonderen selbstständigen Chef und in dessen Person eine Aenderung nicht erfahren.

Dagegen ward das landwirthschaftliche Ministerium definitiv nicht besetzt, vielmehr ging dessen einstweilige Verwaltung, als Herr v. Manteuffel im Jahre 1850 zum Minister-Präsidenten und auswärtigen Minister ernannt ward, auf seinen Nachfolger im Ministerium des Innern, Herrn v. Westphalen, über.

Es würde die damaligen öffentlichen Verhältnisse und den Bereich menschlicher Kräfte verkennen heißen, wenn man von diesen beiden Männern eine hervorragende Thätigkeit auf landwirthschaftlichem Gebiete erwarten wollte. Herr v. Manteuffel hatte in der That als Minister des Innern vollauf zu thun, geordnete Zustände in Preußen wieder herzustellen, und Herr v. Westphalen war berufen, nachdem sein Vorgänger die Auswüchse der Revolution beseitigt hatte, in organisatorischer Thätigkeit fortzubauen.

Gleichwohl fallen in das Jahr 1850 die sehr wichtigen schließlichen Ablösungs-Gesetze und mit diesen im Zusammenhange die Errichtung der Rentenbanken.

Erst der Herbst des Jahres 1854 brachte dem Ministerium für die landwirthschaftlichen Angelegenheiten wieder einen besonderen Chef, und zwar in der Person des bisherigen Unterstaats-Sekretärs im Ministerium des Innern, Herrn v. Manteuffel II.

Dessen Ernennung dürfte indessen weder aus besonderer Berücksichtigung des landwirthschaftlichen Ressorts noch um deshalb erfolgt sein, weil Herr von Manteuffel etwa eine ausgezeichnete landwirthschaftliche Capacität zu sein geglaubt hätte, vielmehr geschah dieselbe zunächst, weil Herr v. Manteuffel II. sich weigerte, innerhalb des Ministeriums des Innern mit dem Polizei-Präsidenten Herrn v. Hinckeldey in diejenige Gemeinschaft zu treten, die aus der damals gleichzeitig erfolgten Ernennung des Herrn v. Hinckeldey zum General-Polizei-Direktor sich ergeben mußte*).

Herrn v. Manteuffel II. wurde nun zwar die Leitung des landwirthschaftlichen Ministeriums unter eigener Verantwortlichkeit, aber keineswegs mit den vollen Rechten, nicht einmal mit den Competenzen eines Staatsministers übertragen. In der desfallsigen Allerhöchsten Ordre ist ausdrücklich ausgesprochen, daß Herr v. Manteuffel II. innerhalb des Staatsministeriums nur bei denjenigen Angelegenheiten ein Votum haben solle, welche das landwirthschaftliche Ressort betreffen, so daß Herr v. Manteuffel II. die volle Gleichstellung, Berechtigung und Verpflichtung eines Staatsministers eigentlich erst in dem Augenblick erfahren hat, als er im November 1858 mit den übrigen conser-

*) In der jetzigen Zeit über Herrn v. Hinckeldey, dessen Person, Verwaltung und Einfluß zu schreien, ist freilich sehr leicht; damals gehörte einiger Muth dazu, und dieser fand sich, was wir noch heute bedauern, allerdings nur bei Wenigen; diese Wenigen gehörten aber jedenfalls der jetzigen lieberalen Partei der Herren v. Vincke, Veit und Duncker nicht an, waren vielmehr ausschließlich in den Reihen der streng conservativen Abgeordneten und einiger dieser Richtung zuzählenden Staats-Beamten zu suchen und zu finden. Es möchte nicht ohne Interesse sein, die Listen und Beitrags-Verzeichnisse zu den einzelnen Ovationen zu perlustriren, die damals Herrn v. Hinckeldey gebracht wurden. Mancher Commerzien-, mancher Stadt-Rath, der jetzt über den damaligen polizeilichen Druck schreit, wird sich auf diesen finden.

vativen Mitgliedern des Staatsministeriums sich in Gnaden mit Pension entlassen sah.

Diese persönlich gehemmten, sachlich beengten Verhältnisse sind bei der Beurtheilung der Thätigkeit des Hrn. v. Manteuffel II. als Chef des landwirthschaftlichen Ministeriums billig in Anschlag zu bringen. Derselbe erblickte mit Recht seine Aufgabe nicht in der Häufung immer neuer Ablösungsgesetze; er hat nach dieser Richtung hin, in Gemeinschaft mit dem verewigten Minister v. Rauner, nur einen Gesetzentwurf durchgeführt, der Kirchen und Schulen einen Ablösungssatz gewährt, welcher die damals in Aussicht gestellten Verluste abwandte. Im Uebrigen richtete Herr v. Manteuffel II. seine Thätigkeit den Ablösungsbehörden gegenüber vorzugsweise darauf, die eingeleiteten und ausgeführten Geschäfte auch zu einem regreßmäßigen Abschluß zu bringen. Diejenigen unserer Leser, welche mit diesen Verhältnissen näher vertraut sind, werden die Calamität kennen, wenn die Bestätigung des Rezesses, die Berichtigung des Hypothekenbuches nicht Jahre, sondern Jahrzehnte auf sich warten läßt. Landes-Meliorationen wurden eifrig, aber ohne Unterstützung gefördert; der kürzlich mit Hannover und Braunschweig abgeschlossene Staatsvertrag über die Rectification der Aller und Ohre ist das Verdienst der damaligen, nicht der gegenwärtigen Verwaltung. Eben so wandte Herr v. Manteuffel II. den landwirthschaftlichen Akademieen seine besondere Theilnahme zu, und namentlich die zu Waldau und Poppelsdorf möchten ihm zu mannigfachem Danke verpflichtet sein.

Es kann nicht die Aufgabe dieses Aufsatzes sein, die Wirksamkeit des Herrn v. Manteuffel II. des Näheren zu schildern; wir haben hier nur so viel andeuten wollen, daß seine Amtirung einen Antrag auf gänzliche Aufhebung des landwirthschaftlichen Ministeriums jedenfalls nicht rechtfertigt.

Nachfolger im November 1858 ward Graf Pückler, ausgestattet mit den vollen Befugnissen eines Staats-Ministers, getragen und gestützt von dem Vertrauen seines Herrn und seiner Collegen. Derselbe war früher technisches Mitglied der General-Commission zu Breslau, dann eine lange Reihe von Jahren hindurch Präsident der Regierung zu Oppeln gewesen. Er brachte den Ruf eines liberalen, arbeitsfähigen Büreaukraten in sein neues Amt. Von seiner Thätigkeit können wir zu unserem lebhaftesten Bedauern allerdings nur wenig registriren. Er gilt, zumal nach dem Abgange seines früheren Collegen, des Ministers des Innern Dr. Flottwell, für dasjenige Mitglied des gegenwärtigen Ministeriums, in welchem sich selbst die Anhänger desselben am meisten getäuscht haben. Einige Gesetz-Entwürfe, welche er während seiner zweijährigen Amtirung vorgelegt hat, der über die Vorfluths-Angelegenheiten in der Rheinprovinz und der über die Ablösung des Zehnten in den Hohenzollern'schen Fürstenthümern, sind nicht sein, sondern der früheren Verwaltung Werk. Im Uebrigen versteht es Graf Pückler, in den Verhandlungen mit der Landes-Vertretung rechts und links gleichmäßig anzustoßen.

Gleichwohl müssen wir zu seiner Entschuldigung zunächst auf unseren folgenden Artikel verweisen, in welchem wir darzuthun gedenken, daß das Ressort des landwirthschaftlichen Ministeriums ein viel zu beengtes ist, um jemals Be-

deutendes zu erreichen, und dann wollen wir auch noch darauf verweisen, daß in jedem liberalen Ministerium der landwirthschaftliche Minister überhaupt stets derjenige sein wird und sein muß, welcher seiner Aufgabe am wenigsten gewachsen ist.

Die Interessen der Landwirthschaft sind durch und durch conservative, die Gesinnung der landwirthschaftlichen Bevölkerung — die neueren Volksbeglücker mögen ihr noch so viel vorschwindeln — ist bei uns in Preußen eine so stetig erhaltende, obrigkeitliche Autorität achtende und verlangende, daß ein liberaler landwirthschaftlicher Minister außerhalb des Verkehrs, des Gefühls und des Interesses seines Ressorts stets stehen wird und stehen muß.

Wir gehen noch weiter. Die Machtstellung, die Existenz Preußens beruht so vorzugsweise auf dem Ackerbau treibenden Grundbesitze, daß ein liberales Ministerium auf die Länge der Zeit sich niemals halten kann, wenn Preußen nicht untergehen soll. Und da wir nun nicht glauben, daß in der Weltgeschichte dem gegenwärtigen Ministerium eine Mission zugedacht sei, die weiter gehe und höher stehe als das, was Preußen noch zu erfüllen hat, so glauben wir an ein Fortbestehen Preußens, nicht aber des jetzigen Ministeriums.

Unsere Freunde mögen diesen Zeitpunkt abwarten, und erst, wenn wir in einem conservativen Ministerium einen conservativen landwirthschaftlichen Minister mit voller Machtbefugniß gehabt haben, erst dann die Frage in Erörterung ziehen, ob das Fortbestehen eines besonderen Ministeriums für die landwirthschaftlichen Angelegenheiten räthlich sei oder nicht.

Die sanfte und biedermännische Auflösung in Preußen.

Die kleine Schrift „Die liberale Partei seit der Regentschaft",*) die uns zu diesen Zeilen Anlaß giebt, setzt in dem Punkte ein, wo die liberale Partei Preußens über das Vertrauen, mit dem sie bisher auf alles „Drängeln" Verzicht geleistet hat, ein gewisses Unbehagen nicht mehr unterdrücken kann, und „die Glieder der Staatsfamilie, wie sich die vorliegende Schrift ausdrückt, nach einem Augenblicke vertrauensvoller Selbstlosigkeit ihre eigene Thätigkeit wiederfinden müssen." Trotz dieser drohenden Ankündigung eines politischen Spektakelstücks tritt uns jedoch in der Staatsaction, die uns diese Schrift vorführt, statt des gutmüthigen Polterers ein sanfter Mörgeler entgegen, der sich sehr bald als den Organisateur der vertrauensseligsten ministeriellen Claque enthüllt. Wenn er somit selbst die bescheidensten Erwartungen, mit denen einige Unkundige einer aufregenden Aufführung entgegensahen, glücklich zu täuschen weiß, so bleibt sein sanfter, milder und biedermännischer Vortrag doch nicht ohne dramatisches In-

*) Berlin, 1860 bei Springer. 50 Seiten.

tereſſe, da er uns die Elemente unſeres Vaterlandes in jener glücklichen Vermiſchung, in die ſie in der neueſten Zeit übergegangen ſind, höchſt maleriſch vorführt. Er zeigt, wenn auch wider Willen, daß wir keiner Action, keiner That, keines Kampfes und ſomit auch keiner großen Politik mehr bedürfen, da ſämmtliche Elemente unſeres Staatsorganismus in dem Abgeordnetenhauſe in einer ſtillen, aber gründlichen Auflöſung begriffen ſind, die ſie ſchärfer als die ätzendſte Kritik zerlangt und nachhaltiger, als es die entſchiedenſte Revolution vermöchte, zerreibt. Er ſpricht über alle Capitel der conſtitutionellen, Kirchen-, Schul-, ſelbſt der Judenfrage; bringt im ſanften und ſelbſtzufriedenen Fluß ſeiner Rede, Stichworte und Phraſen vom conſervativſten Anſchein vor, beruhigt die Ungeduld ſeiner liberalen Genoſſen durch ganz lobenswerthe Sätze über parlamentariſche Regierung, Miniſterverantwortlichkeit, Verwaltung, Heer, Zuſammenhang von Kirche und Schule u. ſ. w. Aber der unaufhaltſame Fluß dieſer Rede mündet bei alledem in einem großartigen Waſſerbehälter, in welchem Volk, Regierung und Königthum zuſammengeworfen, aufgeweicht und in eine breiartige Maſſe zerwühlt werden. Allen Reſpect, ſagt der Verfaſſer, vor dem Willen des Königs, vor dem Königlichen Veto und vor der Königlichen Initiative! Keine Kritik, die dem Miniſterium das Leben ſchwer macht! Im Gegentheil! Der Landtag muß (p. 12.) „die moraliſche Verantwortlichkeit des Miniſteriums vor dem Lande theilen, die miniſteriellen Geſichtspunkte zum Gemeingute der politiſchen Meinung machen.“ Andererſeits „ſollen die Forderungen und Bedürfniſſe, welche als eine unorganiſche Mannichfaltigkeit in der Nation laut werden und an den Landtag herantreten, als geläuterter organiſcher Wille aus der Berathung des Landtags an die Nation zurückkehren und ſich die Zuſtimmung der öffentlichen Meinung gewinnen.“ Wahrſcheinlich hat das Gewäſch der Landboten, das: „Verlaſſen Sie ſich darauf“, das „Bleiben Sie uns mit Ihrer Legitimität vom Leibe“, den Verfaſſer zu der großartigen Anſchauung gebracht, wonach der Landtag die koloſſale Waſchanſtalt iſt, in der die unreine Wäſche des Miniſteriums und der Nation verwaſchen wird. Der Landtag iſt gleichſam das Reinigungsreſervoir, in welchem die Forderungen und Bedürfniſſe des Miniſteriums und der Nation — (dieſe unreinen und unklaren Gewäſſer) — gereinigt und durch ein künſtliches Druckwerk in geläuterter Form nach oben und nach unten wieder vertrieben werden. Dieſen Miſchmaſch, in welchem alle Grundſätze, Prinzipien, Rechte und hiſtoriſche Aufgaben verwaſchen und zerrieben werden, will der Verfaſſer an die Stelle der parlamentariſchen Herrſchaft ſetzen. Dieſe Aufgabe, Regierung, Königthum und Nation zur Unmündigkeit zu degradiren, nennt er „beſcheidener und ſchwerer“ als diejenige, die ſich das engliſche Unterhaus in der Beherrſchung der Miniſter aufgeladen hat. „Aber, tröſtet er ſeine ungeduldigeren Meinungsgenoſſen, das iſt der Fortſchritt der wahren Kultur, daß die ſittliche Aufgabe und die ſittliche Kraft geſteigert werden.“ Hören wir dieſen intereſſanten Gemeinplatz, der die Arbeiter im allgemeinen Staats-Purifications-Reſervoir zur Reſignation bewegen und zugleich mit ſtolzem Bewußtſein erfüllen ſoll, ſo können wir uns nicht enthalten, dieſe Sprache und höhere Gedanken-

miſchung mit der ähnlichen Sprache und Gedankengewalt des wohlbekannten „Karlchen Mießnick" zu paralleliſiren. An dieſe wohlbekannte Perſönlichkeit werden wir wieder erinnert, wenn der Verfaſſer nach einigen nicht unverſtändigen Bemerkungen über die Judenfrage zum Schlußſatz kommt, daß „die Zulaſſung der Juden zu den Staatsämtern höchſtens ein Durchgangspunkt ſein kann" (p. 24.). Wir bleiben auch noch im Rayon des jüdiſchen Witzblattes, dem jene intereſſante Perſönlichkeit ihren Gedankenreichthum mittheilt, wenn der Verfaſſer (p. 29.) nach einigen ganz verſtändigen Bemerkungen über Ehe, Kirche und Staat plötzlich auf die Civilehe concludirt und dann mit den Worten: „Weiterhin aber liegt die Löſung der heutigen Eheſrage in dem Fortſchritt der Geſetzgebung über die Eheſchließung, welche dem chriſtlichen Idealismus geweiht wird, der ſeinerſeits der Quell aller wahren Humanität iſt", Ehe, Kirche und Staat in's allgemeine Staats-, Waſchhaus wirft. Es läßt ſich verſtehen, daß eine Partei, die in ihrem großen Waſſerreſervoir die miniſteriellen Gedanken und die Bedürfniſſe der Nation verarbeitet, von keiner Kritik der erſteren etwas wiſſen will. Es läßt ſich erklären, daß Karlchen Mießnick am Schluß ſeines Opus mit dem erhabenen Zuruf (p. 49.): „nur durch Schöpfungen befeſtigt ſich ein politiſches Syſtem nicht durch Kritik", die wankenden Reihen der Kammermajorität wieder zum Stehen bringt. Auch werden wir es nun begreifen, woher die Paſſivität der auswärtigen Politik, denn die Revolution des Gewäſches kann nicht daran denken, ſich mit der Revolution der „Idee" und der Männer zu meſſen. Wenn aber die gedeihliche Thätigkeit des großen Waſſer- und Reinigungsreſervoir auf der Kritikloſigkeit beruht, ſo giebt es noch einen Theil der Nation, — (wenn auch für den Augenblick die Minorität) — der weder auf die Kritik verzichten, noch es zugeben wird, daß die Grundſäulen Preußens verwaſchen werden. Die Kritik der Kritikloſigkeit wird uns auch wieder zu einer activen Politik führen.

Jüdiſcher Rachegeiſt, oder: Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben.

I.

Die Juden täuſchen ſich ebenſo wie die Revolution, wenn ſie glauben, daß nach dem Sieg des reinen Menſchenthums das goldne Zeitalter der Freiheit des Friedens und damit der unbeſchränkten Concurrenz glänzender und durch keine Kritik getrübter Börſenſiege und ſtraſloſer Schwindeleien für immer herrſchen werde. Wie die Revolution die Kränkung hat erleben müſſen, die reinen Menſchen, deren Geburt ſie ſo viel Schmerzen gekoſtet hat, gleich unzurechnungsfähigen und urtheilsloſen Weſen mit dem officiellen Stimmzettel in der Taſche ihrer Führer nach der Stimmurne führen zu ſehen, ſo wird auch den Juden der augenblickliche Sieg des reinen Menſchenthumes nur Unheil und

Elend bringen. Iſt ſchon im Allgemeinen der reine Menſch, wie ihn die Revolution zu Tage gebracht hat, ein ſehr gebrechliches und hülfloſes Weſen, ſobald die Raſerei ſeiner ephemeren Kraft verraucht iſt, ſo iſt der Jude, auf den reinen Menſchen reducirt, anerkanntermaßen keineswegs ein ſo liebenswürdiges und beliebtes Weſen, daß er allein durch ſeinen perſönlichen Eindruck die Antipathie der „Leute", in welche im goldenen Zeitalter die Völker verwandelt ſind, beſiegen könnte. Die glücklichſte Zeit, welche die Juden ſeit ihrer ägyptiſchen Wanderung erlebt haben, war die des chriſtlichen Mittelalters, wo der wirklich humane Schutz der Päpſte ihnen gegen die Abneigung der Völker kräftig zur Seite ſtand, und die deutſchen Kaiſer ſie als ihre Kammerknechte in das Gebäude des römiſchen Reichs eingefügt hatten und in dieſem Reichsamte gleichfalls mächtig beſchirmten. Iſt nun aber, wohin die Juden im Bunde mit der Revolution ſtreben, das Mittelalter bis auf den letzten Reſt getilgt, ſo werden ſich die Juden vergebens nach erhabenen Protectoren umſehen, und es wird eine wüſte Zeit einbrechen und regieren, bis die endlich langweilig gewordene und darum der definitiven Löſung bedürftige Frage dieſe Endlöſung dadurch erreicht hat, daß die Juden von ihren unhaltbaren Anſprüchen gründlich geheilt ſind, und die Völker durch ihren eigenen Aufſchwung ſich wieder ſo hoch erhoben und ſo kräftig organiſirt haben, daß ſie ſich von einem eingedrungenen und fremden National-Elemente nicht mehr moleſtirt fühlen. Das Elend der Uebergangszeit bis zu dieſem definitiven Friedensſchluß wird aber für die Juden damit erwachſen, daß ſie, wenn Stände, Völker, Monarchien und Reiche ſich in bloße Leute (reine Menſchen) verwandeln, in dieſem Menſchenknäuel immer noch als „unſere Leute" etwas Beſonderes ſein und über die gewöhnlichen Leute herrſchen wollen. Dieſe unglückliche Manie und Idioſynkraſie, dieſe Einbildung, daß ſie als „unſre Leute" über die Leute herrſchen müſſen, iſt es, was ſie mit Rache gegen ihr goldenes Zeitalter, gegen das chriſtliche Mittelalter erfüllt und ſie jetzt wieder allerwärts zu Bundesgenoſſen einer Revolution macht, die die letzten Spuren des Mittelalters vernichten will. Im Jahre 1848 waren ſie nahe daran, ihren Rachegeiſt zu befriedigen, freilich nur auf einen Augenblick, aber aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben. Hören wir, damit man uns wegen dieſer Zeilen nicht den Vorwurf der Uebertreibung macht, wie ſich dieſer Rachegeiſt aus namhaften Juden während der letzten dreißig Jahre ausgeſprochen hat.

So legte Gabriel Rießer bereits im Jahre 1831 in ſeiner Schrift: „Ueber die Stellung der Bekenner des moſaiſchen Glaubens in Deutſchland" (pag. 31) das offene Geſtändniß ab, daß „Hunderttauſende von Juden dem beſtehenden Zuſtand der Dinge feindlich ſeien, weil der Staat ſie als rechtlos erkläre und ihnen bei dem regen Gefühl ausgebildeter Kräfte eine Sphäre für die Uebung und Anwendung ihrer Kräfte, dieſe Lebensatmoſphäre allen geiſtigen Lebens, verſage." Dieſe Kriegserklärung gegen das Beſtehende war ſelbſt den deutſchen Rationaliſten zu arg, und einer ihrer angeſehenſten Repräſentanten, der Kirchenrath H. E. G. Paulus, konnte nicht umhin, in einer Gegenarbeit zu fragen: Eine Sphäre? Nur die Sphäre der Regierung über die Landes-

Nation ist der jüdischen Schutzbürgerschaft, die als fremd bleibende Nation sich in jene eingeschoben hat, versagt. Alle andern Arten, ihre Kräfte zu üben, stehen ihnen frei, werden ihnen sogar zugemuthet, aber selten von ihnen angenommen. Ist denn also das Bevoigten und Gesetzemachen über Andere die einzige Lebensatmosphäre für das Geistige dieser Nation?

In der angeführten Schrift hatte Rießer der deutschen Nation nicht nur den Fehdehandschuh ins Antlitz geschleudert, sondern auch, indem er sich höhnisch auf die Ueberlegenheit der Juden berief, auf die Punkte hingewiesen, wo die schon zum Stoß bereite Faust den Deutschen treffen könne und werde, um ihn national zu vernichten. „Je kräftiger," sagt er pag. 31, „je muthiger, je edler die Juden sind, die sich in diesem Zustande (nämlich der Ausschließung von der Herrschaft) befinden, desto weniger werden sie die Opfer und die Gefahren einer Bewegung scheuen, die ihrer Natur nach das morsche Gebäude des Religionsdespotismus über den Haufen werfen müßte." Ferner Seite 27: „der Boden wankt unter unseren Füßen", und Seite 29: „Es ist gelungen, die Fackel der Wahrheit auszulöschen, und an den Gluthen brennender Schlösser und Staatsgebäude hat sie wieder angezündet werden müssen," nach welcher Drohung er die erhebende Versicherung giebt: „Ein Thor, der in einer Zeit, wo ohnehin Alles so leicht auf dem Spiele stehen kann, sich nichts Höheres zu erringen vorsetzt."

Welche herrliche Zukunft die Deutschen unter der herrschaftlichen Zuchtruthe der Juden zu erwarten haben, beweist das Auffahren, mit welchem sich Rießer gegen die Bemerkungen des Kirchenraths Paulus rächte. Selbst der rechtsgelehrte und besonnene C. F. Koch kann nicht umhin, in seiner Schrift: „Die Juden im Preußischen Staat" aus Rießer's „Vertheidigung der bürgerlichen Gleichstellung der Juden gegen die Einwürfe des Herrn Dr. Paulus" (1831) eine kleine Sammlung der Redensarten zusammenzustellen, die aus diesem „widerlichen Gekreische", wie er es mit Recht nennt, hervorbrechen: „Lüge, System der Lüge, schmählich vorenthaltene Menschenrechte, Leute, die sich erfrechen, Narren, die abenteuerliche Albernheiten über Juden und Judenthum zu Markte bringen, einfältiger Eisenmenger, schnöde Kuppler (welche Juden bekehren wollen), barbarisches Princip der bürgerlichen Ausschließung, was Dummheit zu Markte zu bringen pflegt, mit üblicher Unverschämtheit zu Tage fördern, lächerlichste Absurdität, Dummheit und Niederträchtigkeit, altes unsinniges Geschrei (daß die Juden Alles an sich reißen)", u. s. w. u. s. w. Selbst eine Frau, Fanny Lewald in ihren „Erinnerungen vom Jahr 1848" (Theil II., pag. 298) nennt dieses Auffahren des Thiergeistes „die Wärme, mit welcher Gabriel Rießer die Emancipation der Juden vertreten habe."

Dieselbe Frau rühmte es (ebend.) an den Mitkämpfern Rießer's in Preußen, einem Johann Jacoby und Heinrich Simon, daß sie „von 1840 ab den Kampf gegen die preußische Bureaukratie unabläßig führten und zuletzt fast Mann gegen Mann dem preußischen Absolutismus gegenüberstanden", und sie findet es „erhebend, daß es so war." „Es ist der ruhmvollste Ehrenkranz für das jüdische Volk, daß es nach so langer Unterdrückung nicht matt,

nicht ſchwach, ſondern ſtark genug geworden war, an die Spitze der Bewegung in Deutſchland zu treten.“ Natürlich müſſen im Gegenſatz zu der Tapferkeit und heroiſchen Entſchiedenheit der Juden die Deutſchen zugleich wegen der „Geduld, die aus Feigheit und Trägheit entſpringt, und die vom Throne aus wie eine Tugend erſcheinen mag,“ einen verächtlichen Seitenblick erhalten. Immer zwar erſcheint auch der Jude nicht als rückſichtsloſer Held, aber dann wirkt er doch, wenn auch im Geheimen und in der Tiefe, wie z. B. das „Jüdiſche Athenäum“ (Leipzig, 1851. p. 125.) von Fanny Lewald rühmt, daß ſie ſchon „in ihrem Erſtlingswerke die Gleichſtellung der Juden behandelt und mit Worten ſtreitet, die in unſerer nach Romanen hungrigen Zeit die paſſendſten ſind. Denn wo der offne Kampf in den Kammern und politiſchen Blättern nicht fruchtet, da muß man das Terrain unterminiren; man muß die Hohlheit und Flachheit des Vorurtheils zeigen, ohne nur ſichtbar werden zu laſſen, daß man es wolle. So dienen dieſe Unterhaltungsſchriften ihrem Zweck am beſten, weil ſie bei allen Leſerklaſſen leicht Eingang finden.“

Auch der Pariſer Jude Henri Alphonſe Esquiros thut in der Revue des Deux Mondes vom 15. Oktober 1856 der deutſchen liberalen Bewegung ſeit 1830 die Ehre an, ſie von dem Anſtoß der jüdiſchen Liberalen abzuleiten; er ſagt: „En 1830 il s'éleva dans presque toute l'Allemagne une génération de juifs libéraux. Leurs idées se répandirent avec une énergie inconnue jusque là.“

Jemehr aber der Deutſche in ſeiner humanen Gutmüthigkeit und ſträflichen Sorgloſigkeit dieſem gegen ihn ſelbſt und gegen ſein eigenſtes Weſen gerichteten Krieg Beifall zollte, um ſo offner wagten es die Juden, ihre Verachtung gegen Volk und Regierungen auszuſprechen. So nannte der Jude Steinheim zu Altona kaum zehn Jahre nach dem Anbruch jener von Esquiros gerühmten jüdiſchen Aera in ſeinen „Meditationen“ (p. 5.) die Chriſten moraliſch verdorben und ihre Herren vielleicht noch moraliſch verdorbener, ja, p. 27. vergleicht er die Chriſten mit den gehetzten andaluſiſchen Stieren und Beſtien und ihre Oberhäupter mit dem Picador und Matador.

Einen wahrhaft claſſiſchen Ausdruck hat aber der Haß, den das Judenthum allen Völkern und ihren heimiſchen Zierden widmet, in dem „offnen Sendſchreiben“ des Dr. Pinner (vom Jahre 1848) gefunden, in welchem derſelbe in der üblichen Manier an die Nationen Anreden richtet, die ſo liebenswürdig, erhebend und erheiternd ſind, daß wir es uns nicht verſagen können, einige Stellen aus demſelben anzuführen. In der für Großbritannien beſtimmten Strafpredigt heißt es: „Aber Du intriguirendes, eigennütziges England! wie bedauernswerth biſt Du! Schon lange nährſt Du einen Baſilisken an Deiner Bruſt, der nicht nur Dir, ſondern aller Welt Unheil bringt. Dies iſt Dein Oberhaus, der Sitz der Pfaffen und Fürſten, bei den Erſten herrſcht Trug, bei den Letzten Liſt und Tyrannei, ihr Vereinigungspunkt iſt das ſchmutzige Band Eigennutz:“ nachdem Herr Pinner von dieſen beiden Verſchworenen eine haarſträubende Schilderung gegeben, in welcher Geier, Krallen, Blut u. ſ. w. eine große Rolle ſpielen, nachdem er den Britten in dieſer Weiſe den Staar

geſtochen hat, giebt er ihnen den Rath: „Befreiet Irland, befreiet die Juden, befreiet euch von der Despotie eures Oberhauſes, und ihr werdet euch verewigen.“ Nach dieſer Verewigung Englands und nach der Beerbung deſſelben durch die Juden, kommt Rußland an die Reihe; natürlich iſt auch ſein Heil an die Juden geknüpft. „Ja, du ſtehſt mit deiner Rieſenmacht wie Herkules am Scheidewege,“ muß es von dem jüdiſchen Doctor hören, „du gehſt entweder mit Europa, oder Europa geht ohne dich! Wähle! Und in deiner Wahl liegt dein Beſtand und deine Vernichtung! Befreie die Juden von ihrem qualvollen Druck und öffne ſomit die Bahn zu deiner Vereinigung mit Europa!“ Selbſt die guten, glücklichen Norweger müſſen hören, daß ſie ſich, um in der That glücklich zu werden, gleichfalls verewigen und die Ausſchließung der Juden, die ihrem Lande „zur Schande“ gereicht und „ſo viel Nachtheil zugezogen hat,“ aufheben müſſen. Endlich wird den Schweizern eröffnet, daß ihr Bund noch „höchſt einſeitig,“ ja ihre Genoſſenſchaft „mit Recht ſündlich zu nennen iſt,“ weil ſie die Juden noch von den Menſchenrechten ausſchließen.

Ueber dieſe Geſchichtsphiloſophie, welche die Zukunft, Berechtigung und das Verdienſt aller Völker nur danach abmißt, je nachdem ſie es den unter ihnen ſich einniſtenden Juden recht wohl ſein laſſen und vor ihnen die Segel ſtreichen, würde man nur lachen können, wenn ſie nicht neben ihrer völligen Unkunde über Volksleben zugleich den ſchrecklichſten Haß gegen daſſelbe verriethe.

Wie ein Volk ausſieht, das ſich zum Beſten der Juden verewigt hat, kann man ungefähr aus dem Urtheil deſſelben Pinner (p. 45) über die Geiſtesblüthe Preußens erſehen: „Die größten Muſiker, die größten Künſtler, die größten Gelehrten findet man unter den Juden in Preußen.“ Das iſt nämlich die Verewigung eines Volkes, wenn's keine Muſik, überhaupt keine Kunſt, keine ſchöpferiſche Gelehrſamkeit und Forſchung mehr hat, und die Carricatur von dem Allen von den Juden beſorgt wird. Aehnlich würde die Verewigung der Nationen auf allen anderen Lebensgebieten und in den Geſchäften ausſehen.

Was anders als Haß und Abneigung gegen das deutſche Volk iſt es, wenn z. B. Fanny Lewald in ihren „Erinnerungen aus Paris“ den Taumel des März viel ſchwächer als den Februartaumel findet — was anders als Abneigung gegen ein Volk, zu dem man ſich fremd fühlt, und deſſen Art und Natur man nicht deuten und nicht mitempfinden kann. „Was mir aber,“ klagt die Verfaſſerin, „im Hinblick auf Paris in Berlin ſchmerzlich auffiel, das iſt der Mangel an Freudigkeit über den Sieg (vom 18. März), der fehlende Schwung des Enthuſiasmus, die mich in Paris ſo ſehr überraſchten. Keine begeiſternden Lieder, keine ſiegestrunkenen Zurufe u. ſ. w.! Es ſchnürt mir das Herz zuſammen, und nie empfand ich tiefer und beſchämender, wie weit unſer (deutſches) Volk in ſeiner eigentlichen Cultur noch hinter dem romaniſchen zurückſteht.“ Alſo, weil der Deutſche ſelbſt in einem augenblicklichen Taumel noch zu edel und gehaltvoll iſt, um ſich in italieniſche Orgien zu ſtürzen,

oder sich an Lamartine'schen Phrasen zu erbauen, steht er in seiner eigentlichen Cultur hinter den Romanen zurück!

Das jüdische Mitgefühl für Oestreich, Preußen, Deutschland sprach sich unter Anderem auch in der „Neuen Rheinischen Zeitung" aus, wenn sie z. B. meldete: „Die neuesten Urkunden aus Ungarn enthalten die Entthronung des Urscheusals der europäischen Despotie, des Hauses Habsburg", wenn sie Rheinland-Westphalen aufforderte, es „möge sich der Zukunft des französischen Proletariats fest anschließen, und die schwarz-roth-goldene Bornirtheit der deutschen Reichshottentotten fahren lassen," wenn sie endlich die Gewißheit aussprach: „Bald werden die brandenburgischen Kernwanzenlande, der norddeutsche Bierwanst und die unvertilgbare Trampelthiergenialität wenig mehr zu bedeuten haben. Der Speichel Europa's wird sie bedecken." „Das verachtete, das verhaßte, wanzenduftige Preußenthum," besonders aber das Märkerthum, waren und sind dem Judenthum verhaßt, da sie ihrer Verewigung wahrscheinlich noch den energischsten Widerstand entgegensetzen werden.

Und wehe den Völkern, wenn sie nach ihrer Verewigung und glücklich bewerkstelligten Einbalsamirung es noch wagen sollten, sich zu rühren und ihre jüdischen Erben zu belästigen! Als im Jahre 1857 die sonst für alle jüdischen Interessen höchst schonungsvolle „Augsburger Allgemeine Zeitung" in einem plötzlichen Anfall von Muth (in Nr. 17) bei Besprechung des Buches: „Rußlands Einfluß auf und Beziehungen zu Deutschland von Dr. Sugenheim" sich die bei alle dem be- und wehmüthige Bitte erlaubte, die Herren Juden möchten doch gnädiglichst mit den deutschen Fürsten verfahren und nicht so ganz vergessen, daß dieselben doch wie jeder Andere in Deutschland den Anspruch hätten, wenigstens Mensch zu sein, und daß eine solche in der That unmenschliche Behandlungsweise Seitens der „aufgeklärten Juden" mit der Zeit das deutsche Volk demoralisiren müsse, da fuhr Herr Dr. Sugenheim in der Nummer vom 5. April 1857 derselben Zeitung jählings auf und verlangte von der Redaction die Auslieferung des Namens jenes Correspondenten, damit er denselben von der Zuchtpolizei wegen Anreizung zum Hasse gegen eine vom Staat geschützte Religionsgesellschaft belangen lassen könne.

Welches Schreckensregiment, welche Stumpfheit des Urtheils, ja welcher Maultod müßte erst über die verewigten Nationen verhängt werden, wenn die Judenherrschaft im zerknirschten England, im verbündeten Rußland, im geöffneten Norwegen, in der judaisirten Eidgenossenschaft und endlich auch im märkischen Kern-Wanzenlande kräftig aufgerichtet ist!

Will man die Zufriedenheit des Rückblickes auf einen zwanzigjährigen Rachekrieg und die jüdische anmaßende Prahlerei mit dem Vortritt und Vorgang im Kampf gegen die legitimen Regierungen und gegen Alles, was Autorität heißt, in ihrer ganzen Grellheit kennen lernen, so höre man, was Dr. Julius Fürst in der Vorrede zu dem schon früher citirten Buch des Rabbiner Eichhorn über die Ungarische Revolution sagt: „Seit 1830 haben die Israeliten in Wort und Schrift für Erhebung des Volksbewußtseins, für Heraufbeschwörung eines Freiheitstags der Völker, für die Vernichtung der Freiheiten und

Rechte als absolutistischer Privilegien, um Freiheit und Recht herbeizuführen, gesprochen und geschrieben; ferngehalten von den engeren Räumen, wählten sie den offenen Markt der Journalistik und behindert, in den normalen ständischen Kreisen für das Recht und die Freiheit zu streiten, wählten sie den Club. Kein Wunder daher, als der Sturm des Märzes über Europa dahinbrauste, daß man die Israeliten gerüstet gefunden und mit den Völkern auf Tod und Leben verbrüdert; sie kämpften in den ersten Reihen bei allen Erhebungen, oft durch Ausdauer, Umsicht, Bewußtsein und Befähigung den Kämpfenden voran."

Zwar dauerte der Sieg des Märzes nicht lange; aber daß ein so befähigtes Volk, ohne welches Europa zu allem Guten und Schlechten mit absoluter Ohnmacht und Unfruchtbarkeit geschlagen sein würde, noch nicht entartet ist, beweist die Broschüren- und Zeitungsliteratur, in der es Europa mit Rathschlägen begnadigt, wie es sich von Oestreich befreien, und Preußen mit Anweisungen beglückt, wie es Deutschland annectiren könne. Diese Rührigkeit in der Literatur bürgt dafür, daß das unsterbliche Volk das Wort: „aufgeschoben ist nicht aufgehoben," wohl zu beherzigen weiß, und daß es sich auch zur rechten Zeit wieder gerüstet finden lassen werde.

Literarisches.

Seit 1815. Eine Erzählung aus der Mark von Franz W. Ziegler. Berlin bei David.

Ein jüdischer Kaufmann, der in seiner Jugend mit Robespierre und Marat in Verbindung gestanden und sich deren revolutionaire Grundsätze angeeignet hat, sieht sich durch das Emporkommen Napoleons und die darauf folgenden Ereignisse bis zum Jahre 1815 von der Theilnahme an politischem Treiben ausgeschlossen. Da er aber noch immer mit leidenschaftlichem Haß gegen die bestehenden Staatsgewalten erfüllt ist, so sucht er jede Gelegenheit auf, denselben entgegenzutreten, und da er sich in einer Gegend niedergelassen hat, in welcher damals noch ein schwunghafter Schmuggelhandel betrieben wurde, so wirft er sich mit brennendem Eifer auf diesen Geschäftszweig und organisirt denselben so schlau und kunstgerecht, daß die Aufsichtsbehörden jener Grenzlandschaft sich lange Zeit vergebens bestreben, dieses gesetzwidrige Treiben zu verhindern. Als endlich die also gebildete Schmugglerbande gesprengt wird, bleibt die Theilnahme des Juden an derselben dennoch unentdeckt, und er wird nur dadurch empfindlich getroffen, daß ein junger Mann, den er zur Theilnahme an diesem Vergehen verleitet und mit seiner Tochter verlobt hat, in einem Gefecht mit Grenzaufsehern getödtet wird. Das Mädchen, welches diesen jungen Mann leidenschaftlich geliebt hat, stirbt nun ebenfalls vor Gram.

Der Verfasser zeigt, indem er diese Geschichte erzählt, ein sehr bedeutendes Talent. Zunächst ist die Gegend, in welche die erzählten Begebenheiten versetzt worden, — die an die Anhaltischen Fürstenthümer gränzenden Theile der Mark — sehr genau

und mit unverkennbarer Naturwahrheit geſchildert. Der Verfaſſer iſt in jener Gegend wahrſcheinlich aufgewachſen, oder hat wenigſtens längere Zeit daſelbſt gelebt, denn er kennt nicht nur die Landſchaft ſelbſt, ſondern auch die eigenthümlichen Lebensverhältniſſe ihrer Bewohner ſehr genau, und entwickelt dabei ein ungewöhnliches Beobachtungstalent. Es zeigt ſich deutlich, daß der Verfaſſer ſich viel auf dem Lande aufgehalten, und daß er das Leben ſeiner Nachbarn mit ſcharfem Blick und mit tüchtigem praktiſchen Verſtande betrachtet und durchſchaut hat. Seine Schilderungen ländlicher Verhältniſſe ſind daher im hohen Grade anſchaulich und eigenthümlich, und er bewegt ſich in ihnen mit einer ſo unverkennbaren Sicherheit, daß er ſchon dadurch einen angenehmen Eindruck macht. Mit ganz beſonderer Vorliebe muß er ſich mit Pferden beſchäftigt haben, denn die Abſchnitte ſeiner Erzählung, in denen Pferde eine Rolle ſpielen, ſind mit ſolcher Sachkenntniß geſchrieben, als wenn der Verfaſſer niemals ein anderes Geſchäft als das des Bereiters getrieben hätte. — Aber auch mit dem menſchlichen Herzen iſt er wohl bekannt; die Charaktere, die er ſchildert, haben faſt alle einige eigenthümliche Züge, welche offenbar und unmittelbar dem Leben entnommen, und in den pſychologiſchen Bemerkungen, welche er ſeiner Erzählung häufig beifügt, zeigt ſich ebenfalls ein ſehr achtbares Beobachtungstalent.

Die Emancipation der Juden vertheidigt der Verfaſſer zwar auch; aber er will, daß ſie vorher ſich derſelben würdig machen. Die Juden, wie ſie jetzt ſind, erfreuen ſich durchaus nicht ſeines Beifalls: »Ihr ſeid ſo ſehr heruntergekommen,« ruft er ihnen zu, »daß ihr kaum noch ein Verſtändniß für das habt, was ihr ſein ſollet. Nur unter Gleichen iſt Freiheit möglich. Zu Gott und zu ſeinem Glauben mag ſich Jeder ſtellen wie er will, zur Welt und ihren ſocialen Einrichtungen darf er keine Sonderſtellung einnehmen. Gleiche Arbeit in freier Gemeinſamkeit an denſelben Wochentagen und Stunden, in allen Fächern, mit derſelben Hingabe von Mark und Schweiß, gleiche Seßhaftigkeit, gleiche Liebe zur Scholle, ſtatt der Arbeit bloß mit den Beinen, ſtatt der Unruhe des Zeltenvolkes, des Beſtrebens, die Knochen zu ſchonen, ſtatt der Leichtigkeit, Ort und Land zu wechſeln. Der Affe iſt die Carricatur des Menſchengeſchlechts; Ihr ſeid der Affe des Adels. In den nächſten Menſchenaltern wird keine Uebelthat in Europa vorfallen, keine Bedrückung, keine ſchergenhafte Verfolgung, in der nicht Einer von Euch eine Hauptrolle ſpielt. Ihr werdet den Weg zur Hebung in der Ueberhebung ſuchen; Ihr werdet ſcheinbar auch die Freiheit begründen wollen; aber Ihr werdet kämpfen, wie der Adel mancher Länder; Ihr werdet Freiheit ſuchen, ungehemmt und ungeſtraft Andere auszubeuten, wie jener die Freiheit ſuchte, ungehemmt und und ungeſtraft ſeine Leibeigenen für ſich arbeiten zu laſſen.«

Correſpondenzen.

Aus der Hauptſtadt.

13. Oktober.

In dem Geſundheitszuſtande Sr. Majeſtät des Königs iſt in der letzten Zeit keine Veränderung eingetreten. Es iſt bis jetzt noch immer gelungen, den hohen Kranken vor den Einflüſſen der ſchlechten, naßkalten Witterung zu bewahren und dabei dennoch, ſo viel möglich, durch Promenaden, wenn auch oft im geſchloſſenen Wagen, die friſche Luft genießen zu laſſen. Da es ſich herausgeſtellt hat, daß der möglichſt lange Aufenthalt in freier Luft Sr. Majeſtät wohlthuend iſt, ſo ſind bei der zunehmenden Kürze der Tage Anſtalten getroffen, um des Abends die Terraſſe zu erleuchten.

Ihre Königl. Hoheit die Prinzessin Alexandrine kehrte am 5. October, nach einem fast vierwöchentlichen Aufenthalt im Riesengebirge, von Schloß Erdmannsdorf nach Potsdam zurück.

Se. Königl. Hoheit der Prinz Friedrich Carl kehrte am 6. von seiner Jagdreise nach Groß-Schönebeck nach Potsdam zurück, begab sich am folgenden Tage zur Jagd über Groß-Beeren nach Heinersdorf und ist inzwischen nach Dessau gegangen.

Ihre Majestät die Königin Amalie von Sachsen traf am 8. d. M. von Dresden hier ein und fuhr sogleich zu einem mehrtägigen Besuche am Königlichen Hofe nach Potsdam weiter.

Se. Hoheit der Herzog von Braunschweig traf am 5. d. M. von Braunschweig hier ein und reiste zu einem mehrwöchentlichen Aufenthalte nach seiner Besitzung Sibyllenort.

Se. Königl. Hoheit der Prinz Friedrich der Niederlande traf am 9. d. M. vom Haag, und Se. Hoheit der Prinz Friedrich Wilhelm von Hessen von Kopenhagen hier ein.

Ihre Königliche Hoheiten der Prinz Carl, der Prinz Albrecht, der Prinz August von Würtemberg, der Großherzog von Weimar und Se. Hoheit der Prinz Friedrich von Hessen reisten am 10. d. M. in Folge der Einladung Sr. Majestät des Kaisers Alexander zu der Jagd bei Bialowiese nach Wilna ab.

Unsere Liberalen sind sämmtlich unzufrieden mit der vor einigen Tagen erfolgten Ernennung von Mitgliedern des Herrenhauses. Die Anhänger der „National-Zeitung", welche nur durch sofortige Abschaffung dieses Hauses vollständig befriedigt werden würden, sind natürlich entsetzt über eine Maßregel, welche beweist, daß die Regierung nicht die Absicht hat, „die Grundlage umzugestalten (wie die „National-Zeitung" selbst sich ausdrückt), auf welcher die heutige erste Kammer steht." Diejenigen Fortschrittsmänner dagegen, welche dem Herrenhause erlauben wollen, noch bis auf Weiteres fortzuleben unter der Bedingung, daß dasselbe künftig mit Herrn von Vincke stimme, theilen sich in zwei Parteien, von denen die eine mit der „Kölnischen Zeitung" sich wenigstens anstellt, als glaubte sie, viele Mitglieder des Herrenhauses würden durch diese Ernennungen sich bestimmen lassen, ihre bisherigen Ueberzeugungen plötzlich aufzugeben und sich in Parteigänger des Liberalismus zu verwandeln. Die große Mehrzahl unserer Kaffeehaus-Politiker traut dagegen unsern Pairs eine solche Wankelmüthigkeit nicht zu und zürnt ihnen freilich darum nur desto heftiger.

Es bestätigt sich, daß das Justizministerium in Bezug auf das Ehegesetz einen Entwurf ausgearbeitet hat, dessen Grundlage die obligatorische Civilehe ist; dagegen ist darüber noch in keiner Weise entschieden, ob dieser Entwurf auch dem Landtage in der bevorstehenden Session vorgelegt werden wird, indem die Angelegenheit sich noch im Stadium des schriftlichen Votirens Seitens der übrigen Ministerien befindet. Welches Schicksal dieser Entwurf aber auch im Staatsministerium finden wird, so läßt sich doch mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, daß auch das jüngst vermehrte Herrenhaus höchstens einem Entwurfe seine Zustimmung geben wird, welcher die Noth-Civilehe zuläßt. Das Abgeordnetenhaus freilich mit seinen mehr als hundert Mitgliedern, die in dem Justizminister ihren höchsten Chef zu erkennen haben, muß jeder Vorausberechnung entzogen bleiben.

Als auffallend darf bezeichnet werden, daß gleichzeitig Oestreich seine Heeresmacht in Italien erheblich verstärkt und Frankreich seine Besatzung in Rom um 20,000 Mann vermehrt, und keine der beiden Mächte an diesem Schritt der andern einen Anstoß nimmt. Die Annahme, daß Oestreich eine Agressive vorbereitet, hat keinerlei Berechtigung für sich.

Die Zuſammenkunft der beiden Kaiſer und des Prinz-Regenten in Warſchau wird, ſo viel bis jetzt feſtſteht, am 21. und 22. d. M. ſtattfinden.

Wenn wir es gleich nicht für unmöglich halten, daß der gegenwärtige Revolutions-Abſchnitt in Italien ſein Ende in einem das fait accompli anerkennenden Congreß finden wird, ſo iſt doch die Nachricht, welche ihren telegraphiſchen Weg aus Paris in die „Hamb. Nachr." gefunden hat, daß nämlich „die Einberufung eines Congreſſes angekündigt werden ſoll, ſobald die Sardinier in das Königreich Neapel eingerückt ſind," mindeſtens etwas verfrüht. Wir haben wenigſtens davon nichts gehört, daß irgend einer Macht bereits der Auftrag zu ſolcher Einberufung zu Theil geworden. Indeſſen haben auch wir gehört, daß innerhalb der Diplomatie ein Vorſchlag Frankreichs, auf einen europäiſchen Congreß ausgehend, als bevorſtehend bezeichnet wird. Sollte wirklich im Ernſt davon die Rede ſein, ſo dürfte dies ein Gegenſtand ſein, über welchen Lord Ruſſel mit Hrn. v. Schleinitz in Koblenz unterhandeln wird.

Aus Koblenz wird uns mitgetheilt, daß einzelne Perſonen ſich mit dem Plane beſchäftigen, mit der höheren landwirthſchaftlichen Lehr-Anſtalt in Poppelsdorf auch eine höhere Forſt-Lehr-Anſtalt zu verbinden. Käme uns dieſe Mittheilung nicht von ganz zuverläſſiger Seite, wir wären geneigt ſie als nothwendig auf einem Mißverſtändniß beruhend zu bezeichnen; denn noch ſind erſt wenige Wochen verfloſſen, ſeit von officieller Seite auf die große Zahl der Anwärter im Forſtfache hingewieſen, und überhaupt Zahlenverhältniſſe mitgetheilt wurden, die in der That geeignet ſind, auch den kühnſten Schwärmer für das Waldleben von dem Studium des Forſtfachs abzuſchrecken.

Börſen-Revue.

(Vom 3. bis 10. Oktober.)

Der erneute Aufſchwung der Courſe am 4. d. M., deſſen wir am Schluſſe der vorigen Börſen-Revue gedacht hatten, war zugleich wieder das Signal zu einem faſt allgemeinen Rückgange. Die Gründe dafür lagen lediglich in der zu ſtarken und zu ſchnellen Steigerung und in den bereits erwähnten zu ſchwachen Motiven, auf welche dieſelbe baſirt geweſen war. Inzwiſchen gehen die Ereigniſſe in Italien immer weiter vorwärts. Die Komödie, welche Garibaldi und Cavour geſpielt haben, iſt bereits zu Ende; Garibaldi ruft Victor Emanuel ſelbſt nach Neapel, und Cavour beantragt einen Beſchluß der Kammer, daß Garibaldi ſich um das Vaterland wohl verdient gemacht habe. Der letzte Verſuch Franz II., den Thron ſeiner Väter zu behaupten, iſt geſcheitert. Victor Emanuel läßt ſich zum König ausrufen und ſeine Truppen auf drei Punkten in Neapel einrücken, um deſto ſicherer von dem von Cavour für erledigt erklärten Thron Beſitz nehmen zu können. Louis Napoleon ſetzt ſich mittlerweile in Rom immer feſter und bietet Alles auf, um den Papſt dort zurückzuhalten, damit der Vorwand „zum Schutze des heiligen Vaters" nicht wegfalle. Der Papſt verweigert die Annahme des Altentheils, weiſt das ihm angebotene Judasgeld zurück, und Oeſtreich und Spanien bedauern daß ſie ſich nur auf diplomatiſchem Wege für ihn verwenden, d. h. daß ſie Nichts für ihn thun können, Dank dem von Louis Napoleon erfundenen Principe der Nicht-Intervention, das ihn zu Allem berechtigt, die übrigen Mächte aber verpflichtet, ihm in keiner Weiſe hinderlich zu ſein. Dieſe begnügen ſich daher auch, ſich über die geſchehenen,

vielleicht auch über künftige Ereigniſſe zu beſprechen. England und Preußen unterhalten ſich darüber im Eiſenbahnwaggon zwiſchen Frankfurt und Coblenz, und in Warſchau werden nun endlich Rußland, Oeſtreich und Preußen übereinkommen, wo man ſich das nächſte Mal verſammeln wird, um das inzwiſchen von Louis Napoleon zubereitete Ragout von „faits accomplis“ mit allgemeiner Anerkennung verſpeiſen zu können Nachdem ein Congreß alles Geſchehene nach der Melodie: „Glücklich iſt, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern iſt!“ gut geheißen, wird Louis Napoleon wieder einen neuen Act ſeines politiſchen Drama's beginnen, deſſen erſten Theil dann das unterdeſſen gekräftigte Piemont wohl nach Venetien verlegen dürfte, während die zum Schutze des Papſtes nach Italien gezogene franzöſiſche Armee, getreu dem Principe der Nicht-Intervention, jede fremde Einmiſchung, nöthigenfalls auch am Rheine, verhindern würde. Die heute verbreiteten Gerüchte von einem Proteſte dreier Großmächte gegen das Einrücken piemonteſiſcher Truppen in Neapel und von der Abberufung des ruſſiſchen Geſandten aus Turin dürften übrigens Victor Emanuel wohl ſchwerlich in ſeinem Vorſchreiten beirren, da die Ereigniſſe überhaupt wohl bereits der Diplomatie entwachſen ſind.

In Paris hatte die Hauſſe ebenfalls am 3. d. M. ihren Culminationspunkt erreicht; die Speculanten fingen an zu realiſiren, und die Courſe gehen allmählich wieder zurück, um, wenn ſie nach der Meinung des Crédit mobilier und nach deſſen von oben herab erhaltenen Inſtructionen tief genug gefallen ſind, auf's Neue wieder in die Höhe zu gehen. Die Pariſer Börſe läßt ſich von politiſchen Evenements viel weniger, wenigſtens dauernd nicht, alteriren. Sie vertraut der Allgewalt ihres Kaiſers und ſcheint es überhaupt mit dieſem nicht verderben zu wollen. Sie weiß, Louis Napoleon hat nur zwei Feinde, den Papſt und die Börſe, und da er mit dem Einen jetzt fertig geworden, ſo könne die Reihe nun am Ende an den Andern kommen. Uebrigens ſind die Bourſiers nicht blos geldgierig, ſondern auch ehrgeizig; Ritter Mirès zeigt in ſeinen Briefen im „Conſtitutionnel,“ wie man ſich die Sporen verdient, und das rothe Band in ſeinem Knopfloche dürfte daher nicht ohne Einfluß auf den Gang mancher Speculationen und vielfach der rothe Faden ſein, der die Unternehmungen der Speculanten durchzieht. Bis heute iſt Rente wieder um 75 Centimen, Crédit mobilier um 32 und „Autrichiens“ um 20 Francen gewichen, doch iſt dies Fallen, wie geſagt, nur die Ebbe, die der Hauſſe-Fluth folgt, um derſelben bald wieder auf's Neue zu weichen.

Die Londoner Börſe hat ihre Conſolserhöhung von ¼pCt. nicht allein wieder aufgegeben, ſondern iſt damit um noch ein weiteres ¼pCt. herabgegangen. Ein Weichen der Conſols von ½pCt. in wenigen Tagen iſt aber ein Ereigniß. Gegenüber der verwirrten Lage des Continents und dem kalten Wetter war das Steigen John Bull doch wohl nicht motivirt genug, beſonders da auch die Nachfrage nach Geld ſich geſteigert und man ſich in einzelnen Fällen ſogar zu einem Disconto von 4½pCt hat verſtehen müſſen. Die vermehrte Thätigkeit in den Fabrikdiſtricten und die Bedürfniſſe für den noch immer ſtarken Getreide-Import üben zwar jetzt einigen Einfluß auf den Geldmarkt, ſo daß auch der Baarvorrath der Bank um 124,000 L. abgenommen hatte, indeß wird das Geld noch immer nicht knapp, und eine Sendung von 1,100,000 L. Silber, welche vor einiger Zeit aus Mexico und Südamerika in London eintraf und auf 36 vierſpännigen Wagen nach der Bank transportirt wurde, unterdrückt wohl vorläufig jede Beſorgniß vor einer Geldklemme. Die Bank hat dazu ihre Reſervekeller öffnen und die ſeit 20 Jahren friedlich darin hauſenden Bewohner daraus verjagen müſſen; wenigſtens verlaſſen die Ratten diesmal kein leckes Schiff.

Das roſige Licht, in welchem die Wiener Börſe wenigſtens die nächſte Zukunft betrachtet hatte, iſt bereits wieder vollſtändig verdunkelt. Die Wiener Börſe hat nun

ebenfalls die wahre, von uns ſchon vor 8 Tagen hervorgehobene Bedeutung der großſprecheriſchen Worte Cavours und die tiefe Erniedrigung erkannt, welche für Oeſtreich darin liegt, wenn der piemonteſiſche Miniſter mit dem Kaiſerreiche, wie die Katze mit der Maus ſpielt und ihm ſagt, ich werde Dich noch einige Zeit ſchonen, Du biſt mir doch ſicher genug. Die Börſe fühlt dies und ſieht dies ein, wohl weniger aus Patriotismus, als weil die moraliſche Verſunkenheit eines großen Reiches, das ſich dergleichen bieten laſſen und dazu ſchweigen muß, nicht ohne Rückwirkung bleiben kann. Die einzige Antwort Oeſtreichs darauf iſt eine Verſtärkung ſeiner bewaffneten Defenſive. Die Börſe berechnet den Koſtenaufwand dieſes unglücklichen Zuſtandes und ſpannt inzwiſchen ihre Erwartungen auf die gehofften Reformen immer weiter herab, da die Regierung in der That kaum ernſtlich geſonnen zu ſein ſcheint, das Anſehen, das ſie nach Außen ſo vollſtändig verloren, durch Einlenkung auf neue Bahnen wenigſtens nach Innen wieder zu heben. Die Erhöhung des Bankdisconto's hat nachträglich übrigens auch noch einigen, wenn auch nur indirecten, Einfluß auf den Rückgang der Courſe geübt, da die Escompteanſtalt ſich dadurch veranlaßt fand, ihre Vorſchüſſe auf Staats- und Induſtriepapiere zu kündigen und ihre Fonds dem jetzt vortheilhafteren Escompte-Geſchäft zuzuwenden. Der ſtarke Effectenbeſitz der Kreditanſtalt muß übrigens auch nicht nur bei jeder flauer Stimmung doppelt ungünſtig auf den Stand der Actien dieſes Inſtituts wirken, ſondern auch jeder ernſtlichen Courösteigerung von vorn herein entgegentreten, da die Leiter deſſelben doch wohl die moraliſche Pflicht nicht verkennen werden, jede günſtige Gelegenheit zur Verringerung ihres ſtarken Papierbeſitzes zu benutzen, der ſo vollſtändig gegen die erſten Principien dieſer urſprünglich nur für Handel und Induſtrie beſtimmten Anſtalt verſtößt und ſie nur durch eine unter den öſtreichiſchen Verhältniſſen ganz unangemeſſene Nachahmung ihres Pariſer Modells in das Bereich der Agiotage hat gerathen laſſen. Die Creditactien die vom 3. auf 4. um 3 Gulden geſtiegen waren, ſind ſeitdem wieder um faſt 6 Gulden zurückgegangen. Metalliques haben ihre Preiserhöhung von 2½ pCt., National-Anleihe die von 1½ pCt., und neueſte Anleihe die Steigerung von 1¼ pCt. vollſtändig wieder aufgegeben, Creditlooſe ſchwankten zwiſchen 103. 75, 105 und 103, und Staatsbahn, die um 16 Gulden geſtiegen war, verlor ſeitdem wieder 10 Gulden, wie ſich denn auch die durch Getreide- und Tuch-Exporte gebeſſerte Valuta bereits wieder um 1½ pCt. verſchlechtert hat.

Die hieſige Börſe folgte namentlich für öſtreichiſche Effecten faſt ganz der Richtung der Wiener Börſe, ging aber, wie ſie derſelben in der Steigerung vorangegangen war, ihr auch wieder beim Fallen voran. Creditactien verkehrten zu 65, 66½, 61½, Metalliques zu 48, 49½, 47, National-Anleihe zu 57, 58, 55½, neueſte Anleihe zu 67, 68, 64½, Creditlooſe zu 52, 53½, 51½ und Franzoſen zu 128½, 130½, 125½. In Eiſenbahn- und Credit- und Bank-Actien richteten ſich die Courveränderungen faſt vollſtändig nach dem Umfange des größtentheils ſehr ſchwachen Verkehrs. Von Erſteren erfuhren Einzelne eine unausgeſetzte, durch locale Urſache bedingte Steigerung, z. B. Berbacher um 2½, Freiberger um 1¾, Hamburger um 1½ und Stettiner um 1 pCt., Oberſchleſiſche dagegen blieben von der Steigerung unberührt und gingen Lt. A um 2, Lt. B um 1 pCt. zurück, die übrigen mußten je nach der Stärke des Angebots ihre Steigerung von ½ à 1½ pCt. entweder wieder aufgeben, oder ſie konnten noch etwas davon conſerviren, oder ſie gingen noch darüber hinaus zurück, wie namentlich Oppeln-Tarnowitz und Rhein-Nahebahn, Rheiniſche und Mainz-Ludwighafen; letztere wegen einer neuen Emiſſion von noch einer Million Stammactien, Rhein-Nahebahn auf die Nachricht, daß eine General-Verſammlung einberufen werden ſolle, um über Beſchaffung neuer Geldmittel zu be-

rathen, da die bewilligten und mit Zinsgarantie versehenen 6 Millionen nicht ausreichen, auch die Seehandlung den Vorschuß von 500,000 Thalern gekündigt habe, und auch zur Bezahlung zweijähriger Zinsen an die Stammactionaire kein Mittel vorhanden seien. Privatbanken blieben gut behauptet, preußische Bankantheile stiegen sogar um 2½ pCt. Die übrigen Crediteffecten schwankten ebenfalls je nach der Stimmung der Börse und den vorhandenen Kauf- oder Verkaufsordres. So gingen Darmstädter, Dessauer Credit- und Landesbank, Genfer- und Disconto Commandit-Antheile wieder um etwa 1 pCt. zurück, während Berliner Handelsgesellschaft um 1½ pCt. stieg, Leipziger zu 61½, 64½, 63 à ½ und Meininger zu 64½, 67 und 65 verkehrten, und hannöversche Bankactien nach einem Steigen von 1½ pCt. um ebensoviel wieder zurückgingen. Zur Zahlung der von der General-Versammlung beschlossenen Dividenden-Zahlung von 2 pCt. wird erst noch der Eingang einer Forderung erwartet, der jetzt übrigens bereits wieder zweifelhaft geworden sein soll. Industrielle Actien waren wenig verändert, nur Dessauer Gas 1 pCt. höher.

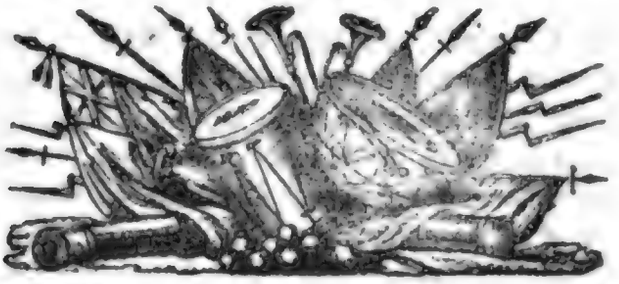
Preußische Fonds waren Anfangs höher, dann aber wieder matter, namentlich 5 pCt. Anleihe 105 à ¾ à ½ und 4 pCt. dergl. 93¾ à 95½ à 95. Auch Prioritäts-Obligationen waren zum großen Theil gefragt und besser; ebenso waren russische und polnische Fonds sehr fest und auch die fremden Prämienanleihen beliebt. Oestreichische Banknoten gingen um 1½ pCt. zurück, polnische um 1 pCt. besser.

An der Getreide-Börse war das Geschäft diesmal ziemlich lebhaft. Durch auswärtige Kaufordres ging Weizen um 2 Thlr. und ebenso und durch starke Deckungskäufe Roggen in effectiver Waare und per October um 2 Thlr., auf spätere Termine um 1 Thlr., auch Gerste und Hafer um 1 Thlr, Erbsen sogar um 4 Thlr. höher. Rüböl schließt nach geringen Schwankungen ganz wie vor 8 Tagen. Spiritus erfuhr eine erhebliche Steigerung, loco Waare fast 1½ Thlr., Termine etwa ¾ Thlr., schloß aber wieder flau und etwa ¾ Thlr. niedriger.

Am 11. d. M. machte die Flauheit der Börse weitere Fortschritte. In Paris scheint Warschau doch einige Unbehaglichkeit zu verursachen, wenigstens wird der bereits seit mehreren Tagen andauernde Rückgang der dortigen Notirungen darauf zurückgeführt. Von östreichischen Effecten eröffneten Credit 1 und Franzosen 1½ pCt. niedriger, gingen dann aber wieder um fast ¾ pCt. besser, da die gewichenen Course zu vielfachen Deckungskäufen benutzt wurden, auch die Stimmung in Wien Mittags besser gemeldet wurde, als von gestern Abend. Besonders flau waren Eisenbahn-Actien, die meistens 1 à ½ pCt. niedriger verkauft wurden, ebenso waren mehrere Credit-Actien, namentlich Darmstädter, Dessauer und Leipziger ½ pCt. billiger, Dessauer Landesbank sogar 1 pCt. niedriger offerirt. Auch preußische Fonds blieben von der ungünstigen Stimmung nicht ganz unberührt. — An der Getreidebörse war Roggen wieder etwas matter, Rüböl fest und Spiritus schwankend, aber ziemlich zu gestrigen Preisen schließend.

Militärische Revue.

Sonntag, den 14. October 1860.



Avis. Beiträge ꝛc. für die militärische Revue werden unter der Adresse der Expedition, Krouenstraße Nr. 21, erbeten.

Geschichtskalender.

14. October 1758. Gefecht von Hochkirch.
15. October 1760. Avantgardengefecht von Belzig: Oberst von Kleist verjagt die Russen und Oesterreicher.
16. October 1813. Schlachten von Möckern und Wachau, die schlesische Armee unter dem Gen. Blücher (Preußen unter Gen. York) und die große Armee unter Fürst Schwarzenberg (Preußen unter Gen. Kleist) schlagen die Franzosen und Rheinbündler.
17. October 1706. Alessandria ergiebt sich den Preußen.
18. October 1813. Schlacht von Leipzig, die sogenannte „Völkerschlacht".
19. October 1715. Beginn der Belagerung von Stralsund durch Preußen und Dänen unter König Friedrich Wilhelm I.
20. October 1709. Die Festung Mons ergiebt sich den Preußen.

Inhalt:

Der italienische Krieg von 1859. VIII.
Tagesereignisse.

Der italienische Krieg von 1859

aus taktischem und strategischem Gesichtspunkte.

(Nach dem „Spectateur militaire", nebst Anmerkungen, Zusätzen, Karten und Plänen.)

VIII.

Am 19. Mai ging General Gyulai mit seinem Hauptquartier von Mortara nach Garlasco zurück. Er wurde zu dieser Bewegung nach Osten durch die ihm zugekommene Nachricht von einer Bewegung der Alliirten gegen das rechte Po-Ufer bewogen. Allerdings befand sich an diesem Tage das 1. französische Armee-Corps in der Richtung von Alessandria nach Piacenza auf dem Marsche. Seit dem 18. cantonnirten die Divisionen dieses Corps in Ponte-Curone, Castel-Nuovo und Voghera, welche Stellungen sie am 20. noch ziemlich inne hatten. Die am weitesten vorgeschobene Division war die Division Forey, deren Stabsquartier sich in Voghera befand. Die Brigade Beuret, welche den rechten Flügel bildete, war auf der Straße von Voghera nach Stradella bis gegen die Höhe von Montebello echellonirt, ohne das letztere Dorf zu errei-

chen. Die Brigade Blanchard, welche den linken Flügel bildete, ſtand am rechten Po-Ufer in der Höhe von Oriola. Die 1. Diviſion des 1. Corps hatte daher am 20. Mai eine Frontausdehnung von ungefähr 2 Kilometern parallel mit dem Lauf der Staffora. —

Das 2., 3. und 4. Corps waren vom 18. bis 20. auf dem Marſche von Aleſſandria nach Valenza und Tortona, um ſich links mit der piemonteſiſchen Armee — deren Hauptquartier ſich in Occimiano befand, und deren linker Flügel Vercelli erreichte — und rechts mit dem 1. Corps in Verbindung zu ſetzen, welches gegen Südoſt vorgeſchoben war. Der Kaiſer mit der Garde ſtand noch in Aleſſandria.

Stellt man dieſe Angaben zuſammen, ſo ſieht man, daß die alliirte Armee eine Kette bildete, welche ſich von Voghera bis in die Höhe von Vercelli erſtreckte und der Linie der Seſia folgte; ſie deckte zu gleicher Zeit den Uebergang über den Po bei Caſale und den über die Scrivia bei Vercelli. Ihre Front bildete auf dieſe Weiſe einen bewaffneten Halbcirkel, deſſen Flügel die Flügel der öſterreichiſchen Armee, welche längs des entgegengeſetzten Ufers der Seſia ſtand, debordirten. Die Haltung der Alliirten war noch weſentlich defenſiv. Ihre Front erſtreckte ſich auf einer Linie von mehr als 20 Kilometern (2½ Meilen), eine für einen directen Angriff ſehr ungünſtige Stellung; aber zu dieſer Zeit war dieſe Dispoſition im Geiſte des Kaiſers bereits der Anfang zu der umgehenden Bewegung, welche ſich mit der Schlacht von Magenta endigen ſollte. Seine Abſicht ging dahin, ſich im voraus der Linie des oberen Teſſin zu bemächtigen, um für den Fall, daß die öſterreichiſche Armee ihm nicht durch eine Offenſivbewegung zuvorkäme, links von derſelben in die Lombardei einzudringen. Für den Fall eines allgemeinen Angriffs der öſterreichiſchen Armee auf die Linie der Alliirten ſollten die Plätze Aleſſandria, Valenza und Caſale, welche ein mehr oder minder befeſtigtes Dreieck bilden, als Stützpunkte dienen, um nöthigenfalls rechts oder links auf die Flanken der feindlichen Armee zu fallen, wo ſie an irgend einem Punkte der Seſia oder des Po debouchiren würde.

Am 20. Mai machte der Feldmarſchall-Lieutenant Stadion, Commandirender des 5. Corps, eine Offenſivbewegung gegen den äußerſten rechten Flügel der Linie der Alliirten. Die ihm zur Verfügung geſtellten Kräfte beſtanden aus den beiden Diviſionen Urban und Baumgarten des 5. Corps.*)

Die erſtere Diviſion beſtand aus den beiden Brigaden Schaaffgotſche und Braum. Die 1. Brigade wurde durch ein Jägerbataillon und durch das 39. Linien-Regiment Dom Miguel, weniger einiger Bataillons, gebildet, welche in Piacenza gelaſſen, aber durch eine gleiche Zahl vom 49. Linien-Regiment Heß erſetzt worden waren. Die 2. Brigade beſtand aus dem 46. Linien-Regiment Roßbach.

Die Diviſion Baumgarten war aus den 3 Brigaden Gaal, Bils und Prinz von Heſſen, und aus den beiden Bataillonen der Brigade Boer vom 8. Corps zuſammengeſetzt. — Die Brigade Gaal wurde durch das 3. Linien-Regiment Erzherzog Carl Ludwig und durch das 1. Bataillon Liccaner Grenzer gebildet. Die 2. Brigade beſtand aus einem Regiment, deſſen Namen und Nummer wir nicht kennen, ſie beſtand vielleicht aus dem ungariſchen Regiment Zobel. Die Brigade des Prinzen von Heſſen bildete das 31. Linien-Infanterie-Regiment Culoz.

Es geht aus den öſterreichiſchen Rapporten ſelbſt hervor, daß der Feldmarſchall-Lieutenant Stadion zur Unterſtützung ſeiner Infanterie 3 Escadrons vom 12. Ula-

*) Das Irrthümliche dieſer Angabe erhellt aus dem früher Geſagten. D. Ueberſ.

nen-Regiment König beider Sicilien und 3 Escadrons vom 12. Husaren-Regiment Haller bei sich hatte.

Die Streitkräfte des Feldmarschall-Lieutenants Stadion bestanden daher aus:

29 Bataillons Infanterie (35,000 Mann),
6 Escadrons Kavallerie (1200 Pferde),
5 Batterien Artillerie (40 Geschütze).

Die Division Urban, welche den linken Flügel bildete, marschirte von Broni ab und folgte der Hauptstraße von Piacenza auf Casteggio. Die Brigade Prinz von Hessen, der äußerste rechte Flügel, debouchirte durch das Thal, welches von Verna nach Branduzzo führt. Die beiden Brigaden Gaal und Bils, das Centrum, waren am Tage vorher aus dem verschanzten Lager von Pavia abgerückt und bis zum Brückenkopfe von Vaccarizza vorgegangen, von wo aus sie am 20. ganz früh abmarschirten, um ihre Bewegung gegen Westen fortzusetzen. Die Brigade Gaal marschirte rechts der Brigade Schaaffgotsche von der Division Urban auf Robbecco. Die Brigade Bils, zwischen der Brigade Gaal und der des Prinzen von Hessen, ging auf Casatisma; die beiden Bataillone Boer und der Artillerie-Train hatten den Befehl, bei Barbianello als Reserve halten zu bleiben. Der General Gyulai hatte berechnet, daß diese convergirende Bewegung um Mittag nur eine Frontausdehnung von 6 bis 7 Kilometer von Casteggio bis Branduzzo ergeben werde. Zu dieser Stunde sollte der allgemeine Angriff auf die vorgeschobenen Posten der Alliirten erfolgen. Die österreichischen Brigaden debouchirten gleichzeitig um 12 Uhr von den bezeichneten Punkten und gingen mehr und mehr convergirend in der vorausgesetzten Richtung der Alliirten, d. h, gegen Voghera vor. Der linke Flügel ging durch Casteggio und kam, ohne auf den Feind zu stoßen, bis nach Coppa. Erst hier stieß die Brigade Braum, welche den äußersten rechten Flügel bildete, auf die Posten der piemontesischen Kavallerie. Diese Vedetten bildeten einen Theil der Vorposten der beiden leichten Kavallerie-Regimenter Aosta und Novara und zweier Escadrons vom Regiment Montferrat unter den Befehlen des Generals Sonnaz. Der Kaiser der Franzosen hatte es nämlich für zweckmäßig gehalten, der Avantgarde der 1. Division des 1. Corps zur Aufklärung und Unterstützung die sardische Cavallerie beizugeben, welche das Kriegstheater besser kannte und weniger Strapatzen ausgestanden hatte als die französische Cavallerie.

Die piemontesischen Posten zogen sich auf ihre Pickets nach Montebello zurück, welches nach einigen nichts sagenden Carabinerschüssen verlassen wurde. General Urban verfolgte sie in der Richtung von Genestrello auf der Straße von Voghera. In Genestrello aber befand sich das Gros der piemontesischen Cavallerie und 2 Bataillone vom 84. französischen Linien-Regiment, welche einen ernsthaften Widerstand leisteten. Die Brigade Schaaffgotsche, welche rechts von der Brigade Braum marschirte, warf sie bis hinter den Bach Fossagazzo zurück, der westlich von Genestrello fließt. Die piemontesische Cavallerie vollzog ihren Rückzug mit der lobenswerthesten Bravour. Sechs Mal warfen sich diese unerschrockenen Escadrons von Genestrello aus auf die Bataillone Heß und Dom Miguel; sechs Mal bildeten diese Carrée's, und in dem Augenblicke, wo sie ihr Feuer in größter Nähe abgaben, machten die piemontesischen Escadrons kehrt, und die österreichischen Husaren brachten sie in Unordnung; aber jedes Mal formirten sich die Piemontesen wieder und gingen auf's Neue zum Angriff über; sie verloren viele Leute.

Es gelang der Division Urban, Genestrello zu passiren, und sie ging nun in 2 Colonnen (die Brigaden Schaaffgotsche und Braum) gegen die Stellung vor, welche die beiden französischen Bataillone auf der anderen Seite des Baches genommen

hatten. Die eine Colonne folgte der Straße von Geneſtrello, die andere, mehr nördlich, der Eiſenbahn.

Unterdeſſen hatten die beiden franzöſiſchen Bataillone, welche den überlegenen Kräften gewichen waren, Verſtärkungen erhalten. Es war ungefähr 2 Uhr; gegen 1 Uhr hatte der General Forey in Voghera erfahren, daß die Oeſterreicher durch Caſteggio gegangen und die piemonteſiſche Cavallerie aus Montebello vertrieben hatten. Er ſandte den Brigade-Commandeuren ſeiner Diviſion ſofort den Befehl, ſich im Laufſchritt nach der Eiſenbahn von Voghera nach Caſteggio zu begeben und derſelben in der Richtung von Montebello zu folgen. Er ſelbſt brach mit 2 Bataillonen vom 74. Linien-Regiment und 1 Batterie Artillerie auf. Etwas vor 2 Uhr erreichte er die beiden Bataillone des 84., welche die Oeſterreicher hinter dem Foſſagazzo erwarteten, und deren Lage anfing, ſehr kritiſch zu werden. Er vertheilte ſeine 4 Bataillone auf den beiden Punkten, wo aller Wahrſcheinlichkeit nach die beiden öſterreichiſchen Colonnen einzeln hervor kommen mußten: die beiden Bataillone vom 84. ſüdlich, das eine rechts, das andere links von der Straße; hinter ihnen eines der beiden Bataillone vom 74., das andere nördlich bei dem Vorwerk Caſcine-nuovo an der Eiſenbahn zur Deckung des linken Flügels. 2 Geſchütze wurden an der Straße in der Höhe der Brücke über den Foſſagazzo aufgeſtellt.

Der rechte Flügel der Oeſterreicher, die Brigade Braum, griff den linken franzöſiſchen Flügel unter dem Oberſt Cambriels an, der durch 8 Escadrons piemonteſiſcher Cavallerie unterſtützt wurde. Der Kampf entbrannte wüthend, von beiden Seiten ſtürzten die Menſchen unter einem Hagel von Kugeln durcheinander. Das franzöſiſche Bataillon wich keinen Zoll. Während des Kampfes, den der Oberſt Cambriels mit einer Handvoll Leute gegen die ganze Brigade Braum unterhielt, erhielt General Forey Verſtärkung: das 17. Jäger-Bataillon, das 3. Bataillon vom 84. und das 3. Bataillon vom 74. Regiment. Sofort ergriff er mit 6 Bataillonen die Offenſive gegen den linken Flügel der Oeſterreicher und warf ſie, den Degen in den Rippen, gegen Geneſtrello, während er ein Bataillon in Caſcine-nuovo zurückließ. Als General Urban ſeinen linken Flügel überwältigt ſah, nahm er auch den rechten zurück, welcher übrigens nicht im Stande geweſen war, das Bataillon von Cambriels zu bewältigen. 6 vereinigte franzöſiſche Bataillone, unterſtützt durch 8 Escadrons piemonteſiſcher Cavallerie, warfen mit klingendem Spiel 7 öſterreichiſche Bataillone nebſt 2 Escadrons Haller Huſaren und 2 Geſchützen bis jenſeits Geneſtrello.

Die Brigaden Schaaffgotſche und Braum ſtießen bei ihrem Rückzuge nach Montebello auf die Brigade Gaal. Ungeachtet dieſer beträchtlichen Verſtärkung ſetzte der öſterreichiſche General ſeinen Rückzug bis Montebello fort. Gegen halb 4 Uhr beſetzte die noch ganz friſche Brigade Gaal dies Dorf und verſchanzte ſich darin. Hinter dieſer Brigade placirte ſich die aus 4 intacten Bataillonen beſtehende Brigade Bils, und weiter zurück wurden die Brigaden Schaaffgotſche und Braum aufgeſtellt, die ſich decimirt und von Anſtrengung erſchöpft vor den Franzoſen zurückgezogen hatten.

Um die in Montebello verbarrikadirten und verſchanzten Oeſterreicher anzugreifen, glaubte General Forey ſo viel Truppen ſeiner Diviſion concentriren zu müſſen, als er vereinigen konnte, ohne andere Punkte zu entblößen. Er zog daher die ganze Brigade Beuret (17. Jäger-Bat., 74. und 84. Linien-Regiment) und die Brigade Blanchard (91. und 98. Linien-Regiment) herbei weniger 3 Bataillone, von denen 2 dem Prinzen von Heſſen bei Oriola die Spitze boten und eins das bei Caſcino-nuovo zurückgebliebene Bataillon vom 74. ablöſte. Das Letztere ſtieß noch vor dem Gefecht von Montebello zur Brigade Beuret.

Dieſe Infanterie wurde durch 2 Batterien Artillerie unterſtützt; es iſt aber entſchieden, daß nur die Infanterie allein am Gefecht von Montebello Theil nahm, da ein Kampf im Innern eines verbarrikadirten Dorfes die Verwendung von Cavallerie und Artillerie ausſchließt. Auch die piemonteſiſche Cavallerie begnügte ſich damit, erſchöpft und decimirt wie ſie war, in der Ebene die franzöſiſchen Batterien zu decken, welche der Terrainhinderniſſe wegen nur auf der Straße folgen und nur auf dieſer Poſition nehmen konnten.

General Forey ließ die 3 Bataillone der Brigade Blanchard auf dem äußerſten linken Flügel nahe bei der Straße, der Front der Oeſterreicher gegenüber, die den ſüdlichen Theil von Montebello beſetzt und ſich auf der Defenſive hielten, ſich zum Angriff formiren. Verſtärkt durch ein Bataillon vom 93. Regiment des 5. Corps (Prinz Napoleon), welches auf den Kanonendonner von Voghera her herbeigeeilt war, griff General Blanchard lebhaft an und warf die Oeſterreicher zurück. Die ganze Brigade Beuret nahm eine Stellung auf den ſüdlich der Straße befindlichen Höhen und griff gegen 5 Uhr Montebello von Süden her an. Der Zuſammenſtoß der Franzoſen mit den Oeſterreichern war furchtbar; von beiden Seiten wurde man handgemein; man ſchlug ſich mit Kolben und Bajonett; man erwürgte ſich gegenſeitig und mordete ſich, um ein Haus, einen Hof, einen Garten oder einen Zaun zu erobern. Nach und nach verloren die Oeſterreicher Terrain und wurden nach dem Kirchhofe öſtlich Montebello zurückgedrängt. Der Kampf um den ſchließlichen Beſitz des Kirchhofes war nicht weniger blutig als das Straßengefecht und hörte erſt nach 6 Uhr Abends auf das Signal zum Rückzuge auf, welches der Feldmarſchall-Lieutenant Stadion geben ließ. Um 6½ Uhr war Montebello und der Kirchhof im Beſitz der Franzoſen.

Die Oeſterreicher gingen, ohne verfolgt zu werden, bis Caſteggio zurück, und Graf Stadion rief auch die Brigaden Prinz von Heſſen und Bils ab.

Bei Calcababbio und Oriola fanden zwiſchen der durch ein Bataillon der Brigade Bils verſtärkten Brigade Prinz von Heſſen und den beiden franzöſiſchen Bataillonen vom 91. Linien-Regiment nur unbedeutende Scharmützel ſtatt, welche weder von der einen noch von der anderen Seite mörderiſch wurden; die öſterreichiſche Brigade begnügte ſich damit, die Franzoſen zu beſchäftigen und feſtzuhalten.

Von welcher Seite man auch dieſe erſte offenſive Bewegung der Oeſterreicher anſieht, als Plan oder als Ausführung, als Recognoscirung oder als ernſthaftes Gefecht, als Ganzes oder in ſeinen Details, ein unparteiiſcher Beurtheiler wird darin immer nur eine vollſtändige Abweſenheit ſtrategiſchen und taktiſchen Sinnes erkennen können. Dieſe ganze militairiſche Scene unter dem Namen „gewaltſame Recognoscirung“ iſt nichts als ein Gewebe von Fehlern, welche allen höheren Chefs, die einen mittelbaren oder unmittelbaren Antheil daran haben, zur Laſt fallen. Der öſterreichiſche Soldat allein und der Subaltern-Officier bezahlten ſie tapfer mit ihrer Perſon.

Der Ausdruck „gewaltſame Recognoscirung“, im franzöſiſchen Militair-Lexicon unbekannt, bezeichnet eine den Oeſterreichern oder doch zum wenigſten den Deutſchen eigenthümliche militäriſche Operation. Nach der thatſächlichen öſterreichiſchen Demonſtration zu urtheilen, iſt eine „gewaltſame Recognoscirung“ eine unter eigenthümlichen Umſtänden vorgenommene Recognoscirung; aber ſie ſetzt immer von der einen Seite eine gewiſſe Entwickelung der Kräfte und von der anderen einen bewerkſtelligten Rückzug, nicht als Folge einer, voraus erlittenen Niederlage, ſondern eben als Zweck jeder militäriſchen Recognoscirung. Wir Franzoſen betrachten deshalb dieſe Art von Recognoscirungen als eine Abſurdität. Wir gehen wohl zurück, um beſſer vordringen zu kön-

uen, aber niemals bringen wir vor, um beſſer zurückgehen zu können; wir kennen den Trocadero-Schritt nur in den Salons. Eine Recognoscirung mit einem großen Corps unternehmen, heißt, das Mittel mit dem Zweck auf eine ſeltſame Weiſe verwechſeln. Da eine „gewaltſame Recognoscirung" mit einem Rückzuge ohne ernſthaftes Gefecht gekrönt werden ſoll, ſo ziehen wir es vor, einen Corporal mit 4 Mann auf Recognoscirung auszuſchicken und, wenn dies nicht angeht, den Feind feſten Fußes zu erwarten, oder noch beſſer, ihm zuvorzukommen.

Eine „gewaltſame Recognoscirung" ſcheint aber noch drei andere Dinge in ſich zu ſchließen: 1, Unwiſſenheit über die Stellung, die Stärke, und die Abſichten des Feindes; 2, Nothwendigkeit, aus einer falſchen oder gefährlichen Lage herauszukommen; 3, Gewißheit oder wenigſtens Wahrſcheinlichkeit, den Feind demaskiren oder zur Entwickelung zwingen zu können. Sobald eine dieſer drei Bedingungen fehlt, iſt die „gewaltſame Recognoscirung" ohne Objekt und hat nicht einmal das Verdienſt einer eitlen Neugierde Nun iſt es aber ganz unmöglich, daß Gyulai am 18. 19. und 20. Mai das nicht wußte, was ganz Europa an jedem folgenden dieſer drei Tage durch den elektriſchen Telegraphen erfuhr. Alle ſeine längs der Seſia bis Vercelli hin aufgeſtellten Vorpoſten verließen die Ufer dieſes Fluſſes be[illegible] der Annäherung der alliirten Truppen. An den drei genannten Tagen mußte jeder Offizier der öſterreichiſchen Feldarmee wiſſen, oder wußte es vielmehr ganz gewiß, daß auf mehr als 20 Kilometer von Piacenza und dem Hauptquartier kein Feind ſtand. Um ſeine „gewaltſame Recognoscirung" zu rechtfertigen, ſchrieb der General Gyulai an den Kaiſer von Oeſterreich, daß die Rapporte der Spione und die von den Vorpoſten längs der Seſia und des Po gemachten Beobachtungen es vermuthen ließen, wie der Feind die Abſicht habe, mit beträchtlichen Kräften eine Bewegung über Voghera gegen Piacenza zu unternehmen. Dem General Gyulai erſchien dieſer Platz alſo bedroht. Wenn er derartige Befürchtungen aber wirklich hegte, ſo mußte er den Plan des Feindes vereiteln er mußte mit den umfaſſendſten Mitteln ihn zu verhindern ſuchen, Piacenza zu erreichen, wenn er nicht ſelbſt ihn dort erwarten wollte. Aber in dieſem Falle war eine „gewaltſame Recognoscirung" mit 35,000 Mann nicht das geeignete Mittel, den ihn bedrohenden Streich abzuwenden; er mußte vielmehr den Feind mit überlegenen und concentrirten Kräften angreifen und zurückwerfen. Das Schattenbild eines Angriffs durch eine „gewaltſame Recognoscirung" konnte ſelbſt dann, wenn ſie mit allem Erfolge gekrönt war, den ſie erheiſcht, nichts anderes herbeiführen, als den Feind dem in Frage ſtehenden Platze noch näher zu bringen. Wenn dem General Gyulai dieſe ſtrategiſche Lage thatſächlich gefährlich erſchien, ſo war es mehr als tollkühn, 35,000 Mann dem Kampfe mit zwei oder drei Corps der Alliirten auszuſetzen, auf die zu ſtoßen ſie Gefahr liefen; es war entſchieden gefährlich, den wichtigen Platz von Piacenza derart zu entblößen, daß nur einige Bataillons darin blieben, und ihn für den Fall, daß die Demonſtration mißglückte, in die Unmöglichkeit zu verſetzen, einem gewaltſamen Angriffe zu widerſtehen.

Obgleich die franzöſiſchen Generale bis zu einem gewiſſen Punkte durch den Angriff der Oeſterreicher überraſcht wurden, ſo nahmen ſie das Rencontre doch wie ein unverhofftes Glück entgegen; denn da ſie keine anderen weſentlichen Objecte als die Armeen kennen, ſo wünſchten ſie ſich, ungeachtet ihrer geringen Kräfte, Glück dazu, den Feind im freien Felde erreichen zu können. Die Oeſterreicher dagegen waren nunmehr gezwungen, ſich auf einer ſtricten Defenſive zu halten um dem Feinde nicht außerhalb des Wirkungskreiſes ihrer ſtarken Stellungen die Flanke zu zeigen.

Um alle Eventualitäten, welche dieſe nicht zu qualifizirende Bewegung herbeiführen konnte, zu erſchöpfen, wollen wir alle möglichen Suppoſitionen machen.

Entweder die Oesterreicher stießen auf das gesammte 1. französische Corps nebst dem 93. Linien Regiment und den 10 piemontesischen Brigaden, eine Eventualität, welche ganz sicher eingetreten wäre, sobald die Oesterreicher sich eine Stunde länger in Genestrello gehalten hätten: dann führte diese verhängnißvolle Recognoscirung eine für die Oesterreicher mörderische Schlacht herbei: oder sie stießen auf noch bedeutendere alliirte Kräfte — dann wurden die 35,000 Oesterreicher vernichtet; oder sie stießen auf nur unbedeutende alliirte Kräfte, dann lief eine mit einem ganzen großen Armee-Corps unternommene Recognoscirung nur auf eine unnütze und ermüdende militärische Promenade hinaus, deren Zweck durch einen Corporal hätte erfüllt werden können; oder endlich sie errangen in einem Avantgarden-Gefechte einen ähnlichen Sieg, wie sie ihn an diesem Tage nicht gewannen. In dem letzteren Falle, der übrigens bei Weitem der unwahrscheinlichste war, und wäre es auch nur der Nähe der anderen französischen Brigaden und der Entfernung des österreichischen Hauptquartiers wegen gewesen, konnte eine Schlacht oder selbst nur ein ernstes Gefecht nicht stattfinden; die Verluste der Alliirten konnten aus dem einfachen Grunde nicht bedeutend werden, weil sich ja die Hauptkräfte der kriegführenden Armeen nicht gemessen hätten, und die 35,000 „Recognoscirenden" mußten ganz harmlos zurück, die Einen nach ihren verschanzten Linien am Po, die Anderen nach den verschanzten Lagern von Pavia und Casal-Maggiore, noch Andere nach dem von Piacenza.

Tagesereignisse.

Wozu die neue Rangliste nicht Alles herhalten muß! — So macht sich der „Publicist" über dies diesmal mehr als dürftig gerathene Product her und liefert einen langen Leitartikel unter der Ueberschrift: „Die neue Rangliste." Wir glaubten schon, der Publicist wolle einmal zur Abwechselung in Militaribus „machen," und wir lasen deshalb seine Weisheit wirklich von Anfang bis zu Ende durch, denn es hat für uns immer einen eigenthümlichen Reiz, wenn der Pekin sich mit der Armee beschäftigt. Unsere Erwartung war freilich betrogen, die Ueberschrift stimmte zum Inhalt wie die Faust auf's Auge; kein verdorbener Soldat machte seine Ausstellungen an der Rangliste, sondern ein ganz gewöhnlicher Demokrat brachte den bis zum Ueberdrusse gehörten Unsinn noch einmal zu Markte, daß so wenige „Bürgerliche" höhere Officiere seien. Diese eingefleischten Bourgeois wissen noch nicht einmal, daß „Bürgerlich" gar nicht der Gegensatz von „Adlig," sondern von „Ländlich" ist, und daß jeder Landmann zwar nicht Edelmann, jedenfalls aber kein „Bürger" ist. Zufällig aber neigt der Landmann, der ziemlich überall im Gegensatze zum Städter steht, mehr zum Soldaten, und der Städter zur Speculation. Da es nun in der Armee wenig zu speculiren giebt, so ist eben der Andrang des Städters zur Armee sehr gering. Der nicht-adelige Officier ist in den wenigsten Fällen ein „Bürgerlicher," d. h. ein Städter, sondern er ist meistentheils ein „Soldatenjunge," d. h. der Sohn eines Officiers. Aber selbst die Wenigen, die als Städter „des Königs Rock anziehen," dokumentiren eben dadurch, daß ihre Gesinnung eine andere als die des speculativen Städters ist, und der Herr „Publicist" mag seine Advokatur über diese Apostaten von seiner Anschauung nur fahren lassen — es ist dies ein undankbares Geschäft. Es giebt einen Magnetismus unter uns, den der Herr „Publicist" freilich nicht kennt, der aber so mächtig ist, daß der sogenannte „Bürgerliche" mit Haut und Haar, mit Leib und Seele uns angehört, d. h. im genauesten Gegentheile der Anschauungen des Herrn „Publicisten" steht.

Namentlich komisch wirkt die Hinweisung des Publicisten auf den Umstand, daß bei der Artillerie mehr nicht-adlige Officiere zu finden sind, indem er meint, daß die „Wissenschaftlichkeit" dieser Waffe den Adel davon abschrecke. Der „gelehrte" Herr Publicist mag in der Historie nicht

allzu bewandert sein, sonst würde er wissen, daß durch das ganze Mittelalter hindurch bis in das vorige Jahrhundert hinein der Adel ausschließlich der Träger der Wissenschaft war, und daß nur die Theologie sich theilweise auch anderer Träger erfreute, daß aber das Vorherrschen nichtadliger Officiere in der Artillerie seinen Grund darin findet, daß bis zum Jahre 1808 solche Officiere eben nur bei der Artillerie dienen durften, und daß in der Armee so etwas wie „Tradition", bei dem Herrn Publicisten wahrscheinlich gänzlich unbekannt, in der Armee sehr mächtig ist. — Uebrigens mag sich der Herr Publicist beruhigen; man amüsirt sich über seine Artikel, wie wir es gründlich gethan haben und deshalb die Aufmerksamkeit des Lesers für sehr müßige Stunden darauf lenken, aber — wenn wir nicht zufällig eine solche Stunde gehabt hätten, wäre schwerlich unsere Aufmerksamkeit auf dieses heitere Blatt hingelenkt worden.

Die Untersuchungen über die Prügeleien zwischen Civilisten und Soldaten ergeben bisher in allen Fällen, daß Erstere die Excesse herbeigeführt. Die demokratischen Blätter haben mit ihrer Action vollständig Fiasco gemacht, und zu bedauern sind nur die armen Leute, welche, durch Andere gehetzt, nunmehr für ihre Handlungen allein einstehen müssen, während die Hetzer wie gewöhnlich straflos ausgehen. Indessen die Nemesis schläft nicht, und auch an diese Herren wird seinerzeit die Reihe kommen, denn die Erfahrungen von 1848 sind denn doch nicht spurlos vorübergangen, und so unbefangen naiv wie im Jahre 1847 sind wir im Jahre 1860 nicht mehr. Wir passen auf.

Major v. Düringshoffen, Commandeur des Fürstlich-Waldeck'schen Contingents, befindet sich gegenwärtig hier, um die Lieferung von Zündnadelgewehren für dies Contingent regeln zu helfen. Herr v. Düringshoffen stand früher in Preußischen Diensten, und zwar anfänglich beim 1. Garde-Regt. z. F., wurde dann dem Leib-Gren.-Regt. aggregirt und schließlich in das 2. Brandenburgische Gren.-Regt einrangirt, von wo er einem Rufe nach Waldeck folgte.

Wir haben vielfach das Glück, daß unsere kleinen Notizen von andern Blättern weiter getragen werden; freilich fast immer ohne unser Blatt als Quelle zu zitiren. So sagten wir in dem Hefte vom 30. Sept., daß ein Sardinischer Rittmeister hier „eine Anzahl Reitpferde" angekauft und nach Turin geschickt habe. Unter den vielen Zeitungen, welche diese höchst unbedeutende Notiz abdruckten, befand sich auch die Kreuzzeitung, und da diese das Unglück hat, mit allen offiziösen Correspondenzen verfeindet zu sein, so mußte sie auch das Opferlamm abgeben und sich dahin berichtigen lassen, daß jener Rittmeister nur „sieben Pferde für seinen Gebrauch und für den einiger Kameraden hier gekauft hat." Wir brachten die Notiz nur ganz beiläufig, und wenn wir etwas militärisch Wichtiges hätten mittheilen wollen, so hätten wir eben das Militärische daran hervor gehoben.

Wenn es aber an das Berichtigen geht, dann mag sich auch der offiziöse Berichtiger unsererseits berichtigen lassen; denn wir wissen immer genau das, was wir schreiben. Jener Rittmeister hat nicht sieben, sondern sechs Pferde hier gekauft, das siebente wenigstens kennen wir nicht, wissen aber, das er nur sechs kaufen wollte. Diese sechs Pferde aber waren nicht „für seinen Gebrauch und den seiner Kameraden," sondern für den persönlichen Gebrauch des Königs Victor Emanuel, so sagte zum mindestes der Rittmeister selbst. Nur aus diesem Grunde brachten wir jene Notiz. Die Zeitungen brauchten sich übrigens solche Dementi's nicht gefallen zu lassen, wenn sie ganz einfach angäben, woher sie solche Notizen haben. Wir werden schon mit solchen „Berichtigern" fertig werden.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Kronenstr. 21.

Der neueste Pairsschub.

II.

Unleugbar jedoch hat diese in vielen Beziehungen so scherzhafte Sache auch ihre sehr ernsthafte Seite. Nicht allein, daß es einen Staat nach außen diskreditirt, wenn seine mit so vielem Aufwand von officieller Druckerschwärze verherrlichten „Capacitäten" sich bei genauerer Betrachtung als Pensionen auf Halbsold erweisen; als „Invaliden" die nicht einmal das „Invictus" auf sich anwenden dürfen: wir sind auch noch mit einigen Zügen im Rückstande, die in der That ein sehr bedenkliches Aussehen haben.

Daß die berufenen „Staatsmänner" mehr oder weniger „Gothaer" sind, macht uns dabei den geringsten Anstoß. Die auswärtige Politik des Herrenhauses könnte „zu richtig" werden, und es empfiehlt sich daher, einige Mißtöne hineinzubringen, welche dem Publikum die Ueberzeugung gewähren, daß man ein Pair sein und doch verkehrte Ansichten haben kann. Sonst sieht man in der That nicht wohl ab, wodurch und welcher Weise die Herren Camphausen, v. Usedom und Graf Pourtales die auswärtige Politik des Herrn v. Schleinitz zu unterstützen vermögen.

Graf Pourtales: wir vernahmen seinen Namen zuerst damals, als jener erste Entwurf des Malmöer Waffenstillstandes abgeschlossen wurde, welchen die Preußische Armee als ihrer Ehre zuwider bezeichnet, und wir waren unserer Seits niemals sehr verwundert, daß man ihn unter Herrn v. Manteuffel nicht gerade für einen bedeutenden Diplomaten hielt. Sonderbarer Weise dachten seine politischen Freunde jedoch anders, und als der Herr v. Bethmann sich mit der Ueberzeugung von der Ungesetzmäßigkeit der ständischen Restauration durchdrang, da bemächtigte sich auch seines Schwiegersohns die Erkenntniß, daß der Gesandtschafts-Posten dort „weit hinten in der Türkei" seiner Leistungsfähigkeit nicht entspreche. So eine Zeit lang „mißvergnügter Staatsbürger", trat er dann mit dem Aufgang der „neuen Aera", an deren Schöpfung er redlich mitgewirkt, frisch und fröhlich in den Vordergrund, und der Kaiser der Franzosen, der eigentlich doch ein recht kluger Mann ist, hatte das Vergnügen, ihn als Gesandten Preußens in den Tuilerien zu empfangen. Wir werden nicht fehlgreifen, wenn wir die außerordentlichen Resultate der Preußischen Politik in Paris einigermaßen auf sein Conto schreiben, und wir heißen seine Berufung in das Herrenhaus willkommen, wenn damit die Absicht verbunden ist, ihn dadurch möglichst lange von Paris fern zu halten.

Die Herren Camphausen und von Usedom — wir haben sie bereits im Allgemeinen skizzirt, und wir können uns auch heute kaum zu der Annahme entschließen, daß Beide lediglich aus Versehen berufen sein sollten. Man hat den Herrn Camphausen inzwischen — angeblich wegen Lösung eines nautischen Problemes — zum Doktor promovirt (virum in rebus incertis certum, der als Minister den Zeughaussturm weder zu verhindern noch zu bestrafen wußte!) und er wird es deshalb gewiß nicht unversucht lassen, seiner „ins Wasser gefallenen Idee" der deutschen Einheit wieder auf die Beine zu helfen. Daß ihm Herr von Usedom hierbei sehr behilflich sein sollte, besorgen wir kaum; er liebt es, der Entwickelung der Dinge in Ruhe entgegen zu sehen, doch wird er der deutschen Bundes-Versammlung — schon als Mitglied! — bösen Leumund machen.

Den Herrn von Rabe rechnen wir nicht zu den Staats-, sondern nur zu den Grundsteuer-Männern mit bedenklichen patowlogischen Zuständen, doch wird das Herrenhaus hoffentlich auf festeren Füßen stehen, als daß selbst die Autorität Patow-Rabe einen sonderlichen Eindruck machen könnte.

Den Seehandlungs-Präsidenten Camphausen kennen wir unsererseits nur aus dem Staats-Kalender.

Es bleibt daher nur noch der Erbland-Marschall von Flemming auf Basenthin, dessen Berufung in der Provinz Pommern ein um so größeres Aufsehen erregt, als man denselben bis dahin für die am wenigsten geeignete Persönlichkeit gehalten. Als Strafe dafür, daß er so liberal gewesen, wäre es etwas hart, und doch ist ein anderer Grund schwer erfindlich.

Unwillkürlich aber drängt sich dabei die fernere Frage auf, ob diese ersten Ernennungen accrescendo oder descrescendo zu verstehen sind, mit anderen Worten, ob man mit den Besten oder mit den weniger Guten begonnen, und ob wir also für den Fall der Wiederholung eine Nummer höher oder niedriger zu erwarten haben?

Für die letztere Eventualität erinnern wir Betreffs des Schluß-Tableaux an den im Jahre 1848 gemachten Vorschlag eines bekannten Mitgliedes des Herrenhauses, zwölf Tambours zu designiren, welche jede antiministerielle Aeußerung mit einem Wirbel beantworten.

Haben wir aber so unter den neu berufenen Pairs umsonst nach einer staatsmännischen oder sonstigen Capacität ausgeschaut, und müssen wir uns also dabei beruhigen, daß man diesmal die Vorzüge des Herzens über die des Kopfes gestellt: die Ernennungen werden doch nicht ohne Wirkung bleiben. Sie werden, wenn auch nichts Anderem, doch dem einer Stärkung durchaus nicht bedürftigen büreaukratischen Elemente Preußens einen neuen, auf diesem Gebiete durchaus nicht zu unterschätzenden Zuwachs gewähren.

Freilich haben wir auch hier wieder die Genugthuung, daß man selbst dies nicht einmal vermocht, ohne dem schöpferischen Gedanken Sr. Majestät des Königs in der Benutzung der Institution des Kron-Syndikats unwillkürlich seinen Tribut der Huldigung darzubringen. Daß man sich zur Darstellung

dieſer Huldigung gerade des Herrn Dr. Bornemann bedient, möchte den Allerhöchſten Intentionen allerdings weniger entſprechen.

Das preußiſche Herrenhaus aber, es wird im Großen und Ganzen nicht ſo unbillig denken, um nicht einzelnen, in ſeinem Schooße bisher ſehr vereinſamten Mitgliedern einen gleichgeſinnten Umgang zu gönnen. Es würde jedenfalls noch draſtiſcher gewirkt haben, wenn das Staats-Miniſterium ſich ſelbſt in corpore für das Herrenhaus präſentirt hätte. On n'est pas bien servi que par soi-même.

Welche Befriedigung aber kann es gewähren, Pair zu werden, wenn es nichts mehr bedeutet, Pair zu ſein, und welchen Nutzen mag man noch von einem Herrenhauſe erwarten, wenn man das der Regierung unzweifelhaft zuſtehende Recht neuer Ernennungen mit dem Scheine der Tendenz belaſtet, und dadurch nicht allein das der Krone geſchichtlich und ſachlich am nächſten verwandte Element des Staatslebens in der öffentlichen Meinung entwerthet, ſondern auch der Inſtitution ſelbſt jede eigene Geltung dem jeweiligen Miniſterium gegenüber abſpricht.

Von allen Conflicten, welche eine Regierung heraufbeſchwören kann, iſt keiner gefährlicher und bedenklicher, als der mit der Ariſtokratie ihres Landes.

Bis nach Hohen-Vieritz.

Eine Preußiſch-Franzöſiſche Geſchichte

von **George Hesekiel.**

Fünfundzwanzigſtes Capitel.

Beim alten Grieben.

Neoterpe.

„Wer ſind die Männer, die nicht eben liebenswerth
An Deiner Seite ſtehen, mit wildem, düſt'rem Blick?"

Paläopheon.

„Das Ernſte kommt Euch eben wild und düſter vor,
Weil Ihr, gewöhnt an flache, leere Heiterkeit,
Des Augenblickes Bedeutung nicht empfinden könnt."

(Goethe.)

Die verewigte Frau von Uchtenhagen hatte, wie wir auch angedeutet haben, ſchon ſeit längerer Zeit ein Vorgefühl ihres nahenden Hinſcheidens gehabt; ſie hatte ſich in ihrer mütterlichen Beſorgniß um ihre jungen Töchter, die ſie ſo recht verwaiſt zurücklaſſen mußte, an ihre Schweſter, die treffliche Frau Kammerherrin von Pletz auf Beſſin, gewandt, und dieſe war mitten im Winter, in der ſchlechteſten Zeit, nach Mittenwalde geeilt, um die Schweſter zu tröſten.

Sie hatte wirklich Troſt gebracht, denn ihr Gemahl hatte ſie zugleich zu ſo

Theile der Preußischen Monarchie so unverkümmert an's Licht tritt, daß die ganze ländliche Bevölkerung, Edelleute wie Bauern, eines Schlages ist. Dieses feste Zusammenhalten der Edelleute mit der übrigen Landbevölkerung hatte in den letzten schweren Jahren der heillosen Franzosenwirthschaft sich trefflich bewährt, und der völlige Ruin der brandenburgischen Marken ist mit durch diese Eigenthümlichkeit abgewendet worden. Als nach der Niederlage der Armee im October 1806 die ganze Staatsmaschine in Trümmer brach, als die oberen Behörden zeitweilig ihre Action ganz einstellten, als Niemand mehr befahl und regierte in diesem Lande, wo seit vielen Jahren Alles von Oben herunter befohlen und regiert worden war, da standen die adligen Landräthe mit ihren Kreiseingesessenen zusammen, „Schulter an Schulter" stemmten sie sich fest und entschlossen gegen den wüsten Anprall der Gesetzlosigkeit, der Tyrannei, der Erpressung, der Vernichtung des Landes, und sie hielten den Anprall aus und blieben stehen. Nur mit sehr wenigen Ausnahmen haben sich die Kreisstände der Chur- und andern Marken ganz musterhaft gezeigt in jenen dunkeln Tagen, und wenn der märkische Adel noch heute im Volke als Stand eines Ansehens genießt, was in anderen Provinzen der Monarchie wenigstens nicht überall in gleichem Maaße der Fall ist, so hat er es großentheils der Haltung seiner Väter zur Zeit der Franzosenwirthschaft zu danken. Es darf und kann nicht vergessen werden, was die guten und getreuen Edelleute gethan, der von Pannwitz auf dem Nieder-Barnim, der von Zieten, des Husarenvaters Sohn, zu Ruppin, der von Bredow in Havelland, der von Rochow in der Zauche, der von Sprenger auf dem Glien, der von Rohr und Graf Wartensleben in der Prieguitz, der von Winterfeld in der Uckermark und so Viele noch, die ohne Menschenfurcht und ohne Rücksicht auf das eigene Wohl ihre Pflicht im vollsten Maaße als Männer und Edelleute thaten. Vor Allem aber muß dabei immer des Kammer-Präsidenten von Gerlach gedacht werden, der in noch schwierigerer Stellung ein leuchtendes Exempel gab und, persönlich den übermüthigen Satrapen des gewaltthätigen französischen Tyrannenthums entgegentretend, den Bessern darunter Achtung abnöthigte, den Schlechtern aber Scheu einflößte und sie zu größerer Rücksichtsnahme zwang. Als einen „Mann ohne Gleichen" hörte man damals Herrn von Gerlach bezeichnen, und als er aus dem Staatsdienste schied, weil er durch die Einführung der Ober-Präsidenten die Selbstständigkeit der Behörden für gefährdet hielt und in der Schöpfung dieser neuen Beamten mit gutem Grunde einen neuen und gefährlichen Machtzuwachs der Büreaukratie sah, da schrieb ihm sein König jenen Abschiedsbrief, der in seiner beinahe wehmüthigen Fassung eine noch viel glänzendere Anerkennung des Mannes enthält, als in dem ausdrücklich gezollten Lobe. Glücklicher Weise ging die ausgezeichnete Kraft dieses trefflichen Mannes durch seinen Austritt aus dem Staatsdienst nicht verloren für das Vaterland, denn bei Einführung der neuen Städteordnung im Jahre 1809 wählte die Haupt- und Residenzstadt Berlin Herrn von Gerlach einstimmig zu ihrem ersten Oberbürgermeister. Herr von Gerlach gehört in vorderster Reihe zu den Männern nicht nur, die in trüben und dunkeln Tagen große und wichtige Dienste thaten am Werk der Rettung und

der Erhaltung, ſondern auch zu denen, die friſch und kräftig ſchaffend die große Zeit, die blutigen und goldenen Tage der Erhebung und der Befreiung vorbereiten halfen. Wie ſo manche vorzügliche Männer hat auch er den Beginn des großen Kampfes, den endlichen Sieg aber nicht mehr erlebt.*)

Zu den trefflichſten Edelleuten der brandenburgiſchen Staaten gehörte jener Zeit auch der Kammerherr von Pletz auf Beſſin, ſeine vollkommene Zuverläſſigkeit, ſeine Hingebung und ſeine Einſicht waren ſo anerkannt, daß er im Winter des Jahres 1808 nach Königsberg berufen worden war, um bei verſchiedenen der neuen Organiſationen gehört zu werden. Sein Widerſpruch hatte, mit den anderer Männer vereint, da manches Schlimme verhindert, wenn er und Andere auch ſeufzend ihre Zuſtimmung zu manchen Einrichtungen hatten geben müſſen, deren Gefahren ſie klar genug erkannten, die aber freilich durch die verzweifelte Lage, in welcher ſich die Monarchie befand, nicht zu umgehen waren.

Zu denjenigen neuen Einrichtungen, mit denen ſich der Kammerherr von Pletz nicht ganz zu befreunden vermochte, gehörte auch die neue Städte-Ordnung; er verkannte nicht, daß etwas Durchgreifendes für die Aufnahme der Städte geſchehen müſſe, aber er glaubte nicht, daß mit der neuen Städte-Ordnung das getroffen worden war, was eigentlich Noth thue. Dabei war es charakteriſtiſch für den märkiſchen Edelmann, daß es nicht ſowohl die einzelnen Beſtimmungen der neuen Städte-Ordnung waren, gegen welche er ankämpfte, ſondern es war der liberal-franzöſiſche Geiſt, der ihn aus dem Ganzen befremdlich entgegenwehte und ihn unangenehm berührte; er vermißte in den Beſtimmungen die Erhaltung der ältern, oder auch die Neuſchöpfung poſitiver ſittlicher Ordnungen, auf denen allein nach ſeiner Anſicht ſich ein geſundes Städteweſen entfalten konnte. Freilich mußte er auch hier zugeben, daß durch die Noth des Augenblicks allerlei Dinge nothwendig geworden waren, deren Wiederaufhebung nach überwundener Noth viel ſchwieriger ſein mußte, als ihre Einführung. Sein Herz trauerte über den Fall ſo mancher altpreußiſchen Inſtitution, die, einmal vernichtet, nie wieder hergeſtellt werden konnte zum unerſetzlichen Schaden des Vaterlandes. Beſonders beklagte er die Einführung der neuen Städte-Ordnung in den kleinern Städten der Marken, denen ſie, ſeiner Anſicht nach, unmittelbaren Schaden namentlich dadurch brachte, daß ſie die Verwaltung der Juſtiz den Magiſtraten entzog. Die neue Städte-Ordnung ſchuf die vom Kammergericht eingeſetzten Stadtgerichte, die in den kleinen Städten nur aus einem Richter beſtanden. In ſeinem Mißtrauen gegen die neue Städte-Ordnung ließ ſich Herr von Pletz auch dadurch nicht irre machen, daß dieſelbe von einem großen Theil der Gebildeten mit Freuden aufgenommen wurde, und daß ſelbſt kleinere Orte, denen ſie nicht zukam, um Einführung derſelben baten; er erkannte in dieſem Umſtande nur, daß eben der liberal-revolutionäre Geiſt des Franzoſenthums

*) Herr von Gerlach ſtarb 1813, vier ebenfalls ausgezeichnete Söhne hinterließ er, von denen der Präſident Ludwig von Gerlach, und der General der Infanterie und Generaladjutant Sr. Maj. des Königs, Leopold von Gerlach, noch leben.

den conservativen deutschen Geist überwog. Noch weniger wollte er sich mit dem Trost zufrieden geben, bei dem sich selbst viele seiner einsichtigeren Meinungsgenossen beruhigten, daß nämlich die Personen die Mängel und Nachtheile der Institutionen ausgleichen würden. Nun muß allerdings zugegeben werden, daß die Wahlen zu den Stadtverordneten- und Magistratsstellen mit sehr wenigen Ausnahmen gut ausgefallen waren, d. h. man hatte fast überall Männer gewählt, die sich durch ihre Liebe zum Könige, durch ihre Hingebung an's Vaterland in schwerer Zeit bewährt hatten; die Freude über den guten Ausfall der Wahlen war's eben, die den ehrlichen märkischen Junker am Meisten erschreckte, es wehete ihm der heiße Brodem des revolutionären Franzosenthums erstickend entgegen; er sagte sich, daß Wahlen, über deren guten Ausfall man sich freue, also doch gewiß auch schlecht ausfallen könnten und unter Umständen müßten, ihm aber konnte nimmer eine Einrichtung heilbringend erscheinen, die auf solches Prinzip gestützt war.

Uebrigens war die Opposition gegen die neue Städte-Ordnung auch in den kleinen Städten der alten Churmark lebhaft genug gewesen und würde sich noch weit energischer gezeigt haben, ohne die angestammte Ehrfurcht des churbrandenburgischen Volkes vor dem Willen des Landesherrn, gegen den man wohl Vorstellungen sich erlaubte, dem man sich aber unterwarf, wenn die Vorstellungen nicht zum Ziele führten. Es ist ganz unglaublich, in welcher schnöden Weise der Liberalismus diese goldne Ehrfurcht eines königstreuen Volkes vor dem Willen seines Fürsten zu Zeiten ausgenutzt und gemißbraucht hat für seine Zwecke. Von dem Liberalismus jener Tage muß indessen gerühmt werden, daß er wenigstens in gutem Glauben handelte und wirklich zu des Vaterlandes Besten zu wirken glaubte. Der Patriotismus der meisten Staatsmänner von damals ist über den Zweifel, über ihre Einsicht freilich ist jetzt auch kein Zweifel mehr, wenn ihnen auch die äußerste Noth und der gebieterische Drang der Umstände in vielen Fällen als Entschuldigung zur Seite steht.

Der Kammerherr von Pletz war der Einführung der neuen Städte-Ordnung mit großer Aufmerksamkeit gefolgt, besonders in den kleinen Städten, denn diese städtischen Gemeindewesen standen in Churbrandenburg seit alten Zeiten in einem sehr innigen Verhältniß zu der ländlichen Bevölkerung, zu den Edelleuten und den Bauern, waren doch die Meisten ihrer Bewohner sogenannte Ackerbürger. Die Ackerbürger hatten in diesen kleinen Städten eine Art von bevorzugter Stellung, oft nicht gerade durch ihren größeren, sondern häufig durch lange vererbten alten Besitz und die daraus hervorgehenden Verbindungen; der märkische Junker fand sich nicht getäuscht, als er zum Voraus sagte, daß durch die neuen Gesetze die Ackerbürger der kleinen Städte sich besonders empfindlich berührt fühlen würden.

Als nun der Kammerherr an jenem Abende in die große Unterstube des alten Grieben trat, hatte er die Absicht, mit diesem Manne seine Ansichten über die Städte-Ordnung auszutauschen, denn er hatte erfahren, daß der alte Grieben, ein treuer Patriot, ein reicher Ackerbürger, seit Jahren wohlverdient um das Gemeinwesen seiner Stadt, sich sehr eifrig für die Einführung der Städte-Ord-

nung bemüht hatte, welche seine Mitbürger anfänglich mit dem größesten Mißtrauen betrachteten. Dem Kammerherrn war es vom höchsten Interesse, zu erfahren, was diesen Mann zu solcher Thätigkeit bewogen.

Wer die Leute im alten Lande Churbrandenburg in ihrem Verkehr öfter und genauer beobachtet hat, dem ist gewiß auch schon die eigenthümliche sociale Stellung, wenn man diese Bezeichnung in diesem engsten Sinne gebrauchen darf, aufgefallen, in der sich die Junker zu den übrigen Landbewohnern befinden, und er hat, wenn er irgend noch Sinn hat für solche Dinge, seine Freude daran gehabt. Es ist da keine Spur von jener hündischen und oft geradezu ekelhaften Demüthigung vor dem Edelmann, die man bei manchen slavischen, oder mit slavischen Elementen stärker versetzten Stämmen sieht, aber auch nichts von der Heimtücke, die so oft Hand in Hand mit der slavischen Demüthigung geht. Andererseits merkt man in den Marken aber auch nichts von dem halb trotzigen und neidischen, halb andringlichen Wesen, mit welchem in manchen Ländern die anderen Landbewohner dem Adel zur Seite stehen, noch weniger aber das trotzige und freche Dickthun, mit welchem hier und da namentlich die reich gewordenen Runkelrüben-Bauern dem Adel imponiren möchten. Nichts von alledem in der Mark; mißtrauisch, vorsichtig und nüchtern behandeln sich da die Bauern unter sich; das sind sie denn auch gegen den Edelmann, aber sie sind es nicht, weil er ein Edelmann ist. Sie geben dem Edelmann gern die Ehre, aber ohne eigene Erniedrigung, und sie verkehren gern mit ihm, weil er ein märkischer Mann vom Lande ist; etwas mehr abgeschwächt ist das schöne Gefühl schon seitdem, damals aber bestand es noch in fast ungebrochener Kraft, das Gefühl der ländlichen Gemeinsamkeit zwischen dem märkischen Junker und den märkischen Bauern. Damals wußte der märkische Landjunker fast noch gar nichts von jenem falschen, ganz unconservativen Vornehmthun, der märkische Bauer nichts von dem nichtsnutzigen demokratischen Gleichheitsgelüste.

Der alte Grieben fühlte sich hoch geehrt durch den Besuch des Herrn von Pletz, er fühlte, daß in dem Besuch des Edelmanns nicht die Spur von vornehmer Herablassung war; eben darum, weil der Edelmann zu dem Ackerbürger kam, wie ein märkischer Mann vom Lande zu einem andern kommt, darum eben fühlte sich der alte Grieben wirklich geehrt.

Die beiden Patrioten saßen lange beisammen, anfänglich mit ächt märkischer Vorsicht Frage gegen Frage setzend, ohne eine zu beantworten, dann aber zu vollster und vertraulichster Mittheilung übergehend. Der Edelmann wunderte sich gar nicht über die, wenn auch des weitern Blickes ermangelnde, so doch im Einzelnen meist das Richtige treffende politische Einsicht des alten Grieben, er hatte mehr Beispiele davon, und der Ackerbürger staunte nicht über die eingehende Kenntniß der Einzelheiten, die der Kammerherr an den Tag legte, denn er verlangte und setzte von jedem märkischen Edelmann voraus, daß er sich bis in's Kleinste hinein um Alles kümmere, was sich auf des Landes Wohl und Wehe bezieht.

Eigenthümlich war es, daß der alte Grieben ein Beförderer der neuen Städte-Ordnung geworden war, obgleich er gerade wie der Kammerherr instinct-

mäßig einen Widerwillen gegen dieſe neuen Einrichtungen empfand; er meinte, die neue Städte-Ordnung komme „von den Franzoſen", er fühlte mehr oder minder klar eben die Schäden, die aus dieſem Geſetz dem Lande erwachſen könnten, aber er glaubte, der König führe dieſes und andere Geſetze nur für die Noth des Augenblick ein, um ſo raſch als möglich durch dieſelben die Kräfte des Landes zu ſteigern und ſo hoch wie möglich zu ſpannen, damit er die Mittel in die Hand bekomme, „den Franzoſen" zu ſchlagen, „den Bonaparte" zu ſtürzen und das „Chriſtenthum" wieder in Frankreich einzuführen. Halb mit Freude, halb mit Trauer vernahm der Kammerherr die naive Sprache, in welcher der alte Grieben die unerſchütterliche Hoffnung ausſprach, daß der König „ganz andere" und „ganz Preußiſche" Einrichtungen und Geſetze machen werde, wenn er nur mit „dem Franzoſen" fertig ſei. Aus Haß gegen das franzöſiſche Weſen hatte der alte Grieben die vom franzöſiſchen Geiſt durchdrungenen Geſetze einführen helfen, er wollte eben die Franzoſen mit franzöſiſchen Waffen ſchlagen; jener verhängnißvolle Irrthum, den hochberühmte Staatsmänner mit dem alten Ackerbürger von Mittenwalde theilten. Beinahe ſpaßhaft war dem alten Mann die Befürchtung des Kammerherrn, daß die neuen Geſetze auch nach dem Siege über die Franzoſen, an dem die treuen Preußiſchen Männer übrigens beide nicht den geringſten Zweifel hegten, in Kraft bleiben könnten.

„Nein, gnädiger Herr," rief er laut, „wo denken Sie denn hin? wie könnte denn der König das leiden? ei! im Fall der Noth ſpannt man Alles ein, was man im Stall hat, wenn man das aber immer thäte, ruinirte man ja den ganzen Viehſtand!"

Dem Kammerherrn wurde bei dieſer unverwüſtlichen Zuverſicht des alten Menſchen ganz ſeltſam zu Muthe, er wußte nicht, was er dazu ſagen ſollte, und fing bald darauf mit Manier einen andern Discurs an. Als er ſpät am Abend von dem guten Manne ſchied, da war ihm wenigſtens klar, daß noch ſchlechtere Geſetze ſelbſt einen harten Stand haben würden, ehe es ihnen gelingen ſollte, ſolche gute, kernfeſte Art von Volk zu ruiniren.

Er fand einen Troſt darin, es iſt aber keiner, je ſpäter ſich die Folgen ſchlechter ſocialer und politiſcher Einrichtungen zeigen, deſto länger iſt man geneigt, ſie für gut und heilbringend zu halten und ſie in ihrer verderblichen Wirkſamkeit ungeſtört zu laſſen!

Umschau. *)

Noch zu keiner Zeit, seit dem Tage von Villa-Franca, hat die italienische Revolution einen solchen Grad der Spannung erreicht, wie gegenwärtig. Man fühlt es der Lage ab, daß sie ihren Hochpunkt erreichte und neue durchgreifende Entscheidungen nothwendig werden, um sie auf dieser Höhe zu erhalten. Zum ersten Male seit der Einschiffung des Freischaaren-Capitains sind die Revolutionaire veranlaßt, ihre Schritte zu überlegen, sehen sie sich erinnert, den grandios großmäuligen Humor, mit dem sie die Revolution einleiteten, einstweilen zu verabschieden, um für die Ausleitung derselben die Mittel aus weniger ergiebigen Quellen zu schöpfen. Ihre Urheber, ihre Mithelfer, ihr classischer Pöbel, Alle wie Jede, empfinden in diesem Augenblicke das Gewicht der — Verantwortlichkeit; und so mancher hohe Schurke, der mit lachendem Bonmot zum Verräther an König und Volk ward, mag heute zum ersten Male ernst sehen.

Ernsthafte, ob auch im Geiste widersprechende Proteste feiern in diesem Augenblicke auf der revolutionairen Bühne ein rendez-vous, das in dieser Art ziemlich unerwartet hervortritt und am deutlichsten verräth, daß die Revolution genöthigt sein wird, aus dem Possenspiel in den Charakter des höheren geschichtlichen Dramas überzugehen. Der Scherz geht zu Ende; er währte freilich lange genug, um die Heiligkeit und Ernsthaftigkeit der höchsten und ursprünglichsten Gesetze zu verhöhnen, ja, dieselben für den großen Haufen der Zuschauer völlig vergessen zu machen: nunmehr sehen sich diese wie die munteren Akteure selbst zu einigem Ernste erinnert.

Vergleicht man diese so plötzlich erhobenen Proteste unter sich und in ihrem wechselseitigen Verhältniß zu der italienischen Revolution, so kann man sich der Neigung kaum erwehren, in ihnen zusammen eine Art von Kreuzfeuer zu erblicken, das sich über dem Heerde der modernen politischen und socialen Ruch- und Ehrlosigkeit wie auf gegenseitige Bestellung entleere. Man kann, wie gering auch das Maaß des Vertrauens sei, zu dem die neu angenommene Haltung der legitimen Mächte berechtigen möchte, sich des Gedankens nicht erwehren, daß es so habe kommen müssen; und ist der Beobachter nur erst bis zu diesem lichtreichen Schaupunkte gelangt, dann liegt auch die ermunternde und ermuthigende Hoffnung so fern nicht, daß es ferner auch kommen werde, wie es zu Ehren des so tief gekränkten Rechts, der so schwer beleidigten Wahrheit, kurz zu Ehren der öffentlichen Gerechtigkeit und — Sittlichkeit kommen muß, mag

*) In die letzte Umschau (7. Heft) haben sich einige Druckfehler eingeschlichen, die wir hiermit berichtigen:

Seite 94,	Zeile	17 v. o.	lies:	übermüthiges	statt überglückliches.
Desgl.	„	10 v. u.	lies:	Einlösung	„ Auflösung.
Seite 95,	„	12 v. o.	lies:	rechnen	„ wuchern.
Seite 96,	„	11 v. u.	lies:	dennoch	„ danach.
Desgl.	„	4 v. u.	lies:	gemessen	„ genießen.
Seite 97,	„	28 v. o.	lies:	richtigen	„ wichtigen.

es Kraft oder Schwäche, Verrath und Lüge oder treue, feste Wahrhaftigkeit, äußerliches Intereſſe oder Antheil an den heiligſten Gütern der Geſellſchaft, Gefühl ihrer Verantwortlichkeit vor Gott oder Vorgefühl ihrer ganz nahe bevorſtehenden tiefen Erniedrigung vor den Menſchen ſein, was namentlich die legitimen Mächte zu gleichzeitigen (und auch wohl gleichmäßigen) Proteſten veranlaßt hat. Genug, der Beobachter ſieht ſich auf's Neue erinnert, daß die Lüge in ſich ſelbſt jene endliche Empörung nährt, durch die ſie am Ende geſtürzt wird.

In dem letzterwähnten, halb und halb dämoniſchen Sinne ſind denn vorzugsweiſe diejenigen Proteſte aufzufaſſen, mit denen die Urheber der italieniſchen Revolution ſich ſelbſt und ihr verbrecheriſches Werk zu beglücken anfangen. Unter ihnen iſt es zunächſt der franzöſiſche Gewalthaber, der, wenn auch verſchämt, doch ziemlich unverhohlen von dem feingefädelten revolutionairen Aggreß des Sardenkönigs an einen (etwa contre-revolutionairen?) Congreß der Mächte proteſtirt. Dicht neben ihm proteſtirt dieſer Sardenkönig hinwieder in öffentlichem feierlichen Manifeſt von den demagogiſchen Secten in Italien und den reactionären Plänen der Throne an die erleuchteten und friedliebenden Völker Europa's, und wirft er damit ein ſehr dankenswerthes Licht auf das verſchämte Congreßverlangen ſeines würdigen Vordermannes. In Turin wieder proteſtirt der talentvolle Erfinder des italieniſchen Schmerzensſchreis von der Perſon Garibaldi's und der „pochi tristi" an die National-Repräſentation, derweil in Neapel (mit beſſeren Gründen als alle Proteſtirenden zuſammengenommen) Mazzini von der plebejiſchen Revolution an die — claſſiſche proteſtirt. Beiläufig bemerkt, ein ſicheres Vorzeichen, daß er mit den beſſeren Gründen der unterliegende Theil ſein wird. Er dürfte ſich indeß zu tröſten wiſſen, der „vielgereiſige" Ueberall-und-Nirgend. Sein Stichtag fällt wohl kaum um mehr als einen Frühling früher als der ſeiner Dränger, die, man ſollte es kaum glauben, ſchon heut in Sicherheitspolizei machen, und eben dadurch dem hohen Chor der Proteſtirenden ſich auch ihrerſeits anſchließen.

Der Leſer erkennt, die Proteſte kreuzen förmlich einander, und beliebt es ihm, dieſelben wie wir unter dem Bilde eines völlig regelmäßigen Kreuzfeuers aufzufaſſen, dann dürfte er um ſo leichter erkennen, daß die Lage der Revolution wirklich eine andere, ungleich ernſthaftere geworden, mit anderen Worten, den ihr möglich geweſenen Hochpunkt innerer Entwickelung erreicht hat.

Gleichwohl würden wir die ganze Bedeutung der eingetretenen Wendung kaum halb kennzeichnen, wenn wir neben den Proteſten der Revolutionaire ſelber, die im Grunde nur eben ſo viele Selbſtanklagen und Selbſtgeſtändniſſe davon ſind, daß es mit der Omnipotenz der Lüge zu Ende gehe, nicht auch jenes Proteſtes von wahrhaft Königlicher Facticität gedächten, womit Franz II. zu dem Degen gegriffen hat, um zwiſchen ſich und ſeinen Feinden jene Blutlinie zu ziehen, die in ſolchen Fällen den Beruf hat, das Recht von dem Unrecht zu ſcheiden und der Legitimität, gleichviel, ob ſie glücklich oder unglücklich kämpfe, ihre Vollgewalt gleichſam für alle künftigen Zeiten zu reſerviren. Dieſer factiſche Proteſt des jungen Monarchen iſt daher der bei Weitem bedeutſamſte Act dieſer Tage geweſen; und wenn es auch dahingeſtellt bleiben mag, wer in

dieſem Lügenkampfe obſiegen werde, ob Jener, der (in dieſem Falle abweichend von dem Verfahren ſeines die Könige ſelbſt entſetzenden Oheims) königliche Throne bereits per procura für erledigt erklären läßt, denn ohne das völligſte Einverſtändniß Napoleon's III. hätte der piemonteſiſche Miniſter dieſe infamirende Unbilde den europäiſchen Mächten wohl nimmermehr vor die Füße zu werfen gewagt, oder ob dieſe Mächte ſelbſt und mit ihnen Gott, das Königthum und die heiligſten Rechte der Völker, — wie das Alles auch komme, ſagen wir, — König Franz II. zog mit dem Degen zugleich ſein ganzes unverſehrtes Königsrecht aus der Scheide, und das wird nun außer der Scheide bleiben, ob auch der Degen ſelbſt dahin zurückkehrte. Schon dieſe Thatſache allein erhebt darum entſcheidenden Proteſt gegen jederlei Art von Congreß, deſſen Thätigkeit auf Präliminarien fundamentiren könnte, die von ihr abſehen, und wehe dem europäiſchen Staatsmanne, der zu einem derartigen Congreſſe die Hand darzubieten Neigung haben könnte! Der königlichen Familie von Neapel kann von nun an kein Titelchen ihrer Rechte vergeben werden, das der junge König nicht ſelbſt in ſeinem und ihrem Namen aus durchaus freier königlicher Entſchließung aufgegeben hätte. Jeder Verſuch dazu würde die Vergeſellſchaftigung des europäiſchen Königthums mit dem napoleoniſchen Cäſarismus ſein. Und gelänge es ſelbſt, gegen den Verrath des neapolitaniſchen Königshauſes anderweite im Uebrigen gewiß ſehr wünſchenswerthe, Reſtitutionen einzutauſchen, a dato eines derart präliminirten Congreſſes hätte das europäiſche Königthum gemeinſame Sache mit der europäiſchen Revolution, und dieſe wäre ipso facto die legitime Gewalt in Europa geworden. Dieſe inneren und tieferen Beziehungen des plötzlich wieder erſtandenen Congreß-Verlangens ermißt Keiner ſo ſicher wie der Urheber aller europäiſchen Verwirrniſſe, und eben darum wünſcht er den Congreß, darum wenigſtens zunächſt, nicht, um in Italien Pläne in Scene zu ſetzen, die weit ausſehen, und mit denen es eben darum nicht eilt, oder wie man wohl geglaubt hat, um der fürſtlichen Zuſammenkunft in Warſchau im Voraus die Spitzen abzubiegen. Der wahre Grund des Congreßverlangens liegt in dem Umſtande, daß er anfängt, ſich mit ſeiner Revolutionsmacherei „einſam" zu fühlen, und es iſt darum die erſte und heiligſte Pflicht der conſervativen Politik, ihn in dem Gefühle dieſer ihn ſelbſt beunruhigenden Einſamkeit zu belaſſen, ihn gleichſam in und auf ſich ſelbſt einzuſchließen und dadurch zwiſchen göttlicher und napoleoniſcher Ordnung, zwiſchen Wahrheit und Lüge, zwiſchen Recht und Gewalt, zwiſchen Beſitz und Raub, zwiſchen Frieden und permanenter Zerſtörung jene thatſächliche Trennung zu ſetzen, mit der die Rettung Europa's nothwendig anheben muß, wenn ſie wirklich anheben ſoll. In dieſem höheren, ſomit wahrhaft politiſchen Sinne aufgefaßt, erſcheint denn auch das Verlangen nach einem Congreſſe trotz dem und trotz alledem ſogar als ein überaus unzeitmäßiges. Es iſt nicht unbedingt nöthig, daß König Franz II. und die ihrer Länder beraubten italieniſchen Fürſten ſchon heut' oder morgen in ihre Staaten wieder eingeſetzt werden, aber wohl iſt es unbedingt nöthig, daß auch nicht **Einem** von ihnen das mindeſte ſeiner Rechte vergeben oder, damit wir uns

deutlicher ausdrücken, vertransigirt werde. [illegible] es nicht unbedingt nöthig, daß der Verwirrung in Italien schon heut' ein Ziel gesetzt werde, — und welche Kunst vermöchte das? — wohl aber ist ein inniges, aufrichtiges Einverständniß darüber nöthig, daß diese Verwirrung nicht um eines Fußes Breite über ihre deutlich genug gezogene Grenze hinausschreite. Es ist nicht unbedingt nothwendig, daß die drei östlichen Mächte durch unziemende Transactionen sich trüglichen Aufschub für die frech und oft genug angedrohte Revolutionirung ihrer Staaten — erbetteln, wohl aber ist es nöthig, offen zu zeigen, daß der schnöde Antaster ihrer Unabhängigkeit sie fest vereinigt finden werde. Endlich ist nichts so wenig dringlich, so wenig nöthig, als die Lösung der orientalischen Frage schon jetzt in's Auge zu fassen, wohl aber scheint es unbedingt nöthig, daß die Continentalmächte von dieser Frage sich fern halten, so lange sie wie heut' völlig unlösbar daliegt. Zuletzt aber, und Alles zusammengenommen, so würde der in Anspruch genommene Congreß selbst im allergünstigsten Falle nichts bewirken als eine — Pause, die Keinem zu Gute käme als den Revolutionsmachern selbst. Wir haben eine viel zu bitterböse Schule durchmachen müssen, als daß wir sie schon heut' vergessen haben könnten. L. Napoleon hat die Türkei gerettet, damit er das Vorrecht habe, sie zu erdrosseln; er hat den Frieden von Zürich geschlossen, damit er den Gefahren entschlüpfe, womit ihn die ungebrochene Kraft Oestreichs und die vereinigte Wehrkraft Deutschlands bedrohte; er hat Frieden gemacht, um mit dem Kriege gegen Oestreich tiefer ausholen zu können; er hat den Papst geschützt, um den römischen Stuhl zu „französiren", ganz in der Weise, wie er seiner Zeit die Republik zu schützen versprach, um Frankreich zu — bonapartisiren. So wünscht er heute den Congreß aus Gründen und zu Zwecken, die nur er weiß. Gewiß aber ist, daß es sich in vorderster Linie wieder um eine Pause für ihn handelt, wäre es selbst nur, um vorläufig einen Bruch in die ihn bedrohende Verständigung der vier europäischen Großmächte zu machen. Ist es dem Gewalthaber an der Seine ein wirklicher Ernst mit der Beruhigung Italiens, mit dem Abschlusse der Revolution in Europa, wohlan, in diesem Falle liegt das Mittel nahe. Die restitutio in integrum seit den Friedensvorzeichnungen von Villafranca, die Neutralität der Gebiete von Chablais und Faucigny mit eingeschlossen, ist ein solches Mittel. Abgesehen davon, daß der großmüthige und uneigennützige Befreier Italiens bei einem auf dieser Grundlage getroffenen Arrangement immer noch ein unverdient glänzendes Geschäft macht, indem der Besitz von Nizza und Savoyen ihm dagegen „garantirt" werden sollte: sogar die Ausführung seines persönlichen Projects, anlangend die Conföderirung der „constitutionellen" Staaten Italiens, möchte alsdann erfolgen. Will er das? Mit anderen Worten: will er wirklich den Frieden? wirklich die Abdankung der Revolution? Wir wissen es nicht. Vielleicht aber weiß England mehr, denn es sammelt bei Corfu eine — Flotte!

Das Ministerium für die landwirthschaftlichen Angelegenheiten, dessen Verwaltung und dessen Ressort.

2. Dessen Ressort (wie es jetzt ist).

In dem vorhergehenden Artikel haben wir bereits darauf hingewiesen, daß die Allerhöchsten Bestimmungen über das Ressort des landwirthschaftlichen Ministeriums in den beiden Cabinets-Ordres vom 18. April und 25. Juni 1848 (Ges.-Samml. pro 1848, S. 109 und 159) zunächst zu suchen sind.

Die erstere lautet in ihren wesentlichen Bestimmungen:

„Auf das zu bildende Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten gehen über:

1) sämmtliche Geschäfte der Abtheilung für Handel, Gewerbe und Bauwesen und der Abtheilung für Berg-, Hütten- und Salinenwesen,
2) die Gewerbe- und Baupolizei und die gesammte landwirthschaftliche Polizei, insbesondere die obere Leitung der Regulirungen der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse, der Gemeinheitstheilungen, der Ablösungen gutsherrlicher und anderer Reallasten, der Vorfluths- und Fischereipolizei-Sachen, aller Anstalten zur Beförderung der Landwirthschaft, einschließlich der Concurrenz bei dem unter der Leitung des Ober-Stallmeisters stehenden Gestütwesen und der landwirthschaftlich-technischen Lehranstalten,
3) das Post-Departement,
4) die Geschäfte des Handelsamtes."

Die Allerhöchste Cabinets-Ordre vom 25. Juni bestimmt in dem betreffenden Passus:

5) „Von dem Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten soll die Verwaltung der landwirthschaftlichen Angelegenheiten getrennt und ein eigenes Ministerium für diese Angelegenheiten gebildet werden, dessen Leitung Ich dem Stadt-Syndikus, Abgeordneten Gierke, unter Ernennung desselben zum Staatsminister, übertragen will."

In den oben gesperrt gedruckten Worten finden wir hiernach die auch jetzt noch gültige Begrenzung des Ressorts des landwirthschaftlichen Ministeriums.

Der Vollständigkeit wegen verweisen wir jedoch noch auf die Allerhöchste Ordre vom 11. August 1848 (Ges.-Samml. pro 1848, S. 228), durch welche die Leitung des Gestütwesens dem landwirthschaftlichen Ministerium, mit Ausschluß des Ober-Marstallamtes, übertragen wurde, und gedenken noch des späteren Jagd-Polizei-Gesetzes, nach welchem die Jagd-Polizei-Angelegenheiten den Ministerien des Innern und der Landwirthschaft gemeinschaftlich überwiesen sind.

Der einzige Ausdruck, welcher in jener Allerhöchsten Ordre vom 18. April unbestimmt und daher dehnbar ist, besteht in den Worten: „gesammte land-

wirthschaftliche Polizei ꝛc." Theils in Verfolg dieser Bezeichnung, theils in Gemäßheit besonderer, nachträglich ergangener Bestimmungen sind auf das Ressort des landwirthschaftlichen Ministeriums noch übergegangen: die Dismembrationen, die Deich-Angelegenheiten, die Concessionirung der die Landwirthschaft ausschließlich betreffenden Versicherungs-Anstalten, namentlich Vieh- und Hagel-Assecuranzen, die Aufsicht über die Gemeindewaldungen in der Rheinprovinz. Endlich ist das landwirthschaftliche Ministerium in Gemeinschaft mit dem Justizministerium Disciplinar-Behörde des Revisions-Collegiums für Landesculturſachen.

Es wird sonach nicht behauptet werden können, daß dem landwirthschaftlichen Ministerium irgend Gegenstände überwiesen worden seien, die nicht handgreiflich demselben zuzulegen waren, wohl aber wird sich zeigen, daß ihm eine Menge Angelegenheiten theils nicht ausdrücklich überwiesen, theils durch die Praxis entzogen sind, die auf das Wohl und Wehe der Landwirthschaft den wesentlichsten Einfluß üben.

Es verursacht gewiß einige Ueberraschung, wenn, um die Bildung des landwirthschaftlichen Ministeriums kennen zu lernen, auf eine Allerhöchste Kabinets-Ordre zurückgegangen werden muß, welche von vorne herein sich selbst dahin bezeichnet, daß ein besonderes Handels-Ministerium ins Leben gerufen werden solle. Nicht blos dieser zufällige Umstand ist aber ins Auge zu fassen, sondern ganz besonders zu berücksichtigen, daß seit der Allerh. Ordre vom 25. Juni 1848 zwei abgesonderte Fach-Ministerien bestehen, von denen das Eine, das des Handels, mit der umfassendsten Verwaltung, das Andere mit einem Minimo betraut ist, während die Interessen beider Ressorts sehr häufig collidiren.

Es ist jedoch nicht blos der geschriebene Buchstabe, welcher die Competenz-Verhältnisse einzelner, zumal neugebildeter Ministerien, begründet, sondern diese entwickeln sich eben so sehr unter dem Einflusse der leitenden Persönlichkeiten, zumal unter Verhältnissen, wie Ende 1848 und in den nächstfolgenden Jahren. Damals handelte es sich darum, die gesammte Verwaltung des preußischen Staates wieder in Ordnung zu bringen, und es lag gewiß dem einzelnen Minister fern, das Streben seines Collegen durch Ressort-Streitigkeiten zu erschweren. Ganz besonders sind daher, wenn es darauf ankommt, zu sehen, wie sich in der Praxis die einzelnen Ministerien ihrer Ressort-Competenz nach ausbildeten, die damaligen maßgebenden Personen und Verhältnisse zu berücksichtigen. Herr v. d. Heydt, welcher noch heute an der Spitze des Handels-Ministeriums steht, übernahm dasselbe im December 1848; er war bis dahin, namentlich seit dem ersten vereinigten Landtage, als der entschiedenste politische Gegner des Herrn v. Manteuffel I., welcher damals das Ministerium des Innern und interimistisch auch das für Landwirthschaft verwaltete, bekannt gewesen, verwandelte sich urplötzlich in dessen Freund und blieb dieser, bis im November 1858 ein sehr eklatanter Ab-, resp. Rückfall eintrat. Herr v. Manteuffel I. hatte daher gewiß alle Veranlassung, den neu gewonnenen politischen Freund vorsichtig und entgegenkommend zu behandeln, und mochte bei manchen

Fragen und Angelegenheiten, die im Schoße des Staats-Miniſterinms berathen wurden, für die Mitberechtigung des landwirthſchaftlichen Miniſters einzutreten um ſo weniger Drang fühlen, als ihm als Miniſter des Innern das Votum ohnehin geſichert war. Andererſeits iſt Herr v. d. Heydt — man mag von ſeiner politiſchen Stellung und Conſequenz denken, wie man will — jedenfalls ein Charakter, der die Intereſſen ſeines Reſſorts zu fördern weiß. Daß hierin, daß in dem Streben, das eigene Reſſort auf Koſten des fremden zu heben, ſtaatsmänniſche Weisheit zu finden ſei, mag billig bezweifelt werden, kaufmänniſche Auffaſſung gewiß. Was kümmert es den Kaufmann, wenn der Concurrent Bankerott macht, ſo lange nur die eigene Firma blüht oder wohl gar einen Zuwachs von Geſchäften erhält. Es kommt hinzu, daß die dem Handels-Miniſterium unbeſtritten competirenden Verwaltungs-Gegenſtände die Möglichkeit gewähren, der großen Menge zu imponiren und ſelbſt einſichtigen Dilettanten ein reges Intereſſe abzugewinnen, während die Landwirthſchaft in dem ſchlichteſten Gewande einherſchreitet. Blaſende Poſtillone, Grubenlichter der Bergleute, bekränzte Locomotiven, Prachtbauten ſtehen dem Handels-Miniſter zur Seite, während der landwirthſchaftliche Miniſter ſich höchſtens mit einigen Schnittern umgeben kann, für deren Schäferſpiele unſere Zeit keinen Sinn mehr hat.

Handelskammern und Gewerberäthe machen ſich und ihr Haupt geltend; die landwirthſchaftlichen Vereine entzogen ſich bis vor Kurzem dem Miniſter, um ſich dem Landes-Oekonomie-Collegium anzuvertrauen.

Die Reſſortverhältniſſe des Handelsminiſters breiteten ſich hiernach zum Nachtheile des landwirthſchaftlichen Miniſteriums immer mehr aus und hatten ſich im Jahre 1854, als Herr v. Manteuffel II. an die Spitze des letzteren trat, bereits derartig conſolidirt, daß es dieſem, zumal unter der Ungunſt beſchränkter Competenzverhältniſſe, deren wir in unſerem vorigen Artikel bereits gedacht haben, kaum möglich ſein konnte, im Intereſſe der Landwirthſchaft eine ungeſtörte und ungeſchmälerte Wirkſamkeit zu entwickeln.

Wir denken nun in einem folgenden Artikel diejenigen Angelegenheiten der öffentlichen Verwaltung ganz ſpeciell zu bezeichnen, die zur Zeit vorzugsweiſe im Handelsminiſterium, nächſtdem aber auch in anderen Reſſorts beruhen, die aber dem landwirthſchaftlichen Miniſterium competiren; für heute glauben wir nachgewieſen zu haben, daß das Reſſort des landwirthſchaftlichen Miniſteriums von vorne herein zu eng bemeſſen, durch die in den letzten 10 Jahren factiſch ſtattgefundenen Verhältniſſe in ſeiner eigenen Entwickelung gehemmt, durch das einſeitige Fortſchreiten des Handelsminiſteriums aber beeinträchtigt worden iſt.

Sollte hieran irgend einer unſerer Leſer noch zweifeln, ſo betrachte er in Berlin das prachtvolle Palais, welches Herr v. d. Heydt ſich am Wilhelmsplatze erbaut hat, und wandele von dort in einen entlegenen Stadttheil, um das beſcheidene Unterkommen des landwirthſchaftlichen Miniſteriums an der Ecke der Jeruſalemer- und Schützen-Straße zu beſichtigen. Wer dieſen Weg ſcheut, der nehme den letzten amtlichen Königlich preußiſchen Staats-Kalender für das Jahr 1859 zur Hand.

Dieſer weiſt nach, daß das Handelsminiſterium in 5 Abtheilungen zerfällt, daß in demſelben 5 Directoren fungiren, und daß neben dieſen ſich die Zahl der vortragenden Räthe und Hülfsarbeiter auf die Zahl von 41 beläuft.

Im landwirthſchaftlichen Miniſterium exiſtirt ein Director überhaupt gar nicht, es arbeiten dort 5 vortragende Räthe und 2 Hülfsarbeiter.

Der Handelsminiſter hat alſo in ſeinem Reſſort gerade eben ſo viele Miniſterial-Directoren, als der landwirthſchaftliche Miniſter vortragende Räthe, oder, um eine andere Parallele zu ziehen, es ſind in der Miniſterial-Inſtanz für die Intereſſen des Handels und der Gewerbe 47 Köpfe und Federn, für die der Landwirthſchaft nur 8 thätig, ohne daß von einer irgend erheblichen Ueberbürdung der letzteren bisher Etwas verlautet hätte.

Daß bei einem ſolchen Verhältniſſe zwiſchen den beiden Fachminiſterien jede gleiche Einwirkung und Berechtigung zerſtört iſt, daß die Landwirthſchaft unterliegen muß gegenüber dem Handel und Gewerbe, leuchtet ein.

Gleichwohl rathen wir aber auch ferner wiederholt, nicht auf eine Einziehung des landwirthſchaftlichen Miniſteriums, ſondern auf deſſen Erweiterung hinzuwirken und erſt, wenn dieſes nicht zu erreichen, alsdann auf die früheren Zuſtände vor 1848 zurückzugehen, d. h. landwirthſchaftliches und Handels-Miniſterium gleichzeitig aufzuheben.

Berichtigung. In dem vorhergehenden Artikel S. 98 ſtatt: Miniſter v. Braun lies Miniſter v. Brenn.

Eine populäre Geſchichte der Staatsformen.

Zu den Schriftſtellern, welche ſich die Aufgabe geſtellt haben, die Ergebniſſe geſchichtlicher Forſchungen über politiſche und ſociale Einrichtungen einem großen Publikum zugänglich zu machen, hat in der neueſten Zeit einer unſerer angeſehendſten Geſchichtsforſcher ſich geſellt, Friedrich von Raumer, in ſeinen „hiſtoriſch-politiſchen Briefen über die geſelligen Verhältniſſe der Menſchen.“ Dieſe Briefe ſind möglichſt populär geſchrieben, und der Verfaſſer bittet darin mehr als einmal um Nachſicht für „dieſe ſchriftlichen Geſpräche, welche *ſtrengeren* Beurtheilern gewiß regellos und oberflächlich erſcheinen würden.“ —

Herr von Raumer beſchäftigt ſich hier natürlich vorzugsweiſe mit europäiſchen Einrichtungen, beſpricht indeſſen nebenbei doch auch Zuſtände, welche in andern Welttheilen heimiſch ſind, und unter ihnen auch ſolche, in denen die erſten Anfänge der Civiliſation zur Erſcheinung kommen. Dieſe behandelt er indeſſen doch zu ſehr von oben herab, er ſagt, es ſei wenig von ihnen zu lernen, und er werde daher nur ein kleines Quodlibet von ſonderbaren Sitten und Gebräuchen geben. Ueberraſchender Weiſe entſchlüpft ihm zwar zugleich das Geſtändniß, es ſei doch auch „wichtig und anziehend“ dieſe urſprünglichen Zu-

stände kennen zu lernen; aber auf die nun folgende Darstellung übt diese letztere Ansicht wenig Einfluß; viele der hier mitgetheilten Nachrichten sind vielmehr in der That bei weitem mehr geeignet zu belustigen, oder Verwunderung auch wohl Ekel zu erregen, als zu belehren. So sagt der Verfasser unter Anderem: „In Bootan muß (aus Besorgniß vor Vergiftung) der Mundschenk sich Thee in die hohle Hand gießen und trinken, bevor er dem Raja einschenkt; dann aber trinkt dieser nicht allein, sondern er leckt auch die Tasse von allen Seiten mit großer Geschicklichkeit ab.“ Und an einer andern Stelle: „Der König, die Königin und die Brüder des Königs (auf den Gesellschaftsinseln) haben das Vorrecht, auf den Schultern ihrer Unterthanen getragen zu werden; außerdem steht der Königin noch das besondere, einzige Recht zu, das Ungeziefer, welches ihr bei dieser Gelegenheit auf den Köpfen ihrer Träger zu Gesicht kömmt, sogleich zu verzehren; welches Recht der dortigen hohen Jagd sie stets nach besten Kräften ausübt.“ — Daneben wird wiederholt hervorgehoben, daß da oder dort die niederen Klassen von den vornehmeren grausam behandelt würden.

Das ist nun grade der Standpunkt, den man vor fünfzig Jahren auch dem Mittelalter gegenüber einnahm; man zählte einige Sonderbarkeiten und einige Gräuel auf und glaubte die Zeit der Kreuzzüge geschildert zu haben. Herr von Raumer hat so viel dazu beigetragen, einer eingehenderen Auffassung mittelalterlicher Zustände Geltung zu verschaffen, aber die Mission, den Anfängen der Civilisation das ihnen gebührende Recht zukommen zu lassen, scheint ihm nicht beschieden zu sein.

Mit mehr Achtung behandelt Herr von Raumer das Kastensystem der Inder und Aegypter. Ihm widmet er statt des Spottes und der Geringschätzung eine ernste Polemik. Nachdem er angeführt hat, daß sich allerdings Manches für diese Einrichtung sagen lasse, fährt er fort: „Hierauf läßt sich erwiedern: Viele Verhältnisse der Menschen sind von Natur unveränderlich gegeben, andere werden nützlicher Weise durch Gesetze bestimmt und geregelt; jene Kasteneintheilungen gehen aber weit über das richtige Maaß hinaus, zerstören mehr, als sie fördern, und beschränken auf schlechte und gewaltsame Weise das, was durch Natur und göttliche Fügung freigelassen ist. Die Mißgriffe und Irrthümer freier Selbstbestimmung sind viel seltener und unbedeutender, als die üblen Folgen der unnatürlichen, aufgedrungenen Kasteneintheilung. Sie erzeugt keineswegs allgemeine Zufriedenheit, sondern lebhaften Widerspruch, oder höchstens knechtische, willenlose Unterwerfung. Sie entsagt aller lebendigen Beweglichkeit und Bildsamkeit, zwingt zu Beschäftigungen, wofür die Anlagen fehlen, und vergißt, daß nur das wahrhaft Eigenthümliche der Naturen gesellen, trennen und fördern soll. Sie erlaubt allerdings, viele Kräfte zwangsweise einzelnen Unternehmungen (z. B. unnützen Pyramidenbauen) zuzuweisen; aber ächte Künstler werden auf jenem Wege nicht erzeugt. Endlich ist ächte Sittlichkeit freier Menschen unverträglich mit indischen und ägyptischen Kasteneintheilungen und Priesterherrschaft.“

Alles dies ist sehr war, und wenn etwa in einer Ständeversammlung Jemand den Antrag stellte, die ägyptischen Kasten bei uns einzuführen, so wäre

es ſicher in hohem Grade zweckmäßig, ihm dieſe Gründe entgegenzuhalten. In einem geſchichtlichen Werke dagegen können dergleichen Aeußerungen kaum einen andern Eindruck machen, als die Bedenken eines Naturforſchers, der den Wallfiſch tadeln wollte, weil er unvollkommener organiſirt iſt als das Pferd oder der Menſch.

Bei weitem heimiſcher fühlt Herr von Raumer ſich, als er zur Beſprechung europäiſcher Zuſtände übergeht, es iſt ihm zu Sinne, ſagt er, „als ob er ſtatt ſchwankenden, unſicheren Bodens nunmehr feſten und ſichern beträte.“ Er giebt von jetzt an faſt nur noch Auszüge aus ausführlicheren Werken, die er früher geſchrieben hat. Eine beſondere Vorliebe hat er von jeher dem Mittelalter zugewendet, und dieſes iſt daher auch hier vorzugsweiſe ſorgfältig und ausführlich geſchildert. Dennoch finden ſich gerade hier beträchtliche Lücken. Die Darſtellung des Verfaſſers beſchränkt ſich faſt ganz auf deutſche und italieniſche Zuſtände, mit denen er ſich durch ſeine Studien für die Geſchichte der Hohenſtaufen beſonders vertraut gemacht hat. Von den eigenthümlichen Verhältniſſen Spaniens, Portugals, Frankreichs und Englands, ſo wie der nordiſchen Reiche in jener Zeit erfahren wir nur ſehr wenig. Auch der Kreuzzüge wird faſt gar nicht gedacht. Dagegen wird die Geſchichte der drei großen Kirchenverſammlungen unverhältnißmäßig ausführlich erzählt, was um ſo auffallender iſt, da Herr von Raumer ſelbſt geſteht, daß dieſe Verſammlungen eigentlich gar kein Ergebniß hatten, daß die Verfaſſung der römiſchen Kirche durch ſie nur in ſehr unweſentlichen Punkten geändert wurde. Aber der Verfaſſer hat dieſe Verſammlungen in einem beſonderen Werke geſchildert und vermochte der Verſuchung nicht zu widerſtehen, auch dieſe Arbeit hier im Auszuge wiederzugeben.

Auch in Beziehung auf Methode und Auffaſſungsweiſe iſt Manches aus jenen älteren Arbeiten in die neue übertragen worden, was ihr nicht zum Vortheil gereicht. Als Herr von Raumer ſeine hiſtoriſche Laufbahn begann, war eben ein lebhafter Streit über Werth und Bedeutung mittelalterlicher Zuſtände entbrannt; die große Mehrzahl der Gelehrten blickte mit Haß und Verachtung auf jene Zeit der Barbarei und der Finſterniß, wie ſie ſich gern ausdrückten, herab, eine verhältnißmäßig geringe Zahl von Schriftſtellern dagegen widmete eben dieſer Zeit eine begeiſterte und allerdings häufig übertreibende Vorliebe. Herr von Raumer nahm eine Mittelſtellung zwiſchen dieſen beiden Parteien ein, und da die Gegner des Mittelalters die gelehrten Autoritäten und die Meinung des großen Publikums für ſich hatten, ſo gewöhnte er ſich daran, in ſeinen Arbeiten gleichſam als Schutzredner für jene verleumdete Zeit aufzutreten. Er bemühte ſich nicht nur, den Zeitgenoſſen das Verſtändniß des edleren Kerns der mittelalterlichen Einrichtungen zu erleichtern, ſondern er führte auch, wenn er Uebelſtände und Mißbräuche zugeben mußte, gern aus, daß dafür manche andere Uebelſtände, die der neueren Zeit eigenthümlich ſeien, damals nicht vorhanden geweſen wären. Dieſe Schutzreden erſchienen in den älteren Arbeiten des Verfaſſers minder auffällig, ſie verſchwanden beinahe in der großen Anzahl geſchichtlicher Einzelheiten, welche in jenen Arbeiten aufgehäuft ſind. Hier dagegen, wo nur eine kurze Ueberſicht der weſentlichſten Eigenthümlichkeiten gege-

ben werden ſollte, erſcheint es doppelt ſtörend, daß der Verfaſſer faſt keine einzige Einrichtung zu beſprechen vermag, ohne anzuführen, was die heutige Gelehrtenwelt davon denkt, und was ſie nach ſeiner Anſicht davon zu denken habe. Obgleich er wiederholt ſagt, daß es ſeines Amtes nicht ſei, dergleichen Streitigkeiten zu ſchlichten, und obgleich er eben ſo oft den löblichen Vorſatz faßt, vorzugsweiſe Thatſächliches zu berichten, ſo verliert er ſich doch in der Regel wenige Zeilen ſpäter ſchon wieder in einen, wenn auch kurzen Bericht über irgend eine moderne Meinung von den in Rede ſtehenden Dingen. Die Natur des Lehnsweſens ſchildert er zum Beiſpiel in folgender Weiſe:

„Das Lehnsweſen iſt weder etwas willkürlich Gemachtes oder Abzuſchaffendes, noch ein an ſich verkehrtes; ſondern es tritt auf einer gewiſſen Entwickelungsſtufe bei den meiſten Völkern hervor und umfaßt dann eine nothwendige, wenngleich nicht von Mängeln freie Bildungsperiode. Daß Land gegeben ward für Kriegsdienſt, iſt allerdings das Weſentliche der äußern Geſtaltung; über dies gewiſſermaßen getheilte Eigenthum hinaus finden wir aber tiefſinnigere und geiſtreichere Beziehungen. Im Lehnsweſen erſchien nämlich der Beſitz faſt als etwas Lebendiges, Sittliches; das getheilte Eigenthum wurde Zeichen und Beweis, daß auch die beiden Menſchen, der Lehnsherr und der Vaſall, erſt ein Ganzes ausmachten. Ueberall trat Wechſelſeitigkeit der Rechte und Pflichten hervor, Treue und Wahrheit galt für die erſte Bedingung der Verhältniſſe; Lehnsherren und Vaſallen ſollten jede Freude, jedes Leid theilen und ſich überall wechſelſeitig zu Hülfe kommen. Wer das Große, Ideale dieſer Anſichten und Verhältniſſe leugnet, der iſt befangen in vermeintlicher Weisheit des letzten Tages und unfähig, andere Zeiten zu begreifen; wer da leugnet, daß ſich bisweilen ſchwere Schatten über jene Dinge hinlagerten, daß ſie (beſonders in Bezug auf die Maſſe des Volks) ihre arge Kehrſeite hatten, der vergißt die nothwendige Mangelhaftigkeit alles Irdiſchen, verehrt thörichterweiſe nur eine einzelne Geſtaltung deſſelben und will die unaufhaltbare Entwickelung der Schickſale des menſchlichen Geſchlechts an einen willkürlich gewählten Punkt feſſeln.“

Hier zeigt ſich zunächſt eine entſchieden verſtändige Anſicht von einer der weſentlichſten Inſtitutionen des Mittelalters, aber es zeigt ſich auch zugleich die Polemik, ohne welche Herr von Raumer nun einmal keine Anſicht auszuſprechen vermag, und die ſich hier theilweiſe ſogar in Lufthieben verſucht. Denn eine Partei, die nicht anerkennen wollte, daß das Lehnsweſen auch eine Kehrſeite hatte, daß es mangelhaft, wie alles Irdiſche geweſen, hat entweder nie exiſtirt, oder, wenn ja einige der vorhin erwähnten begeiſterten Anhänger des Mittelalters ſo thörichter Uebertreibung ſich ergeben hatten, ſo iſt dieſe Anſicht doch ſicher ſeit Jahrzehnten ausgeſtorben, und dieſe Polemik kommt alſo beträchtlich zu ſpät. Aber Herr von Raumer liebt es, ſich als den Mann der rechten Mitte darzuſtellen, und ſtellt daher gern entgegengeſetzte Meinungen einander gegenüber, um ſie Beide als einſeitig und verwerflich zu bezeichnen.

Im fünfzehnten Jahrhundert begann bekanntlich in faſt allen Ländern Europa's ein erbitterter Kampf der im Mittelalter entſchieden vorherrſchenden

Ariſtokratie mit der nach Unbeſchränktheit ſtrebenden fürſtlichen Gewalt. Dieſer Kampf macht den Hauptinhalt der politiſchen Geſchichte Europa's in den nächſten vierhundert Jahren aus. In der Mehrzahl der europäiſchen Reiche erkämpfte bekanntlich der Abſolutismus einen vollſtändigen Sieg, und in den Ländern, in welchen die Ariſtokratie ſich eine bedeutende Machtſtellung zu bewahren wußte, hatte dies ſehr verſchiedene Folgen. In England, wo die Ariſtokratie mit Energie und doch zugleich mit Mäßigung und Klugheit ihr Recht wahrnahm, führte ihr Sieg zu Blüthe und Gedeihen des geſammten Volkes, auch in Holland förderte eine vorzugsweiſe ariſtokratiſche Verfaſſung die Macht und das Anſehen des Staates. In Ungarn dagegen machte die Ariſtokratie ſchon einen minder erſprießlichen Gebrauch von ihrer Uebermacht, und in Polen führte ſie durch ungezügelte Selbſtſucht ſogar den Umſturz des Reiches herbei. In Frankreich war dieſer Kampf zwiſchen dem Abſolutismus und den mittelalterlichen Gewalten beſonders heftig, während in Dänemark der herrſchende Adel alle ſeine politiſchen Rechte binnen wenigen Tagen und faſt ohne Widerſtand aufgab. In Deutſchland zerfiel zwar das Geſammtreich, in den einzelnen deutſchen Ländern dagegen trug die abſolute Fürſtengewalt einen vollſtändigen Sieg davon. — Alle dieſe Verhältniſſe und Veränderungen ſchildert Herr von Raumer in ſehr verſtändiger Weiſe. Die weſentlichen Momente jenes europäiſchen Kampfes werden ſehr angemeſſen hervorgehoben und überſichtlich zuſammengeſtellt. Auch die Darſtellung iſt hier ernſter und würdevoller als in der erſten Hälfte des Buches. Doch fehlt es auch hier nicht an ſeltſamen Zwiſchenſpielen. So verwickelt ſich Herr von Raumer gelegentlich ganz ohne Noth in einen Streit mit Luther und Melanchthon.

Nachdem er einige ihrer politiſchen Meinungen angeführt hat, fügt er hinzu: „Auf derlei ſehr ſchwache ſtaatsrechtliche Gründe und Anſichten hätten die hart Bedrängten wohl antworten können: —" Und nun folgt eine lange Rede, in welcher den Reformatoren der Widerſpruch zwiſchen ihrer politiſchen Meinung und ihrem Freiheitseifer in religiöſen Angelegenheiten ausführlich und verzüglich zu Gemüthe geführt wird.

Dergleichen Phantaſieſpiele ſind um ſo wunderbarer, da Herr v. Raumer ſich wiederholt über Mangel an Raum beklagt, der ihn zwinge, die lehrreichſten Dinge zu übergehen. Die letzten hundert Jahre läßt Herr v. Raumer ganz unberückſichtigt, weil, ſagt er, lehrreiche Werke über dieſe Zeit in großer Zahl vorliegen. Aus demſelben Grunde hätte er aber auch das ganze Buch ungeſchrieben laſſen können.

Außer den bisher beſprochenen geſchichtlichen Darſtellungen enthält das vorliegende Werk auch eine nicht unbeträchtliche Anzahl ſtaatwiſſenſchaftlicher Erörterungen. Im Begin derſelben ſagt Herr v. Raumer, daß er von jeher eine Abneigung gegen Compendien- und Paragraphenweisheit gehabt habe, welche, getrennt von Leben und Wahrheit, durch leere oder doch trockene Abſtractionen die Welt zu bewegen oder zu beherrſchen wähne, und ſein Vortrag würde daher ohne ſtrenge Ordnung und Form ſein. In der That giebt er nun eine Anzahl von Aphorismen, die von ſehr verſchiedenem Werthe ſind.

Einige derſelben enthalten recht beherzigenswerthe Wahrheiten, in anderen läßt der Verfaſſer ſich durch den Wunſch, ſich über jeden Widerſpruch zu erheben, zu einer Unbeſtimmtheit verleiten, die faſt jeder beliebigen Deutung Raum läßt. Auch ſtellt er häufig nur zwei entgegengeſetzte Meinungen einander gegenüber und ſagt dann, es ſei ſchwer zu entſcheiden, welche von ihnen die richtige ſei.

Gegen das Ende des Buches erörtert der Verfaſſer in zuſammenhängender Form die Lehre von der conſtitutionellen Monarchie. Statt aber ſeine Anſicht über die beſte Verfaſſung unumwunden vorzutragen, giebt er ſeiner Abhandlung die Form eines Geſpräches zwiſchen einem Demokraten und einem Ariſtokraten. Während aber der Erſte ſeine Meinung entſchieden und bündig vorträgt, bedient der Andere ſich der ſeltſamſten Wendungen, um die ſeinige bei Weitem mehr zu verhüllen als auszuſprechen. Wenn er ſich ja einmal mit einiger Entſchiedenheit äußert, ſo wagt er nicht in eigener Perſon zu ſprechen, ſondern ſagt: „Hier ruft mir vielleicht ein Vertheidiger des Adels entgegen u. ſ. w.“ Sieht das nicht vollkommen aus, als hätte Herr v. Raumer ſeine ariſtokratiſchen Sympathieen abſichtlich mit Dämmerung umwoben, um ſeinen Ruf als aufgeklärter Mann nicht einzubüßen?

Trotz dieſer Schwächen iſt das vorliegende Werk als eins der brauchbarſten zu empfehlen, in denen der umfaſſende Inhalt deſſelben bis jetzt behandelt worden iſt. Wer mit möglichſt wenig Aufwand von Mühe ſich eine beträchtliche Anzahl nützlicher, geſchichtlicher und ſtaatswiſſenſchaftlicher Kenntniſſe anzueignen wünſcht, wird wohl thun, dieſes Buch zur Hand zu nehmen, in welchem ſehr ernſte und wichtige Gegenſtände in der Form leichter Geſpräche behandelt werden.

Correſpondenzen.

Aus der Hauptſtadt.

20. October.

Se. Majeſtät haben Sich trotz des kalten und unfreundlichen Wetters in der letzten Woche eines verhältnißmäßig günſtigen Befindens zu erfreuen gehabt. Auch zeigten Allerhöchſtdieſelben Intereſſe und Theilnahme, erfreuten Sich der Anweſenheit Ihrer Majeſtät der Königin von Sachſen und waren beim Abſchiede von Allerhöchſtderſelben ſehr bewegt. Se. Majeſtät der König fahren jetzt des Morgens gewöhnlich mit Ihrer Majeſtät der Königin nach dem Bairiſchen Häuschen im Wildpark, woſelbſt ein Dejeuner eingenommen wird und, wenn die Witterung den anhaltenden Aufenthalt im Freien unmöglich macht, der König Kunſtwerke, meiſt Gemälde oder Photographien neuerer Arbeiten, in Augenſchein nimmt.

Se. Königl. Hoheit der Prinz-Regent traf am 14. Morgens in Begleitung JJ. KK. HH. des Prinzen und der Frau Prinzeſſin Friedrich Wilhelm nebſt dem jungen Prinzen im beſten Wohlſein in Potsdam und Nachmittags 3 Uhr in Berlin ein, und

wurden auf dem Potsdamer Bahnhofe von Ihrer Königl. Hoheit der Frau Landgräfin von Heſſen-Philippsthal und den Miniſtern begrüßt.

Ihre Majeſtät die Königin Amalie von Sachſen traf am 12. October gegen 12 Uhr mittelſt Extrazuges von Potsdam hier ein und fuhr auf der Anhaltiſchen Bahn nach Dresden zurück.

Ihre Königl. Hoheit die Großherzogin Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin traf am 13. d. M., zu einem achttägigen Aufenthalt am Königshofe, von Ludwigsluſt hier ein.

Se. Königl. Hoheit der Prinz Friedrich Carl kehrte am 14. d. M. von Deſſau nach Potsdam zurück.

Das Demonſtrations-Fieber, das bekanntlich vorzugsweiſe in Ungarn graſſirt und in Italien bereits in ein ernſthafteres Stadium der Revolutionskrankheit übergegangen iſt, hat in der letzten Woche auch unſere Stadt wieder eines Beſuches gewürdigt. Denſelben Tendenzen, welche ſich in der Koburger Verſammlung des National-Vereins naiv und unverblümt ausſprachen, und welche gleichzeitig in Berlin den Talar des Richterſtandes anthaten, haben einen neuen Verſuch gemacht, Anhänger zu werben. Sie haben ſich deshalb, gelegentlich der Univerſität-Jubelfeier*), an die Jugend gewendet welcher bekanntlich »die Zukunft gehört«, und ſie nicht nur durch ſtattliche und gelehrte Reden ſondern auch vermittelſt anmuthiger Tänzerinnen und zahlreicher Tonnen Gerſtenſaft zu begeiſtern verſucht. Obgleich nun dieſe Demonſtration, ſo wie die des Juriſtentages, ſich ſorgfältig bemüht hat, nur friedliche Sammetpfötchen zu zeigen, ſo war ſie doch deshalb nicht weniger geeignet, den Saamen des Mißtrauens und der Uneinigkeit in Deutſchland zu verbreiten. Wir ſtehn am Vorabende eines Kampfes auf Leben und Tod, und unter ſolchen Umſtänden iſt auch die leiſeſte Andeutung, daß das in Schlachtordnung ſtehende Heer ganz und gar umgeſtaltet und die Hälfte der Befehlshaber kaſſirt werden müſſe, eine Thorheit und faſt ein Verbrechen. — Hr. Mittermayer iſt ein alter Herr, und wir halten ihm deshalb Manches zu gut; doch hoffen wir, daß nach 50 Jahren von dem Schwindel der Gegenwart kaum noch geſprochen wird.

Die Ernennung eines Nachfolgers des Geheimen Regierungsraths Fritze als Büreau-Vorſteher des Herrenhauſes dürfte jedenfalls nicht eher erfolgen, als bis das Herrenhaus wieder zuſammengetreten und conſtituirt iſt; wenigſtens hat der zeitige Miniſter des Innern, Graf Schwerin, als er dieſe Stelle noch nicht bekleidete, ſondern wiederholt Präſident des Abgeordnetenhauſes war, damals ſeinerſeits, ſo viel uns bekannt geworden, bei mehrfachen Fällen die Anſicht feſtgehalten, daß die Ernennung der Beamten dieſes Hauſes dem Präſidio deſſelben gebühre. Wir unſererſeits verkennen nicht, daß durch eine ſolche Auffaſſung mannigfache Uebelſtände entſtehen können, und daß dieſe oder jene Geſchäfts-Ordnung eines Hauſes ſchon um deshalb die angeregte Frage nicht entſcheiden kann, weil bekanntlich das betreffende Haus bei Feſtſetzung der Geſchäftsordnung allein und ſelbſtſtändig handelt, mit Ausſchluß der Concurrenz der Statsverwaltung. Wir möchten glauben, daß die Ernennung derartiger parlamentariſcher Beamten mehr eine Frage der Courtoiſie zwiſchen Miniſterium und Landesvertretung, weniger aber ein ausſchließliches Recht der letzteren iſt. Die Angelegenheit iſt zwar an und für ſich nicht von beſonderer Bedeutung, aber iſt immerhin von einigem Intereſſe in Beziehung auf die Stellung, welche der gegenwärtige Miniſter des Innern dem Herrenhauſe gegenüber einzunehmen gedenkt.

Die liberalen Blätter ſind entzückt über die ſchöne Geſchichte, welche die „Volks-Zeitung" auf Koſten der Jubiläumsfeſtlichkeiten der „pommerſchen ökonomiſchen Geſell-

*) Anmerk. Wir bringen hierüber noch einen beſonderen Artikel. Die Red.

ſchaft“ in Cöslin erfunden hat, und empfinden die lebhafteſte Theilnahme für die vermeintlich verletzten Miniſter. Auch die „Süddeutſche Zeitung“ in München legt ihren Tribut tiefſinnigſten Ergriffenſeins nieder, kann ſich aber in ihrer conſtitutionellen Gerechtigkeit nicht enthalten es auszuſprechen, daß die Miniſter nicht unverdient ſolch ſchnöder Dank treffe, und zwar, weil ſie die reactionären Beamten gehalten haben. Wir können uns bei unſerm beſſeren Wiſſen nicht enthalten, dieſen Vorwurf als gänzlich unbegründet zu bezeichnen, und gerade der Graf Schwerin wird ſich bewußt ſein, in dieſer Beziehung Alles gethan zu haben, was möglich, und man darf ihm namentlich jetzt bei dem Herannahen der Hofjagden in Letzlingen das Zeugniß nicht verſagen, „das Beſſere“ gewollt zu haben.

Der Ober-Jägermeiſter, Wirkliche Geheime Rath Graf v. d. Aſſeburg-Falkenſtein befindet ſich zur Zeit hier wegen der auch in dieſem Jahr ſtattfindenden Hofjagden in Letzlingen. Der Termin für dieſe Jagden iſt noch nicht feſtgeſetzt, doch dürfte derſelbe auf die erſten Tage des November fallen. Begreiflicher Weiſe iſt die Feſtſtellung der Liſte der Theilnehmer für das am erſten Letzlinger Jagdtage ſtattfindende eingeſtellte Jagen von um ſo größerer Bedeutung für unſere Nimrode, als dieſelbe nur dreißig und einige Namen bringen darf. Die Zahl der für den zweiten Jagtag Eingeladenen iſt erheblich größer und befinden ſich darunter nach altem Herkommen vorzugsweiſe Jäger aus den Letzlingen zunächſt gelegenen Kreiſen der Provinz Sachſen.

Aus London.

15. Oktober.

Die Invaſion der Kaiſerlichen in Irland und die Erhebung der Eingeborenen iſt am Donnerſtag Abend zu Dublin in der einzigen Weiſe aufgeführt worden, in welcher ſie Statt finden kann. Eine Schildwache, die vor den Staatszimmern des Dubliner Schloſſes Poſten ſtand, ſah an jenem Abend eine fremde Geſtalt herbeigeſchritten kommen. Der Soldat rief den Fremdling an, ließ ihn aber paſſiren, als dieſer antwortete: „gut Freund!“ Kurze Zeit nachher vernahm der Schloßaufſeher, Herr John Twiß, ſonderbare Töne, wie wenn drinnen Scheiben zerſchnitten und Tiſche zerbrochen würden. Er eilte hinein und fand den Fremden vor, der, nachdem er ſich einer im Zimmer ſtehenden Muskete bemächtigt hatte, wild um ſich ſchlug und den Schrei der Rache ausſtieß. Gleichwohl ließ ſich der furchtbare Unbekannte, ſobald er des Herrn Twiß anſichtig wurde, gutwillig arretiren, indem er nur betheuerte, daß, wenn alle Irländer wären wie er, keine Waffe im Schloſſe bleiben, ſondern das ganze Volk zur Wehr greifen würde; denn die Franzoſen ſeien gelandet und die Stunde der Befreiung ſei nahe. Der Fremdling ward auf die Polizei geführt, wo er folgende Auskunft über ſich ſelber gab: „Ich heiße Samuel O' Mortimer und bin im Norden Frankreichs von iriſchen Eltern geboren. Ich habe franzöſiſchen und iriſchen Athem in meiner Bruſt und werde nie einem Despoten Treue ſchwören Meine Sehnſucht iſt Amerika oder auch Polen, wo ich gern mit dem Volke unglücklich ſein werde. Hier in dieſem Lande iſt keine Gerechtigkeit zu ſuchen; denn hat man nicht von hier den Patrioten Mitchell transportirt? Das bedarf der Rache. Ich bin ein ungeheuchelter Revolutionär und werde noch Rache nehmen, ja, ſtänden die Irländer mir zur Seite, ſo hätten wir ſchon heut insgeſammt Waffen in Händen; aber ich erkenne, daß man ſich auch auf die Irländer nicht verlaſſen darf.“ — Der Mann wurde einem Irrenarzte überwieſen.

So iſt es denn wahr, daß der Einfall galliſcher Demokraten in Irland nur noch im Hirn eines Verrückten Platz findet. Es exiſtirt keine Verwandtſchaft mehr zwiſchen

dem Celten von Irland und dem Celten von Frankreich, der erstere ist durch die Berührung mit dem ausdauernden Sachsen teutonisirt worden, der letztere hat das Deutschthum von sich gestoßen. Noch vor zwölf Jahren, als von Paris das revolutionäre Commandowort ertönte, gab es in Irland Volksführer, welche nach Frankreich schauten und von dort den Anstoß zu einem neuen nationalen Leben erwarteten. Smith O'Brien, Meagher und O'Gorman gingen als eine Deputation der irischen Clubs nach Paris und legten der provisorischen Regierung ihre Ergebenheit zu Füßen. Gleichzeitig ward die Barrikadensprache nach Irland verpflanzt. „Zu den Waffen!" schrie John Martin auf einer Volksversammlung, „leistet Widerstand bis zum letzten Blutstropfen; es ist besser, einen hundertfachen blutigen Tod zu erleiden, als daß Irland noch ein Jahr länger unter sächsischer Herrschaft schmachte." John Mitchell gab in seinem Blatte, dem „United Irishman", täglich Anweisungen zum Bau von Straßenbefestigungen. Die Clubs erhielten eine gemeinsame Organisation, man entwarf den Plan, daß die Clubs eine National-Versammlung wählen sollten, welche, dreihundert Mann stark, in Dublin zu sitzen und eine Verfassung für das befreite Irland zu entwerfen habe. Wie sehr die Phantasie der irischen Revolutionärs von französischen Mustern durchdrungen war, ergiebt sich aus einem Briefe des Mr. Duffy an Smith O'Brien. Da schrieb jener: „Sie stehen jetzt auf dem Platz des Lafayette, den Lamartine so graphisch beschrieben hat; und ich glaube, Sie verfallen in denselben Fehler wie Lafayette, daß Sie Ihre Gewalt nicht in ihrer ganzen Ausdehnung benutzen."

Während dergleichen Dinge in Irland geredet, geschrieben und getobt wurden, sah es in den Köpfen der regierenden Männer zu London keineswegs hell und ruhig aus. Das Ministerium und das Parlament, gleichfalls durch das, was in Paris geschah, verblendet, überschätzten die Gefahr der irischen Bewegung. Die Monate vom Februar bis zum Juli waren vergangen, ohne daß auf der Schwesterinsel ein Ausbruch Statt gefunden. Trotzdem steigerten sich die Besorgnisse. Am 21. Juli sagte Lord Lansdowne im Oberhause: „Wir sind nahe am Bürgerkriege, die Clubreden dienen nur als Vorspiel dazu, die Clubs müssen mit dem starken Arme des Gesetzes unterdrückt werden; denn sie kosten alle Freiheit um, zerstören das Gewissen, führen zur Anarchie und endlich zu vollständigem Despotismus. Wir sind bei einem Punkte angekommen, wo Zeitverlust Machtverlust ist. Gebrauchen wir die Macht, nicht um die Freiheit zu beschädigen, sondern um das Leben zu beschützen. In dem großen Kampfe, welcher, wie ich fürchte, herannaht, obwohl ich überzeugt bin, daß er nur kurz sein wird, steht, so viel ich weiß, ein großer Theil des katholischen Clerus auf unserer Seite."

Am nächsten Tage, 22. Juli 1848, brachte Lord John Russell eine Bill in's Unterhaus, durch welche die Habeas-Corpus-Acte für Irland bis zum 1. Mai des folgenden Jahres außer Wirksamkeit gesetzt wurde. Empfanden die Regenten einen größeren Schrecken, als nöthig war, so gebehrdeten sich auch die Freunde der Revolution anmaßender, als ihre wirkliche Kraft ihnen erlaubte. Feargus O'Connor sprach wider Russell's Antrag, denn das Ziel, welches die O'Briens und Meaghers verfolgten, die Losreißung Irlands von England, sei ein rechtmäßiges. Bei diesen Worten sprang Russell auf, und rief dem O'Connor zu, ob er sich nicht erinnere, daß er als Abgeordneter der Königin Treue geschworen. „Ich weiß das recht gut", erwiderte O'Connor, „aber ich glaube meinen Eid am besten zu beobachten, wenn ich die Königin in Stand setze, sich durch Nachgiebigkeit gegen Irland ihre übrigen englischen Besitzungen zu bewahren!"

Russell's Bill wurde mit 271 gegen 8 Stimmen genehmigt. Sie ging rasch durch alle drei Lesungen und passirte eben so schnell das Oberhaus. Kaum war die Nachricht hiervon nach Dublin gelangt, als Smith O'Brien aus dieser Stadt flüchtete und sich in

die ſüdlichen Grafſchaften der Inſel begab, um, wie er ſagte, die Schlacht für die Freiheit zu ſchlagen. In Kilkenny, Callan, Carrick, Killenaule ſprach er zu großen Volksverſammlungen: „Macht Euch Piken, ladet Euch Flinten!“ Aber der einzige Kämpfer, der ſich ihm zugeſellte, war ein Herr Terenz Mac Manus, welcher in grüner Uniform und mit nett geputzter Büchſe neben dem Liberator paradirte. Ab und zu ſchaarten ſich Trupps von Leuten, die Stöcke und ſchlechte Flinten trugen, um den Freiheitshelden. Mit einer ſolchen Schaar erſchien er vor einer Polizeiſtation, die von einem Sergeanten und ſechs Mann Poliziſten beſetzt war. „Liefert Eure Waffen aus“, ſchrie er, „und es ſoll Euch nichts zu Leide geſchehen!“ „„Wir laſſen““ antwortete der Sergeant Williams, „„nur mit dem Leben von unſeren Waffen!““ O'Brien zog ruhig weiter.

Am 28. Juli war er in Killenaule. Ein Detachement von Dragonern kam unter der Führung des Capitains Longmare auf der Chauſſee herangeritten. O'Brien ließ eine Barricade von Knütteln und Brettern über die Straße legen. Dann ſchickte er einen ſeiner Freunde, Mr. Dillon, als Parlamentair an den Capitain ab und ließ ſich erkundigen, ob die Dragoner gekommen ſeien, um das Volk zu bekämpfen. Longmare antwortete der Wahrheit gemäß, er habe nicht im Geringſten die Inſtruction, friedliche Leute anzugreifen, er befinde ſich einfach auf dem Wege zu ſeinem Regiment, man möge nur die Barricade wegräumen und ihm nicht unnütz die Stunde des Frühſtücks verzögern. Darauf wurden die Knüttel und Bretter von der Straße geſchafft, die Dragoner zogen durch die Stadt.

Am nächſten Morgen zog auch O'Brien weiter nach Ballingarry zu, überall auf dem Wege die Sage ausſprengend, er habe bereits ein ganzes Regiment Dragoner in die Flucht geſchlagen. Ein paar Tauſend Bauern liefen zu ihm. Doch gab es keinen Plan, kein Commando. Deſſelben Morgens machte ſich ein Unterinſpektor der Polizei, Namens Trant, von Callan aus mit vierzig bis fünfzig Poliziſten auf den Weg, um den Smith O'Brien, deſſen Verhaftung mittlerweile von Dublin aus verfügt worden war, einzufangen. Bei Ballingarry traf er auf den Rebellen und das Freiheitsheer. Von den zwei oder dreitauſend Bauern umſchwärmt, wurde es Herrn Trant etwas unheimlich zu Muthe. Er zog ſich mit ſeinen Leuten in ein einzeln ſtehendes Haus zurück. Er verrammelte die Thür und vertheilte ſeine Leute über das Haus, ſo daß auf jedes Zimmer etwa vier bis fünf Conſtabler kamen. Gleich darauf erſchien ein Mann an einem Hinterfenſter des Hauſes und verlangte mit Mr. Trant zu ſprechen. Dieſer Mann war O'Brien. Er rief dem Unterinſpektor zu: „Um Gottes Willen, laſſen Sie nicht Feuer geben, wir lieben Alle den Frieden und wünſchen jegliches Blutvergießen zu vermeiden.“ Trant erwiderte: „„Wenn das Volk nicht ſchießt, werde ich auch nicht ſchießen laſſen.““ Einige übermüthige Aufrührer feuerten aber ihre Flinten auf das Haus ab, nun ſchoſſen auch die Conſtabler, drei Bauern wurden getödtet; — man rief, es ſeien mehr Polizeimannſchaften im Anzuge, das Patriotenheer zerſtreute ſich mit wunderbarſter Geſchwindigkeit, Smith O'Brien ward unſichtbar. Wenige Tage ſpäter verhaftete ihn ein Eiſenbahnbeamter, als er einſam und verlaſſen auf dem Bahnhofe von Thurles auftauchte, um ſich eine Fahrkarte zu löſen. — Dies war der *große Kampf*, den Lord Lansdowne am 21. Juli geweiſſagt. Der edle Lord hatte nur in dem einen Punkte Recht gehabt, daß der Conflict ein kurzer ſein würde.

Die Geringfügigkeit der Exploſion beweiſt, wie unbedeutend ſchon damals der franzöſiſch-revolutionäre Zündſtoff in Irland war. Seitdem iſt er ganz verflogen. Die Bill zur Erleichterung des Verkaufes verſchuldeter Landgüter, die noch im Jahr 1848 durch das Parlament ging, brachte eine neue Regſamkeit in das ökonomiſche Leben Irlands. Die engliſche Induſtrie zog den iriſchen Celten in den Kreis ihrer Herrſchaft.

Von da an begann neben der Auswanderung nach den Vereinigten Staaten, wo der Celte wiederum dem Sachsen in die Hände fällt, eine Emigration von Irländern nach den Manufactur-Districten Englands und Schottlands. Das Werk der Verschmelzung ist daher mächtig vorangeschritten. Nicht einmal der irische Katholicismus bietet für französische Sympathieen eine Handhabe. Der irische Katholicismus ist eine Lokalreligion, er war nie ultramontan. Je mehr der Papst unter kaiserliche Herrschaft geräth, desto mehr wird sich der irische Katholismus absondern. Er wird nicht die imperialistische Entwickelung des Papstthums mitmachen.

Erzbischof Cullen, der am Freitag in einer katholicischen Kapelle zu Dublin nach gefeiertem Requiem für die Seelen der im Kirchenstaate gefallenen Irländer, einen Ansprache hielt, betheuerte, die Irländer hätten gegen Victor Emanuel „wie Heilige" gefochten. An demselben Tage veröffentlicht ein Dubliner Blatt den Brief eines irischen Papstsoldaten, der aus der Gefangenschaft in Genua schreibt: „Glaubt mir, wir haben wie wahre Teufel gefochten."

Börsen-Revue.

(Vom 10. bis 17. Oktober.)

Die politische Weltlage ist seit dem 11. keine andere geworden, dennoch haben sich die Börsen wieder von ihrer Flauheit erholt, wiewohl sie noch immer eine unsichere und schwankende und keineswegs eine bestimmt ausgeprägte, steigende Tendenz haben. Die Börsen wollen Angesichts Warschau nicht weiter heruntergehen, und da es ihnen unmöglich ist, still zu stehen, und gerade etwas neues Ungünstiges nicht vorliegt, so gehen sie inzwischen etwas besser, ohne indeß sich auf größere Unternehmungen einzulassen. So realisiren sie fast täglich den Nutzen der Operation vom Tage vorher, und darin liegt der Grund der großen Beschränkung der Coursschwankung und der geringen Ausdehnung des Verkehrs.

Man fängt jetzt an, sich von Warschau etwas mehr zu versprechen als früher; ob mit Recht? — wir bezweifeln es. Die Börsen wären zufrieden, wenn daraus die Parole: „Ruhe bis zum Frühjahr!" hervorginge, und Cavour und Garibaldi haben ja bereits verheißen, daß sie bis zum März warten würden. Was ließe sich da inzwischen für eine hübsche Hausse machen! und wenn dann gar unterdeß auch Oestreich sich endlich bequemte, die Stimmung des Landes zu verbessern, indem es den dringenden Bedürfnissen und den so deutlich ausgesprochenen Wünschen desselben wenigstens einigermaßen Rechnung trüge und sich entschlösse, das alte verderbliche und verhaßte System abzuschütteln, so würde das ein recht „angenehmer" Winter werden. Was kümmert die Speculanten die Zukunft? Zur rechten Zeit ein Sauve qui peut und dann après nous le déluge! — Louis Napoleon scheint Warschau als Uebergang zu einem europäischen Congreß zu betrachten, und um sich daselbst liebes Kind zu machen und den Anschauungen der übrigen Mächte Rechnung zu tragen, muß der „Constitutionnel" den Einmarsch der Piemontesen in Neapel mißbilligen, und damit nur der Papst mittlerweile nicht ernstlich böse wird und etwa die ganze Geschichte verdirbt, müssen die Piemontesen das römische Gebiet so lange wieder den Franzosen einräumen, die es für den Papst besetzt halten, um nachher nach Umständen darüber zu verfügen. Das geschieht aber zwischen Frankreich und Piemont, trotz „Constitutionnel", Alles in größter Liebe und Freundschaft.

Die verschiedenen Gerüchte, welche die Pariser Börse in letzter Woche alarmirt und den starken Rückgang theils hervorgebracht hatten, theils — je nachdem — demselben zum Vorwand und Deckmantel dienen mußten, haben jetzt wieder einer ruhigeren Anschauung Platz gemacht. So wie es sich herausgestellt hatte, daß die vorherige Hausse wie so häufig auch diesmal nur arrangirt worden war, um zu möglichst hohen Coursen verkaufen zu können, so mußte derselben in nothwendiger Consequenz wieder ein Rückgang folgen, der nun wieder zu Deckungskäufen und einer neuen Hausse-Speculation benutzt wurde. Es hat dies abermals gezeigt, daß nur die großen Speculanten, die Meneurs de la place, welche die Bewegung leiten, im Vortheile und die sogenannten „Kleinen," welche der Bewegung nachlaufen, stets die Düpirten sind. Inzwischen wird die friedlichere Anschauung der Verhältnisse und der selbst durch den „Moniteur" genährten Hoffnungen auf den Congreß benutzt, die Capitalien zu neuen Unternehmungen zu ermuthigen. Nachdem das Comtoir d'escompte und die Docks mit neuen Actien-Emissionen hervorgetreten waren, will auch die Boden-Credit-Anstalt das Land der Segnungen des Friedens theilhaftig werden lassen und macht ein Lotterie-Anlehn von 75 Millionen Franken, um den Departements und Gemeinden durch Anlehen zu Neubauten und andern gemeinnützigen (?) Zwecken zu Hülfe zu kommen. Diese neuen Geldansprüche und die starken Geldbedürfnisse der Regierung — die Abnahme des Baarvorraths der Bank um 71 Millionen und des Regierungs-Guthabens um 16 Millionen sind ebenfalls ein deutlicher Belag dafür — mögen auch wohl nicht ohne Einfluß auf die geringere Bewegung der Börse und deren mehr abwartende Haltung in den letzten Tagen geblieben sein, doch kann auch möglicherweise, eben zur leichteren Realisirung dieser verschiedenen Gelderfordernisse, der Credit mobilier schon in nächster Zeit wieder Ordre zu einer neuen „Réprise" bekommen und es darf daher kaum befremden, wenn der „Moniteur" und die übrigen officiösen Preß-Trabanten nächstens zur Unterstützung des kaiserlichen Hofspeculanten mit sehr friedlichen und beruhigenden Artikeln aufwarteten. Den Coursen war das Rsultat deer letzten 8 Tage günstig; Rente war heute 60 Centimen, östreichische Staatsbahn 11 und Credit mobilier 24 Franken höher als vor 8 Tagen.

Wenn sich die Londoner Börse auch von den directen Einflüssen der politischen Wirren des Continents noch immer ziemlich fern zu halten sucht, so wird sie doch durch die sehr bedeutenden Geldbedürfnisse der verschiedenen europäischen Staaten bereits in ziemlich erhebliche Mitleidenschaft gezogen. Die Metall-Operationen der Pariser Société d'Escompte haben allein dem Geldmarkte in den letzten Tagen 600,000 Pfd. St. entzogen, welche, wie es heißt, für den Truppensold in China bestimmt sind. Diese Operationen dürften wohl noch eine Zeitlang fortgesetzt werden, da die Armeen, die Frankreich in China, Syrien und Rom unterhält, wie bereits erwähnt, noch bedeutende Geldmittel in Anspruch nehmen werden, zu denen dann schließlich doch immer England herhalten muß. Auch die Madrider Bank hat circa 500,000 Pfd. St., wie es heißt zu einer Anleihe für die spanische Regierung bezogen, wobei noch nicht einmal die Summen mit inbegriffen sind, die England für Getreide an Spanien schuldet; die marocconische Kriegsentschädigung scheint also nicht lange vorgehalten zu haben. Rechnet man dazu noch die Summen, die bei den doch im Ganzen nur mittelmäßigen Ernteergebnissen fortwährend für Getreide zu zahlen sind, und die vermehrte Thätigkeit in den Fabrikdistricten, seitdem der Handelsvertrag mit Frankreich am 1. d. Mts. theilweise in Kraft getreten, so kann die durch den letzten Bankausweis constatirte gesteigerte Geldnachfrage wohl kaum befremden. Schon in voriger Woche hatten die Depositen der Bank um fast 1 Million Pfd. St., die Notenreserve um 500,000 Pfd. St., der Metallvorrath um 400,000 Pfd. St. ab-, das Wechsel-Portefeuille dagegen um 400,000 Pfd. St. zuge-

nommen; in letzter Woche war der Bankausweis [illegible] sprechender für die vermehrte Frage nach Geld; der Metallvorrath hatte allein wieder um mehr als 400,000 Pfd. St. abgenommen. Demgegenüber sind die Goldzufuhren aus Amerika und Westindien kaum erheblich, und es dürfte daher auch nicht auffallen, wenn schon in nächster Zeit eine Erhöhung des Bankdisconto's einträte. Da es nun dabei noch an allerlei beunruhigenden Gerüchten aus Wien und Paris nicht fehlte, so läßt sich die schwankende Haltung der Consols in diesen 8 Tagen wohl leicht erklären, die indeß bei ziemlicher Kauflust heute wieder eben so per November gehandelt wurden, wie sie am letzten Mittwoch gegen baar notirt waren. Englische Eisenbahnen halten sich dagegen in Folge günstiger Betriebs-Einnahmen ziemlich gut; sie sind seit Beginn dieses Jahres etwa 5 pCt. durchschnittlich gestiegen, was einer Werthserhöhung von 15 Millionen Pfd. St. gleichkommt und ziemlich die Verringerung des Eigenthums der Besitzer von Consols ausgleicht, welche in der selben Zeit um etwa 2 pCt. im Course gewichen sind.

Auch die Notirungen der Wiener Börse liefern heute gegen vorigen Mittwoch und nach dem weiteren Rückgange am Donnerstag (11ten) ein günstiges Resultat. Gegen letzteren Tag stellen sich Metalliques und National-Anleihe fast 1, neueste Prämien-Anleihen 2 pCt., Credit-Actien fast 4 Gulden und auch Valuta über 1 pCt. günstiger, nur Staatsbahn, welche unabhängig von den übrigen Effecten inzwischen um 4 Gulden gestiegen war, hatte diese Preiserhöhung nicht vollständig behauptet. Nichtsdestoweniger ist die Unentschlossenheit und Unsicherheit dieselbe geblieben; die Rüstungen und die Truppensendungen nach Italien dauern ununterbrochen fort, und die Lage Oestreichs ist eine um so schwierigere, als Cavour und Garibaldi erklärt haben, vor März nicht als offene Feinde auftreten zu wollen. Geheime Feinde sind aber viel schlimmer als offene, und die moralischen (!) Waffen, durch die sie inzwischen die Kronländer vergiften, erfordern viel mehr Aufmerksamkeit und mindestens eben so viel Machtentfaltung als ein Krieg; höchstens daß noch Pulver und Blei erspart wird. Unterdeß läßt die Regierung aber noch immer vergebens auf die schon so lange verheißenen und erwarteten Reformen warten und unterläßt so die Anwendung des heilsamsten und wirksamsten Gegengifts. Wie kann Oestreich an Regelung oder nur Besserung seiner finanziellen Lage und seiner, factisch einem Staatsbankerotte gleichenden, unglücklichen Valuta-Verhältnisse denken, so lange es nicht durch Stärkung des Vertrauens im In- und Auslande den einzig möglichen Weg zur Beschaffung der erforderlichen Mittel einschlägt. Man scheint an oberster Stelle noch nicht an das Gebot der höchsten Noth zu glauben; inzwischen wird der Grund immer mehr gelockert, und wenn man dann endlich sich doch wird entschließen müssen, den Rettungsanker auszuwerfen, wird der Boden ihn nicht mehr aufnehmen, nicht mehr dazu halten! — Die reichsräthlichen Declamationen werden bald verklungen sein, und eine wohlwollende Polizei sorgt bereits, daß die darin laut gewordenen Stimmen für neue, den Bedürfnissen des Landes angemessene Institutionen bald wieder zu einem vorreichsräthlichen Schweigen verstummen. Trotz aller günstigen Coursbewegungen bleibt daher der Grundton der Börse eine in der Hauptsache unbesiegbare Apathie, welche weder Warschau, noch ein Congreß, an dem man hier übrigens nicht glaubt, noch überhaupt irgend äußere Mittel beseitigen können, welche vielmehr nur eine tüchtige, innere Kur zu heilen im Stande ist. Daß unter diesen Umständen die östreichischen Effecten immer mehr nach Oestreich wieder zurück strömen, kann nicht befremden; so lange dies aber der Fall ist, ist eine Verbesserung der Valuta unmöglich, selbst wenn die Polizei, wie kürzlich geschehen, die Exporteurs von Scheidemünze mit Confiscation und Geldbußen bestraft, und Silberausführen nur noch durch die Post geschehen dürfen, wo die Kosten natürlich so hoch sind, daß sie kaum mehr rentabel bleiben. Auch soll man bereits wieder mit der Prägung größerer Kupfermün-

zen — Vierkreuzerſtücke — beſchäftigt ſein, da der Münzvertrag die Prägung von Fünfkreuzerſtücken unterſagt! Es geht doch nichts über die Gewiſſenhaftigkeit! Allen Reſpekt vor Herrn von Plener!

In Frankfurt a. M. kamen vor Kurzem große Poſten 5proz. Metalliques an den Markt, ſämmtlich vom Jahre 1852 und in fortlaufenden Nummern, die alſo acht Jahre geſchlummert haben, um jetzt unter der Hälfte des Nominalwerthes verkauft zu werden. Man erging ſich in Muthmaßungen über den Urſprung dieſer Papiere, und behielt ſchließlich die Anſicht die Oberhand, daß ſie einer geiſtlichen Stiftung gehörten, welche den Erlös als Peterspfennig nach Rom ſchicke. (!?) Metalliques ſind übrigens weder in Frankfurt a. M. noch in Berlin gangbar und an beiden Plätzen eigentlich nur Tranſitgut nach Holland, Belgien und Oeſtreich.

Von der hieſigen Börſe iſt in dieſer Woche nicht viel mitzutheilen, da ſie ſehr geſchäftslos war und ſich meiſtens ziemlich abwartend verhielt. Nach der Flauheit vom 11., deren wir am Schluße der vorigen Revue erwähnten, trat für öſtreichiſche Effecten ein nur von wenigen Schwankungen unterbrochener Aufſchwung der Courſe ein, der für Creditactien 2½, National-Anleihe 1½, Metalliques 1, neueſte Anleihe 1½ pCt. und für Franzoſen 3½ Thlr, und auch für Banknoten faſt 1 pCt. betrug. In Eiſenbahnactien war das Geſchäft nur das Product oit ſehr kleiner Aufträge, welche theils günſtig, theils ungünſtig auf den Cours der betreffenden Actien wirkten, ſo daß Einige etwas höher, Andere wieder etwas niedriger als vor acht Tagen ſchloſſen. Faſt in keiner Gattung war die Coursſchwankung über 1½ pCt., nur Amſterdam-Rotterdamer, welche in Folge bedeutender Mehreinnahme von den Wechslern vielfach für Privaten angekauft wurden, ſtiegen 2½ pCt., und Rhein-Nahebahn gingen um weitere 3½ pCt. zurück. Zu den für die zunehmende Werthloſigkeit dieſer Actien bereits in der vorigen „Revue" mitgetheilten Gründen kommt noch die ſehr geringe Betriebs-Einnahme der Bahn, welche kaum die Koſten deckt. Es wird aber auch von der Königl. Direction gar nichts zur Belebung des Verkehrs auf derſelben gethan, wie ſich dieſe Bahn, ſo ſehr auch deren Zuſtandekommen gewünſcht wurde, niemals einer beſonderen Vorliebe Seitens der Königl. Staatsregierung zu erfreuen hatte. Mit anerkennenswerthem Eifer iſt dagegen die Direction der heſſiſchen Ludwigsbahn für Regelung und Belebung des Verkehrs durch Ineinandergreifen der Züge der Nachbarbahnen und andere angemeſſene Maßregeln bemüht, und es ſind dieſe Bemühungen auch von ſo gutem Erfolge gekrönt, daß die Actien dieſer Bahn ein Lieblingspapier des Publikums geworden ſind, und trotz der zum Theil noch ganz neuen Bahnſtrecken, doch für dieſes Jahr ſchon auf eine Dividende von 6 pCt. für den ganzen Bahncomplex mit Sicherheit zu rechnen ſein dürfte.

In Bank- und Crediteffecten war das Geſchäft eben ſo geringfügig wie die Veränderung der Courſe, nur Antheile der hieſigen Bank gingen um 1½ pCt. zurück. Preußiſche Fonds waren dagegen belebter und mit Ausnahme von 4½ procentigen Anleihen, in denen die ſtete Nachfrage für das Ausland durch einige zufällige Verkaufs-Ordres paraliſirt wurde, faſt durchgehends höher. Auch von Prioritäts-Obligationen waren die gangbaren Sorten wieder geſragter und höher, nur Aachen-Maſtrichter mußten, um Käufer zu finden, etwa 3 pCt., ſo wie deren Stammactien 1 pCt. herabgeſetzt werden. In fremden Fonds war wenig Leben, und ein Verſuch, die neuen ſchwediſchen Zehnthaler-Looſe über Frankfurt a. M. hier zu importiren, hatte bei der natürlichen Antipathie des Publikums gegen alle neuen Effecten nur ziemlich geringen Erfolg.

Die beim Quartalwechſel, zur Leipziger Meſſe und zur Zeit der Erndte-Arbeiten bis nach erfolgter Verwerthung der Bodenerzeugniſſe ſtets geſteigerte Nachfrage nach Geld hat wieder nachgelaſſen, und für die meiſten Wechſel auf fremde Plätze zeigte ſich zu beſſeren Courſen vermehrter Begehr.

An der Getreidebörse ging es in diesen acht Tagen sehr lebhaft her. In Roggen war auf den Octobertermin so viel à la baisse speculirt worden, daß die enormen Deckungs-Ordres, die täglich eingingen, eine Coursſteigerung von circa 3 Thlr. für den October und die Wintertermine, von 2½ Thlr. für den Frühjahrstermin und von 2 Thlr. für effective Waare hervorbrachten. Da noch viele Deckungs'äufe auszuführen sind — man bezeichnet einzelne Speculanten, die noch Tausende von Wispeln zu decken haben — so dürfte leicht die Steigerung noch weitere Fortschritte machen. Doch werden andererseits auch Anstrengungen gemacht, effective Waaren heranzuschaffen, um auf diese Weise auf den Preis zu influiren. Gerste und Roggen folgten der Steigerung des Roggens, erstere um 2 Thlr., letztere um 3 Thlr. für den Wispel. Auch in Spiritus war eine ununterbrochene, ebenfalls durch starke Deckungen hervorgebrachte Steigerung, die für diesen Monat etwa 1½ Thlr. und für die übrigen Termine bis zu ½ Thlr. herab, eben so viel auch für effective Waare betrug. Rüböl ging dagegen nach einem kleinen Aufschwunge wieder auf den Preis von vor 8 Tagen zurück und bleibt flau, da der einflußreichste und tonangebende Speculant darin vorwiegend à la baisse ist.

N.-S. Heute, am 18. d. M., war die Börse wieder sehr geschäftslos und eher in etwas matterer Haltung, obgleich östreichische Effecten auf das Gerücht höherer Wiener Course und der Erwartung Kaiserlicher Verordnungen noch vor der Abreise nach Warschau Anfangs höher bezahlt wurden; da aber die Wiener Börsen-Notirungen eher etwas ungünstiger waren und die Gerüchte sich somit nicht bestätigten, so schloß die Börse auch für östreichische Effecten wieder matter. An der Getreidebörse machte die Steigerung der Roggenpreise heute keine weiteren Fortschritte, wohl aber wurde Spiritus wieder höher bezahlt.

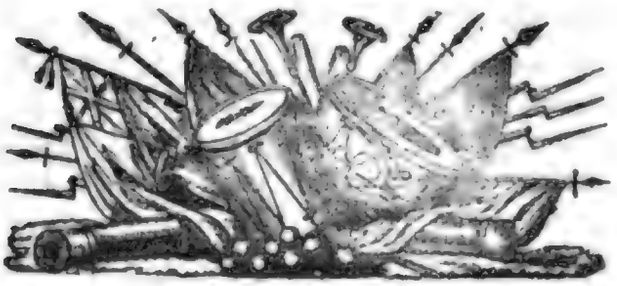
Literarisches.

Der Staatsminister von Raumer und seine Verwaltung des Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten in Preußen. Berlin bei W. Herz.

Der Minister von Raumer hat einen großen Theil seiner letzten Lebensjahre dazu verwendet, einen ausführlichen Bericht über seine amtliche Thätigkeit als Minister zu verfassen. Mit Hülfe dieser Darstellung arbeitete ein Freund des Verstorbenen eine Reihe von Aufsätzen aus, welche im Anfange dieses Jahres in der „Neuen Preußischen Zeitung" abgedruckt wurden und jetzt auf dem Wege des Buchhandels veröffentlicht worden sind. So entstand eine Schrift, welche nicht nur als ein würdiges Denkmal des verdienstvollen Staatsmannes, sondern auch als ein sehr werthvoller Beitrag zur inneren Geschichte des preußischen Staates in der neuesten Zeit anzuerkennen ist. Obgleich sie nichts Anderes enthält als eine rein objektive Darstellung der in Rede stehenden Thatsachen, so ist sie doch vollkommen geeignet, eine Menge von Verleumdungen, mit welchen der Verstorbene überschüttet worden ist, gründlich zu widerlegen und ihm die Hochachtung Aller zu gewinnen, deren Unbefangenheit nicht vollständig in den Parteikämpfen der Zeit untergegangen ist.

Militärische Revue.

Sonntag, den 21. October 1860.



Avis. Beiträge ꝛc. für die militärische Revue werden unter der Adresse der Expedition, Kronenstraße Nr. 21, erbeten.

Geschichtskalender.

21. October 1760. Gen. Laudon beginnt die Einschließung von Cosel.
22. October 1815. Einzug König Friedrich Wilhelm's III. in Berlin.
23. October 1794. Gefecht von Sochaczew: Oberstlieut. von Larisch schlägt die Polen unter Graf Poniatowski.
24. October 1648. Friede zu Osnabrück: Magdeburg, Pommern fallen an Brandenburg.
25. October 1760. Gefecht von Cöthen: Oberst von Kleist (der grüne Kleist) überfällt und schlägt die Reichstruppen unter dem Herzog von Würtemberg.
26. October 1806. Gefecht von Altenzaun: Oberst von York mit dem Feldjäger-Regt. schlägt die Franzosen siegreich und glänzend zurück.
27. October 1793. Kronprinz Friedrich Wilhelm (III.) beginnt die Blokade von Landau.

Inhalt:

Der italienische Krieg von 1859. IX.
Tagesereignisse.

Der italienische Krieg von 1859

aus taktischem und strategischem Gesichtspunkte.

(Nach dem „Spectateur militaire", nebst Anmerkungen, Zusätzen, Karten und Plänen.)

IX.

Die taktische Ausführung des Unternehmens war eben so mangelhaft, als der Entwurf fehlerhaft war. Die allgemeine Angriffsfront der Oesterreicher erstreckte sich in einem Halbzirkel von Casteggio über Casatisma auf Branduzzo, dann von Genestrello auf Calcababbio und endlich vom Fossagazzo bis Oriola; sie hatte daher fast beständig eine Ausdehnung von mehr als 8 Kilometern (über 1 Meile). Es folgt daraus, daß weder in der allgemeinen, noch in den besonderen Bewegungen der Oesterreicher Einheit und Zusammenhang herrschen konnte. Links handelte Graf Stadion ganz unabhängig vom Prinzen von Hessen, welcher seinerseits auf dem rechten Flügel um keinen Preis die beiden ihm gegenüber stehenden französischen Bataillone aus den Augen verlieren wollte. Hätte der General Forey genugsame Streitkräfte gehabt, um auch nur ein einziges Bataillon in den Zwischenraum zu werfen, welcher den Grafen Stadion

vom Prinzen von Heſſen trennte, ſo gerieth der Letztere zwiſchen zwei Feuer, und ſeine Lage wurde äußerſt kritiſch. Selbſt die Front der Colonnen Schaaffgotſche und Braum, welche von Geneſtrello auf der Straße und auf der Eiſenbahn in der Richtung auf die Brücke über den Foſſagazzo debouchirten, war zu ausgedehnt. Die Brigade Schaaffgotſche wurde nur deßhalb durch den General Forey zurückgeworfen, weil die Brigade Braum zu entfernt war, um ſie unterſtützen zu können, und dieſe ſelbſt konnte, durch den Oberſt Cambriels und den General Sonnaz in Schach gehalten, kein Terrain gewinnen und ſah ſich genöthigt, der rückgängigen Bewegung des Generals Schaaffgotſche zu folgen, weil dieſer Letztere wiederum zu weit abſtand, um die Erſtere zu unterſtützen. Von keiner Seite traten die Oeſterreicher mit vereinten und concentrirten Maſſen auf; bei 35,000 Mann hatten ſie ſich vier verſchiedene und von einander getrennte Reſerven gebildet.

Sie behielten die beiden Bataillone Boer nebſt Cavallerie und Artillerie-Train, deren Stärke wir nicht kennen, während des ganzen Tages in Reſerve, ohne ſie zu gebrauchen. — Am Foſſagazzo und bei Geneſtrello hatten ſie nur 7 Bataillone in Linie; aber nicht zufrieden mit der durch die beiden Brigaden Gaal und Bils gebildeten Reſerve, reſervirte ſich General Urban bei Geneſtrello auch noch 4 Bataillone von ſeiner eigenen Diviſion. Selbſt für den letzten und entſcheidenden Kampf um das Dorf Montebello vereinigten die Oeſterreicher nicht alle ihre Kräfte: die Brigade Prinz von Heſſen, das 4. Bataillon der Brigade Bils, die Reſerve bei Barbaniello und die beiden Brigaden Schaaffgotſche und Braum nahmen gar keinen Antheil an dieſem Gefecht.

Aus allen dieſen Betrachtungen und Zuſammenſtellungen folgt, daß der Feldmarſchall-Lieutenant Stadion niemals diejenige Anzahl von Truppen in Linie hatte, über welche er ganz bequem disponiren konnte, und welche ihm den Vortheil des Tages geſichert haben würden.

Was die Brigade des Prinzen von Heſſen anlangt, ſo könnte man ſie mit Recht als eine weitere Reſerve betrachten, denn ſie blieb von Mittag bis um 6 Uhr 2 franzöſiſchen Bataillonen und 2 ſardiniſchen Escadrons gegenüber in einer faſt vollſtändigen Unthätigkeit. Viermal ſtärker, konnte ſie die Handvoll Feinde, welche ihr die Spitze boten, völlig vernichten; aber weit entfernt, von ihrer ungeheueren Ueberlegenheit Gebrauch zu machen, hielt ſie ſich nicht einmal für ſtark genug, um mit Vortheil gegen ſie zu kämpfen. Der Prinz von Heſſen verlangte und erhielt als Verſtärkung und Reſerve noch ein Bataillon von der Brigade Bils. Er that Alles, um die beiden franzöſiſchen Bataillone zu verhindern, die Reihen des General Forey zu verſtärken. Die Unbedeutendheit des Gefechtes bei Pizzale war derart, daß von beiden Seiten noch nicht 250 Mann außer Gefecht geſetzt wurden. Für dieſes Verhalten avancirte der Prinz von Heſſen unmittelbar nach dem Gefechte von Montebello vom General Major zum Feldmarſchall-Lieutenant, wurde zum Inhaber des 46. Linien-Regimentes ernannt und vor einiger Zeit zu dem Commando über die 2. öſterreichiſche Armee berufen.*) Es muß indeß immerhin bemerkt werden, daß die Richtung, in welcher der Prinz von Heſſen vorgeſchoben wurde, eine dermaßen falſche war, daß er nicht ohne Gefahr jenſeits Oriola vordringen konnte, aus Furcht, ſeine Rückzugslinie zu verlieren.

Eben ſo befremdend iſt es, daß von dem Augenblicke ab, als der General Forey

*) Dies Urtheil über den Prinzen von Heſſen iſt ganz offenbar dem Machwerke des Herrn Rüſtow entnommen. Wir kommen auf die Thätigkeit des Prinzen noch weiter zurück, bemerken aber hier ſchon, daß ſeine Beförderung zum Feldmarſchall-Lieutenant in der Tour und nicht als außerordentliche Belohnung erfolgt iſt. Der Ueberſ.

zur Offenſive überging, die Oeſterreicher, welche bis dahin ſo lebhaft angegriffen hatten, in die entgegengeſetzte Rolle verfielen und ſie auch nicht wieder verließen. Nichtsdeſtoweniger wäre es ihnen zu zwei verſchiedenen Malen ein Leichtes geweſen, ihre erſte Rolle wieder zu ergreifen: einmal bei Geneſtrello, als die beträchtliche Reſerve zu ihnen ſtieß, beſonders aber bei Montebello, wo ſie Alles zur Offenſive aufzuforden ſchien: die Anzahl, der Vortheil der Stellung und die Ehre des Tages.

Es folgt aus der einfachen Darlegung der Thatſachen, daß die Zahl der Truppen, welche der General Forey in's Gefecht führte, zu der Truppenzahl, welche der Feldmarſchall-Lieutenant Stadion ihm jedes Mal entgegenſtellte, in keinem großen Maßverhältniſſe ſtand:*) am Foſſagazzo und bei Geneſtrello 7 franzöſiſche gegen 7 öſterreichiſche Bataillone (6000 gegen 8000); bei Montebello 11 franzöſiſche gegen 11 öſterreichiſche Bataillone. Nur bei Calcababbio und bei Oriola war das Mißverhältniß ein bedeutendes. Man darf aber nicht außer Acht laſſen, daß der General Forey gezwungen war, alle Truppen, über die er disponiren konnte, in Linie zu ſtellen, ſo daß ihm kaum ein Bataillon zur Reſerve blieb, und daß er ferner niemals alle Truppen ſeiner Diviſion auf einmal in's Gefecht führen konnte, weil dieſelben immer erſt nach und nach ankamen. Man kann daher mit Recht ſagen, daß am Tage von Montebello eine franzöſiſche Diviſion von 12,000 Mann ein dreimal ſtärkeres öſterreichiſches Corps (35,000 Mann) geſchlagen hat; denn es hing ja nur von dem Feldmarſchall-Lieutenant Stadion ab, alle ſeine Kräfte, die er auf das Schlachtfeld geführt und fortwährend unter der Hand hatte, auch wirklich in's Gefecht zu bringen.

Man kann ſich von ſeinem Erſtaunen kaum erholen, wenn man eine Taktik anſieht, welche ſyſtematiſch und nach vorherigem Entſchluſſe ihre thätigen Kräfte in dem Maaße, in der die Gefahr wächſt, um ein Drittel und um die Hälfte verringert. Der öſterreichiſche General konnte einen dreifach ſchwächeren Feind mit Leichtigkeit vernichten; anſtatt aber ſeine Kräfte zu verſtärken, vermindert er ſie vielmehr in dem Maaße, als der Feind zahlreicher, kühner und ſiegreicher wird. Man kann ſich dieſen vollſtändigen Mangel an taktiſchem Gefühl nur bis zu einem gewiſſen Punkte durch die Annahme erklären, daß er ein oder zwei feindliche Armee-Corps auf dem Halſe zu haben glaubte, und daß ſein Unternehmen unter allen Umſtänden mit einem Rückzuge endigen ſollte. Beſtürzt durch das unaufhörliche Anwachſen des Feindes und durch die neue Schwungkraft, welche dieſem dadurch jedes Mal verliehen wurde, fürchtete er wohl, den im Princip bereits beſchloſſenen Rückzug unter um ſo unglücklicheren Verhältniſſen antreten zu müſſen, jemehr Truppen ſich engagirt hätten.

Es iſt möglich, daß der Feldmarſchall-Lieutenant Stadion ſich für den Rückzug entſchied, als er von fern die Diviſionen Bazaine und Ladmirault mit der Eiſenbahn von Tortona her ankommen ſah. Soviel aber iſt gewiß und unzweifelhaft, daß das Gefecht von Montebello angefangen, fortgeſetzt und vollſtändig beendigt wurde durch eilf franzöſiſche Bataillone, d. h. durch die Diviſion Forey allein weniger zwei Bataillone.

*) Zeitungen haben die Meinung verbreitet, daß die Diviſion Forey am Tage von Montebello nur 6000 Mann ſtark geweſen ſei, und daß 15,000 bis 18,000 Oeſterreicher durch dieſe Handvoll Franzoſen geſchlagen worden wären. Dieſe Meinung, welche ſich übrigens auf keinen Rapport irgend eines der bei Montebello kommandirt habenden franzöſiſchen Generale ſtützt, iſt eine irrthümliche. Alle franzöſiſchen Diviſionen waren bei Ausbruch des Feldzuges ſehr ſchwach; aber zur Zeit des 20. Mai betrug ihre effective Stärke 10,000 Mann. Die zeitweilig in ihre Heimath Beurlaubten waren am 20. Mai bereits bei ihren Regimentern in Italien eingetroffen, und die Errichtung der vierten Bataillone (Depots) hatte es erlaubt, ihnen junge, gehörig ausgebildete Soldaten nach zu ſchicken. Die Diviſion Forey beſtand daher bei Montebello — einſchließlich des Jäger-Bataillons und des Bataillon vom 93. Linien-Regiments — aus 12,000 Mann. Anm. d. Verf.

Der Feldmarschall-Lieutenant Stadion begeht daher einen ganz unbegreiflichen Irrthum, wenn er in seinem Rapport über das Gefecht sagt, daß er es mit 40,000 Mann zu thun gehabt habe. Wären die Generale Bazaine und Ladmirault so rechtzeitig bei Montebello eingetroffen, daß sie noch Theil am Gefecht hätten nehmen können, so hätten sie doch immer nur zusammen 11,000 Mann herbeigeführt, welche, zu der Division Forey hinzugerechnet, nicht mehr als 22,000 Mann ergeben hätten; und selbst, wenn sie noch vor dem Ende des Kampfes auch alle Bataillone ihrer Division herangebracht hätten, so würde sich die Zahl der Streiter doch immer nur auf 33,000 Mann Infanterie herausstellen. Der österreichische General glaubte auch so wenig an die Ueberlegenheit der Kräfte, welche ihn in Montebello angriffen, daß er das Gefecht ernstlich annahm und mehr als die Hälfte seines Corps (18 Bataillone von 29) intact in Reserve hielt.

Wir haben den irrationalen Charakter der ersten österreichischen Bewegung — als eine vereinzelte Offensiv-Operation betrachtet, welche mit keinem ernsthaften Plane zusammenhing — grell hervorgehoben. Es bleibt uns noch übrig, den möglichen oder, frei herausgesagt, den wahrscheinlichen Erfolg dieses Angriffs zu untersuchen, wenn er, im Zusammenhange mit einem strategischen Plan und taktisch geschickt ausgeführt, unmittelbar durch den Angriff einer österreichischen Armee von 60,000 oder 80,000 Mann unterstützt worden wäre.

Wurde General Forey durch eine concentrirte und seiner Division um das Zehnfache überlegene Avantgarde überrascht, so wurde er bei Genestrello vernichtet, ehe er die zu einer Vertheidigung erforderlichen Kräfte vereinigen konnte; seine Bataillone wären, so wie sie auf dem Kampfplatze anlangten, nur erschienen, um wieder zu verschwinden. Die Bataillone der übrigen Divisionen des 1. Corps konnten nur noch später und nach und nach eintreffen und hätten ganz unfehlbar dasselbe Schicksal getheilt. Man ersieht, daß, wenn die Bewegung der Oesterreicher vom 20. Mai unter solchen Bedingungen entworfen und ausgeführt wurde, sehr verderbliche Folgen für die Alliirten daraus entstehen konnten, denn das 1. Corps wurde im Detail vernichtet, bevor es durch die anderen vereinzelten und zu entfernten Corps unterstützt werden konnte.

Die Alliirten hatten sich muthwillig einem allgemeinen Angriffe ausgesetzt und sich vorsätzlich ganz ungedeckt auf einer Linie von mehr als 80 Kilometern (10½ Meile Länge ausgedehnt. Man hat sie hierauf hin beschuldigt, die ersten Begriffe einer vernünftigen Strategie verkannt zu haben. Die Franzosen, so sagt man, haben nur durch Zufall und Dank der Ungeschicklichkeit ihrer Gegner gesiegt. Auf diesen Einwurf erwidern wir, daß die Strategie die Wissenschaft der Klugheit ist, und daß folglich der höchste Grad wahrer strategischer Wissenschaft mit der richtigen Maßregel der Klugheit zusammenfällt, welche man anwendet, um zu seinen Zwecken zu gelangen. Derjenige, welcher zu klug ist, fehlt eben so sehr gegen die Lehre der Strategie, wie Derjenige, welcher es zu wenig. Nun hatten die Oesterreicher die Piemontesen nicht angegriffen, so lange ihre Lage eine viel günstigere war als zur Zeit des 20. Mai, wo die Franzosen sich bereits mit den Piemontesen vereinigt hatten; mit viel größerem Rechte brauchten daher die Alliirten zur Zeit des 20. Mai keinen ernsthaften Angriff befürchten.

Wenn wir einen Offensivplan nach einem ebenso umfassenden wie kühnen Maßstabe voraussetzen, so treten wir sicherlich aus dem Ideenkreise völlig hinaus, den wir bei dem General Gyulai erkennen müssen, und wir entziehen diesem Angriffe den Charakter einer Recognoscirung.

Nehmen wir dieſe Bewegung einmal für das, wofür ihr Urheber ſie ausgiebt, d. h. für eine Bewegung, welche in Wirklichkeit weder offenſiv noch defenſiv war. Die Oeſterreicher ſind an große militairiſche Recognoscirungen gewöhnt, deren Ausgang immer derſelbe iſt. Vielleicht gewinnen wir dieſer ſeltſamen gewaltſamen Recognoscirung noch eine vernünftige Seite ab, wenn wir in jede Bedeutung derſelben eingehen.

Es giebt für einen ſiegreichen General keinen gefährlicheren Abgrund als gerade der Triumph ſelbſt, den er eben davon getragen. Durch welches Mittel kann man der Siegestrunkenheit und der Verſuchung widerſtehen, einen dreimal ſtärkeren Feind, welcher ſein Heil in der Flucht ſucht, und den man deshalb für demoraliſirt hält, bis auf's Aeußerſte zu verfolgen! Vielleicht ſpeculirte der öſterreichiſche Generalſtab gerade in etwas auf dieſe Schwäche der menſchlichen Natur. War dies wirklich die wahre Abſicht des Generals Gyulai, ſo bekennen wir, daß ſich dieſe Recognoscirung in ſtrategiſcher Beziehung bis zu einem gewiſſen Punkte rechtfertigen läßt.

Gingen die Alliirten in die ihnen geſtellte Falle, ſo folgten ſie allerdings dem öſterreichiſchen General nach der Stellung, die er ſich auszuwählen für gut fand, entweder in den durch den Po im Oſten gebildeten ſtumpfen oder in den durch Po und Teſſin im Weſten gebildeten Winkel, d. h. nach derjenigen beider Stellungen, welche er für die unbezwingbarſte hielt, und wo er folglich die meiſten Chancen für ſich hatte, den ſoeben erlittenen Echec wieder gut zu machen. Wie geſagt, war dies, wie man behauptet, die Berechnung des öſterreichiſchen Generals, ſo ſind wir bereit, dem ſtrategiſchen Gedanken, den dieſe Berechnung in ſich ſchließt, Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen; aber man wird uns andererſeits die Bemerkung geſtatten, daß der Operationsplan des Kaiſers der Franzoſen von Hauſe aus auf einen ganz anderen Angriffspunkt hinging als auf den, nach welchem der öſterreichiſche General ihn hinzuziehen ſich ſchmeichelte, daßdeshalb die Recognoscirung von Montebello unter allen Umſtänden lediglich ein Schwertſtreich in's Waſſer werden mußte.

Dieſe Eventualität mußte General Gyulai bei ſeinem ſtrategiſchen Plane berückſichtigen, wenn er überhaupt einen ſolchen hatte; er mußte einen Angriff auf die offene Grenze der Lombardei in der Höhe von Vercelli oder von Novara als möglich hinſtellen. Unter dieſer Vorausſicht aber mußte die Recognoscirung von Montebello tactiſch um ſo geſchickter ausgeführt werden, jemehr die ſtrategiſche Seite derſelben eine nur eventuelle und unſichere war; ſie mußte mindeſtens derart ausgeführt werden, daß ſie gelingen konnte und ſich durch den Erfolg Vergebung errang. Das, was die Oeſterreicher in dieſem Feldzuge ſo im Fluge unterliegen machte, war, wie wir ſpäter ſehen werden, die fixe, aber willkürliche Idee, daß ſie nur am Po angegriffen werden würden. Da die Eroberung des öſterreichiſchen Italiens ein Mal auf dieſem Abſchnitte gelungen war, ſo konnten ſie ſich von dem Gedanken nicht losſagen, daß es niemals auf einem anderen Abſchnitte verſucht werden könne.

Die anſcheinend offenſive, in Wahrheit aber ganz entſchieden defenſive Haltung, welche die Oeſterreicher bei Montebello zeigten, beſtärkt uns noch mehr in dem Schluſſe, daß Oeſterreich niemals die Abſicht hatte, einen Offenſivkrieg zu führen, während nach unſerer Anſicht nur ein ſolcher, ſobald er zur rechten Zeit unternommen wurde, ihm zum Siege verhelfen konnte.

Von dieſem Tage ab war das moraliſche Gefühl der alliirten Armee verzehnfacht und Jedermann ſchwelgte bereits in dem Vorgefühle eines endlichen Triumphes.

Nachdem wir die Fehler der öſterreichiſchen Generale ſchonungslos aufgedeckt haben, bleibt uns noch übrig, von der Art und Weiſe zu ſprechen, in welcher die franzöſiſchen Generale ihrer Pflicht nachkamen.

Der General Forey entwickelte bei dieſer Gelegenheit alle Eigenſchaften, welche den Diviſionsgeneral oder, beſſer geſagt, den Commandirenden eines Armeecorps auszeichnen: Schnelligkeit des Entſchluſſes, Eingebungen des Augenblicks, Thätigkeit, Energie, Schnelligkeit der Ausführung, die Gabe, den Angriff und fortlaufende Vorwärtsbewegungen zu centraliſiren. Die Brigadegenerale Beuret und Blanchard, die Oberſten und Bataillons-Chefs, wie auch die Subaltern-Offiziere folgten ſeinem Antriebe und unterſtützten ihn in würdiger Weiſe; Offizier und Soldat jeden Ranges that im Augenblicke der Gefahr auf edle Art ſeine Schuldigkeit.

Der General Forey entfaltete einen Geiſt der Gefechtsführung, welcher dazu angethan war, ſelbſt die Bewunderung ſeiner Gegner hervorzurufen. Bei Geneſtrello und bei Montebello wußte er geſchickt ſeine Hauptkräfte auf den Angriffspunkten zu vereinigen und zu concentriren, während er auf den Punkten, auf denen er ſich nur vertheidigungsweiſe verhalten wollte, nur ſchwache Truppen zurückließ. So ſtellte er dem General Braum bei Cascinenuovo nur ein Bataillon entgegen, unternahm aber den Angriff bei Montebello mit 8 Bataillonen.

Wir können indeß die Bemerkung nicht unterdrücken, daß dieſer glänzenden Krone militairiſcher Tugenden eine Blüthenzierde fehlt, welche wir uns zwar erringen können, welche die Oeſtreicher aber beſitzen: wir Franzoſen verſtehen es nicht, uns zu decken. Wir werden in dieſem ſelben italieniſchen Kriege noch auf ein anderes Beiſpiel dieſes uns eigenthümlichen Fehlers ſtoßen. Wir überlaſſen es der Beurtheilung jedes Generals und jedes denkenden Offiziers, welchen Erfolg der Tag von Montebello hätte haben können, wenn General Forey und ſeine Unterbefehlshaber ſich nicht ſelbſt in den Eigenſchaften übertroffen hätten, welche zwar den Helden auf dem Schlachtfelde machen, ſich gegen Ueberfälle aber oft als ohnmächtig erweiſen.

Der General Forey ließ die Oeſterreicher, welche ſich auf Caſteggio zurückzogen, nicht verfolgen. Man hat hieraus geſchloſſen, daß die Franzoſen in Italien nur den „kleinen Krieg" getrieben hätten, und daß ihre Kavallerie ſich in einem kläglichen Zuſtande befunden habe. Der General Forey ließ die Oeſterreicher auf ihrem Rückzuge um deswillen nicht verfolgen, weil nach dem blutigen Gefechte von Montebello alle ſeine Truppen, Infanterie und piemonteſiſche Kavallerie, erſchöpft waren, weil die Natur des Terrains für die Kavallerie unzugänglich war, und weil ihm über die nach dem Gefecht von anderen Diviſionen bei Montebello eintreffenden Truppen keine Verfügung zuſtand. Was die franzöſiſche Kavallerie anbetrifft, von der ſich ein einziger Zug vom 1. afrikaniſchen Jäger-Regiment unter den Befehlen eines Unterlieutenants bei der piemonteſiſchen leichten Kavallerie bei Caſteggio befand, ſo werden wir ſie bei Solferino ihre Proben ablegen ſehen, ſoweit die Natur des Terrains dies geſtattete.

Die Oeſterreicher geben ihren Verluſt zu 1300 Mann an, worunter 294 Todte, 718 Verwundete und 283 Vermißte. Die Mehrzahl der Letzteren wurde bei Montebello verwundet und in den Häuſern gefangen.

General Forey giebt 700 Mann theils Todte theils Verwundete an. Der Verluſt der piemonteſiſchen Truppen betrug ungefähr 400 Mann außer Gefecht.

Tagesereigniſſe.

Wenn, wie es in der Militärverwaltung häufig der Fall iſt, zwei Behörden bei ein und derſelben Sache concurriren, wenn namentlich das Militär-Oekonomie- und das Allgemeine Kriegs-Departement bei ein und derſelben Sache Entſcheidung zu treffen haben, ſo kann es nicht wohl ausbleiben, daß die Befehle manchmal nur ſchwer miteinander in Einklang zu bringen ſind. Wenn aber von ein und derſelben Behörde über ein und dieſelbe Sache an ein und demſelben Tage zwei ſich vollſtändig widerſprechende Befehle erlaſſen werden, ſo muß dies denn doch einiges Stutzen erregen.

Bekanntlich iſt ſeit einigen Jahren die 50pfündige Haubitze in das preußiſche Artillerie-Material aufgenommen worden; es ſind aber bis jetzt verhältnißmäßig nur wenige derartige Röhre gegoſſen und dieſe der Belagerungs-Artillerie überwieſen worden. Die General-Inſpection der Artillerie war auch der Anſicht, daß bei dem gegenwärtigen Beſtande der gezogenen Geſchütze auf die Vermehrung 50pfünd. Haubitzen überhaupt nicht mehr Bedacht zu nehmen wäre, und daß daher das letztere Kaliber bei der Defenſive gar nicht vorkommen könne; ja, wenn dies gelegentlich dennoch der Fall ſein ſollte, ſo wäre es vorzuziehen, dieſe ſchweren Haubitzen hinter Erdbruſtwehren und nicht in dem engen Raume gemauerter Kaſematten zu verwenden. Das Allgemeine Kriegs-Departement trat der Anſicht der General-Inſpection der Artillerie bei und erließ, unter Bezugnahme auf dieſe Anſichten, am zwölften September eine Verfügung, wonach die zur Bedienung von 50pfündigen Haubitzen in kaſemattirten Räumen erforderlichen Geſchützzubehörſtücke, wie Gelenkwiſcher ꝛc. nicht zu beſchaffen ſeien. An demſelben zwölften September aber mochte zufälliger Weiſe auch ein Referent der Ingenieur-Abtheilung Vortrag gehalten haben, ohne daß derſelbe ſich vorher mit dem der Artillerie-Abtheilung in Verbindung geſetzt hatte; denn am zwölften September erließ das Allgemeine Kriegs-Departement eine zweite Verfügung, worin eine Vorſchrift zur Conſtruction von Normalſcharten für 50pfündige Haubitzen mitgetheilt wird. Die Ingenieure werden daher Scharten bauen — nach dem Befehle des Allgemeinen Kriegs-Departements, und die Artilleriſten werden ſie nicht benutzen — nach dem Befehle des Allgemeinen Kriegs-Departements.

In Folge der günſtigen Reſulate, welche die Schießübungen bei Jülich für die gezogenen 12-Pfünder ergeben haben, werden jetzt dergleichen Röhre in größerer Anzahl mit Zügen verſehen. Dieſelben ſollen demnächſt an Stelle der 7pfündigen Haubitzen der Feld-Artillerie zugetheilt werden, wogegen von der Einführung der kurzen 12-Pfünder wohl wieder abgeſehen werden wird. Beſonders auf größere Entfernungen hat man mit dem neuen Geſchütz Reſultate erreicht, welche den Wirkungen des hohen Bogenwurfes der Haubitzen völlig analog ſind, zugleich aber ſich als viel bedeutender bei der großen Treffſähigkeit der gezogenen Geſchütze herausſtellen. Ueber die Wirkungen der Hohlgeſchoſſe beim Breſcheſchuß gehen die Meinungen noch auseinander; im Ganzen aber iſt es nicht unmöglich, daß ein beſonderer Zünder für dieſe Schußart eingeführt wird.

Die „Preußiſche Zeitung“ bringt folgende Mittheilung:

„Der Lieutenant (Polizei-Lieutenant?) Dennſtedt beabſichtigt unter Zuſtimmung der reſſortmäßigen Behörden in der Waldemarſtraße, in unmittelbarer Nähe des Mariannenplatzes, ein zur Aufnahme von Truppen und Pferden beſtimmtes Etabliſſement zu errichten, zu welchem geſtern Nachmittag der Grundſtein gelegt wurde. Die Rathsmeiſter Braun, Metzing, Jäckel und Scharnweber ſind mit der Ausführung dieſes Baues betraut und iſt derſelbe bereits ſo weit vorgeſchritten, daß die Benutzung der projektirten Ställe zu Neujahr in Ausſicht genommen, während die Vollendung des Wohngebäudes nicht vor dem Monat Juli k. J. zu ermöglichen ſein wird. Wie wir hören, iſt das Etabliſſement zur Aufnahme der hier garniſonirenden beiden Train-Bataillone beſtimmt und werden in demſelben, außer einigen Offizieren, circa 800 Mann und 300 Pferde untergebracht werden können. Die Ausſtattung ſoll durchweg nach den für Königl. Kaſernen beſtehenden Beſtimmungen erfolgen und ſind ſelbſt bedeckte Reitbahnen projektirt. Der Bau iſt nächſt dem Rathhaus- und Börſenbau von den hier in Angriff genommenen Bauten wohl der umfangreichſte.“

Die Sache ſcheint uns noch nicht ganz klar. Will Herr Dennſtädt durch dieſen Bau die Bequartirung von Soldaten privatim in Entrepriſe nehmen? Abgeſehen

von allem Uebrigen, würde uns diese Spekulation etwas gewagt erscheinen; oder läßt das Kriegsministerium jetzt seine Kasernen durch Polizei-Officianten bauen? — Wir werden uns danach erkundigen.

Der „Königsberger Zeitung" entnehmen wir eine Correspondenz aus Nordenburg, die immerhin von Interesse für die Entwickelung des Remonteweſens ist, wenn wir auch außer Stande uns befinden, die Richtigkeit der darin enthaltenen Angaben zu garantiren. Es heißt dort:

Die Privatmärkte auf größeren Gütern dürfen nur mit Genehmigung der Behörden abgehalten werden, und müſſen die betreffenden Gutsbesitzer diese Genehmigung zuvor nachsuchen. Es ist allerdings richtig, daß auf diesen Märkten verhältnißmäßig weniger Pferde zurückgestellt werden, als auf den öffentlichen, indeß liegt der Grund hiefür nahe genug. Wer bei der hohen Behörde um Abhaltung eines Privatmarktes auf seinem Gute bittet, muß der Commission schon brauchbare Pferde vorführen, wenn er sich nicht blamiren will, und dürfte niemals wieder auf Berücksichtigung seines Gesuches rechnen, würde das Resultat des Marktes ein ungünstiges sein. Auch wird derselbe, wenn er Pferde Anderer vorstellen läßt, aus obigem Grunde nur solchen den Zutritt gestatten, welche voraussichtlich angenommen werden können. Wenn dagegen auf dem öffentlichen Remontemarkte in Angerburg verhältnißmäßig viele Pferde zurückgestellt wurden, so darf man nicht übersehen, daß dieser Markt einer der ersten ist nach dem Turnus derjenigen Märkte, auf welche, behufs Ablieferung der erkauften Pferde, eine etwa vierwöchentliche Pause folgt. Viele auf den früheren Märkten zurückgestellten Pferde werden dann durch Andere der Commission, welche des dazwischen liegenden Zeitraums halber, dieselben nicht wieder erkennt, nochmals vorgestellt. Daß dann viele Besitzer, die ihre Hoffnungen nicht realisirt sehen, unmuthig den Markt verlassen, darf nicht wundern. Wir Nordenburger können indeß darüber nicht klagen. Mehrere Bauern und Köllmer haben 2 und 3, ja einer sogar 5 Pferde vorgeführt und sämmtliche zu annehmbaren Preisen verkauft. Es kann ferner durchaus nicht befremden, daß auf öffentlichen Remonte-Märkten zurückgestellte Pferde häufig zu hohen Preisen verkauft worden sind, wenn man bedenkt, daß ein zur Cavallerie nicht brauchbares Thier dennoch zu sonstigen Zwecken sehr tüchtig sein kann. Es wäre das auch ein Unglück für den Landwirth, welcher sich auf Pferdezucht nicht legen kann, wenn alle vorgestellten Pferde genommen werden sollten; wo würden dann die guten Arbeitspferde herkommen? Wenn endlich behauptet wird, daß die Besitzer, auf deren Gütern Privatmärkte abgehalten werden, den größten Theil ihrer Pferde nicht selbst züchten, so liegt darin noch kein Nachtheil, sondern gerade ein Segen für die armen Bauern. Der kleinere Besitzer, welcher, wie namentlich in Litthauen, häufig auf einer halben Hufe zwei Zuchtstuten hält, kann die Füllen aus ökonomischen Rücksichten nicht groß ziehen, sondern verkauft sie, häufig zu enormen Preisen, wovon der Darkehmer Füllenmarkt ein schlagendes Zeugniß liefert. Sollten nun die größeren Besitzer ihre Pferde stets selbst ziehen, müßten dann die armen Bauern ihre Füllenzucht nicht einstellen und dadurch eine Einbuße von vielen Thalern jährlich erleiden? Schließlich noch die Bemerkung, wie Referent dieses zwar gesehen, daß die Commission zuweilen ein, seiner Ansicht nach gutes Pferd auswirft, aber noch niemals bemerkt hat, daß sie ein schlechtes kauft.

Den Freiwilligen der päpstlichen Armee östreichischer Nationalität, welche ehrenvoll und tapfer ihre Pflichten in der päpstlichen Armee erfüllten, hat die östreichische Regierung im Auftrage Sr. Majestät des Kaisers die Zulassung in die östreichischen Freiwilligen-Bataillons gestattet; namentlich den Officieren mit Beibehaltung des Ranges, den sie bekleiden. (Vaterland.)

Für die Landarmee sind in Frankreich im Ganzen für diese Ersatzgestellung 94,900 Rekruten ausgehoben worden, wovon auf die Infanterie 79,400, auf die Kavallerie 9000, auf die Artillerie 5500 und auf die Genietruppen 1000 Mann repartirt worden sind.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Kronenstr. 21.

Politik und Religion.

Die Zeiten, denen wir entgegengehen, werden es immer klarer machen, in welcher engen Verbindung Politik und Religion stehen. Haben wir dabei zunächst die mitwirkenden Staatsmänner und Politiker im Auge, so wollen wir mit jener Behauptung sagen, daß die Zeit es immer deutlicher herausstellen wird, wie nur eine solche Politik sich ihres Zieles bewußt ist und zum Heil der Völker ausschlagen kann, die ihre Grundsätze aus der Religion empfängt. Man mag sich den Ruf eines vortrefflichen Diplomaten erwerben, man mag es aus dem Grunde verstehen, sich durch immer neue Wendungen aus den vorhandenen Schwierigkeiten und Verlegenheiten herauszuwickeln, um wenigstens für den Augenblick eine erwünschte Frist zu erlangen, das Alles kann man und vielleicht am allerbesten ohne alle religiösen Grundsätze und ohne alle Grundsätze überhaupt. Aber solchen Staatsmännern und Politikern das Steuerruder der Staaten und die staatlichen Angelegenheiten der Völker anvertrauen, heißt nichts Anderes, als ihren gründlichen Ruin wollen. Auf diesem Wege sind wir nur schon zu weit gekommen, und daß ein anderes Geschlecht von Staatsmännern erstehe, das von einem religiösen Geiste durchdrungen ist, wäre zum Heile der Völker sehr zu wünschen.

Aber auch abgesehen von den regierenden Personen, so hat ja doch auch Jedermann seine politischen Anschauungen und seine politische Stellung, und wir wollen mit jenem Satze, den wir an die Spitze gestellt haben, behaupten, daß Niemand eine gesunde und vernünftige politische Anschauung haben oder eine dem Ganzen heilsame und dienliche politische Stellung einnehmen kann, der nicht dabei von der Religion sich erleuchten und leiten läßt.

Wir wollen, um das klar zu machen, uns keineswegs in religiöse Tiefen verlieren, wir wollen bei den einfachsten religiösen Wahrheiten stehen bleiben, und doch wird sich zeigen, wie folgenreich und wichtig sie für das politische Denken und Handeln sind.

Was ist einfacher, als die Wahrheit, daß es einen gerechten Gott giebt. Was folgt aber daraus, wenn dieselbe geglaubt und festgehalten wird? So viel, daß man auch daran festhalten muß, daß nicht die Ungerechtigkeit, sondern die Gerechtigkeit zum endlichen Siege gelangen wird, daß man bei dem scheinbaren Siege der Ungerechtigkeit niemals zu verzagen oder gar zu verzweifeln, sondern stets zu hoffen und auf den endlichen Triumph der Gerechtigkeit mit Zuversicht zu vertrauen hat.

Seit einer Reihe von Jahren hat man es erleben müssen, daß fast immer die verhältnißmäßig gerechtere Sache unterlegen ist. Falschen politischen Lehren ist es gelungen, das Ohr und Herz der Menge zu bethören, sie haben fast überall, wo sie hervorgetreten sind, die Grundsätze der Wahrheit zurückgedrängt. Auf dem Felde der Diplomatie sind die größten Triumphe da erlangt worden, wo die Lüge und Hinterlist am frechsten geübt worden sind. Und wenn die Waffen ergriffen wurden, da hat sich der Sieg nicht auf die Seite Derer geneigt, die für das Recht zu kämpfen glaubten, sondern auf die Seite der Gegner.

Dadurch sind die Gemüther Vieler in große Verwirrung und Muthlosigkeit versetzt worden. Eine größere Anzahl, als man glauben sollte, hat eigentlich alle politische Aussicht und Hoffnung verloren. Sie sehen in die Zukunft hinein wie in ein sich eröffnendes Chaos. Ihr Trost ist meistens noch der, daß die schlimmsten Zeiten nicht mehr von ihnen werden erlebt werden, es werde sich wohl das Meiste noch halten zu ihren Tagen, ihre Kinder möchten zusehen, wie sie durchkommen würden.

Und die Staatsmänner? Man will uns versichern, daß es mehr als einen hochgestellten und hochgebildeten derselben gebe, der in seiner völligen Rathlosigkeit und im völligen Bankerott eigener politischen Ideen, seine Zuflucht nimmt zu wahrhaft heidnischem Unsinn und Gräuel, und bei somnambulen Weibern und allerlei Geister-Gesindel sich durch verschiedene Medien Raths zu erholen sucht, natürlich nur, um deste gewisser betrogen zu werden.

Nun das Alles ist schlechte Politik, denn es ist schlechte Religion. Vor aller dieser Muthlosigkeit und diesen Gräueln könnte man bewahrt bleiben durch den einfachen Glauben, daß Gott ein gerechter Gott ist, und daß nicht die ungerechte Sache, sondern die gerechte, nicht das Böse, sondern das Gute den Sieg behalten wird.

Es kann ja wohl sein, daß Völker es verdient haben, für eine Zeitlang von den Züchtigungen Gottes betroffen zu werden; aber eben so wenig, wie ein Steuermann verzagt, wenn er sein Schiff von Wellen bedeckt sieht, sondern guten Muthes ist, daß es sich daraus wieder erheben werde, so sollte Jeder, der den Glauben an einen gerechten Gott festhält, auch voll Zuversicht sein, daß zuletzt doch nicht die Grundsätze der Bosheit, sondern die Grundsätze der Wahrheit und Gerechtigkeit triumphiren werden.

Wir wollen den Kreis etwas enger ziehen, wir wollen von den Nationalitäten sprechen. Wer will es leugnen, daß die Nationalitäten ihr Recht haben. Gott, der die Individuen geschaffen hat, hat auch die Nationen als erhöhte Individuen geschaffen. Wir gestehen, daß es zu unserem religiösen Glauben gehört, daß Gott keine Nation, am wenigsten eine christliche Nation wird zu Grunde gehen lassen, und wenn in unserer Zeit so Vieles auf eine kosmopolitische Entwickelung der Menschheit hinwies, wenn der riesenhaft gesteigerte Verkehr und die Verkettung der materiellen Interessen drohte, die europäischen Völker in eine unterschiedslose Masse zu verschmelzen, so ist es uns immer eine erfreuliche Wahrnehmung gewesen, wenn, ein Gegengewicht dazu, gerade in der neueren

Zeit die einzelnen Völker ſich ihrer nationalen Eigenthümlichkeit mehr bewußt geworden ſind und mehr nach einer inneren Einheit ſtreben. Aber mit der Exiſtenz der Nationen hängt auch die Exiſtenz ihres Wohnſitzes zuſammen. Schließlich iſt es doch Gott allein, der die natürlichen Gränzen einer jeden Nation abgeſteckt hat. Es mag immerhin gelingen, im Laufe der Jahrhunderte oder Jahrzehnte dieſe natürlichen Gränzen zu verrücken. Einige Völker mögen ſich über Gebühr ausdehnen, andere mögen in ihren Sitzen vergewaltigt werden; aber der Glaube an einen gerechten und lebendigen Gott, der die Geſchicke der Völker ſchließlich doch in ſeiner Hand behält, bringt es mit ſich, daran nicht zu verzweifeln, daß endlich doch jedes Volk ſeine natürlichen, d. h. von Gott beſtimmten Gränzen einnehmen und darin ſeine Aufgabe erfüllen werde. Welche Ländertheilungen, welche Willkür im Durcheinanderwürfeln der Nationen hat der Anfang dieſes Jahrhunderts geſehen. Was iſt aus ihnen geworden, und was wird aus ihnen werden, wenn ſie noch ferner verſucht werden ſollten. Sie werden zuletzt in Nichts zerſtieben. Dies ſprechen wir zuverſichtlich als einen religiöſen Glauben aus. Unſere Hoffnung, daß Deutſchland von ſeinen jetzigen Gränzen nicht einen Fußbreit verlieren, daß es ſogar ſeine alten natürlichen Gränzen, die ihm durch Gewalt einſtweilen entzogen ſind, wiedergewinnen werde, ruht allerdings weder auf dem National-Vereine, noch auf irgend welchen Beſtrebungen und Zuſtänden der Gegenwart, aber ſchließlich auf dem Gott, der die deutſche Nation geſchaffen hat, der die deutſche Nation zu einem ſeiner edelſten Werkzeuge gemacht hat, der die deutſche Nation oft gezüchtigt hat — und wir ſind nicht ſicher, ob nicht vielleicht noch in der Zukunft züchtigen wird — der aber die deutſche Nation noch nie verlaſſen und ſie ſtets wieder, wenn ſie die Züchtigung hat durchſchlagen laſſen, glorreich emporgebracht hat.

Es iſt allerdings kein Zeichen der Gnade Gottes, wenn ein Volk von ſeiner Züchtigung heimgeſucht wird, es ſetzt eine Verſchuldung voraus, allein es giebt einen Zuſtand eines Volkes, der noch viel ſchwerer und ſchrecklicher iſt, der nämlich, wenn es in der Hand Gottes dazu dient, nicht vornämlich mehr, um Züchtigungen zu erleiden, ſondern um die Zuchtruthe Anderer zu ſein. Das ſcheint vorauszuſetzen, daß Gott mit dieſem Volke ſchon zu einem Abſchluß gekommen iſt, daß in gewiſſem Sinne ſein Gericht ſchon vollzogen und es nur noch zu einem Werkzeuge des Zornes Gottes gut iſt.

Wehe Frankreich, wenn ſein Ehrgeiz dahin gehen ſollte. So wahr ein gerechter Gott iſt, ſein Geſchick könnte zuletzt nur ein ſchreckliches ſein. Wenn die Ruthe ihren Zweck erfüllt hat, wird ſie weggeworfen. Wenn alle Völker die Hand Gottes ſchwer werden zu ertragen haben, wie ſchwer wird ſie auf das Volk fallen, das der Stecken ſeines Zornes geweſen iſt.

Es läßt ſich nicht leugnen, daß ſeit 1789 das Walten Gottes in der Geſchichte verſtändlicher hervorgetreten iſt. Wenn in den früheren Jahrhunderten ſeit der Völkerwanderung in den Geſchicken der chriſtlichen Völker mehr das menſchliche Thun zum Vorſchein kommt und die Gedanken Gottes ſich oft ſchwer erkennen und verfolgen laſſen, ſo hat mit dem Schluſſe des vorigen Jahrhunderts eine neue Periode angehoben, Gott wird ſichtlicher. Die franzöſiſche Re-

volution mit der darauf folgenden Herrschaft Napoleons bis zum Jahre 1815 ist das am klarsten gespielte Drama, das die Weltgeschichte an uns vorübergeführt hat. Und doch war es nur ein Vorspiel. Wir sind in einer Wiederholung desselben begriffen, und wir besorgen sehr, daß nicht bloß eine Dilogie, sondern eine vollständige Trilogie daraus sich entwickeln werde. Aber unter welcher veränderten Scenerie auch die einzelnen Akte desselben verlaufen mögen, eines ist sicher und gewiß — der Schluß. Waterloo und Helena sind auch nur Vorspiele, aber sie werden ihr gesteigertes Gegenbild finden. Das ist unser Glaube, so wahr ein gerechter Gott ist. Und wir wünschen diesen Glauben allen unseren Fürsten, Staatsmännern und allen deutschen Männern überhaupt. Es ist gewiß etwas sehr Bedenkliches, politische Orden und Bunde zu stiften; aber doch möchte es gut sein, daß sich Diejenigen unter einander verständigen, die diesen gemeinsamen Glauben haben. Wenn der Feind in immer geschlossenere Ordnungen heranrückt, dann sollen auch die sich an einander schließen, auf denen allein die Hoffnung des Widerstandes und des endlichen Sieges beruht.

Umschau.

Warschau und Gaeta — Legitimität und allgemeines Stimmrecht mit den vollendeten Privilegien eines neuen absoluten Fundamental-Gesetzes — unbestimmbares Conferiren Derjenigen, denen Gott mit der höchsten Autorität auch die höchste Gewalt verlieh, und vollendeter Despotismus eines neuen Princips, die höchsten und heiligsten Güter der europäischen Gesellschaft einer pöbelhaften Abstimmung zu unterwerfen — unkräftige, vorsichtig an sich haltende Proteste und überschwänglich kühner, frisch darauf-losgehender Umsturz — paradirende Heere der einen und triumphirende der anderen Weltmacht, und welche ist heut eigentlich die Erste? mit einem Wort, von oben herab weniger als wenig, von unten herauf viel mehr als viel, ja im Grunde Alles, hier ein ewiges Vorbereiten, Ueberlegen und Erwägen, dort fait accompli über fait accompli, eins immer gewaltiger, immer entscheidender als das Andere — wer könnte da noch zweifeln, wo hinaus es mit uns geht?!

Warschau! — wird die von den Einen ersehnte, von den Anderen gefürchtete Zusammenkunft der Herrscher aus dem Osten Europa's ihren Ruf und die vorausgeeilten Erwartungen rechtfertigen? Wird sie auch nur zu einem ganz kleinen Theile die Hoffnungen erfüllen können, die sie erweckte? Seit den Tagen des ersten Pariser Friedens erlebte Europa keinen feierlicheren Augenblick als diesen. Aber damals hatten eben dieselben östlichen Mächte, auf deren Berathungen auch jetzt wieder die Blicke einer Welt gerichtet sind, große und gewaltige Entscheidungen hinter sich. Ein blutiger Waffentanz hatte den Ausschlag gegeben und bereits eine Basis erstritten, auf der es sich nicht mehr darum handelte, die von dem Uebermuth eines Emporkömmlings aufgethürmten Fragen

zu lösen, sondern die thatsächlich gelöseten zu — ordnen. Das ist ein Unterschied zwischen der Entrevue in der Seinestadt und der Entrevue an der Weichsel; und doch, wie unbemeßbar aus allen Beziehungen erscheine — er war trotzdem nicht der bedeutendste. Der ungleich bedeutendere Unterschied liegt unzweifelhaft darin, daß die drei Herrscher, von denen damals Europa die Wiederherstellung des Gottesfriedens erwartete, den Erfolg gewissermaßen vorweg genommen hatten. Sie waren *vereinigt*, — vereinigt zu Einem Willen, zu Einer Action in der Cardinalfrage ihrer Zeit — läßt sich annehmen, daß die heute versammelten Herrscher die Frage ihrer Zeit auch nur aus einem vereinten Gesichtspunkte in's Auge fassen werden? daß sie geneigt sind, auch nur unter Einem Gesichtspunkte zu urtheilen, dafern sie es bedenklich finden, unter Einem zu handeln? Wir wiederholen: es ist uns unmöglich, einer solchen Hoffnung Eingang zu öffnen. Wir betrachten uns einfach die dort versammelten Staatsmänner, betrachten uns Einen nach dem Andern und finden, daß Keiner von ihnen eine Mission haben könne, die nicht vor der Mission eines Gortschakoff in den Hintergrund träte. Dieser Name trägt nicht die Kennzeichen, daß er eine Mission für — Europa haben könne. Er wird das, wie es scheint, auch von anderer Seite her bestellte, so recht **à propos** kommende Memorandum Lord John's gebührend zu ehren wissen. Ist die Frage der Zeit ganz unbedingt und kurzweg diese: ob Krieg oder Frieden? so werden die Fürsten gehen wie sie gekommen sind, für ihre Person um eine große Täuschung reicher, Louis Napoleon dagegen um eine gewichtige Erfahrung stärker, die in seiner Hand vollauf den Werth einer höchsten moralischen Erwerbung gewinnen wird und muß. Umsonst wird das ehrwürdige Oberhaupt der Christenheit (unzweifelhaft die höchste Vertrauensauszeichnung, womit die Warschauer Conferenz beliehen werden konnte) das Auge auf die Weichselstadt gerichtet haben — umsonst der Sendbote König Franz II. dort erschienen sein, die Klagen seines königlichen Herrn auszuschütten, trügt nicht Alles, so wird; in der Stadt der „gerissenen" polnischen Reichstage nichts vorbereitet worden sein als ein vollendeter Umschwung in den sittlichen Ueberzeugungen der Völker Europa's, dessen Wirkungen tiefer, giftiger und zerstörender in die Zukunft ausgreifen werden als alle bisher erlebten Revolutionen zusammengenommen; und dieser Umschwung wird recht eigentlich von einem Volksheerde, von der freien schweizerischen Eidgenossenschaft ausgehen, die gleichfalls auf Warschau zu hoffen, an Warschau zu glauben wagte. Es wird nicht Morgen geworden sein in Warschau, sondern Abend, weit vorgerückter Abend für die hereinbrechende tiefe Nacht des — **Suffrage universel**, von nun an **Suffrage absolu**, von nun an Fundamental-Gesetz der alten Welt wie drüben der republikanischen — neuen. Das ist es, was wir von Warschau erwarten. Der eben jetzt und unter den Augen der berathenden Ostmächte auf einer „*Wahlreise*" begriffene Sardenkönig — was thut er anders, als daß er den Weg zeigt, wie man aus dem Königthum zu der „reinen Präsidentschaft" zu gelangen habe? Es darf für gewisse Thatsache angesehen werden, daß die Demokratie aller Länder die Verdienste des seltsamen Wahl-Candidaten allein unter diesem Gesichtspunkte auffaßt. Unter ihm und wie

Vordersatz und Nachsatz zusammenhängend ist dann auch das berüchtigte Manifest des Flibustier-Capitains aufzufassen, aus dem, wahrlich nicht von ungefähr! so plötzlich ein organisationsseliger Staatsmann und Gesetzgeber, eine Art von Washington wird, ein höchster Kundgeber höchster politischer und gesellschaftlicher Principien, die das thronschänderische Sammetpfötchen nur sehr mühsam und sehr ungeschickt verhüllen. Ob ein Palmerston diesem neuen Offenbarer die Feder führte, um den Associé an der Seine zu knebeln oder selbst nur rechtzeitg zu — warnen, oder ob ein Mazzini und Crispi dem geckenhaften Heroen und seinem Könige das wohlgemischte Giftränkchen zum Danke für so vieles genossene Gute, den Schub mitgerechnet, zurückließen, oder ob man darin dem Gebräu der in Neapel collegial berathenden europäischen Demokratie begegne — alle diese Fragen verschwinden vor der Thatsache, daß diese Demokratie ihr Manifest nunmehr feierlich abgegeben hat, und es nunmehr nachtönen wird bis in alle Winkel der alten Welt, nachtönen nicht mit dem, was der Banden-Capitän sagt, sondern mit dem, was er verschweigt, nicht mit dem, was er enthüllt, sondern mit dem, was er so gelehrsam andeutet. Auf diesem über alle Erwartung schnell, ja, gewissermaßen jählings vorgestoßenen Standpunkte erwarten wir uns nichts mehr von Warschau, weil wir zu wissen glauben, daß man der einzigen Frage, die auf diesem Standpunkte noch erlösen könnte, der Frage: ob Krieg oder Frieden? mit aller möglichen diplomatischen Kunst ausgewichen sein wird. Und so hätte denn die fürstliche Zusammenkunft, von der wir den Blick des Hoffens schon früher abwandten, die Revolution in allen Rechten, die sie bereits usurpirte und die sie noch usurpiren wird, lediglich — bestätigt. . . .

Oder wie? Glaubt man im Ernste, das Signal einer neuen Zeit zu geben, indem man Europa mit unfruchtbaren Protestationen überschüttet? indem man sich gegen fernere unrechtmäßige Besitzergreifungen verwahrt? indem man Oestreich mit Verheißungen auf Wenn und wieder auf Wenn hinhält und vertröstet? indem man vielleicht gar über die Probabilitäten eines europäischen Congresses debattirt? eines Congresses, der doch kaum noch auf irgend einem Punkte mit Rechtsverhältnissen, sondern überall und lediglich mit vollzogenen Umwälzungen zu thun haben würde, die ihr Recht aus der absoluten Wahlurne, ihre Unantastbarkeit aus dem fait accompli, mit einem Wort aus der großen Thatsache eines völlig veränderten allgemeinen Zustandes herleiten? Welche Macht hat man denn, jene Wahlurne für unrechtlich, ihre Resultate für null und nichtig zu erklären? Welches Beistandes darf man sich getrösten, dafern man sie wirklich in Frage stellen wollte? Hat der „Constitutionnel" nicht deutlich genug gesprochen? Coblenz nicht eindringlich genug gewarnt? Das Memorandum Lord John's nicht deutlich genug — reservirt? In der so sehr vorgerückten Lage handelt es sich mit nichten mehr um Principien, es handelt sich einfach um — Kaufpreise, um Kaufpreise zwischen Frankreich, England und Rußland. Somit haben die östlichen Mächte nicht einmal mehr sich selber. Wäre dies der Fall, dann hätten sie freilich Gott, das Recht und zu dem blanken Schwert die glänzende Sache; aber sofern

ſie eben ſich ſelber auch nicht einmal mehr haben, haben ſie thatſächlich nichts, das ſie in den Stand ſetzte, der Revolution Halt zu gebieten. Dieſe wird ſich unaufhaltſam vollziehen, und muß es. Sie muß ſich unaufhaltſam vollziehen, weil ſie mit dem gegebenen Augenblicke rechnet, den gegebenen Augenblick ausmünzt, derweil die Herrſcher der Welt fortfahren, weit hinten in der Türkei liegende, etwa „künftig" eintretende Momente in's Auge zu faſſen. . .

Bei dieſer Lage und ihren weniger als unkröſtlichen Ausſichten thut es denn wenigſtens wohl, des entſcheidenden Erfolgs zu gedenken, den der junge Beherrſcher Oeſtreichs für ſich, für ſein Haus, für ſeine Völker, mitten im Innern ſeines Reichs, über die revolutionäre Macht erſtritten hat. Oeſtreichs Kaiſer hatte vor Allen den Vorſprung, bereits an der Seite eines Alliirten in Warſchau zu erſcheinen, und zwar des zuverläſſigſten, des beſten Alliirten — ſchwerlich hat er einen beſſeren von dort mit hinweg genommen. Dieſer Alliirte iſt der wieder erwachte Glaube des öſtreichiſchen, ja des deutſchen Volkes, nicht jenes „büreaukratiſchen", das in dem National-Verein zur Darſtellung gekommen, ſondern jenes urkräftigen, unabhängigen, das hinter den berühmten 5369 ſteht. . . An der Hand dieſes Alliirten, ſo hoffen und glauben wir mit unerſchütterlicher Zuverſicht, wird Oeſtreich ſiegen, komme, was da komme: und wie es von innen aus den Anſtoß zu einer neuen natürlichen und göttlichen Ordnung des chriſtlichen Staatslebens gegeben, ſo dürfte es ſeinem ununterdrückbaren, ja, ſagen wir, ſeinem „ewigen" Heroismus beſchieden ſein, trotzdem und trotz alledem auch nach außen hin die Impulſe zu einer neuen Ordnung der Dinge zu geben.

Das Miniſterium für die landwirthſchaftlichen Angelegenheiten, deſſen Verwaltung und deſſen Reſſort.

3. Deſſen Reſſort (wie es ſein ſollte).

Wir haben in unſerem letzten Artikel diejenigen Gegenſtände der öffentlichen Verwaltung näher dargelegt, welche dem Reſſort des Miniſteriums für die landwirthſchaftlichen Angelegenheiten ausdrücklich zugewieſen worden ſind, und hierbei der Umſtände gedacht, welche es bisher gehindert haben, daß wenigſtens in der Praxis der Umfang dieſes Reſſorts ſich einigermaßen erweitere.

In welche enge Begränzung ſonach das landwirthſchaftliche Miniſterium eingeſchloſſen iſt, wird ſich ſchließlich am beſten erkennen laſſen, wenn wir den Geſchäftsumfang einiger anderer Miniſterien in ſoweit näher darlegen, als ſich hierdurch das landwirthſchaftliche Miniſterium von Angelegenheiten und Fragen ausgeſchloſſen ſieht, die gleichwohl das Gedeihen der Landwirthſchaft auf das Empfindlichſte berühren.

Wir verlangen zunächſt und hauptſächlich eine Concurrenz des landwirth-

ſchaftlichen Miniſteriums bei allen Steuer- und Zoll-Fragen, wenigſtens alsdann und ſo oft, als das Handels-Miniſterium bei eben dieſen Angelegenheiten gehört wird.

Die Bearbeitung der angedeuteten wichtigen Gegenſtände beruht zunächſt allerdings bei dem Finanz-Miniſterium; wir glauben aber gut unterrichtet zu ſein, wenn wir behaupten, daß ganz beſonders in Zoll-Angelegenheiten die Verſtändigung zwiſchen Finanz- und Handels-Miniſter die Regel, die gleichzeitige Zuziehung des landwirthſchaftlichen Miniſters die Ausnahme iſt. Wir erinnern daran, daß, als die Erhöhung der Steuer auf Rüben-Zucker dem allgemeinen Landtage vorgelegt ward, der Finanz- wie der Handels-Miniſter ſich ausdrücklich durch Fachmänner vertreten ließen (der Commiſſarius des Handels-Miniſters, Geh. Ober-Regier.-Rath Delbrück, führte vorzugsweiſe das Wort), während von dem landwirthſchaftlichen Miniſter Nichts verlautete. Wir wollen gern glauben, daß dieſer bei der gedachten Frage, ſowie bei ähnlichen, die Landwirthſchaft berührenden, auch vorher gehört worden iſt, wir können dieſes aber für genügend nicht erachten, verlangen vielmehr, daß der Landwirthſchaft ebenſo wie dem Handel und Gewerbe das Wort bei allen Zollfragen vergönnt ſei.

Der Finanz-Miniſter gebraucht Mehr-Einnahmen, er verfällt auf dieſe oder jene finanzielle Maßnahme, conferirt mit dem Handels-Miniſter und ſieht ſich von dieſem überall da zurückgewieſen, wo Handel und Induſtrie herangezogen werden ſollen. Geld ſoll aber und muß geſchafft werden, und ſo wenden ſich denn Beide, Finanz- wie Handels-Miniſter gegen die Landwirthſchaft, und es heißt: Der Letzte wird gebiſſen. 47 Induſtrielle, geſtärkt durch 30 Finanz-Männer, ziehen dann zu Felde gegen die 8 Landwirthe (cfr. Staats-Kalender) und wenn die Letzteren einen Leonidas an ihrer Spitze, und Muth gleich den Spartanern haben, ſie werden gegen den combinirten Angriff der Verbündeten, die unterſtützt werden durch Conſuln, Handelskammern, Zoll-Behörden r. ſ. w. doch unterliegen müſſen.

Ein wohl zu beherzigendes Beiſpiel gewährt die jetzt beabſichtigte Regulirung der Grundſteuer. Der Militär-Etat erfordert mit Recht Mehr-Einnahmen, und da können dieſe denn nirgends anders gefunden werden, als durch erhöhte Belaſtung des Grundbeſitzes. Die Frage, ob denn nicht eine andere, weniger drückende, ja reichlicher fließende Finanz-Quelle geöffnet werden könne, haben wir niemals beantworten, ja nur anregen hören.

Alſo der Finanz-Miniſter bearbeite ganz allein die Steuer- und Zoll-Fragen, oder er ziehe bei allen dieſen, ſo oft er den Handels-Miniſter hört, auch den landwirthſchaftlichen Miniſter hinzu.

Daſſelbe Verhältniß findet bei allen Angelegenheiten des Credites ſtatt. Hierauf werden wir ſpäter noch näher zurückkommen, hier genüge die Bemerkung, daß die Banken unter dem Handelsminiſter ſtehen und von dieſem im Intereſſe des ihm anvertrauten Reſſorts errichtet und geleitet werden.

Ein einfacher Hinweis auf einen einzelnen Fall wird am ſchlagendſten nachweiſen, wie die Landwirthſchaft bei der Behandlung einer zu ihrer Exiſtenz durchaus nothwendigen Pulsader gar nicht gefragt zu werden ſcheint.

So lange es überhaupt möglich ist, daß der Handelsminister einen Gesetzentwurf, betreffend die Aufhebung der sogenannten Wuchergesetze, allein vorlegt, ohne daß der landwirthschaftliche Minister eine sachliche oder persönliche Nöthigung fühlt, sich hierbei zu betheiligen, ist das Ressort des landwirthschaftlichen Ministeriums weder richtig abgemessen, noch glücklich vertreten.

Nur andeuten wollen wir, daß auch sonst noch manche Frage von dem Handelsminister allein entschieden wird. Richtung der Eisenbahnen und Chausseen, der ganze Marktverkehr und Aehnliches. Soll ein Pferde-, ein Vieh-, ein Woll-, ein Flachsmarkt errichtet oder verlegt werden, so hat man sich an den Handels-, nicht an den landwirthschaftlichen Minister zu wenden. Die Consuln, insofern sie politische Funktionen nicht üben, werden unseres Wissens vom auswärtigen und vom Handelsminister, lediglich im Interesse des von Letzterem vertretenen Ressorts, angestellt.

Ganz besonders empfindlich wird das landwirthschaftliche Ministerium durch den Mangel eines bauverständigen Mitgliedes berührt.

Früher bestand als oberste technische Banbehörde die Ober-Baudeputation; diese ist Abtheilung des Handelsministeriums geworden. Der Kriegs- und der Finanzminister haben sich gleichwohl unter ihren Räthen noch eine etatsmäßige Stelle für einen Bautechniker zu erhalten gewußt, die übrigen Ministerien sind angewiesen, die erforderlichen Gutachten sich vom Handelsminister zu erbitten. Nirgends ist dieses Verhältniß ungeeigneter, als in dem landwirthschaftlichen Ministerium.

Die vom Handelsminister vertretenen Interessen sind gerade auf dem Gebiete der öffentlichen Wasserbauten im entschiedensten Widerspruche mit denen der landwirthschaftlichen Meliorationen. Der Handelsmininister will die Gewässer beherrschen, der landwirthschaftliche Minister will sie los sein. Jedes Stauwerk, jede Wasserkraft, die der Industrie dient, jede Wassermühle bereitet der Landwirthschaft Nachtheil; der Handelsminister regulirt die schiffbaren Flüsse durch Buhnen, diese sind für das landwirthschaftliche Ressort schädliche Stauwerke. Die so wichtige Frage, ob eine enge, ob eine weite Eindeichung der Oder, der Weichsel geboten sei, ob weite, ob enge Inundationsgebiete räthlich seien, wird von dem Handelsminister bejaht, von dem landwirthschaftlichen verneint. Die endgültige Festsetzung erfolgt aber ausschließlich im Handelsministerium. Der Leser wolle sich an der Weichsel erkundigen, welche Bedenken dort gegen die vom Handelsminister zum Schutze der Eisenbahn vorgenommenen Bauten von Denen gehegt werden, die der Ueberschwemmung ausgesetzt sind.

Der Landwirth muß zuletzt im Abgeordnetenhause Schutz gegen die Pappeln suchen, mit denen der Handelsminister die Chausseen bepflanzt.

Es würde zu weit führen, alle die entgegengesetzten Interessen aufzuzählen, die zwischen diesen beiden Fachministerien auch auf bau-technischen Gebieten bestehen; dagegen sei es uns gestattet, noch einer anderen Abtheilung des Handelsministeriums zu gedenken, die mehr dem landwirthschaftlichen Ressort zuneigt.

Wir meinen das Berg- und Hütten-Wesen.

Dieſer Zweig der öffentlichen Verwaltung hat bei Bildung der verſchiedenen Miniſterien von je ein viel bewegtes, nicht eben ein beneidenswerthes Loos gezogen. Das Berg- und Hütten-Weſen wurde bisher gewiſſermaßen als ein Ausgleichungs-Gegenſtand behandelt, der überall da hineingelegt ward, wo die Waageſchale zu leicht zu ſein ſchien; bald dem Handel, bald den Finanzen zugetheilt, hat man ganz überſehen, daß der Bergbau ebenſo wie die Landwirthſchaft Roh-Produkte des Grund und Bodens gewinnt und daher recht eigentlich mit dieſer zuſammengehört. Würde dieſes angeordnet, ſo könnten niemals einſeitig Privilegien zu bergmänniſchen Zwecken ertheilt werden, in deren Verfolg Wälder abgehauen, Weizen-Felder umgewühlt werden.

Bevor wir von dem Handels-Miniſterium uns trennen, wollen wir noch nebenbei auf eine für die ganze Verwaltung ſehr wichtige Frage verweiſen. Innerhalb der Miniſterial-Inſtanz iſt bekanntlich von einer collegialiſchen Behandlung der einzelnen Gegenſtände nicht die Rede; es heißt: sic volo, sic jubeo. Es muß ſich daher der Zweifel aufdrängen, ob es überhaupt räthlich, ob es zuläſſig iſt, daß lediglich techniſche Fragen unter der Firma des Miniſteriums entſchieden werden. Die früher ſelbſtſtändige Stellung der Ober-Bau-Deputation ließ jedenfalls dergleichen Bedenken nicht zu. Doch ſei dies hier nur beiläufig angedeutet.

Wenden wir uns zu dem Miniſterium des Innern, ſo ſehen wir dieſes mit der Verwaltung der landſchaftlichen Credit-Inſtitute ausſchließlich betraut. Es iſt ſchwer zu glauben, aber doch wahr, daß dem landwirthſchaftlichen Miniſterium alle und jede reſſortmäßige Betheiligung an den Credit-Fragen des Grundbeſitzes entzogen iſt. Was würde der Handels-Miniſter ſagen, wenn ihm die Bank-Angelegenheiten entzogen und etwa dem Cultus-Miniſterium zugetheilt würden? Will man überhaupt ein landwirthſchaftliches Miniſterium, ſo wird man dieſem auch das Credit-Weſen des Grundbeſitzes nicht vorenthalten dürfen. Jetzt beruht das Bank-Weſen bei dem Handels-Miniſter, die Aufſicht über ſämmtliche Pfandbriefs- und ähnliche Inſtitute bei dem Miniſter des Innern, und der landwirthſchaftliche Miniſter ſieht ſich von aller und jeder Betheiligung an all den Einrichtungen ausgeſchloſſen, die dem Ackerbau Capitalien zuzuführen berufen ſind.

Nebenbei wollen wir noch bemerken, daß dem landwirthſchaftlichen Miniſterium die Dismembrationen, dem Miniſterium des Innern die Neu-Anſiedelungen competiren, daß jenes die Verwaltung der Gemeinde-Waldungen beaufſichtigt, dieſes die Perſonalien über die Forſt-Beamten der Commune führt.

Eben ſo abnorm iſt das Verhältniß, daß das Cultus-Miniſterium Inſtanz für alle öffentlichen Functionen bildet, die ſich auf dem Gebiete der Thier-Arzneikunde bewegen. Milzbrand, Lungenſeuche, Rotz, Rinderpeſt werden nicht von dem landwirthſchaftlichen Miniſterium, ſondern von dem des Cultus bekämpft. Daß die der Landwirthſchaft unentbehrlichen Hausthiere gedeihen, iſt Sache des Cultus-Miniſters. Nur die Zucht der Pferde, ſo lange ſich dieſe im normalen Geſundheits-Zuſtande befinden, iſt dem landwirthſchaft-

lichen Ministerium anvertraut. Die Thierärzte ressortiren ausschließlich vom Cultus-Minister.

Endlich haben wir noch einen Blick auf das Ressort des Finanz-Ministers zu werfen. Wir können uns kein Ministerium der Landwirthschaft denken, welches mit der praktischen Landwirthschaft Nichts zu thun hat, fragen also, weßhalb die Domänen und Forsten nicht eben so gut und besser gedeihen sollten, wenn sie der Obhut des landwirthschaftlichen, als der des Finanz-Ministers anvertraut sind?

Es klingt fast lächerlich, ist aber wahr, daß der Minister der Landwirthschaft mit der gesammten praktischen Landwirthschaft des Staates gar nichts zu thun hat. Es wird vorausgesetzt, daß bei dem landwirthschaftlichen Minister die eingehendste Kenntniß der Bodenkultur vorhanden sei. Die landwirthschaftlichen Lehranstalten sind ihm anvertraut, und jeglicher Landwirth wird auf diesen obersten Chef sämmtlicher praktischen Oekonomie verwiesen und vertröstet. Nur der Staat selbst macht eine Ausnahme und trägt Bedenken, dem landwirthschaftlichen Minister die Verwaltung der landwirthschaftlichen Staatsbesitzungen anzuvertrauen.

Auf den auch politisch-wichtigen Gesichtspunkt, die Verwaltung der Domänen und Forsten von dem Ressort des obersten Steuer-Einnehmers zu trennen, haben wir unsere Leser nicht erst aufmerksam zu machen.

Dagegen wollen diese zum Schluß sich das Bild des landwirthschaftlichen Ministeriums vorführen, wie wir dieses verlangen, aber vorstehend nur skizzenhaft haben andeuten können.

Die Interessen aller der Berufsklassen, die sich bemühen, dem Grund und Boden Rohproducte abzugewinnen, sind dem landwirthschaftlichen Ministerium anvertraut: Landwirthschaft, Forstwirthschaft, Bergbau. Zu diesem Behufe hat dieses Ministerium eine vollgiltige Stimme bei allen Steuer- und Zoll-Fragen und leitet alle die Anstalten, die dem Credit des Grund und Bodens zu dienen bestimmt sind. Es wird in die Lage gesetzt, über die Anlage von Meliorationen, über die Richtung von Deichen und über ähnliche Gegenstände selbst endgiltig auch auf bautechnischem Gebiete zu entscheiden.

Ebenso ist das landwirthschaftliche Ministerium berechtigt und verpflichtet, das Gedeihen aller der Landwirthschaft unentbehrlichen Thiergattungen zu fördern. Dasselbe gilt von allen den öffentlichen Verkehrs- und Handels-Einrichtungen, welche sich auf die Landwirthschaft beziehen. Das Ministerium bildet auf landwirthschaftlichen Akademieen und Schulen nicht blos tüchtige Landwirthe aus, sondern weiß diese auch auf die Domänen zu verwenden, kurz das Ministerium wird wirklich ein Hort und Schutz der Landwirthschaft und der ihm verwandten Fächer.

Ein solches landwirthschaftliches Ministerium mögen sich unsere Leser denken, an der Spitze desselben einen wirklich conservativen Staatsmann und erst alsdann ein schließliches Urtheil fällen über die Fortdauer dieses Ressorts.

Wenn dagegen das landwirthschaftliche Ministerium verurtheilt sein sollte, in der bisherigen beengten Weise sein kümmerliches Dasein fortzuführen, alsdann

iſt es beſſer, daſſelbe werde ganz aufgehoben, vorausgeſetzt, daß auch das Handels-Miniſterium gleichzeitig ſein Ende erreiche.

Auch eine Politik der Zukunft.

Der Liberalismus hat ſchon vor einigen Jahrzehnten verſucht, die Hegelſche Philoſophie für ſeine Zwecke auszubeuten, obgleich dieſe Lehre weſentlich conſervativ war und ſich die Aufgabe ſtellte, „die Wirklichkeit zu begreifen," während der Liberalismus vielmehr in der die Wirklichkeit negirenden, ſie zu Gunſten willkührlich erfundener Ideale verurtheilenden Kantiſchen Philoſophie wurzelt. Mit einiger Gewandtheit und viel gutem Willen läßt ſich aber bekanntlich alles Mögliche demonſtriren, und es gelang daher auch wirklich damals einer Anzahl von Schriftſtellern, eine ſogenannte neuhegelſche Schule zu gründen, welche dem Liberalismus ein aus hegelſchen Kunſtausdrücken zuſammengeſetztes Mäntelchen umhing. Dieſe Beſtrebungen gab man indeſſen ziemlich bald wieder auf; man erkannte, daß es kein ſonderlich rentables Geſchäft ſei, Theorien, welche in ihrer Nacktheit der Menge verſtändlich und lieb waren, mit einer Verkleidung zu umgeben, die ihnen zwar ein etwas vornehmes Anſehen gab, ſie aber ſchließlich doch ihren Verehrern entfremdete. Nichtsdeſtoweniger hat in neueſter Zeit ein nicht unbegabter Schriftſteller jenes undankbare Geſchäft wieder aufgenommen und betreibt es mit mehr Ernſt und Gewiſſenhaftigkeit, als jene frühern großentheils ziemlich leichtfertigen Pſeudophiloſophen. In der „Geſchichte der Menſchheit in ihrem Entwickelungsgange ſeit dem Jahre 1775 bis auf die neueſten Zeiten, von Carl Ludwig Michelet (2 Bde., Berlin, bei Ferdinand Schneider) liegt ein Werk vor uns, in welchem dieſe Aufgabe gelöſt ward. Der Verfaſſer deſſelben hat ſeinen Hegel wirklich mit Eifer und nicht ohne Nutzen ſtudirt, aber er iſt nichtsdeſtoweniger nicht im Stande geweſen, ſich aus den Feſſeln der alltäglichſten liberalen Anſichten zu befreien und die Lehre, welche er ſeiner Darſtellung zu Grunde legt, iſt daher ein ſeltſames Gemiſch mehr oder minder tiefer Wahrheiten, die er ſeinem Muſter entliehen hat, und höchſt oberflächlicher Behauptungen, durch welche er die Lehre Hegels verbeſſert."

Der Verfaſſer bekennt ſich zunächſt zu dem Grundſatze, daß die Revolution nicht das beſte Mittel des Fortſchritts ſei. „Die in einer ſolchen Umwälzung ſiegende Partei", ſagt er, „ſchwelgt im errungenen Siege, überſchreitet das Maß, und drängt ſo die unterliegende Partei zu einer neuen Erhebung. So erzeugt der Uebermuth der Sieger immer neue Umwälzungen; er hat es 1792 gethan, er wird es jetzt thun. Die Folge eines ſolchen Zuſtandes iſt Erſchlaffung, Abſpannung, ſtatt Fortſchritt. Wenigſtens haben es die Franzoſen während ihrer nun ſchon bald ſiebzig Jahre dauernden Umwälzungen keineswegs zu irgend einer erklecklichen Entfaltung der ſtaatlichen, geſellſchaftlichen, religiöſen Freiheit gebracht."

Diesem Grundsatze gemäß beurtheilt Herr Michelet die französische Revolution an der Hand seines Meisters verständig genug; als ein verdrießlicher Uebelstand aber erscheint es, daß er auch dessen Ausdrucksweise allzugewissenhaft beibehält. „Indem wir diese drei Staatsgewalten", sagt er unter Anderem, „mit den logischen Kategorien Einzelheit, Besonderheit und Allgemeinheit bezeichnet haben, so erscheint das Staatsleben als ein vernünftiger Schluß (E—B—A—), in welchem der allgemeine Wille als terminus major mit dem einzelnen Willen als terminus minor durch den medius terminus der besondern Einsicht zusammengeschlossen wird." Diese Schulweisheit würde schwerlich Jemand vermißt haben, und der Verfasser hätte sehr wohl gethan, wenn er diese Eigenheiten seines Vorbildes weniger genau nachgebildet und dafür in wesentlicheren Dingen sich strenger an dessen Lehre gehalten hätte.

Daß der Verfasser die Fesseln, welche ihm die Lehre seines Meisters anlegt, nicht ohne Widerwillen trägt, beweist unter Anderem eine Bemerkung, mit welcher er die Geschichte des National-Convents beschließt. Nachdem er sich genöthigt gesehen hat, die Gräuel und Narrheiten, welche von dieser Versammlung ausgingen, ziemlich richtig zu schildern, ruft er zum Schluß aus: „Mitten im Sturm war der Convent schöpferisch, besonnen und philosophisch, weil ihm die große, die unverwüstliche Idee über Alles ging, sollte er sie auch nur mit schwärmerischer Rücksichtslosigkeit und auf Kosten aller gegebenen Verhältnisse haben zur Ausführung bringen wollen. Kommt man aber von der Stelle, wenn man sich im Kreise dreht?" — Der Mord von Hunderttausenden war also nur eine schwärmerische Rücksichtslosigkeit, die noch überdieß nothwendig war, weil ohne sie der Convent nicht von der Stelle gekommen wäre!

Die Geschichte Napoleons wird erträglich erzählt, obgleich der Verfasser hier bei weitem mehr auf eigenen Füßen steht, als in dem vorhergehenden Abschnitt. Indessen finden auch hier sich gelegentlich überraschend oberflächliche Bemerkungen. So trägt der Verfasser unter Anderem jene unglaubliche Behauptung noch einmal vor, daß der Bürgerstand beleidigt würde, wenn Jemand des Adels verlustig erklärt wird.

Besonders ausführlich behandelt Herr Michelet die Geschichte der neuesten Zeit seit dem großen Jahre 1848, welches ihm die wärmste Begeisterung einflößt, während die „Rückkehr zur Soldatenherrschaft", ihm schmerzliche Seufzer auspreßt.

„Kaum aber hatte die Thätigkeit der Frankfurter Versammlung begonnen, als auch die Zeichen des Rückschritts in ganz Europa sich immer bestimmter hervordrängten. Je weiter eine Partei vorgeschritten war, desto eher gewahrte sie auch den Hauch der Fäulniß, der über die zarten Märzblüthen der Freiheit immer verderblicher daher wehte." — Und als die Ungarn besiegt waren, da entfloh die Freiheit dem blutgetränkten Boden Ungarns, Europa's, wie einst Asträa zu den Sternen.

Die Völker Europa's waren noch zu unerfahren, sie ließen sich täuschen und noch 11 Jahre tyranniſiren. Die neueste Zeit dagegen erweckt in dem Verfasser die Hoffnung, daß doch vielleicht noch dereinst ein erträglicher Zustand

in Europa sich herstellen lassen werde. Unser jetziges Ministerium will H. Michelet nicht entschieden verurtheilen, obgleich er namentlich dessen auswärtige Politik höchlich mißbilligt. „Wollte Preußen," sagt er, „ganz die durch seine glückliche Stellung gebotene Staatskunst erfüllen, so mußte seine Vermittelung darauf gehen, die vollständige Unabhängigkeit und Räumung Italiens sowohl durch die Oestreicher, als durch die Franzosen zu verlangen, und Krieg dem Theile zu erklären, der sich dessen weigerte. (!!) Zur Unterstützung seiner Forderung mußte es vorher ein Bündniß mit Sardinien schließen, da es Englands ohnehin gewiß war, und des übrigen Deutschlands und Italiens Macht sich bald zu ihm in die Waagschale geworfen hätte." Allerdings Unsinn, aber doch nicht ohne Methode.

Während sonach die Zustände Europa's Herrn Michelet nur eine sehr geringe Befriedigung gewähren, fühlt er sich im Gegentheile in Entzücken versetzt, sobald er an Amerika denkt. „Die Forderung," sagt er, „die Marquis Posa an König Philipp stellt: Sei'n Sie von Millionen Königen ein König! ist in Amerika in Erfüllung gegangen. Ein solcher König von lauter Königen ist der Vorsitzer des amerikanischen Freistaats, ein unumschränkt Freier unter unumschränkt Freien, die alle in ihm ihre eigene Freiheit hervorbringen. Jeder amerikanische Bürger hält seine Oberherrlichkeitsrechte für eben so gut gegründet, als die der ältesten Herrscherfamilien Europa's: selbst die Squatter und Hinterwäldler, die an den äußersten Grenzen des Westens mit Büffeln, Alligatoren und Urwäldern zu kämpfen haben. Was Ludwig XIV. nur von sich selbst sagen konnte, er sei der Staat, das sagt jetzt jeder Amerikaner von sich: die allgemeine Volksoberherrlichkeit ist selbst die unumschränkte Alleinherrschaft jedes Einzelnen geworden."

Diese Verfassung behagt Herrn Michelet schon deswegen, weil sie gar keine Geschichte hat. Sie hat sich weder geschichtlich entwickelt, noch sich in den achtzig Jahren ihres Bestehens verändert. „Man hatte nichts Altes zu sammeln und niederzuschreiben. Bisher Unerhörtes und Ungesehenes trat aus der schöpferischen Vernunft mit einem Male in die Wirklichkeit."

Außerdem aber gereicht es dem Verfasser noch zur besonderen Genugthuung, daß er eine wirklich bestehende Verfassung anzuführen vermag, die den Anforderungen seiner „Vernunft" einigermaßen entspricht, denn da er als Hegelianer sich eigentlich nicht mit leeren Idealen befassen soll, so würde es ihn unangenehm berühren, wenn er nicht einen Staat nachzuweisen vermöchte, dessen Einrichtungen ihm einiges Lob zu verdienen schienen. Dieser Staat ist nun der einzige wirklich vorhandene, alle anderen schmeicheln sich vergeblich ihres Daseins, sie entbehren der „Wirklichkeit". — Unglücklicher Weise entspricht diese so höchst vernünftige und ganz neue Verfassung dennoch den Anforderungen des Herrn Michelet nur unvollkommen. „Es ist ein Hauptpunkt im constitutionellen Verfassungsrechte," sagt er unter Anderem, „der oft nicht gehörig beachtet worden, daß Gesetzgebung, Verwaltung, Ausübung an getrennte Personen vertheilt werden müssen, nicht aber dieselben Personen sich in eine und dieselbe Gewalt theilen dürfen, wie wenn durch ein unbeschränktes Verwerfungs-

recht die ausübende Gewalt auch die Gesetzgebung, durch Ernennung von Verwaltungsbeamten auch die Verwaltung inne hat. Solche Verfassungen bleiben auf halbem Wege stehen." — Da nun in Wahrheit weder in Europa, noch in Amerika eine Verfassung sich findet, nach welcher die Verwaltung von der ausübenden Gewalt unabhängig ist, so sind also alle bestehenden Staaten auf halbem Wege stehen geblieben, und Herr Michelet allein weiß das richtige Recept für eine wahrhaft gelungene Verfassung anzugeben. — Einiges Bedenken erregt ihm freilich der Umstand, daß es innerhalb dieses beinahe vollkommenen Staatskörpers noch Sclaven giebt, er gesteht, daß die Neger auch „einigen Anspruch auf das unversehrbare Recht der persönlichen Freiheit haben, weil es das allgemeine Gut der Menschheit ist." Aber es gelingt ihm sehr bald, diese Bedenklichkeit zu überwinden. „So lange der Neger aber," fährt er fort, „nicht zur Freiheit gebildet worden, ist es ihm nicht nur dienlich, sondern es ist sogar vernünftig, daß er Sclave sei. Und die Freien üben die staatlichen Rechte in seinem Namen aus. Auch kann ein Sclave ja, zur Reife der Bildung gekommen, sich loskaufen, und übt dann alle Rechte eines Freien, was, beiläufig bemerkt, unrichtig ist. Die Sclaverei ist hier weltgeschichtlich, weil sie Racen erziehend ist. Da es die Aufgabe Amerika's ist, alle Racen der Menschen zu verschmelzen, um wieder zur ursprünglichen Einheit zurück zu kehren, so müssen die niedrigeren Racen, durch Gehorsam gegen die höchste, allmälig zur Freiheit gebildet werden.

Es wäre aber natürlich Hochverrath, wenn Jemand behaupten wollte, daß vielleicht auch mancher Europäer noch einigermaßen der Erziehung bedürfte und noch nicht vollständig „zur Freiheit gebildet" sei. Und mit welcher Verachtung würde Herr Michelet den behandeln, welcher die Rechtlosigkeit irgend eines Europäers dadurch entschuldigen wollte, daß ein Anderer „die staatlichen Rechte in seinem Namen" ausübte!! —

Die Amerikaner werden übrigens nicht nur ihre Neger erziehen, sondern auch uns verwahrloste Europäer. „Je mehr die Amerikaner in die Geschichte dieser alten Welt eingreifen werden, desto mehr werden sie die Erreichung des Endzweckes der Menschheit in der Zukunft beschleunigen." Diese Erziehung der Europäer durch die Amerikaner wird nun, so prophezeiht Herr Michelet, sich allmälig auch auf alle andern Welttheile erstrecken, und in Folge dessen werden alle Völker der Erde zu einem einzigen Menschheitsstaate zusammenschmelzen. Anacharsis Cloots! „Alle Völker und Racen werden zu einem obersten Gerichtshofe in einer Versammlung von Abgeordneten zusammentreten." Natürlich wird dieser Gerichtshof nun auch den ewigen Frieden bringen, dessen Keime übrigens der Verfasser schon in der Gegenwart wahrnimmt. „Wir treten diesem Gedanken immer näher: die Schweiz, Belgien und das schwarze Meer sind bereits parteilos, dürfen also nicht mehr mit Krieg überzogen werden. (?!) Diese Parteilosigkeit wird allmälig wie ein Krebsschaden um sich fressen, bis sie den ganzen Erdboden überzogen hat, und dann ist kein Krieg mehr möglich!"

Die Verfassung dieses künftigen Einheitsstaates, die natürlich kein leeres

Ideal ist, sondern vielmehr „das wahre Leben des ganzen Menschengeschlechts“ zur Wirklichkeit bringen wird, beschreibt der Verfasser nun also:

„Hebe ich, um nur das Allgemeinste zu sagen, aus dem Staate der Zukunft die Hauptpunkte hervor, so versteht sich zunächst Freiheit des Eigenthums, der Person und der Arbeit, also Verbannung jeder Sclaverei, freie Wahl des Standes, auch den Soldatenstand nicht ausgenommen, überhaupt die Grund- und Menschenrechte in ihrem vollsten Umfange von selbst. Steuern legt jede Sphäre des Vereinslebens sich für den Kreis ihrer Bedürfnisse selbst auf; und es ist keine andere vernünftig, als die steigende Einkommensteuer. Der Freihandel müßte bis dahin ausgedehnt werden, daß, wie ich mich einmal in einem Vortrag in der Freihandelsgesellschaft ausdrückte, der Umkreis der Erde auch ihre Zolllinie wäre. (Weiter würde es allerdings wohl einstweilen nicht gut gehen!) Die Familienangelegenheiten werden, vermöge der Selbstregierung, durch frei von den Familienvätern gewählte Familienräthe besorgt, welche die bürgerliche Ehe schließen und lösen, Vormundschaften einsetzen u. s. w. Gesellschaftliche Vereine aller Art dürfen sich mit vollkommenster Freiheit bilden also auch neue religiöse Gemeinschaften auf's Ungehindertste, wie in Amerika entstehen. Sparkassen, Vorschußkassen, Gesundheitsvereine sammeln sich in dem Mittelpunkt der Genossenschaft jedes einzelnen Stadtbezirks, dessen Bewohner sich auch zur leichteren Anschaffung der Lebensbedürfnisse und für den geselligen Umgang vereinen. Ebenso verbinden sich alle Stände zu freien Genossenschaften, auch die für die höheren gesellschaftlichen Thätigkeiten, Unterricht, Religion, Kunst, Arzneikunde mit inbegriffen. Es wird für gemeinschaftliche Anschaffung von Werkzeugen, Rohstoffen, für Miethung von Verkaufsläden u. s. w. gesorgt. Vereine zur Gewährleistung für Wittwen- oder Alter-Versorgung schließen sich den städtischen Genossenschaften an. Die Gemeinde, in welche die Bezirks- und ständischen Vereine wieder, als in eine höhere Gliederung, mit vollkommener Selbstregierung sich zu einem Mittelpunkt sammeln, erscheint als ein vollständiger Staatsschluß (E—B—A), der in die noch höhere Gliederung des Kreises und des Staats aufgenommen wird. Aus den Bezirksgenossenschaften, wo alle Stände vereinigt sind, bei Sammelgemeinden aus den Wahlkörpern der verbundenen Dörfer und Flecken, geht die gesetzgebende Gewalt hervor, der Gemeinderath oder die Stadtverordneten. Nach Ständen wird der Gemeindevorstand oder Magistrat, der sich in stehende Ausschüsse nach den verschiedenen Gegenständen der Verwaltung theilt, gewählt; einen anderen Gewerberath brauchen wir dann nicht. Beide Körperschaften vereint, wählen den Inhaber der ausübenden Gewalt, den Bürgermeister.

„In der freien Staatsverfassung der Zukunft müßte die Trennung der Gewalten nur noch vollständiger hergestellt sein, als in Amerika; was ihre sittliche Einheit nur um so inniger machen würde, während die Theilung Zwiespalt und Eifersucht erzeugt. Die gesetzgebende Gewalt (A), rein aus der Volksherrschaft mit unmittelbarer Wahl und allgemeinem Stimmrecht hervorgegangen, bestimmt, abgesehen von ihrer eigentlichen gesetzgeberischen Thätigkeit, durch das Geldgesetz die Mittel für die Verwaltung, durch das Festsetzen der

Höhe des Heeres die körperliche Macht der vollziehenden Gewalt. Die Selbstverwaltung aller gesellschaftlichen Thätigkeiten geht auch in den höheren, neue Mittelpunkte bildenden Stufen aus Wahlen nach Arbeiterständen hervor, indem aus den Gewerberäthen der Gemeinden, d. h. den Magistraten, die der Gaue oder Kreise oder Provinzen, welche den Regierungsbehörden entsprechen, und endlich die der Staaten mittelbar entspringen, welche letztere als Senat, Ministerialbehörde oder Staatsrath, das ist gleichbedeutend, die Spitze der Verwaltungsgewalt (B) im Adel der Wissenden oder Fachmänner jedes Standes ausmachen. Durch diese Gliederung von Unten nach Oben ist dem einen Uebelstande, den Toqueville in der Amerikanischen Verfassung heraushebt, der Stellenvergebung durch die Bundesgewalt, abgeholfen. Die Verwaltung des Rechts, die der Schule, Kirche, Künste, die von Handel, Gewerbe, Ackerbau u. s. w. bilden nach Bedürfniß Abtheilungen in diesen Stufen der Behörden; so daß z. B. die Gemeinderichter als Ausschuß des Magistrats, die Berufungsrichter als Abtheilungen der Kreisverwaltung, das höchste Gericht als eine solche des Senats erscheint. Eben so ist die Volksschule in der Gemeinde, der mittlere und Fachunterricht in der Kreisregierung, die Hochschule im Staatsrath vertreten. Diese Körperschaft ist, wie die Gesetzgeber, in ihrer Sphäre unumschränkt, verhält sich aber begutachtend zu Gesetzgebung und Vollziehung, indem ihre Ausschüsse oder Abtheilungen, als die verschiedenen Ministerien, mit einem Unter-Staatsminister an der Spitze, in vereinter Sitzung das Gesetz berathen, wenn auch der betreffende Ausschuß, in dessen Fach das Gesetz einschlägt, die Berathung vorbereitet. Bei Gutachten, welche die vollziehende Behörde einfordert, werden die Ausschüsse lieber jeder getrennt für sein Fach den Rath ertheilen. Der Inhaber der ausübenden Gewalt endlich (E) geht auf Lebensdauer aus der Wahl der vereinten gesetzgebenden und verwaltenden, die beziehungsweise kürzere oder längere Zeit, etwa drei und sechs Jahre, im Amte bleiben, hervor. Der zweite Uebelstand, den Toqueville aus der Wiederwahl des Vorsitzers ableitet, wäre damit auch beseitigt. Würde das ganze Volk den Vorsitzer wählen, es gäbe sich einen Herrn, wie wir dies an Napoleon III. gesehen haben. Die Gehülfen des Vorsitzers in den verschiedenen Thätigkeiten des Staatslebens, die Staatsminister, gehen aus der Wahl der Ausschüsse ihres Faches bei jeder Neuwahl des Staatsraths hervor: die Kriegsbeamten aus der Wahl der Volkswehr. Die ausübende Gewalt verkündet die Gesetze, führt die vom Senat berathenen Verwaltungsmaßregeln aus und vertritt den Staat als Person nach Außen. Als dem Senat verantwortlich, können die Glieder der Vollziehungsgewalt auf Anklage des Volkshauses abgesetzt und zur Strafe gezogen werden."

Wohl bemerkt, es ist dies Alles ernsthaft gemeint, und der Mann, der dies schreibt, nennt sich einen Philosophen!

Hegel soll einst gesagt haben, nur einer seiner Schüler habe ihn verstanden, und dieser habe ihn mißverstanden. Es ist wohl kaum anzunehmen, daß er die vorliegende Darstellung eben so günstig beurtheilen würde?

William Pitt.

Die Westermannsche Verlagshandlung in Braunschweig hat, um ihre Gesammtausgabe der Werke Macaulays zu vervollständigen, eine Anzahl kleiner Schriften des Verfassers in England sammeln lassen, und bietet sie jetzt in deutscher Uebersetzung unter dem Titel: Macaulays ausgewählte Schriften, neue Folge, 4 Bände, dem Publikum dar. Diese Sammlung umfaßt Arbeiten von sehr verschiedenem Werthe. Der erste Band enthält fast nur Jugendarbeiten des Verfassers, Bruchstücke einer römischen Erzählung, Scenen aus athenischen Festgelagen, scherzhafte Darstellungen aus der französischen Geschichte u. s. w. Unter diesen Erstlingsarbeiten sind nur die Bruchstücke einer römischen Erzählung als einigermaßen gelungen zu bezeichnen; die übrigen machen sämmtlich einen mehr oder weniger unbehaglichen Eindruck. Namentlich der Einfall, die furchtbare Tragödie der französischen Revolution scherzhaft zu behandeln, muß als eine jugendliche Uebereilung bezeichnet werden. Aber auch die ernsteren Abhandlungen dieses Bandes, über Dante, Petrarca, die athenienſischen Redner u. s. w. sind nur von sehr mäßigem Werthe. Bei weitem anziehender sind dagegen die Aufsätze, welche der zweite Band enthält. Schon in der Abhandlung über Geschichtschreibung finden sich sehr treffende Charakteristiken der griechischen und römischen Geschichtschreiber und eine sehr beherzigenswerthe Beschreibung einer Geschichte von England, wie sie nach der Ansicht des Verfassers sein sollte. Auch der Aufsatz über John Dryden's poetische Werke enthält viel Lehrreiches über einen freilich nicht sehr anziehenden Theil der englischen Literaturgeschichte. Ebenso ist das Leben Franz Atterbury's, des bekannten Jacobiten, zu den bessern Werken Macaulays zu zählen. Noch werthvoller aber ist die hierauf folgende Charakteristik William Pitts, aus welcher wir hier einige Hauptstellen mittheilen wollen. — Der dritte Band der vorliegenden Sammlung enthält außer einigen Gedichten zwei sehr ausführliche Recensionen schlechter Bücher, welche wahrscheinlich in England sich einiges Ansehens erfreuen, für uns aber nur die Bedeutung von Curiositäten haben. Daher erscheint uns die Mühe, welche Macaulay auf die Widerlegung derſelben verwendet, als eine zwecklos vergeudete. — Die Reden, welche der vierte Band dieſer Sammlung enthält, sind recht achtbare Arbeiten, aber ohne hervorragende Bedeutung. Von William Pitt sagt der Verfasser unter Anderm:

„Pitt war im vollsten Sinne des Worts der Mann der parlamentarischen Regierung, der Typus seiner Classe, der Liebling, das verzogene Kind des Unterhauses. Für das Unterhaus hegte er eine ererbte, eine kindliche Liebe. Während seiner ganzen Kinderjahre kam das Unterhaus ihm und seinen Erziehern nicht aus den Gedanken. Wenn er auf seines Vaters Knie declamirte, wenn er Thucydides und Cicero in's Englische übersetzte, wenn er die großen attischen Reden über die Gesandtschaft und für die Krone analysirte, bildete er sich ununterbrochen für die Kämpfe im Unterhause aus. Mit ein-

undzwanzig Jahren war er ein ausgezeichnetes Mitglied des Unterhauses. Ehe er fünfundzwanzig Jahre zählte, hatte die Gewandtheit, die er im Unterhause entwickelte, ihn zum mächtigsten Unterthan in Europa gemacht. Es wäre für ihn und sein Vaterland ein Glück gewesen, wenn seine Erhebung sich hinausgeschoben hätte. Acht oder zehn Jahre, in denen er zum Lesen und Nachdenken, zu Reisen im Auslande, zum geselligen Verkehr und zum freien und zwangslosen Gedankenaustausch mit einer bunten Gesellschaft von Genossen Muße und Gelegenheit gehabt hätte, würden die Lücken ausgefüllt haben, die ohne seine Schuld in seinem mächtigen Geiste geblieben waren. Er besaß alle Kenntnisse, die sich von ihm erwarten ließen, das heißt alle Kenntnisse, die sich in Cambridge erwerben lassen, und alle Kenntnisse, die Jemand als Schatzkanzler und erster Lord des Schatzes sich aneignen kann. Aber die allgemeine Bildung, die er von der Hochschule mitbrachte, war, so ungewöhnlich sie bei einem Jünglinge genannt werden mußte, im Vergleich mit Fox's Kenntnissen doch gering, und im Vergleich mit den massenhaften, glänzenden und mannigfaltigen Schätzen, die Burke in seinem umfassendem Geiste aufgespeichert hatte, gradezu bettelhaft. Sobald Pitt Minister wurde, hatte er keine Muße, mehr zu lernen, als für die Zwecke des Tags, der über ihm hinzog, nothwendig war. Er war von erfahrenen und geschickten Beamten umgeben. Er konnte in jedem Augenblick über ihre thätigste Hülfe verfügen. Aus den Vorräthen, welche sie ihm zuführten, sammelte sein kräftiger Geist rasch den Stoff zu einem guten Vortrag im Parlament, und das war genug. Gesetzgebung und Verwaltung waren ihm untergeordnete Gegenstände. Der Arbeit, Gesetze zu entwerfen, Verträge abzuschließen, Flotten und Heere auszurüsten, Züge abgehen zu lassen, widmete er bloß die Reigen seiner Zeit und die Hefen seines feinen Verstandes. Die Kraft und der Saft seines Geistes wurde vollständig in einer andern Richtung verwendet. Wenn das Unterhaus überzeugt und überredet werden sollte, dann strengte er alle seine Kräfte an.

„Unser Urtheil über seine Gaben müssen wir hauptsächlich nach der Ueberlieferung bilden, denn keiner der ausgezeichneten Redner des vorigen Zeitalters hat durch die Berichterstatter mehr als Pitt gelitten. Selbst während er noch lebte, bemerkten Kritiker, daß seine Beredtsamkeit nicht auf dem Papier wiederzugeben sei, daß man ihn hören müsse, um sie zu schätzen. Mehr als einmal wendeten sie auf ihn die Worte an, mit denen Tacitus das Schicksal eines Senators beschreibt, dessen Redegabe im Augusteischen Zeitalter bewundert wurde: „„Des Hatterius fließende und volltönende Rede ist mit ihm zugleich erloschen."" Es sind übrigens Zeugnisse genug vorhanden, daß die Natur Pitt die Talente eines großen Redners verliehen hatte, und daß diese Talente in einer höchst eigenthümlichen Weise entwickelt worden waren, zuerst durch seine Erziehung und dann durch die hohe amtliche Stellung, zu der er früh emporstieg, und in der er während des größern Theils seines öffentlichen Lebens blieb.

„Bei seinem ersten Auftreten im Parlamente zeigte er sich allen Zeitgenossen in Herrschaft über die Sprache überlegen. Er konnte ohne Vorbereitung

eine lange Reihe abgerundeter und ſtattlicher Perioden ſprechen, ohne je wegen eines Wortes innezuhalten, ohne je ein Wort zu wiederholen, wobei ſeine Stimme wie eine Glocke klang, und ſeine Ausſprache eine ſo deutliche war, daß nicht ein Buchſtabe verloren ging. Er hatte nicht die Weite der Seele und weniger Reichthum der Einbildungskraft als Burke, weniger Geiſt als Windham, weniger Witz als Sheridan, weniger dialektiſche Kraft und weniger von jener höchſten Art von Beredtſamkeit, die aus einer Miſchung von Verſtand und Leidenſchaft beſteht, als Fox. Dennoch ſtellte das faſt einſtimmige Urtheil Derer, welche jene merkwürdigen Männer oft hörten, Pitt als Redner über Burke, über Windham, über Sheridan und nicht unter Fox. Sein Vortrag war gewählt und glänzend. Im Spott wurde er wahrſcheinlich von keinem Redner des Alterthums oder der Neuzeit übertroffen, und er machte von dieſer furchtbaren Waffe einen ſchonungsloſen Gebrauch. In zwei Theilen der Redekunſt, die für einen Staatsminiſter von höchſtem Intereſſe ſind, war er merkwürdig erfahren. Niemand wußte beſſer, wo er verſtändlich und wo er dunkel ſein müſſe. Wenn er verſtanden zu werden wünſchte, ſo mißlang es ihm nie, verſtanden zu werden. Es war ihm ein Leichtes, ſeinen Zuhörern eine vielleicht nicht genaue oder tiefe, aber klare und überzeugende Anſicht des ausgedehnteſten und verwickeltſten Gegenſtandes darzubieten. Nichts ſtand an der unrechten Stelle, nichts wurde vergeſſen, die kleinſten Einzelheiten, Zeitangaben und Geldſummen behielt er treu im Gedächtniſſe. Selbſt verwickelte Finanzfragen erſchienen, wenn er ſie erläuterte, dem einfachſten Manne unter ſeinen Zuhörern als leicht. Wünſchte er auf der andern Seite nicht deutlich zu ſein — und Niemand, der an der Spitze der Geſchäfte ſteht, wünſcht immer deutlich zu ſein — ſo hatte er eine merkwürdige Gabe, auf eine ſolche Weiſe nichts zu ſagen, daß er ſeinen Zuhörern den Eindruck machte, als hätten ſie recht viel gehört. Er war der einzige Mann, der ohne Aufzeichnungen über das Budget zu ſprechen im Stande war, und zugleich der einzige Mann, um, wie Windham ſagte, die gefliſſentlichſt ausweichendſte und unbedeutendſte aller menſchlichen Ausarbeitungen, nämlich eine Thronrede, ohne Vorbereitung vorzutragen.

„Die Wirkung wird ſtets in hohem Grade vom Charakter des Redners abhängen. Es gab vielleicht nie zwei Redner, deren Reden mehr von dem Duft, den ſittliche Eigenſchaften mittheilen, mehr von dem, was man den Seelenkern nennen kann, hatten, als Fox und Pitt. Fox's Reden verdanken einen großen Theil ihres Reizes jener Wärme und Weichheit des Herzens, jenem Mitgefühl mit menſchlichen Leiden, jener Bewunderung alles Großen und Schönen, jenem Haß gegen Grauſamkeit und Ungerechtigkeit, die uns ſelbſt in den mangelhafteſten Niederſchriften anziehen und entzücken. Auf der andern Seite konnte Niemand Pitt hören, ohne in ihm einen Mann von hohem, unerſchrockenem und gebieteriſchem Geiſt zu erkennen, der das Bewußtſein ſeiner Rechtſchaffenheit und geiſtigen Ueberlegenheit habe, und der gemeinen Fehler der Furcht und des Laſters unfähig, aber zu ſehr geneigt ſei, Verachtung zu empfinden und zu verrathen. In der That war Stolz das Gefühl, das den ganzen Mann durchdrang, in den harten und ſtrengen Zügen ſeines

Gesichts zu lesen war und sich in der Art aussprach, wie er ging, wie er saß, wie er stand und vorzüglich, wie er sich verbeugte. Natürlich schlug ein solcher Stolz manche Wunden. Es läßt sich zuversichtlich behaupten, daß in allen den zehntausend Angriffen, die in den Zeitungen auf Fox gemacht wurden, nicht ein Wort steht, welches verriethe, daß der Geschmähte einen einzigen persönlichen Feind gehabt habe. Auf der andern Seite gab es verschiedene bedeutende Männer, z. B. Cumberland, Boswell und Matthias, welche für Pitt Vorliebe gehabt hatten und bis auf den letzten Augenblick seine Politik billigten und seine Verwaltung unterstützten, aber durch den Hochmuth, mit dem er sie behandelte, so beleidigt wurden, daß sie darüber in Druckschriften klagten. So bitter dieser Stolz von Einzelnen empfunden wurde, flößte er der großen Masse seiner Anhänger im Parlamente und im Lande Ehrfurcht und Vertrauen ein. Sie beurtheilten ihn so, wie er sich selbst schätzte. Sie sahen, daß sein Selbstgefühl nicht das eines Emporkömmlings sei, der, von seinem Glück und vom Beifalle der Menge berauscht, so wie das Glück sich wende, von seiner Anmaßung zu verächtlicher Kriecherei herabsinken werde. Es war der Stolz des Mannes mit großer Seele, den Aristoteles in der Ethik so schön beschreibt, des Mannes, der sich hoher Dinge werth hält, weil er in der That Werth besitzt. Dieser Stolz entsprang aus dem Bewußtsein großer Kräfte und großer Tugenden und wurde nie so offen zur Schau getragen, als mitten unter Schwierigkeiten und Gefahren, die jeden gewöhnlichen Geist entmuthigt und niedergebeugt haben würden. Ueberdies stand er mit einem Ehrgeize, dem keine niedrige Begehrlichkeit beigemischt war, in innigster Verbindung. Es lag etwas Edles in der cynischen Verachtung, mit der der mächtige Minister Reichthümer und Titel unter Männer, welche Werth auf sie legten, nach rechts oder nach links austheilte, während er sie sich aus dem Wege schob. Für seine Person arm, war er von Freunden umgeben, denen er dreitausend, viertausend, zehntausend Pfund jährlich verliehen hatte. Für seine Person ein schlichter Minister, hatte er mehr Lords gemacht, als jemals drei Minister vor ihm. Der Hosenbandorden, nach dem die ersten Herzöge des Königreichs strebten, wurde ihm wiederholt und vergebens angeboten."

Literarisches.

Fragmente aus Italien von L. Passarge. Berlin bei Decker.

Nur einige Schriftsteller sind mit dem Talent ausgestattet, einen ganzen Band vorzugsweise mit Schilderungen von Gegenden zu erfüllen, ohne ihren Leser zu ermüden. Der Verfasser der vorliegenden Fragmente zählt zu diesen Wenigen; seine Naturschilderungen sind außerordentlich frisch und anschaulich; ohne allzu viele Einzelnheiten anzuführen, faßt er den Charakter der zu schildernden Landschaften scharf und eigenthümlich auf und weiß der Einbildungskraft des Lesers ein lebendiges Bild vorzuführen, welches zugleich den Eindruck eines der Wirklichkeit genau entsprechenden Abbildes

macht. In dieſer Weiſe ſchildert uns der Verfaſſer die Umgegenden des Comerſees, ſodann die Landſchaft zwiſchen Florenz und Rom und namentlich die römiſche Campagna, hierauf einige der ſchönſten Theile Unter-Italiens, ſüdlich von Neapel, und die Inſel Capri. Die wunderbaren Farbenerſcheinungen der blauen Grotte beſchreibt er alſo:

„Wir ſchweben in dem Nachen wie auf einem blauen Flammenmeere zwiſchen Himmel und Erde, in einem Dämmerſchein, der Licht und Schatten zugleich iſt. Ein Glitzern und Zittern überfliegt dieſe Fläche und wirft ihre bläulichen Reflexe an die kalkſintrige Wölbung. Wir tauchen die Hand in die Fluth und wundern uns, daß ſie nicht brennt; dann ſpritzen wir die Tropfen umher, ſie fliegen durch die Luft, wie Leuchtkäfer, und bilden in das Waſſer fallend, Wellenkreiſe, die mit einem Glanze leuchten, ähnlich wie die Sterne des Meeres, wenn es Nachts hinter dem Steuer des Seeſchiffes ſtrudelt. Welche wunderbare Farbe aber nimmt unſere Hand an! Nicht Farbe, es iſt der abſolute Silberglanz, der ſie umzieht. Haben wir uns aber im Hintergrunde der Höhle entkleidet, und tauchen wir in die ätherklare Fluth, dann erſchrecken wir vor uns ſelber; der ganze Körper ſtrahlt wie das glänzendſte Silber; unheimlich, ein fremdes Weſen erſcheinen wir uns; wir ſchwimmen ans Ufer, um von Neuem entzückt, jauchzend und jubelnd in dieſen Aether uns zu ſtürzen, der uns als ein befreundetes Element umfängt, wie eine warme Bruſt, an der zu ruhen ſo wohl thut. Und während hier Alles ſtill, heimlich und vertraut iſt, hören wir, wie draußen die Wellen an die Felswand ſchlagen, den Eingang zur Grotte ausfüllen und in das Innere rauſchen. Hier legt ſich aber ſofort der Strudel und macht dem lieblichen Plätſchern Platz, welches nach der Mitte zu das Waſſer nur noch zu einem Glitzern bewegt. Endlich müſſen wir dieſe ſtille Sicherheit verlaſſen. Die Schiffer rudern unſern Nachen wieder zu der ſchäumenden Oeffnung, und im nächſten Wellenthale fahren wir hinaus. Und wenn unſer Kahn wieder auf den Wogen tanzt, und wir ſchwindelnd an dieſen Felſenmauern hinaufſchauen und die Sonne erblicken, faſt ſenkrecht über unſerem Haupte: Dann faſſen wir mit der Hand wohl an unſere Stirn, und wir glauben, ein Mährchen geträumt zu haben, wie man es uns als Kind erzählte.“

Beſonders gelungen ſind die Schilderungen der Umgegend von Sorrent und Amalfi; die der venetianiſchen Lagunen ſind zum Theil aus andern Büchern entnommen, aber nicht minder werthvoll, obgleich von ganz andrer Art als jene, ſie ſind ſchlichte verſtändige, wiſſenſchaftlich geordnete Berichte, während jene nicht ſelten lyriſchen Gedichten gleichen.

Kunſtwerken gegenüber zeigt der Verfaſſer eine ebenſo lebhafte Begeiſterung, wie beim Anblick der ſchönen Natur; indeſſen findet ſich hier doch eine merkwürdige Einſeitigkeit; es mangelt ihm ganz und gar an der Fähigkeit, die gothiſche Baukunſt zu würdigen. Der gothiſche Dom, ſagt er, ſtellt nichts als ein Ungeheuerliches dar, obwohl er die organiſche Natur ausdrücklich copirt. Er nimmt die Form für ſich, der Geiſt aber iſt im griechiſchen Tempel geblieben.

Jedenfalls ſind dieſe „Fragmente“ eine der anſprechendſten Schilderungen Italiens, die wir in neuerer Zeit erhalten haben.

Correſpondenzen.

Aus der Hauptſtadt.

Den 27. October.

Der Zuſtand Seiner Majeſtät des Königs hat ſich in der letzten Woche nicht verändert und iſt den Umſtänden nach befriedigend zu nennen. Seine Majeſtät machten täglich längere Spazierfahrten nach dem Eierhäuschen im Wildpark, an denen Ihre Majeſtät die Königin leider nicht immer theilnehmen konnte, da Allerhöchſtdieſelbe ſeit einigen Tagen wegen geringer Unpäßlichkeit das Zimmer nicht verlaſſen konnte.

Seine Königliche Hoheit der Prinz-Regent reiſte am 20. d. Mts., Vormittags 9 Uhr, in Begleitung Sr. K. H. des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin und eines zahlreichen Gefolges nach Warſchau ab.

Ihre Königliche Hoheiten der Prinz und die Frau Prinzeſſin Friedrich Wilhelm reiſten am 22. nach Hubertusſtock in der Schorfhaide ab und kehrten von da am 24. nach Potsdam zurück.

Seine Königliche Hoheit der Prinz Friedrich Karl begab ſich am 21. Nachmittags nach ſeinem Jagdrevier Basdorf bei Bernau und kehrte am darauf folgenden Tage nach Potsdam zurück. Gleichzeitig traf die Gemahlin Sr. K. H. von Höchſtihrem Beſuche am Herzgl. Deſſauiſchen Hofe wieder in Potsdam ein.

Die Politiker unſerer Stadt haben in dieſer Woche ausſchließlich von Warſchau geſprochen; man ſieht den Ergebniſſen der dortigen Berathungen mit der äußerſten Spannung entgegen. Die Mehrzahl behauptet zwar, die verſammelten Monarchen würden nur für den Fall, daß die Revolution fernere Fortſchritte mache, Vertheidigungs-Maßregeln verabreden. Aber die Hoffnung der Einen, die Beſorgniß der Andern, daß jene Berathungen dennoch zu einem bedeutungsvolleren Wendepunkte in der Politik der drei Mächte führen könnten, iſt nichtsdeſtoweniger lebhaft und giebt unſern Liberalen Veranlaſſung zu den wunderlichſten Wünſchen und Forderungen. Die Anhänger des National-Vereins zeichnen ſich unter ihnen durch die Zuverſicht aus, mit welcher ſie behaupten, jetzt ſei der Augenblick gekommen, der Preußen an die Spitze Deutſchlands ſtellen müſſe. Wenn unſere Regierung ihre Aufgabe verſtehe, müſſe ſie nothwendig in Warſchau verlangen, daß Oeſtreich einwillige, aus Deutſchland auszuſcheiden und die andern deutſchen Fürſten in preußiſche Vaſallen verwandeln zu laſſen. Wenn dieſe Forderung nicht bewilligt werde, ſo müſſe Preußen erklären, daß es ſich mit Louis Napoleon in Einverſtändniß ſetzen und mit ſeiner Hülfe ſich zum Gebieter von Deutſchland machen werde. Dabei leugnen dieſe Herren ganz und gar nicht, daß dieſes Einverſtändniß zu neuen Annectirungen führen müſſe. Aber ſie würden mit Vergnügen das linke Rheinufer und vielleicht noch mehr in eine franzöſiſche Provinz verwandeln, wenn dafür ihre phantaſtiſchen Pläne zur Ausführung und insbeſondere ſie ſelbſt auf ihre Rechnung kämen.

(Zur Marine-Organiſation.) Die Erwartungen, welche für das Emporkommen der Preußiſchen Marine von der gegenwärtigen Marine-Verwaltung als einem ſelbſtſtändigen Reſſort der Staats-Verwaltung gehegt wurden, haben ſich nicht erfüllt, und wohl nicht mit Unrecht iſt die Marine-Verwaltung mit einem Organismus verglichen worden, der einen zu großen Kopf und zu kleine Beine hat. Die demnächſtige Marine-Organiſation ſcheint zwar noch nicht definitiv feſtgeſtellt zu ſein, indeſſen darf man doch ſchon jetzt annehmen, daß im Ganzen auf die Verhältniſſe zurückgegangen

wird, welche der Marine bei ihrem Entſtehen angewieſen wurden, und nach welchen die Landarmee und die Marine in einer Spitze, dem Kriegsminiſterium, gipfelten. Man wird nicht einfach zu den frühern Einrichtungen zurückkehren, vielmehr diejenigen Modificationen eintreten laſſen, welche ſich inzwiſchen geltend gemacht oder doch als empfehlenswerth erwieſen haben. Es dürfte demnach die Direction der Marine-Verwaltung ein beſonderes Departement des Kriegsminiſteriums bilden, welchem etwa dieſelbe Selbſtſtändigkeit gewahrt bleibt, wie dem Militär-Oekonomie-Departement. Da ſich indeſſen als unumgänglich herausgeſtellt hat, daß dem Admiral ein Einfluß auf die Verwaltung gewahrt ſein muß, ſo dürfte ſich, natürlich mit den durch die eigenthümlichen Verhältniſſe gebotenen Modificationen, das Verhältniß empfehlen, in welchem zur Zeit ſich der General-Inſpector des Geniecorps und der Feſtungen dem Kriegs-Miniſterium gegenüber befindet. Schließlich mag nicht unbemerkt bleiben, daß die beiden Männer, welche vorzugsweiſe die Marine-Organiſation vom Jahre 1854 betrieben haben, der Capitain zur See Hyltén-Cavallius und der Geheime Admiralitäts-Rath Dr. Gaebler, der Marine nicht mehr angehören.

Ueber die Ergebniſſe der Warſchauer Berathungen verlautet noch nichts, und ſollen dieſelben zunächſt auch ſehr geheim gehalten bleiben. Wenn nun auch nicht zutreffend iſt, was hin und wieder behauptet wird, daß nämlich ein Schleier über jene Ergebniſſe gedeckt bleiben ſoll, damit Niemand zu erkennen vermag, wie wenig ſie bedeuten, ſo werden ſie doch an der gegenwärtigen politiſchen Situation wenig ändern, indem dieſelben die letztere weniger, als demnächſtige Eventualitäten betreffen dürften.

Aus Paris.

Den 13. October.

Wer Paris von des „Bürgerkönigs“ Zeiten her während eines Decenniums bewohnt hat und nun nach fünfjähriger Abweſenheit das moderne Babel wieder ſieht, dem werden die gewaltigen, bis in's innerſte Volksleben dringenden Veränderungen dieſer Stadt ſofort in die Augen ſpringen. Paris iſt die Stadt der ſchlagenden Effecte, und Alles, was geſchieht, trägt den Stempel von Napoleons eiſerner Hand. Freilich hat ſich in dem äußeren Treiben wenig verändert, noch immer das Jagen „pour gagner de l'argent“ Faſt täglich ſieht man daher neue großartige Magazine entſtehen; ſo hat in der vorigen Woche der Lieferant der belle Eugenie, Mr. Delisles aus der Rue Choiſeul, auf dem Boulevard des Capucins einen Bazar eröffnet, der an Geſchmack und an gediegenem Luxus alles bisher Bekannte übertrifft, und das will viel ſagen, wenn man bedenkt, daß es hier wenigſtens 20 Lokale wie das des Berliner Gerſon giebt. Auch auf dem Boulevard des Italiens Nr. 5 (bis) hat der Börſenjude Mirès eine neue Paſſage erbauen und über dem Portal mit dicken goldenen Buchſtaben ſeinen Namen verewigen laſſen. In dem dicht daneben befindlichen „Café Cardinal“ legte mir geſtern der Kellner — es war noch der alte — die „deutſche Zeitung“ von Rebb Eli auf den Tiſch und entſchuldigte ſich, mir nicht mehr wie ſonſt die „Neue Preußiſche Zeitung“ geben zu können, denn ſie hätten dieſelbe nur einmal in der Woche empfangen. Auf der Straße fällt die Unzahl mit drei Medaillen und oftmals mit der Ehrenlegion geſchmückter Soldaten auf. Der Infanterie hat man jetzt ebenfalls ſtatt der längeren Tunika eine, nach Art des öſtreichiſchen Waffenrocks geſchnittene, aber noch kürzere Jacke gegeben, ſo daß alſo die ganze Armee den Character des Zouaven

annimmt. Es iſt dies kein gutes Zeichen. Ich beſtreite nämlich keineswegs, daß die Zouaven kühne, verwegene Geſellen ſind, muthige Abenteurer des zweiten empire, die nichts zu verlieren aber alles zu gewinnen haben, deren Anprall gleich dem Sprung des Wüſtentigers ein faſt unwiderſtehlicher iſt, weshalb ſie ſich auch urſprünglich mehr für Afrika als für das „civiliſirte" Europa eigneten. Weil man indeß weiß, wie zweckdienlich ſie für gewiſſe „civiliſatoriſche" Abſichten losgelaſſen werden können, ſo hätſchelt man ſie und läßt ihnen Manches durchgehen, was dann wiederum zur Folge hat, daß in dem Grade, wie das Zouaventhum zunimmt, der alt-franzöſiſche chevaleresk Geiſt in der Armee zurückweicht. Allen dieſen Veränderungen liegt ferner ein imperaliſtiſcher Gedanke zu Grunde. Was dem unbefangenen Beobachter anfangs eine bloße Verſchönerung zu ſein ſcheint, hat in dem kaiſerlichen Paris einen ganz beſtimmten politiſch-ſtrategiſchen Zweck. Embellissement — Embastillement. Alle anderen Rückſichten haben den militäriſchen weichen müſſen. Dabei hat man ſich natürlich die Erfahrungen der Anderen zu Nutze gemacht. Was die Könige nicht zu thun wagten und Cavaignac, der nach der Juniſchlacht in der konſtituirenden Verſammlung ausrief: Ich habe die Revolution nicht als Polizeiſache, ſondern als Feind behandelt, hätten die beiden Regierungen vor uns ſo gethan, ſo wären ſie nicht geſtürzt worden, — was der General der Republik begonnen, der Bonaparte hat es mit unbeſtreitbarem Talent und der ſeiner Familie eigenthümlichen Rückſichtsloſigkeit fortgeſetzt. Er kennt nicht allein dieſe ſeine Franzoſen, ſondern er weiß ſie auch gebührend zu behandeln. Wird er etwa darum weniger als die früheren Syſteme geliebt? Im Gegentheil.

„Das Volk" von Paris iſt für ihn, und die Armee erſt recht. Und er, er baut kalt und unbekümmert ſein Syſtem aus. Als ſich erfahrungsmäßig herausgeſtellt hatte, daß das Beſetzthalten der im Mittelpunkt der, ganz Frankreich durch ihr Beiſpiel beherrſchenden, Stadt gelegenen, wegen der Centraliſation politiſch wichtigen Punkte von ſehr weſentlichem Einfluß auf den Gang des revolutionairen Kampfes war, ſo war man fortan für künftige Fälle genöthigt, eine Verbindung dieſer mit den detachirten Forts und mit der ligne de circonvallation möglichſt zu erleichtern. Zur Verhinderung jeglichen Barrikadenbaues hat man auf der militäriſchen Verbindungslinie von den elyſäiſchen Feldern an, die theilweiſe um die Stadt gehenden ſehr breiten Boulevards makadamiſirt. Andererſeits ſind, damit ebenfalls die Paſſage von Neuilly, den „Champs Elyſées," wo man ſo eben dabei iſt, den Pallaſt „Elyſée Napoleon" frei zu legen, den Tullerien, dem „Corps législatif" und den beiderſeitigen, doch nur von einer Seite mit Häuſern eingeſchloſſenen, ſehr breiten und durch ganz Paris laufenden Seine-Quais bis zu einem im Mittelpunkte ſich befindenden Kommando frei gehalten werde, die genannten Straßen gleichfalls makadamiſirt worden. Alle die neu angelegten Straßen und Boulevards, wie die von Straßburg und Sebaſtopol ſind von einer Breite, daß etwa eine halbe Schwadron bequem vorwärts gehen kann, und dabei ſind dieſelben, was dem Pariſer Auge ungewohnt, geradlinig, in einer den hieſigen Dimenſionen angemeſſenen Länge, z. B. vom Straßburger Eiſenbahnhof bis zum Boulevard St. Martin, von hier bis zur Brücke St. Michel, und endlich bis zum Lyonner Eiſenbahnhof. Man denke nur an die Wirkung von zwei gezogenen Geſchützen; zu dem rechne man die neu angelegten Kaſernen, wie die am Stadthauſe gelegene, mit demſelben durch einen unterirdiſchen Gang in Verbindung geſetzte, Kaſerne Napoléon, die zum Theil die Rue Rivoli mitbeherrſcht, oder die neue jetzt im Bau begriffene Kaſerne am Boulevard du Temple, die, nicht zu vergeſſen, aus den hier gebrochenen gewaltigen Quaderſteinen erbaut iſt und ſtatt des Gebälks Rippen von Eiſen hat, das auch die breiten Fenſter mit ſtarken Gittern verſchließt. Auf dieſe Weiſe iſt das einſt ſo revolutionslüſterne Paris, das unter ſeinen

ſchwachen Königen ſich ſo gerne die „capitale“ nannte, dahin gekommen, es ſich zur Ehre anrechnen zu müſſen, die „résidence“ des gewaltigen Cäſars zu ſein.

Aus Paris.

22. October.

Daß der Märtyrer des Freibeuterthums, Walker, ſich kurz vor dem fatalen Zuge nach Honduras ſeiner Zuſammenhänge mit Paris gerühmt habe, iſt eine Geſchichte, die viel Glaubliches an ſich hat; auch iſt es wahrſcheinlich, daß die Behauptung Walker's nicht erlogen war. Mancherlei Gründe mußten in Paris Sympathie für die Pläne des Amerikaners erwecken: die Augen des Kaiſers richten ſich mit Vorliebe auf Centralamerika; ein Herrſchaftswechſel in Nicaragua hätte das Canalproject, welches bekanntlich eine Napoleoniſche Idee iſt, von Neuem auf's Tapet gebracht; jedenfalls hätte ſich in Folge der Walker'ſchen Invaſion jene Verwirrung erzeugt, welche allenthalben auf der ganzen Welt die Vorläuferin für die Bildung einer franzöſiſchen Partei, für die Unterwerfung einer franzöſiſchen Intervention und für die Herſtellung einer Kaiſerlichen Ordnung iſt. Nun freilich, dergleichen Dingen iſt durch das Ende Walker's der Lebensfaden abgeſchnitten. Zum Erſatz dafür hat ſich jedoch an den Heimgang des amerikaniſchen Helden eine Verwickelung geknüpft, welche mehr Vortheile verſpricht, als irgend ein Erfolg Walker's ihn verheißen haben würde: nämlich einen ärgerlichen Conflikt zwiſchen der engliſchen Nation und den Gaudieben Nordamerika's. Die regulären Truppen von Honduras verdankten es der Mitwirkung engliſcher Streitkräfte, daß ſie den Freibeuter gefangen nahmen und hinrichten konnten. Schon dies hat unter den Bewohnern der Sclavenſtaaten böſes Blut hervorgebracht. Wodurch — ſo fragen die Demokraten Louiſiana's — wodurch iſt England ermächtigt, in den Gewäſſern der Neuen Welt die Polizei zu handhaben? Hat ſich England nicht vertragmäßig verpflichtet, ſeine Beſitzungen in Centralamerika zu räumen und jeden Gedanken an ein Protectorat über die dortigen Länder aufzuheben? Dieſer theoretiſchen Empörung wider die Arroganz Englands iſt bereits eine praktiſche gefolgt: Der Commandeur einer engliſchen Corvette, welcher die Reſte der Walker'ſchen Schaar nach New-Orleans brachte, iſt in dieſer Stadt überfallen und unter höchſt bitteren Flüchen gegen die damned Britishers gemißhandelt worden. Ohne Zweifel werden es die Behörden der Republik nicht an Beileidsbezeugungen wegen dieſes Vorfalles mangeln laſſen, aber das wird die Wunde nicht heilen, welche in das gute Einvernehmen zwiſchen den Vettern dieſſeits und jenſeits des Canals geſchlagen iſt. Man weiß, wie die Verhältniſſe der Völker zu einander von ſcheinbar kleinen Ereigniſſen abhängen.

Es gehört zu den Illuſionen der Briten, daß ſie im Falle eines Principienkrieges auf die Hülfe ihrer transatlantiſchen Couſins rechnen zu können meinen. Aber ſelbſt wenn eine unverdunkelte Liebesſonne auf beide Verwandten herabſchiene, ſind doch die Yankees ſchlau genug, um den Engländern ihre Künſte abzumunkeln. England macht mit ſeiner Neutralität vortrefflich politiſche Geſchäfte, Nordamerika würde bei dem Ausbruch eines Entſcheidungskampfes zwiſchen den Angelſachſen und dem Romanenthum ſagen: ich habe von meinem Vetter gelernt, eine wie ſchöne Koſtbarkeit die Neutralität ſei, und ich will an ihr feſthalten. Die Vereinigten Staaten würden höchſtens die Erſchütterung Europas benutzen, um ſich in aller Geſinnungstüchtigkeit die Inſel Cuba anzueignen. Auch darf man einen Umſtand nicht vergeſſen. Frankreich iſt mit dem

Schickſal Nordamerikas durch eben ſo ſtarke hiſtoriſche Bande verknüpft, wie England; Frankreich hat auf dem Boden Nordamerikas ſeine Lieblingsſchlacht — die Schlacht der nationalen Unabhängigkeit — geſochten; Frankreich hat mit ſeinen Lafayettes an der Wiege der Freiſtaaten geſtanden, und es erhebt den Anſpruch, daß die Vereinigten Staaten das Capital der Dankbarkeit, welches es in ihnen angelegt hat, nicht mißachten mögen. Die franzöſiſche Partei iſt in Nordamerika weder unbedeutend, noch liegt ſie auf der Bärenhaut. Schon die Aeußerungen Walker's beweiſen, daß die Partei der Südſtaaten durch imperialiſtiſche und annerioniſtiſche Gemüthsrichtung nach Frankreich hinneigt. Und die Demokratie der nördlichen Staaten kennt keinen böſeren Gegner, als das abolitioniſtiſche England.

Man mag ſich in London vielleicht damit tröſten, daß die Demokratie der Vereinigten Staaten darnieder liegt, daß ſie geſpalten iſt, und daß ihr bei der nächſten Präſidentenwahl das Heft wird entriſſen werden, eine Eventualität, die allerdings nach dem Ausfall des letzten Wahlkampfes in Pennſylvanien in das Bereich der Wahrſcheinlichkeit gerückt iſt.

Doch hiermit iſt den Ausſichten Englands nicht aufgeholfen. Im Gegentheil, falls die republikaniſche Partei ihren Candidaten durch die Präſidentenwahl bringt, wird ſie ſich nur dann in der Gewalt behaupten, wird ſie nur dann die Nation gegen eine Zerreißung ſchützen können, wenn ſie das Programm der demokratiſchen Partei kühner und gründlicher, als dieſe ſelbſt es vielleicht gewagt haben würde, durchführt. Der Mund des Herrn Abraham Lincoln wird von der manifest destiny der Vereinigten Staaten überfließen müſſen. Der republikaniſche Präſident wird die Nothwendigkeit einer Annexirung Mexicos und Cubas predigen: er wird vollziehen, was der Demokrat Buchanan nicht vermochte. Gerade die Aera des Republikanismus wird den Triumph der Freibeuterei einweihen und die antiengliſche Geſinnung der Vereinigten Staaten auf die Spitze treiben.

Jetzt komme ich an eine ſonderbare Geſchichte, die noch manches Myſteriöſe in ſich ſchließt. Zu derſelben Zeit, wo Solches von jenſeits des Oceans droht, hat das hieſige Cabinet mit dem Londoner gemeinſame Sache gemacht, um die Herrſchaft Spaniens über Cuba zu erſchüttern, die Madrider Regierung in Verlegenheit zu ſetzen und nicht blos einen Conflict zwiſchen England und Spanien, ſondern auch eine Inſurrection in dem letzteren Reiche anzubahnen. Das Londoner Cabinet iſt gegenwärtig dringender als je in ſeinen Anforderungen an das ſpaniſche Gouvernement, dem Sclavenhandel von Cuba ein Ziel zu ſetzen. Graf Granville war mit der Miſſion, das Madrider Cabinet zur Ergreifung von Maßregeln wider den Sclavenhandel zu ermahnen, nach der Hauptſtadt Spaniens gereiſt; gleichzeitig hatte Napoleon ſeine guten Dienſte als Vermittler angeboten. O'Donnell wollte weder von jenen Ermahnungen noch von dieſer Vermittelung etwas wiſſen; er verließ Madrid, um ein Zuſammentreffen mit dem Grafen Granville zu vermeiden; er bewog die Königin, daß ſie ebenfalls eine Luſtfahrt machte, und ſeinem Arrangement iſt es zuzuſchreiben, daß die Königin auf ihrem Mittelmeer-Ausfluge die Zuſammenkunft mit dem nach Algier reiſenden Kaiſer verpaßte, damit ſie von den guten Dienſten Napoleons nichts zu hören bekomme. Wir vernehmen, daß das Londoner Cabinet in Folge dieſer Machinationen zornig iſt, ja man erzählt ſich heute in Paris, daß Lord Palmerſton in dem Cabinetsrath vom Sonnabend den Vorſchlag gemacht habe, England ſolle ſpaniſche Schiffe in Beſchlag nehmen, um ſich für die Summen, die es zur Beaufſichtigung des Sclavenhandels ausgeben muß, ſchadlos zu halten. Verbittert ſich der Streit, ſo erhalten wir eine Volksbewegung in Spanien, eine franzöſiſche Intervention, und dann dürfte auch die Sonne des Prätendenten, der in der „Times" ſo ſchön das allgemeine Stimmrecht zu verfechten weiß, aufgehen.

Wer will den myſteriöſen Knäuel löſen, der ſich hier unſern Blicken darbietet? Ich habe keine Luſt dazu. Die Intrigue iſt origineller als irgend eine, die bisher auf ſpaniſchem Grunde von England und Frankreich geſpielt wurde.

Aus London.

22. October.

Lord Palmerſton macht am Dienſtag eine Reiſe, die fruchttragender ſein wird, als die Pilgerfahrt Ruſſell's nach Coburg und Coblenz. Sie geht nicht über das Waſſer, ihr Ziel iſt eben nur Yorkſhire, das Land der Muſterfarmer und der Muſterſchinken. Aber mit den ehrſamen Inſaſſen von Yorkſhire wird der Premier echte, praktiſche Politik treiben, keine Politik der vorſchwebenden Unterhaltung und des abſchlußloſen Gedankenaustauſches. Auf einem Meeting zu Leeds wird er das Programm nicht des Miniſteriums, ſondern ſeiner Premierſchaft verkünden. Denn dieſe Premierſchaft fängt erſt jetzt in Wahrheit an. Bisher mußte Palmerſton mit Lord John Ruſſell theilen, und das flackernde Genie des Letzteren durchkreuzte ſeine beſten Berechnungen. Ruſſell's Apercus, launenhafte Ausfälle, raſtloſe Hin- und Hertaſtungen verhinderten die Politik des Premier, einen feſten Strich inne zu halten. Bald mußte Palmerſton den Beſitz der Popularität, bald den Ruhm der Entſchiedenheit gegen Ruſſell vertheidigen. Dieſe Noth iſt nun vorbei, ſeitdem Ruſſell ohne beſtimmtes und faßbares Ergebniß vom Continente zurückgekehrt iſt. Ruſſell's Betheuerung, daß etwas Neues, Entſchiedenes geſchehen müſſe, iſt wie eine Seifenblaſe zerplatzt. Dazu kommt: Ruſſell hat den Verdacht der engliſchen Liberalen, d. h. aller tonangebenden Spießbürger, daß er den legitimen Mächten die Hand reiche, erweckt. Ruſſell iſt durch die Coburger Reiſe geſtürzt, wie er früher einmal durch eine Wiener Reiſe unmöglich gemacht wurde. Palmerſton iſt wieder der Alleinherr, der König aller bürgerlichen Herzen, der Autokrat der Diplomatie. Das wird bald aller Welt klar werden.

Börſen-Revue.

(Vom 17. bis 24. Oktober.)

Das hervorragende Ereigniß der Woche iſt das Manifeſt des Kaiſers von Oeſtreich. Bereits am Donnerſtag und Freitag vorher war von Wien aus das Gerücht des bevorſtehenden Erſcheinens deſſelben verbreitet geweſen, und die Börſe eröffnete in Folge davon an beiden Tagen zu höheren Courſen, ging dann aber ſtets wieder zurück, da die Wiener Coursnotirungen nicht den Erwartungen entſprechend eingetroffen waren. Am Sonnabend trat das Gerücht endlich in beſtimmterer Form auf, man kannte bereits in der Hauptſache die neue Organiſation, doch wurde einer möglichen günſtigen Wirkung daraus gleich im Voraus durch die ſtarken Verkäufe in öſtreichiſchen Effecten entgegen getreten, welche von einem hieſigen Bankhauſe, wie man annahm, für Rothſchild'ſche Rechnung ausgeführt wurden. — Als nun endlich am Sonntag der Telegraph das Erſcheinen des kaiſerlichen Erlaſſes verkündete, trat zwar für öſtreichiſche Effecten eine ziemlich bedeutende Courſteigerung ein, dieſe machte aber eben ſo ſchnell wieder

einer ziemlich allgemeinen Flauheit Platz, ſo daß nicht bloß öſtreichiſche, ſondern auch faſt alle übrigen Börſeneffecten heute noch niedriger ſchließen, als vor acht Tagen. Wenn man erwägt, welche Hoffnungen auf Beſſerung der Courſe und der Valuta ſich in Wien an die ſo ſehnlich erwarteten kaiſerlichen Entſchließungen geknüpft hatten, ſo mußte ein dieſen Erwartungen ſo ganz entgegengeſetztes Reſultat im erſten Augenblicke allerdings befremden, indeß es ſind der Eindrücke und der Momente ſo viele, welche für dieſes ſchließliche Reſultat ſprechen, daß man nicht umhin kann, die vorerwähnten ſtarken (Rothſchild'ſchen) Verkäufe, wenn auch nicht zu den höchſten Courſen ausgeführt, doch als von richtiger Beurtheilung der Sachlage ausgehend zu bezeichnen.

Was den generellen Eindruck der kaiſerlichen Anordnungen betrifft, ſo war derſelbe theils ſchon durch die lange Erwartung etwas abgeſchwächt, theils waren in den letzten Tagen von „Unterrichteten" ſo viele Speculationskäufe darauf ausgeführt worden, daß mit ziemlicher Sicherheit ein ſtarkes Drängen zu Realiſationskäufen zu befürchten ſtand, und man wohl als gewiß annehmen konnte, daß ſich auch diesmal wieder die alte Börſenerfahrung bewahrheiten würde, nach welcher das Eintreten eines erwarteten und als Ziel vielfacher Speculationen gegoltenes Ereigniß in der Regel ein den Erwartungen entgegengeſetztes Reſultat herbeiführt, da dann Jeder ſich beeilt, den Erfolg ſein Speculation zu ſichern. Endlich aber fehlte es nicht an Solchen, welche die kaiſerlichen Erlaſſe zwar gerade noch nicht als „zu ſpät", aber doch ſpeciell darin ſo evident nur das dringende Gebot der Nothwendigkeit erkennen mochten, daß ſie dieſelben gewiſſermaßen als den letzten Trumpf der Regierung für die Opferfreudigkeit des Landes betrachteten, als das letzte Mittel, um von dem Lande „Gut und Blut", d. h. Geld und Leute fordern zu können. Das darin ſo deutlich ausgeſprochene Beſtreben, Ungarn um jeden Preis zufrieden zu ſtellen, und die dadurch ermöglichte Ernennung Benedeks zum Armee-Commandanten in Italien, läßt Viele in den kaiſerlichen Dekreten nur den deutlich ausgeſprochenen Entſchluß Oeſtreichs erkennen, gegen Piemont die Offenſive zu ergreifen, und es daher fraglich bleiben, wann und ob überhaupt jene Dekrete werden zur Ausführung gelangen können. Natürlich dürfte jener Entſchluß Oeſtreichs noch von einer Billigung der Warſchauer Conferenz abhangen, doch ſcheint man daran kaum mehr zu zweifeln, beſonders da bereits Garibaldi eventuell Gewalt gegen Oeſtreich empfohlen. Mittlerweile will Louis Napoleon für einen neuen Akt ſeines: l'empire c'est la paix! ſeine Armee auf 600,000 Mann bringen und läßt ſich im „Conſtitutionnel" zum Friedensſtifter Europa's und zum Hüter und Schiedsrichter des europäiſchen Gleichgewichts ernennen, nachdem er durch das Verſchenken der geraubten Lombardei an König-Ehrenmann und die Annexion Savoyens und Nizza's den in den Sperrſitzen der Nichtintervention eingepferchten Mächten gezeigt hat, wie uneigennützig er ſein Schiedsrichteramt zu verwalten weiß, da er nicht einmal den Löwenantheil beanſprucht, und eben ſo gut für als gegen die Revolution — je nachdem — Partei zu nehmen weiß. Rußland bricht ſeine diplomatiſchen Beziehungen mit Sardinien ab, Preußen mißbilligt in diplomatiſcher Form die rechtswidrigen Principien der piemonteſiſchen Politik, und Victor Emanuel beeilt ſich dieſen Proteſten ſeiner Handlungsweiſe gegenüber, das noch für und unter ſeinem legitimen Herrſcher kämpfende Neapel, Sicilien und die Marken durch die von Louis Napoleon patentirte Volksabſtimmung ſich annectiren und die Annexion „vollendete Thatſache" werden zu laſſen, ehe man vielleicht in Warſchau zu dem Entſchluſſe kommen ſollte, dieſen Proteſten irgend eine politiſche Bedeutung zu geben.

Den Gang der Wiener Börſe haben wir bereits im Eingange beſprochen. Wir müſſen dabei noch des am Dienſtag verbreiteten Gerüchts gedenken, daß Oeſtreich drei Armeecorps zur Unterſtützung des Königs von Neapel abſenden würde, welches an

jenem Tage ungünstig auf die Börse wirkte, während schon am nächsten Tage bekannt geworden war, daß dieses Gerücht französischen Ursprungs sei und von Paris über Frankfurt a. M nach Wien colportirt worden war, wie man denn überhaupt gerade von Frankreich aus bemüht ist, die so präcis ausgesprochenen Kriegsgelüste Oestreichs in den Vordergrund der Situation zu stellen. Inzwischen dauern trotz der Erhöhung des Bankdisconto's und trotz all' der schönen Phrasen, welche in freisinnigen Institutionen das einzige Mittel sahen, die Valuta zu verbessern, die Speculationen gegen die Besserung der Valuta fort, da die Zahl derer, welche trotz der Verwirklichung jener Hoffnungen immer noch in den fremden Devisen die am wenigsten gefährliche Geldanlage sehen, seitdem nicht geringer geworden und die großen Häuser lieber den höheren Zinssatz bezahlen, als ihre mit Devisen gefüllten Portefeuilles leeren, auch die Staatsbahn-Gesellschaft in der Regel 10 bis 12 Millionen disponibel hat, mit denen sie gern den Bedürfnissen der Börse entgegen kommt. Die Courseschwankungen der notirten Börsencourse waren für Metalliques 64.30, 65.20, 64.50, für National-Anleihe 75.25, 75.90, 74.90, 75.60, für Creditactien 171, 172, 167.50, 168.50, Staatsbahn war fast unverändert und Valuta schwankte um noch nicht ¼ pCt. In der Zwischenzeit am Sonntag und Montag früh waren die Course bedeutend höher, z. B. wurden Creditactien, welche an der Montagsbörse wieder auf 170.50 gefallen waren, bis 176 bezahlt.

Die Pariser Börse will dem Frieden, der in Kriegsrüstungen seinen Ausdruck findet, immer noch nicht recht trauen, und obgleich Herr Pereire die Verdächtigungen gegen die Operationen des Credit mobilier mit Entrüstung zurückgewiesen und in Person den verschiedenen Redactionen erklärt hat, „daß der Credit mobilier lediglich im Interesse des Staatscredits und der Regierung handle“ (als ob das schon Jemand bezweifelt hätte?) ist Rente doch im Laufe dieser 8 Tage um 25 Centimen und Credit mobilier um 10 Franken zurückgegangen, am Sonnabend betrug der Rückgang sogar noch resp. 15 Centimen und 8 Franken mehr. Der schlechte Bankausweis trug dazu ebenfalls das Seinige bei, und die zu militärischen Bedürfnissen verwendete Verminderung des Staatsguthabens um 16 Millionen läßt auf die zweideutige Haltung Louis Napoleons in Italien ebenfalls kein gerade sehr vortheilhaftes Licht fallen, während man nicht weiß, ob man Warschau dem Congreß günstig oder ungünstig betrachten soll und schließlich es doch nicht ohne neue Anleihe abgehen wird.

Die Londoner Börse bleibt flau, ohne dies jedoch gerade durch einen Rückgang der Consolscourse zu constatiren. Die Geldbedürfnisse des Continents nehmen in bedenklicher Weise zu, nicht blos das Comtoir d'escompte nimmt enorme Summen aus der Bank, sowohl für die Anleihe der spanischen Regierung mit der Fernandobank, als auch für die vom Pascha von Egypten bei dem Hause Lafitte gemachte Anleihe, sondern es werden außerdem auch noch durch französische Agenten bedeutende Silbereinkäufe gemacht, durch welche die Pariser Bank die friedlichen Bestrebungen ihres Kaisers zu unterstützen beauftragt ist. Der Metallvorrath der englischen Bank ist dadurch in letzter Woche wieder um 850,000 L. geringer geworden, dennoch aber, und obgleich der Börsendiscont 4½ und 4¾ und für langes Papier sogar 7 pCt. ist, hat die Bank den Discontosatz noch nicht auf 4½ pCt. erhöht. Dabei leidet die Londoner Börse sehr unter der Flauheit der „Türken“, welche zu 55 pCt. offerirt sind und denen nur durch Banquerott-Erklärung oder neue Anleihe aufzuhelfen sein dürfte.

Die hiesige Börse war mit Ausnahme der durch die Ereignisse in Wien und der Courseschwankungen der Wiener Börse hervorgerufenen Umsätze in östreichischen Effecten der Warschauer Conferenz gegenüber abwartend und geschäftslos, dabei war aber in den meisten Papieren die Zahl der Verkäufer überwiegend, und wenn auch nirgend gerade große Summen an den Markt kamen, so genügten doch diese schon vollständig, um

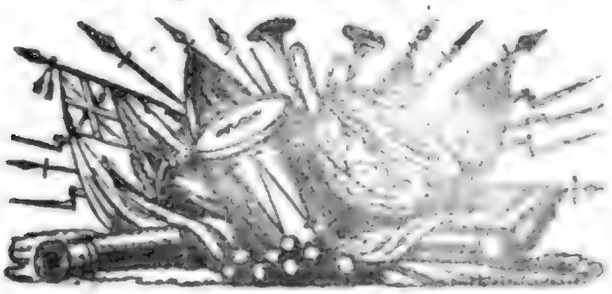
ungünſtig auf den Lauf der Courſe zu wirken. Die Befürchtungen eines aggreſſiven Vorgehens Oeſtreichs ſind zwar hier ziemlich allgemein, beſonders da man bei der allgemeinen Mißbilligung des Cavour'ſchen Vorgehens den Moment dazu für ſehr günſtig hält, aber die Börſe giebt ſich dieſen Befürchtungen noch nicht vollſtändig hin, ſo lange noch Warſchau die Möglichkeit einer Ausgleichung bietet, wenn auch die Hoffnung auf einen Congreß ziemlich geſchwunden iſt. Ein Krieg Oeſtreichs mit Piemont würde aber im wahrſcheinlichſten Falle, daß erſteres ſiegreich iſt, von ungeheurer Tragweite ſein, da deſſen Ende gar nicht abzuſehen wäre. Daher beeilte ſich faſt alle Welt, am Montag zu realiſiren, Viele gingen ſogar in die Baiſſe, und dieſem Umſtande und dem dadurch hervorgerufenen Deckungsbedürfniſſe dürfte es wohl allein zuzuſchreiben ſein, daß die Courſe im Ganzen doch noch immer eine gewiſſe Feſtigkeit bewahren.

Die Coursſchwankungen der öſtreichiſchen Effecten betrugen bei Credit-Actien etwa 3½, bei den Fonds 1 à 1¼ pCt. und bei Staatsbahn-Actien faſt 3 Thlr., wobei der heutige Coursſtand durch den bedeutenden Rückſchlag am Mittwoch auf das Gerücht einer öſtreichiſchen Intervention in Neapel weſentlich hinter dem vom vorigen Mittwoch zurückblieb; Valuta ſtellte ſich etwa ½ pCt niedriger. Preußiſche Fonds waren ebenfalls, nur mit Ausnahme der 4procentigen Anleihe, mehr oder weniger rückgängig, wogegen Prioritäts-Obligationen ſich ziemlich gut behaupteten. Auch ruſſiſche und polniſche Effecten waren größtentheils flau und niedriger. Eiſenbahn-Actien ſtellten ſich, mit Ausnahme von Potsdam-Magdeburgern und Verbachern, für die mehrere Kauf-Ordres vorlagen, durchweg niedriger. Am erheblichſten, etwa 2½ pCt., war der Rückgang bei Aachen-Maſtrichter und Amſterdam-Rotterdamer, bei erſteren in Folge des Ende d. J. fällig werdenden und dann die Actien um 4 pCt. vertheuernden Coupons, bei letzteren wohl nur in Folge zufälliger Verkaufs-Ordres. Bank- und Credit-Effecten erfuhren kaum irgend eine nennenswerthe Veränderung des Courſes, nur Deſſauer Credit-Actien gingen um 1½ pCt. zurück und Landesbank-Actien gelangten trotz des im Ganzen noch ziemlich günſtigen Reſultats der Debatten in der General-Verſammlung bei mattem Courſe nur ſehr mühſam in den Verkehr. Von den Induſtrie-Actien waren die der Geſellſchaft für die Fabrikation von Eiſenbahnbedarf 2½ pCt. ſteigend, Hörder Hütten-Actien eben ſo viel niedriger, auch in Minerva-Actien bei um 1½ pCt. weichendem Courſe einiger Umſatz — Der Geldmarkt war ziemlich günſtig, von fremden Deviſen, außer Wien ½ pCt., nur Petersburg, Bremen und kurz Amſterdam ¼ pCt. niedriger, dagegen Warſchau ¼ pCt. und London ⅓ Sgr. beſſer.

An der Getreidebörſe waren die Schwankungen weniger erheblich. Den noch immer fortdauernden Kaufaufträgen traten die ſtarken Ankündigungen effectiver Waare gegenüber, die in den meiſten Fällen nur eine ſehr ſchwierige Aufnahme fand. Roggen Loco-Waare gab daher ſeine neue Steigerung von 2 Thlrn. vollſtändig wieder auf, und von den Terminen, in denen die Schwankungen meiſt einen Umfang von 1½ bis 2 Thalern hatten, ſchließt nur der Octobertermin noch etwas feſter, alle übrigen je nach ihrer Entfernung aber immer niedriger, ſo daß der Frühjahrstermin heute 1 Thlr. billiger iſt als vor 8 Tagen. In Spiritus hielt der ſtarke Begehr an, und erſt in den letzten Tagen blieb das Angebot durch bedeutende Zufuhren überwiegend, ſo daß Loco-Waare und Termine, Anfangs noch um 1½ à 1 Thlr. ſteigend, von ihrem Höhepunkte wieder etwa ½ bis ⅔ Thlr. nachließen. Eben ſo konnte auch Rüböl die Preisſteigerung von ⅓ à ½ Thlr. nicht vollſtändig behaupten und ging wieder um etwa ⅓ Thlr. zurück. Andere Korn-Arten blieben vollſtändig preishaltend und in guter Frage.

Militärische Revue.

Sonntag, den 28. October 1860.



Avis. Beiträge ꝛc. für die militärische Revue werden unter der Adresse der Expedition, Kronenstraße Nr. 21, erbeten.

Geschichtskalender.

28. October 1806. Gefecht von Prenzlau: Prinz August von Preußen vertheidigt sich heldenmüthig mit seinem Grenadier-Bataillon gegen die Franzosen.
29. October 1762. Schlacht von Freiberg: Prinz Heinrich von Preußen schlägt die Oesterreicher und Reichstruppen.
30. October 1697. Friede zu Ryswick zwischen Frankreich und Deutschland.
31. October 1741. Uebergabe von Neiße an die Preußen.
1. Novbr. 1674. Die Brandenburger unter Gen. v. d. Goltz schließen Wasselsheim ein.
2. Novbr. 1758. Die Russen heben die Belagerung von Colberg auf.
3. Novbr. 1760. Schlacht von Torgau: Friedrich II. schlägt die Oesterreicher unter Feldmarschall Graf Daun.

Inhalt:

Militärisch-politische Bemerkungen über die Zustände im Königreich Sardinien und im Kirchenstaat.
Tagesereignisse.

Militairisch-politische Bemerkungen über die Zustände im Königreich Sardinien und im Kirchenstaat.

Von einem norddeutschen Offizier.

(Aus der Allgemeinen Zeitung.)

Wer die treibende Bewegung im Königreich Sardinien seit dem Frieden von Villafranca aufmerksamer verfolgte, der konnte über den letzten Einmarsch der Truppen des Königs Victor Emanuel, wie über die schnelle Zertrümmerung des kaum neugegründeten päpstlichen Heeres, nicht im mindesten erstaunen. Die vom General Lamoricière organisirte päpstliche Armee hatte nur einen Zweck, wenn sie als Avantgarde der Elite eines mindestens 100,000 Mann starken verbündeten neapolitanischen Heeres dienen konnte, sobald letzteres aber durch eine Reihe der niederträchtigsten Beispiele von Feigheit, Treubruch und Verrath, wie sie noch niemals in der Geschichte irgendeines europaischen Staats und Heeres vorgekommen sind, zu bestehen aufgehört

hatte, war auch ihr Untergang entſchieden. Dieſe Ereigniſſe werden als ewiger Schandfleck die Militairgeſchichte Italiens brandmarken.

Innere Unruhen, durch revolutionaire Banden erzeugt, hätten die höchſtens an 20,000 Mann zuverläſſiger Soldaten zählenden Bataillone Lamoricière's zwar mit entſchiedener Kraft zu unterdrücken und verdientermaßen auch zu beſtrafen vermocht, allein dem Angriff von 40 bis 50,000 Mann guter ſardiniſcher Truppen waren ſie ſchon in numeriſcher Hinſicht durchaus nicht gewachſen. In den acht Monaten, ſeit General Lamoricière mit der Organiſation eines päpſtlichen Heeres beauftragt war, hat derſelbe, wenn man die unendlich vielen und verſchiedenen Schwierigkeiten, die ſich ihm von allen Seiten dabei entgegenſtellten, richtig erwägt, das nur irgendwie Mögliche hierin erreicht. Dies Zeugniß wird ihm kein unbefangener Militair, der die grenzenloſe Verkommenheit der ſittlichen Zuſtände dieſer Länder aus eigener Anſchauung kennen lernte, verſagen können. Der General iſt ein ächter franzöſiſcher Soldat der neuen afrikaniſchen Kriegsſchule, daher raſch, entſchieden, rückſichtslos in allen ſeinen Entſchlüſſen, den militairiſchen Zwecken alles Andere unbedingt opfernd, mitunter vielleicht auch dabei etwas waghalſig-leichtſinnig. Der tapfere General hatte die Zuſtände des Staates, dem er dienen wollte, wie es ſcheint, vorher nicht gründlich geprüft und ſich die Schwierigkeiten ungleich geringer vorgeſtellt, als ſie in der That waren, da er ſein Commando antrat, oder er hatte zuviel auf den Rechtsſinn der anderen Mächte vertraut; wie er ſelbſt von franzöſiſcher Seite ſchändlich getäuſcht wurde, haben wir erfahren. Zwar hatte er in Algerien aus den widerſpenſtigſten Elementen der Welt die Zuaven äußerſt ſchnell organiſirt und ſolche zu kriegstüchtigen Truppen gebildet, aber er hatte die große feſtdisciplinirte franzöſiſche Armee dabei als ſichern Rückhalt hinter ſich und konnte aus ihren Reihen die gewandteſten, energiſchſten Offiziere und Unteroffiziere in überreicher Menge und Auswahl entnehmen, da gerade die ehrgeizigſten Militairs aller Grade ſich zu dem Eintritt in dieſes neue zu kriegeriſchen Thaten und nicht zum langweiligen Garniſonsdienſt beſtimmte Corps in Maſſe herbeidrängten. Hier im Kirchenſtaat fehlte alles dies aber gänzlich; außer 3000 mehr verwegenen und zum rückſichtsloſen Polizeidienſt beſſer als zum Dienſt in der Front geeigneten Carabinieri und zwei ſchwachen, auch ſchon möglichſt bunt zuſammengeſetzten Schweizerregimentern fand der General nichts, aber auch gar nichts an brauchbaren Elementen, die er zu ſeinem neu zu ſchaffenden Heere verwenden konnte. Aus aller Herren Länder in Europa wurden ja die Soldaten wie Offiziere zuſammengeſucht, oder drängten ſich Unberufene auf, und wie dies in ſolchen Fällen immer geſchehen wird, fanden ſich zu ſehr tüchtigen Männern auch nur zu viele untüchtige, die man nun behalten mußte, weil ſie einmal da waren, und weil man keine beſſeren an ihre Stelle zu ſetzen hatte. Sehr viele frühere öſterreichiſche Offiziere, unter denen manche wackere Krieger, die Kopf und Herz an der rechten Stelle trugen, aber auch unläugbar manche waren, über deren Abgang aus den Regimentern ihre früheren Oberſten ſich mehr erfreut als gerade betrübt zeigten, dann ehemalige preußiſche, ſchleswig-holſteiniſche, engliſche belgiſche und noch verſchiedene andere Offiziere bildeten in ſo buntem Miſchmaſch, wie ihn keine der in den letzten zehn Jahren angeworbenen Fremdenbataillone zeigten, das Offizierscorps. Dazu vornehme franzöſiſche Legitimiſten, elegante Herren aus dem Faubourg S. Germain, ſicherlich von Muth und Ehrenhaftigkeit, aber ohne jegliche Erfahrung, dabei voller Verwöhnung und mitunter weit größer an Anſprüchen als gerade an Berechtigung zu ſolchen. Einflußreiche Protection verſchaffte für Manchen dieſer Herren Offizierspatente, denen Lamoricière bei ſeinen alten Zuaven keine Corporalsſtelle anvertraut hätte. Wo möglich noch buntartiger in ihrer Zuſammen-

ſetzung und ungleicher in ihrem militairiſchen Werth war die Mannſchaft dieſer neu zu organiſirenden Armee. Treffliche Veteranen der öſterreich'ſchen, irländiſchen, belgiſchen, hier und da auch preußiſchen, baieriſchen und anderen deutſchen Regimenter, Soldaten, die zu befehligen jeder Offizier ſtolz ſein konnte, ſtanden neben Vagabunden und Taugenichtſen, welche ſelbſt von den neapolitaniſchen und holländiſchen Werbern der Fremdenregimenter als untauglich zurückgewieſen, von den päpſtlichen Werbern aber mit unverantwortlichem Leichtſinn, nur um die Reihen zu füllen, angenommen wurden. Wirkliches Gefühl für Recht und ſittlicher Ernſt, religiöſe Begeiſterung für den hart bedrängten Papſt hatte nur eine große Anzahl Offiziere, aber wohl wenige der Soldaten in die Reihen dieſes Heeres geführt. Die große Mehrzahl derſelben war aus Luſt zu kriegeriſchen Abenteuern, Thatendrang, mitunter auch wohl, weil ihnen jeglicher andere Lebenszweck fehlte, und ſie ſonſt Mangel an Subſiſtenzmitteln gelitten hätten, eingetreten.

Aus dieſen überaus heterogenen Elementen in ſo kurzer Zeit ein vollkommen kriegstüchtiges Heer zu bilden, war eine Aufgabe, die ſelbſt der tapfere Lamoricière bei aller ſeiner Energie unmöglich löſen konnte. Als beſondere Schwierigkeiten ſtellten ſich ihm noch in den Weg die Beſtechlichkeit, Langſamkeit, Ungeſchicklichkeit, häufig auch der böſe Wille und die Verrätherei der meiſten päpſtlichen Civilbeamten hohen und niederen Grades, deren Hülfe und Mitwirkung bei dieſer Organiſation nicht entbehrt werden konnten. Wer aber päpſtliche, überhaupt italieniſche Civilbehörden im Innern des Landes (keine Regel ohne Ausnahme) kennt, der weiß auch, was es heißt, nur mit ihnen verkehren, oder gar auf ihre Hülfe angewieſen ſein zu müſſen. Die gehäſſige Stimmung des größten Theiles der Bevölkerung, beſonders in den Städten, die, von revolutionairen Ideen mehr oder minder angeſteckt, den Truppen bei jeder Gelegenheit offen und mehr noch im Geheimen, feindſelig in den Weg trat, erſchwerte ebenfalls das Unternehmen des Generals, nicht minder auch die nationale Eiferſucht, die häufig ſogar in Haß überging, vieler eingeborener Offiziere gegen alle Fremden, und beſonders gegen die Deutſchen. Beiſpiele der ſchändlichſten Verrätherei ſelbſt höherer römiſcher Offiziere ſind leider wiederholt vorgekommen, gleichwie wir es in der überwiegenden Mehrzahl in Neapel geſehen haben. Die leichte Gelegenheit zur Deſertion in das ſardiniſche Gebiet, wo jeder eidbrüchige Deſerteur als ein Held der Freiheit vom Volke jubelnd empfangen wurde, und leider auch die Trunkſucht vieler Soldaten, die in dem ſehr wohlfeilen italieniſchen Wein nur zu leicht befriedigt werden konnte, traten ebenfalls ſtörend der feſten Disciplin entgegen. Italien iſt kein Algerien, und italieniſche Bataillone konnten nicht ſo ſtrenge geführt und behandelt werden, wie Lamoricière dies früher mit ſeinen Zuaven und der Fremdenlegion geglückt war.

Faßt man alle dieſe hier in kurzen Umriſſen angedeuteten Uebelſtände bei der Organiſation dieſes kleinen Heeres zuſammen, ſo wird man den heldenmüthigen Widerſtand, den einzelne Abtheilungen deſſelben der großen numeriſchen Ueberzahl der Sardinier leiſteten, die vollſte Anerkennung nicht verſagen können. Einige Truppentheile, die von ſchwachen oder unfähigen Offizieren geführt wurden, haben ſich nur höchſt mittelmäßig geſchlagen und lange nicht den Widerſtand geleiſtet, den ſie hätten leiſten können, andere aber, die energiſche Befehlshaber hatten, deſto beſſer, ja zum Theil mit großer Bravour. Der Werth der Offiziere bedingte hier weſentlich auch den Werth der Truppe. Kriegsgeübte ſardiniſche Offiziere haben mir wiederholt verſichert, daß mehrere päpſtliche Truppenabtheilungen ſich mit ſo wildem Muth geſchlagen hätten, wie ſie ſolchen in den italieniſchen Feldzügen von 1848/49 wie 1859, und dann auch in der Krim niemals größer geſehen hätten. Sowohl Offiziere wie auch kleine

Abtheilungen deutſcher und irländiſcher Soldaten haben jede Aufforderung zur Ergebung, obgleich ſie von großer feindlicher Uebermacht ganz umringt waren, verächtlich abgewieſen und den Tod der Ergebung mannhaft und fahnentreu vorgezogen. Es würde uns hier zu weit führen, verſchiedene derartige Beiſpiele, die mir ſelbſt von den ſardiniſchen Offizieren erzählt wurden, wiederzuerzählen; allein mehrfach haben einfache deutſche Soldaten einen Heldenmuth gezeigt, wie er gar nicht größer gefunden werden kann. Auch der General Marquis Pimodan, ein franzöſiſcher Edelmann, der früher im öſterreichiſchen Heere gedient, hat mit einem Muth, der Unſterblichkeit verdient, gefochten und iſt erſt mit tödtlichen Wunden bedeckt in die feindliche Gefangenſchaft gerathen.

Was nun das ſardiniſche Heer betrifft, von dem an 48,000 Mann, mit Geſchützen und Reiterei reich verſehen, in den Kirchenſtaat einrückten, ſo kann man ſolchem das Lob der guten Ausbildung für den Krieg nicht verſagen. Die ſardiniſchen Truppen haben in den Feldzügen von 1848, 1849, 1854 in der Krim und 1859 vielfache Gelegenheit gehabt, ſich Kriegserfahrungen zu ſammeln, und dies mit Nutzen gethan. Es beſtehen viele neue, durch die Erfahrung bewährte Einrichtungen im ſardiniſchen Heere, und mancher läſtige Ballaſt, mit dem wir uns theilweiſe in Deutſchland noch immer herumſchleppen müſſen, iſt dort ſchon fortgeworfen. Beſonders von der kriegsgeübten franzöſiſchen Armee haben die Sardinier manches Nützliche entnommen. Durchweg tüchtig iſt auch die Ausrüſtung des Heeres an Uniformen, Armatur, Geſchützen, Munition, Lazarethein richtungen u. ſ. w. Die Artillerie iſt zahlreich, hat gute Geſchütze, die zum Theil gezogen und aus franzöſiſchen Arſenalen entnommen ſind, und iſt auch genügend, wenn ſchon gerade nicht elegant, beſpannt. Viele Zugpferde der Artillerie ſind von der plumpen, aber ſtarken Burgunderrace. Die Cavallerie hat ſeit 1848 große Fortſchritte gemacht und iſt jetzt auch ſehr gut, zum Theil mit kleinen orientaliſchen Pferden, die aus Nordafrika bezogen werden, beritten. Da bei einem Krieg in Italien der Terrainſchwierigkeiten wegen die Reiterei verhältnißmäßig ſelten einen ſehr ausgedehnten Wirkungskreis findet, ſo iſt auch die Zahl der Cavallerieregimenter des ſardiniſchen Heeres nicht ſehr groß, und mehr als 10,000 wirklich brauchbare Cavalleriſten würden nicht in's Feld marſchiren können. Was den Werth der Mannſchaft anbetrifft, ſo iſt ſolcher ſehr verſchieden. Die neu erworbenen Landestheile, und beſonders Toscana, liefern viele Soldaten, die höchſt ungern dienen, und auf deren Ausdauer und Muth im Kriege ich kein allzugroßes Vertrauen ſetzen würde. Die Romagnoten ſollen zwar ſchwer zu behandeln und ſehr zur Indisciplin geneigt ſein, im allgemeinen ſind es aber große, hübſche Leute, von deren Muth ſich die Offiziere Gutes verſprechen. Mit den Soldaten aus der Lombardei iſt man im allgemeinen ſehr zufrieden, und in vielen derſelben ſteckt erſichtlich noch die alte ſtrenge öſterreichiſche Kriegszucht. Man kann dieſe ehemaligen öſterreichiſchen Soldaten, die jetzt die ſardiniſche Uniform tragen, ſchon auf den erſten Blick an ihrer ſtrammeren Haltung unterſcheiden. Sehr bedauert wird im ganzen ſardiniſchen Heere allgemein der Abgang von 5 bis 6000 Savoyarden, die früher demſelben angehörten und jetzt in die franzöſiſche Armee übergetreten ſind. Die Savoyarden gehörten in jeder Hinſicht mit zu den beſten Soldaten des Heeres und haben ſich durch Muth, Anhänglichkeit an ihre Offiziere und große Abhärtung im Ertragen von Strapazen von jeher ſehr ausgezeichnet. „So ein Hirtenjunge aus den ſavoyiſchen Bergen leiſtete mehr als drei verwöhnte Söhne der Stadt Florenz,“ ſagte mir noch kürzlich ein Capitain der Berſaglieri. Von den ſavoyiſchen Offizieren iſt etwa die Hälfte noch im ſardiniſchen Heere geblieben, und zählt beſonders die Brigade „des Königs“ noch vorzugsweiſe

viele Savoyarden als Offiziere und Unteroffiziere. Abſichtlich aber iſt dieſe Brigade jetzt nach Neapel geſandt worden, da ſie wohl die beſt disciplinirte des ganzen Heeres iſt. Das Offiziercorps der ſardiniſchen Armee beſteht aus theilweiſe ſehr verſchiedenen Elementen, und es fehlt der ächt cameradſchaftliche Geiſt, der glücklicherweiſe die Mehrzahl unſerer deutſchen Offiziercorps noch immer beſeelt, in demſelben gänzlich. Die ſehr von einander abweichenden religiöſen wie politiſchen Anſichten, denen viele Offiziere huldigen, haben ſolche enge und angenehme Cameradſchaft ungemein gelockert. Im Allgemeinen findet man aber im ſardiniſchen Heere eine Menge junger, tüchtiger, von regem, militairiſchem Ehrgeize beſeelter Männer, denen man — abgeſehen von ihren politiſchen Anſichten — ſonſt volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen muß, und die im Krieg gewiß ihren Platz ausfüllen werden. Die kriegeriſchen Ausſichten des ſardiniſchen Heeres waren ſeit einem Decennium ſo bedeutend, und das Avancement iſt ſo raſch geweſen, daß die militairiſche Laufbahn einem jungen thatkräftigen Mann die ſicherſte Ausſicht gewährte, bald eine höhere Stellung zu erreichen. So ſind denn ſeit 1848 eine Menge junger Künſtler, Studenten, Civilbeamte u. ſ. w. ſo ziemlich aus ganz Italien in das ſardiniſche Heer eingetreten; der beſſere Theil derſelben, der wirklich Tüchtiges leiſtete, iſt geblieben und bildet jetzt einen guten Stamm ſehr brauchbarer Hauptleute und Subalternoffiziere. Auch unter den höheren Stabsoffizieren ſind viele junge, an Geiſt und Körper noch ſehr kräftige, vom brennendſten Ehrgeiz erfüllte Männer. Unter den Generalen genießen Cialdini, der, wie nicht zu leugnen, jetzt im Kirchenſtaat gegen Lamoricière ſehr raſch und geſchickt manövrirt hat, dann Lamarmora und Fanti das beſondere Vertrauen der Soldaten. Sehr zu ſtatten kommt es dem Heere, daß König Victor Emanuel mit Leib und Seele Soldat iſt, den ganzen Tag ſich um militairiſche Gegenſtände bekümmert und perſönlich faſt nur mit Soldaten verkehrt. Großes Feldherrntalent ſoll der König nicht beſitzen, und ſowohl die Fähigkeit künſtliche ſtrategiſche Plane zu entwerfen, wie auch der ruhige Ueberblick, um in der Schlacht ſelbſt die Oberleitung zu führen, ihm abgehen; an perſönlichem verwegenen Muth, und der Gabe, ſich bei dem Soldaten beliebt zu machen, ſind ihm aber wenige Offiziere gleich. Dies iſt das allgemeine Urtheil, welches ich jetzt über Victor Emanuel hörte.

Gerüſtet wird jetzt im ganzen Königreich Sardinien auf die ausgedehnteſte Weiſe — die großen Städte gleichen faſt nur Kriegswerkſtätten, und alle Kräfte des Landes werden lediglich militairiſchen Zwecken geopfert. Das Kriegsminiſterium hat neuerdings wieder den ausgedehnteſten Credit erhalten, und ungeheure Ausgaben, welche die finanziellen Mittel des Landes weit überſteigen, werden fortwährend für das Heer gemacht. Frägt man, gegen wen dieſe Kriegsrüſtungen gerichtet ſind, warum das Land ſich fort und fort in neue Schulden ſtürzt, ſo wird die einſtimmige Antwort lauten: „Es gilt Oeſtreich den Krieg zu erklären und Venetien zu erobern.“

Es iſt eine Thatſache, die Niemand, der in Sardinien reiſt, beſtreiten kann, daß die Kriegserklärung gegen Oeſterreich ſchon in nächſter Zeit erwartet wird. Der König Victor Emanuel hat die abſchüſſige Bahn der Revolution nun einmal betreten, jetzt plötzlich kann er, ſelbſt wenn er dies auch möchte, nicht mehr auf derſelben Halt machen, ſondern muß fort und fortſchreiten bis an ihr Ende, mag dies nun ausfallen wie es wolle. Der König mußte dieſen völlig ungerechtfertigten Einfall in das päpſtliche Gebiet unternehmen, um nicht von Garibaldi überflügelt zu werden; er muß abermals an Oeſterreich den Krieg erklären, um mit dieſem ſeinem augenblicklich ſo mächtigen Freund, oder auch Feind, in engem Bündniß zu bleiben, und wird hierin auch nicht ſäumen.

Die Kriegserklärung gegen Oesterreich ist im sardinischen Cabinet eine schon völlig entschiedene Sache, nur über den Zeitpunkt, wann dies geschehen soll, herrschen noch verschiedene Ansichten. Einige hofften, daß solches sogleich nach der Einnahme von Ancona geschehen sollte; Andere wünschen, daß man bis zum nächsten Frühling damit warten möge. Wie jetzt die Verhältnisse beschaffen sind, und da namentlich Garibaldi vor Capua und Gaëta doch einen ungleich ernsteren Widerstand zu finden scheint, als man anfänglich erwarten konnte, bin ich der festen Ansicht, daß die Kriegserklärung erst im Monat März des künftigen Jahres erfolgen wird, wenn nicht inzwischen unerwartete politische Ereignisse, die das Ganze ändern, dazwischen treten. Der Plan, wie er jetzt besteht, ist im Wesentlichen folgender: Ein Heer von 110,000 bis 120,000 Mann sardinischer Truppen, und diese vermag man zum Ausmarsch zu bringen, wenn man der Nationalgarde die gesammte Bewachung des Innern anvertraut, soll das sogenannte Nordheer bilden. Der König wird dasselbe persönlich befehligen, unter ihm die Corpsgenerale Cialdini, Lamarmora und Fanti. Die sogenannte Südarmee soll unter dem Befehl von Garibaldi stehen. Man hofft, daß dieser aus den Trümmern der jetzt aufgelösten neapolitanischen Armee, dann aus seinen Freischaaren und einer ungarischen, polnischen und schweizerisch-deutschen Legion, die jetzt in der Errichtung begriffen sind, mindestens an 80,000 bis 90,000 Mann Soldaten wird zusammenbringen können, so daß man den Feldzug gegen Oestreich mit ungefähr 200,000 Mann Landsoldaten eröffnen wird. Bei einer derartigen Rechnung zählt man darauf, daß Calabrien und die Abruzzen ein starkes Contingent zu diesem Garibaldi'schen Heer, welches besonders auch mit für den kleinen Krieg bestimmt ist, liefern werden. Eine Menge früherer neapolitanischer und römischer Officiere soll in diesem Heer dienen, und man glaubt, daß diese Herren sich auf das äußerste schlagen werden, um nicht den Vorwurf der persönlichen Feigheit, den sich manche durch ihr schlechtes Verhalten für die Sache des Königs Franz II. zugezogen haben, auch jetzt wieder auf sich zu laden. Ob diese Hoffnung getäuscht werde, und ob sich nicht viele dieser neapolitanischen Officiere wie Soldaten ebenso erbärmlich für Garibaldi schlagen werden, als sie dies in ihrer großen Mehrheit für ihren schändlich verrathenen legitimen Herrscher gethan haben, wage ich nicht zu entscheiden. Hier sind die Ansichten sehr verschieden darüber. Manche sardinische Officiere, mit denen ich darüber sprach, die soeben aus Neapel zurückkehrten, schienen kein großes Vertrauen auf die Kriegstüchtigkeit der neu zu organisirenden neapolitanischen Armee zu hegen, wie denn überhaupt die Norditaliener immer spöttisch über die militärischen Eigenschaften der Süditaliener die Achsel zucken.

Bis jetzt zählen die Schaaren Garibaldi's ungefähr 40,000 Mann, unter denen die Hälfte Norditaliener, besonders viele Genuesen, Lombarden, Venetianer und Romagnolen sein sollen, nächst den fremden Zuzüglern. Eigentliche Piemontesen finden sich verhältnißmäßig nur wenige darunter, da diese im Allgemeinen lieber in dem regulären Heer ihres Königs, wo ihr Thatendrang ohnehin Befriedigung findet, zu dienen pflegen. An Fremden sind einige hundert Polen, Ungarn und Engländer in den Garibaldi'schen Schaaren. Leider und zu ihrer eigenen Schande begeben sich in letzter Zeit größere Haufen von Deutschen, besonders auch aus Norddeutschland, zu den Truppen Garibaldi's. Diese Verblendeten schwärmen für denselben, der ihnen in dem glänzenden, aber falschen Licht der Romantik erscheint, hegen den irrthümlichen Wahn, für die Sache der Freiheit zu kämpfen, und bedenken nicht, daß die Pläne der Italianissimi, selbst wenn sie wirklich jemals zur Geltung kommen sollten, woran ich aber bei der Uneinigkeit, die jetzt schon unter ihnen einzureißen anfängt, einen gerech-

ten Zweifel hege, ihre Erfüllung nur auf Kosten der Macht und des nationalen Ansehens von ganz Deutschland finden würden.

Es sind übrigens meistens ganz junge Menschen, die von den Universitäten, Schulen oder dem Lehrlingsstande der Handwerker wegliefen, welche sich jetzt aus Deutschland in das Garibaldi'sche Corps aufnehmen lassen. Gefangene oder desertirte Soldaten der päpstlichen oder neapolitanischen deutschen Fremdenbataillone sollen ebenfalls in ziemlich beträchtlicher Zahl sich in den Garibaldi'schen Schaaren anwerben lassen, und da sie waffengeübt und des Dienstes kundig sind, sehr bald zu Unteroffizieren befördert werden. Diesen Soldaten ist der Zweck, für den sie kämpfen, vollkommen gleichgültig, sie dienen aus Gewohnheit und des Soldes wegen und würden mit gleicher Ruhe auch für den türkischen Sultan oder den Kaiser von China fechten, vorausgesetzt, daß sie von diesen guten Sold erhielten. Daß überhaupt in uns Deutschen noch ein gutes Stück der alten Landsknechtsnatur steckt, habe ich in dem Decennium, und nun gar wieder hier in Italien, recht deutlich zu beobachten Gelegenheit gefunden. Wir dürfen uns über die Schweizer nicht erheben, denn wir haben die gleichen Eigenschaften ein und desselben Stammes. Wenn man nun in Turin hofft, innerhalb 3 Monaten den Krieg gegen Oestereich mit mindestens 200,000 Mann gefechtstüchtiger Landsoldaten beginnen zu können, so zählt man dabei auch nicht wenig auf die Beihülfe der Flotte. Da ich zwar fast alle Flotten Europa's gesehen habe, aber weiter keine maritimen Kenntnisse besitze, so vermag ich den Grad der Gefechtstüchtigkeit der jetzigen sardinischen Flotte nicht zu beurtheilen. Die Kriegsschiffe derselben, die ich sah, hatten ein stattliches Aussehen, und auch unter der Mannschaft schien feste Disciplin und große Geübtheit, wie unter den Officieren Ehrgeiz und Sachkenntniß zu herrschen. Vorzügliche Seeleute — wenigstens nach dem Urtheil englischer Seeofficiere und norddeutscher Handelscapitäne — sollen die Küsten des Mittelmeeres überhaupt gar nicht erzeugen, doch gehören die Genuesen immerhin zu den besten unter denselben. Für sich allein ist die sardinische Kriegsflotte schwächer an Zahl der Schiffe, mit der früheren neapolitanischen vereint aber stärker als die österreichische. Mit der neapolitanischen Marine soll es indeß vorläufig sehr schlecht aussehen; gute Schiffe sind zwar vorhanden, allein an Mannschaft, darauf fehlt es in solchem Maaß, daß die meisten Fahrzeuge gar nicht zum Auslaufen kommen können. Die neapolitanischen Matrosen sind nach Hause gelaufen, und sollen nicht die mindeste Neigung fühlen, wieder an Bord der Schiffe zurückzukehren und sich der strengen Disciplin, die dort nöthig ist, zu unterwerfen. Ueberhaupt stellt sich immer mehr heraus, daß ein großer Theil der neaplitanischen Land- wie Seetruppen nur aus Abneigung überhaupt etwas zu thun dem Garibaldi keinen Widerstand leistete, und daß Vorliebe für ihn oder Haß gegen den König dabei geringen Einfluß äußerten. Es ist übrigens jetzt die Absicht, griechische Seeleute für die Bemannung der neapolitanischen Flotte anzuwerben, auch hofft man aus England und Nordamerika seegewohnte Matrosen und abenteuerlustige Seeofficiere zu bekommen. Da augenblicklich die Handelsschiffahrt sehr stockt und sich in den englischen Häfen müßige Matrosen genug umhertreiben, so ist es leicht möglich, daß sich für hohes Handgeld Schaaren dieser wilden, rohen Burschen, denen es vollkommen gleichgültig ist, wofür und gegen wen sie kämpfen, anwerben lassen.

Zugleich mit der Kriegserklärung gegen Oesterreich, die plötzlich eben so rasch und aus einem gleich nichtigen Grund wie die letzte gegen den Papst erfolgen wird, soll auch ein Aufstand in Ungarn vorbereitet werden. Kossuth Klapka und noch mehrere aus der letzten ungarischen Revolution bekannte Persönlichkeiten hatten in letzter

Zeit wiederholt Conferenzen mit Cavour und mit hiesigen Generalstabsofficieren, und ich täusche mich schwerlich, wenn ich behaupte, daß bei dieser Gelegenheit der Plan der Revolution genau berathen und fest entworfen wurde. Ueber Fiume wird man sich mit Ungarn in Verbindung zu setzen bemühen, und sehr genaue Terrainbeschreibungen des ganzen Littorale sind hier in Turin vorhanden.

Dies ist in kurzen Umrissen ein getreues Bild der hiesigen Verhältnisse. Alle vernünftigen, klar blickenden Männer im sardinischen Staat sehen es mit bekümmertem Herzen an, wie ihr Vaterland sich immer von neuem in den Krieg stürzt, und Schulden, Unsicherheit der verschiedensten Verhältnisse und Stockungen aller und jeder Beschäftigungen des Friedens in reißender Progression zunehmen; allein ihre Stimmen sind zu schwach und verhallen im wüsten Geschrei der wild aufgeregten Menge. Der König ist durchaus nicht Herr der Lage, gleich dem Zauberlehrling im Goethe'schen Gedicht vermochte er die bösen Geister wohl zu entfesseln, sie aber auch wieder zu bannen vermag er nicht, und widerstandlos muß er sich dem Geschick, das er selbst heraufbeschwor, auch ergeben. Wer Wind gesäet hat, der wird den Sturm ernten; diese Wahrheit erprobt sich diesmal wieder so recht an König Victor Emanuel, dessen Herrschaft mit ihrem äußeren Umfang auch zugleich immer an innerer Unsicherheit zunimmt.

Tagesereignisse.

Die Zustände in Sardinien bieten in der That ganz eigenthümliche Bilder. Die dortige Regierung ist in Wege eingelenkt, welche sich von denen des Banden-Chefs Garibaldi in der That durch gar nichts unterscheiden als dadurch, daß ein Fürst aus uraltem Hause sich durch die Kniffe und Ränke eines Roturiers, des Grafen Cavour, hat verleiten lassen, die Bahn der Abenteurer zu betreten. Trotzdem aber lebt in dem Officier-Corps noch immer ein Geist ritterlicher Ehre, welcher selbst durch die Jahre lange Arbeit dieses sogenannten Grafen nicht hat unterdrückt werden können. Wie Zeitungsberichte melden, hat dieser „Minister" die durch seinen aller Ehre baren, räuberischen Ueberfall der römischen Armee in Gefangenschaft gerathenen Soldaten zu Frohnarbeiten gebrauchen wollen, die Ingenieur-Officiere haben sich dem aber widersetzt und dadurch documentirt, daß in ihrem Corps der Geist soldatischer Ehre noch nicht erstorben ist, trotz des Mißbrauches, welcher in Sardinien mit der Armee getrieben wird. Man kann im Vertrauen auf sein Glück Alles wagen. Man riskirt — hat man die Ehre bei Seite geworfen — niemals mehr als sein Leben. Das thut auch der Räuber! — Wer aber wie ein Räuber handelt, verzichtet dadurch auch freiwillig auf jede andere Behandlung, als auf die eines Räubers würdige. Ritterliche und soldatische Behandlung beansprucht nur Derjenige, der selbst ritterlich und soldatisch handelt; der Räuber dagegen hat — fällt er der gesetzlichen Obrigkeit in die Hände — lediglich den Strang verwirkt, er sei im Uebrigen wer er sei. Das ist Kriegsgebrauch! —

Breslau, den 22. October. Vorgestern hielt das 1. Bataillon des 3. Garde Grenadier-Regts. einen solennen Ball in den eleganten Räumen des Café restaurant ab. Der Kommandirende des Regiments, Herr Oberst-Lieutenant v. Winterfeld, und die Herren Officiere hatten sich zu dieser Festlichkeit eingefunden. Nach Eröffnung des Balles ergriff der Herr Kommandirende das Glas und brachte folgenden Toast aus: „Grenadiere Sr. Majestät des Königs! Ihr habt heute Euer Bivouac in diesen festlich geschmückten Räumen aufgeschlagen. In Leid und Freud', im Felde wie beim Feste gedenkt Ihr stets Eures obersten Kriegsherrn, und so laß uns denn ein jubelndes Hoch bringen Seiner Majestät dem Könige und Sr. Kgl.

Hoheit dem Prinz-Regenten!" Die Versammlung brach in einen donnernden dreifachen Hurrahruf aus. Herr Major Frhr. zu Puttlitz brachte hierauf dem Herrn Oberst-Lieut. v. Winterfeld ein Lebehoch, worauf dieser einige Dankesworte erwiderte, die mit einem Hoch auf die Grenadiere schlossen.

Die in Wien erscheinende „Militär-Zeitung" weiß ihren Lesern, wie es scheint, auch nichts Besseres über die Preußische Armee mitzutheilen, als eine Statistik von „bürgerlichen" und adeligen Officieren. Man glaubt in eine Berliner Demokraten-Zeitung hinein zu sehen, wenn man dergleichen Zeugs zu lesen bekömmt. Es wundert uns denn auch weiter nicht, wenn wir in derselben Zeitung wiederholt einer Verherrlichung der Juden begegnen, was sehr einträglich sein mag, aber gar nicht militärisch ist. Seit Oesterreich durch das Unternehmen des Kriegskommissars Streffleur wieder in Wirklichkeit ein militärisches Journal besitzt, scheint der Herr Dr. Hirtenfeld, der Redacteur der „Militär-Zeitung" immer mehr in Socialismus machen zu wollen. Wir gratuliren! —

Die französischen Streitkräfte in Rom bestehen gegenwärtig aus folgenden Truppen:

Commandeur:
Divisions-General Graf v. Goyon.

1. Division:
1. Brigade: Brigade.-Gen. de Noue.
20. Jäger-Bataillon,
25. und 40. Inf.-Regt.
2. Brigade: Brigade-Gen. Ribouel.
7. und 62. Inf.-Regt.

Artillerie:
4. und 7. Batterie, 16. Feld-Art.-Regts.

Train:
4. Comp. v. d. 4. Escade-Art.-Train,
4. Comp. Artillerie-Handwerker.

Genie:
3. Comp v. 2. Bat. 2. Genie-Regts.

2. Division:
Divisions-General de Géraudon.
1. Brigade: Brig.-G. Chambarlhac.
3. Jäger-Bataillon,
19. und 51. Inf.-Regt.
2. Brigade: Brigade-General Micheler.
59. und 71. Inf.-Regt.

Artillerie:
8. Batterie des 16. Feld-Art.-Regts.

Genie:
5. Comp. 2. Genie-Regts

Cavallerie:
2½ Esc. 4. Husaren-Regts.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Kronenstr. 21.

Umschau.

„Feiles Rom," rief jener numidische König, als er den Schauplatz antiker Größe im Rücken hatte, „wie bald würde es um Dich geschehen sein, wenn sich nur ein Käufer fände!" Dieses einfache Kind der Natur muß mit ungewöhnlich feinen Sinnen begabt gewesen sein, mit feineren wenigstens, als der „Civilisation" zur Verfügung steht. Denn wie fremd ihm die verlassene Stadt auch gewesen, er hörte trotzdem jenes Gras in ihren Straßen wachsen, aus dem der Cäsarismus das Futter schneidet für prahlende Patrizier wie für erhabene Plebejer. Das will etwas bedeuten! Denn nicht diejenige Art der Corruption, welche ihre Wunderthaten durch Gold verrichtet, sondern jene andere, welche in der sittlichen Entgeistigung des Charakters, in der unbarmherzigen Entblößung desselben von den gemeinsamen Gütern des Lebens neuen Boden für jederlei Art neuen Unkrauts erobert — diese Corruption, die überhand nehmende Gleichgültigkeit gegen das, was Allen gemeinsam ist, das selbstsüchtige Heraustreten der Theile aus dem Ganzen, das mit sich allein Rechnen und für sich allein Rechnen, das ist es, was zuerst die Einzelnen und dann bald ganze Völker und Reiche zu den gemeinen Futtersäcken des Cäsarismus hinüberführt. Gold hatten die römischen Weltbeherrscher zu nehmen verstanden lange vor der Besuchsreise des feinsinnigen Afrikaners, aber sie waren darum nicht unfreier geworden; und Gold hatte ihnen weder Cäsar Augustus noch ein Tiberius zu bieten. Ihre Unfreiheit begann mit dem Verluste des Gefühls für ein höheres Gemeingut. Der Cäsarismus nahm die glänzenden Statisten vielmehr lediglich so wie er sie fand, Jeden mit seiner eigenen häuslichen Rechnung beschäftigt, und da er auf diese Weise Alle rechnen fand, ward es ihm leicht, Alle zu nehmen. Kein Schuh breit Landes, das noch seinen Herrn hat, ist so leicht zu erobern, wie eine Welt, in der jeder Einzelne auf eigne Hand rechnet.

Eine große und zukunftreiche Woche liegt hinter uns. Hat sie dazu beigetragen, daß die Sinne für die Gefahren, von denen das gemeinsame Gut der europäischen Christenheit umlagert ist, geschärft wurden? Hat sie, wenn sie keine Schutzwälle gegen den modernen Cäsarismus aufzuführen wagte, nur schwache Scheidelinien gezogen zwischen ihm und uns? Hat sie selbst nur Andeutungen dafür hinterlassen, bis wie weit der gemeinschaftliche Feind solle vordringen dürfen und bis wie weit nicht? Wir wissen es nicht. Aber das sollten wir meinen: Hätte die Conferenz von Warschau etwas Gutes zu sagen, sie

würde es nicht verschweigen. Mag dieses Schweigen sich Jedermann deuten wie er will, es ist jedenfalls vieldeutig genug, unsererseits geben wir ihm eine Deutung, die wir am besten durch Erwiderung des Schweigens auszudrücken glauben. Nicht unerwähnt möchten wir indeß lassen, daß uns eine „Collectiv-Note" der tagenden Fürsten das bescheidenste und eben darum das gewisseste Resultat ihrer Berathungen zu sein dünkte. Auch dieser schwache Ausdruck eines legitimen Gemeingefühls ist nicht einmal erfolgt — wie könnten wir noch Lust haben, das wohlgefällige Herumräthseln an einem nichtssagenden Geheimniß zu theilen?

Im Uebrigen setzte die Revolution ihren Marsch unverdrossen fort. Sie hat die Zusammenkunft von Warschau nicht gefürchtet, als deren Ausgang ein wirkliches Geheimniß für sie war; sie kann heut ein Geheimniß nicht fürchten, das im Grunde der einzige wirkliche Ausgang der Zusammenkunft ist. Wir haben den Genuß, die Großthaten der Revolution zu registriren, immer von uns gelehnt, denselben Anderen gegönnt, und mögen ihr am wenigsten heut auf den Hochpunkt ihrer nunmehr sanctionirten Herrlichkeit nachfolgen.

König Franz II. fuhr fort, ihren mächtigen Waffen Widerstand zu leisten, derweil eine Flottille des Selbstherrschers aller Europen im Hafen von Gaeta Wacht hielt, damit der Königliche Streiter an dem Tage, wo er Gaeta wird verlassen müssen, den Weg zu der obervormundschaftlichen Stelle in Paris — nicht verfehle. Einen anderen Zweck hat die „schützende" Stellung der französischen Flotte nicht.

Bis nach Hohen-Zieritz.

Eine Preußisch-Französische Geschichte
von **George Hesekiel.**

Sechsundzwanzigstes Capitel.
Die Erscheinung im Thurmzimmer.

„Es treibet ein geheimes Dringen
Des Menschen Bess'res zu dem Besten hin,
Zu Himmelshöhen will's ihn schwingen,
Zum Endelosen seine Seele ziehn."
(König Ludwig.)

Einige Wochen waren verflossen seit dem Begräbniß der Frau von Uchtenhagen zu Mückenwalde im alten Teltow; es war wirklich schon wieder ein Mal Frühling geworden in Churmark Brandenburg und den angrenzenden Landschaften — aber die Franzosenherrschaft war noch nicht gebrochen, und immer schwerer stöhnten die Preußischen Herzen unter dem immer unerträglicher werdenden Joch.

Indeſſen es war doch immerhin Frühling; der Schnee war ſchon geſchmolzen, nur an den nördlichen Abhängen der ſanften Höhenzüge, in den tiefern Gräben und in den Kiesgruben lag noch hier und da eine ſchwarzgraue Maſſe, die ſich bei genauerer Betrachtung als beſtaubter Schnee erwies. Ueberall ſah man friſche, hellgrüne Halme aufſproſſen; die junge grüne Saat ſchillerte bläulich und zitterte hin und her im Morgenwinde. Auf den Wieſen tauchten die zahlloſen goldigen Köpfchen des Ranunculus palustris luſtig hervor aus dem Grün, die roſenrothen Schwalbenaugen ſchimmerten matt neben dem noch matteren Blau des Vergißmeinnicht, der kleinen unbedeutenden Blume, die ſich deutſches Gemüth in einem kaum begreiflichen Uebermaß von Beſcheidenheit zum Feld- und Kennzeichen erwählte. Die Lerchen ſangen ſo hell und ſo hoch, wie keine Menſchenſtimme, die Morgenſonne ſchien ſo mild und freundlich auf die alte märkiſche Mutter-Erde wie ſeit — letzten Sommer nicht. Ein warmer Dunſt erhub ſich über den Gefilden und ſtieg wie ein Opferdampf, der vor dem Herrn angenehm iſt, aufwärts wallend gen Himmel. Noch waren die meiſten Bäume ohne Blätter, aber der märkiſche Wald iſt grün auch ohne Laub, denn die Nadeln halten ſelbſt Stand im Schnee und die Birken, die „Bäumchen mit den weißen Beinchen", wie die Kinder ſagen, trieben ſchon große Knospen. Still und bleifarben liegen die einzelnen Waſſer von hohen ſtarren Schilfen ernſt umbüſcht, und an dem Ufer auf ſandiger Erhöhung ſteht auch wohl eine einzelne Fichte, vornehm zurückgezogen, mit ihrem unten braunen oder violetten, oberhalb aber violetten Stamme, der trockene Sandhafer aber deckt den Fuß des Baumes mit einem weichen Teppich zu.

Zwei Reiter traben ſcharf durch die Ebene und Beide laſſen ihre Augen ſchweifen ringsum, ſo weit dort die Kienhaide und hier der Elſenbruch die Umſchau geſtatten. Der Vorderſte der beiden Reiter, der hohe Stiefeln, einen erbsfarbenen, ziemlich groben Ueberrock und eine Pelzmütze trägt, reitet einen hochbeinigen engliſchen Fuchs-Wallachen — wir erkennen leicht die melancholiſchen Augen und das breite Geſicht wieder — der Reiter iſt der Kammerherr von Pletz auf Beſſin. Der zweite Reiter iſt ſein Jäger, Lehnerdt Schaller, bekannt in der ganzen Gegend als vertrauter und einflußreicher Diener des patriotiſchen Edelmannes trotz ſeiner Jugend. Den berühmten alten „Matin" ſeines Vaters führt der wackere Burſch gerollt unter dem Sattelknopf für alle Fälle mit ſich.

Die beiden Reiter müſſen ſchon früh von Beſſin abgeritten ſein, denn ſie ſind ſchon mehrere Meilen weſtwärts vom Beſſiner See entfernt, und es iſt noch lange nicht Mittag. Dem ſtarken Trabe des Fuchs-Wallachs merkt man allerdings kaum an, daß er ſchon einige Meilen zurückgelegt hat, der kleine Rappe aber, den der Jäger reitet, muß ſichtlich ſchon ſeine letzte Kraft zuſammen nehmen, um folgen zu können. Jedenfalls iſt das Ziel des Rittes nahe, denn wäre das nicht geweſen, ſo würde ein ſo vorſichtiger Menſch, wie Lehnerdt Schaller, ſein Roß nicht ſo ſcharf angegriffen haben, das müßte denn ganz abſolute Nothwendigkeit geweſen ſein.

Der Kammerherr von Pletz ritt durch ſein Heimathland mit dem Gefühl

eines rechten Fürſten, der ſeine Provinzen durchzieht; dem guten märkiſchen Junker war ſeine liebe Mark ſo an's Herz gewachſen, daß er ſie liebte mit Allem, was drin war, ganz als ob ſie ſein Eigenthum geweſen wäre. Er freute ſich des Gedeihens hier und ſchämte ſich der Vernachläſſigung dort, und Lehnerdt Schaller theilte faſt die Gefühle ſeines Herrn, in dem letzten Punkte wenigſtens; zwar ſagte er keine Sylbe, aber verdrießlich ſchüttelte er ſein Haupt bald hier, bald dort und dachte im Stillen: Bei uns könnte doch das gar nicht vorkommen!

Die Reiter näherten ſich jetzt einem Punkte, an welchem ſich zwei ziemlich befahrene Straßen kreuzten, der Kammerherr drehte ſich halb nach ſeinem Jäger um, zeigte mit dem Knopf ſeiner Reitpeitſche nach dem nahen Saum der Kienhaide, regte ſein Roß an und trabte, die Straße verlaſſend, ſcharf den Kiefern zu.

Der Jäger ritt langſam noch ein Stück auf der Straße fort, erſt als er die Kreuzung der Wege erreicht hatte und ſeinen Herrn hinter den Kiefern verſchwinden ſah, richtete er ſich hoch auf im Sattel, ſchaute ſich ſcharf nach allen vier Seiten um und gab dann ſeinem Rappen die Sporen. Zehn Minuten ſpäter etwa erreichte er ſeinen Herrn wieder, der gemächlich im Schritt durch die Kiefernhaide ritt und behaglich ſeine Pfeife rauchte.

„Nichts geſehen, Lehnerdt?“ rief dem Herankommenden der Edelmann entgegen.

„Keine Menſchenſeele, gnädiger Herr!“ antwortete der Jäger.

„So werden wir dieſes Mal ganz unbemerkt hinkommen!“ ſprach der Kammerherr mit einer ſichtlichen Befriedigung und ritt weiter.

Der Weg, auf dem ſich die beiden Reiter jetzt befanden, ſah allerdings nicht darnach aus, als ob ſie Gefahr liefen hier Vielen zu begegnen.

Es war nicht das erſte Mal, daß der Kammerherr von Pletz mit ſeinem getreuen Jäger Schaller dieſen Weg machte, aber es war allerdings das erſte Mal, daß es ihnen geglückt war, ganz unbemerkt bis an die Straßenkreuzung zu kommen und dort vom Wege abzuſchwenken.

Auf der andern Seite der ziemlich unwegſamen Haide lag nämlich das alte Schloß Wevelberg; urſprünglich ein Tafelgut der Biſchöfe von Havelberg, war dieſer Beſitz nach und nach in verſchiedenen Händen geweſen, am längſten bei denen von Salbern, deren bekanntes Geſchlechtswappen mit der Roſe der römiſchen Patricier de Rosis, von dem die Salbern der Sage nach abſtammen, auch noch an verſchiedenen Gebäuden in Wevelberg zu ſehen war. Jetzt gehörte das alte Schloß nebſt einer ſehr bedeutenden Begüterung einem däniſchen Herrn von Witfeld, der noch minorenn war, zu Kopenhagen lebte, und ſeine märkiſche Beſitzung noch nie geſehen hatte. Schon ſeit langer Zeit hatten die Beſitzer von Wevelberg das alte Schloß nicht bewohnt; die letzte Beſitzerin, eine Dame aus dem braunſchweigiſchen Hauſe von Cramm, die es ihrem däniſchen Großneffen teſtamentariſch vermachte, war ſeit vierzig Jahren nicht in Wevelberg geweſen, aber ſie hatte doch ganz vorzüglich gut für ihre märkiſche Beſitzung geſorgt, indem ſie dort einen trefflichen Mann als Verwalter einge-

ſetzt hatte, den ſie ſcherzweiſe ihren Vicedom zu nennen pflegte, während er ſonſt der „Herr Amtmann“ titulirt wurde.

Wer der Amtmann von Wevelberg war, das wußte man ſo eigentlich nicht; im Anfang hätte man den gewandten und doch ſehr zurückhaltenden Mann, hinter den man nicht recht kommen konnte, gern zu einem gefährlichen Verbrecher gemacht, das ging aber doch nicht, da ſich derſelbe jedenfalls vor den Königlichen und ſtändiſchen Behörden ausgewieſen haben mußte, die ihn als einen Mandatar und mit unbeſchränkten Vollmachten verſehenen Stellvertreter der zu Braunſchweig oder Hamburg lebenden verwittweten Frau von Cramm anerkannt und zugelaſſen hatten. Nach und nach fand der Amtmann von Wevelberg als ein tüchtiger und erfahrener Mann großen Anhang in der Umgegend, obwohl er ſtets zurückhaltend blieb. Man begnügte ſich jetzt zu verſichern, der Amtmann ſei Offizier geweſen, aber er habe das Unglück gehabt, ſeinen Oberſten im Duell zu erſtechen. Nach mehreren Jahren heirathete der Amtmann die noch ziemlich junge und ſehr hübſche Wittwe des Wevelbergiſchen Juſtiziar's und zeugte in einer vergnügten Ehe mehrere Kinder. Seitdem erzählte man ſich gar nichts mehr über die unbekannte Vorgeſchichte des Amtmann's, man klatſchte über ſeine Frau und ſeine Kinder, wie man es bei jedem Andern gethan haben würde, ehrte und achtete in ihm aber gebührend den tüchtigen Landwirth, den gefälligen und immer zur Hülfe bereiten Biedermann und freute ſich bei dem Tode der Frau von Cramm zu vernehmen, daß der Amtmann teſtamentariſch zum lebenslänglichen Verwalter der Wevelbergiſchen Begüterung ernannt worden ſei.

Im ſchweren Herbſt des Jahres 1806 zeigte es ſich, daß die Nachbarn von Wevelberg nicht umſonſt ihre Achtung dem Amtmanne zugewendet hatten, denn obwohl beinahe ein Greis, ſtand der kluge gewandte Mann bald an der Spitze der Patrioten der Gegend und ſcheute weder Geld noch Mühe, den Königlichen Truppen zu Hülfe zu kommen, den ſchweren Druck der feindlichen Occupation zu erleichtern, Muth und Vertrauen zu wecken und zu beleben in den Seelen. Dabei verfuhr der Amtmann indeſſen mit einer ſo wohl berechneten Vorſicht und mit einer ſo gut eingerichteten perſönlichen Zurückhaltung, daß die Patrioten der Gegend zwar ſeine Thätigkeit kannten, daß aber die feindlichen Civil- und Militärbehörden keine Ahnung von der Bedeutung dieſes ſtillen Graukopfes hatten. Auf dieſe Weiſe wurde dem Amtmann Manches möglich, es gelang ihm Manches zu erreichen, was Andere zu unternehmen gar nicht wagen durften, weil ihre Geſinnung dem Feinde bekannt war.

In dem ſtillen Amtmann von Wevelberg hatten die Franzoſen einen gefährlichen Gegner, der ſich auch keineswegs mit ſeiner Thätigkeit auf die nächſte Umgegend beſchränkte, ſondern an Plänen mitarbeitete, welche ganz Norddeutſchland umfaßten.

Bei dem unglücklichen und doch glorreichen Schillzuge war der Amtmann von Wevelberg nicht unbetheiligt; doch hatte er zu Denen gehört, die noch im letzten Moment verſuchten, den Ausbruch zurückzuhalten, denn er wußte ſchon, daß die verabredete gleichzeitige Bewegung in den welfiſchen und heſſiſchen Lan-

den ohne Erfolg verflackern werde. Dem ritterlichen Herzoge von Braunschweig-Oels war der alte Mann mehrfach nützlich gewesen auf seiner Heldenfahrt von den böhmischen Bergen bis zum Strande der Nordsee.

Seit länger als Jahresfrist war das alte Schloß von Wevelberg eine Burg patriotischer Bemühungen; hier trafen sich in tiefster Stille und mit größester Vorsicht die Patrioten aus dem Mißkönigthum Westphalen, aus der von Preußen und Churbrandenburg abgerissenen Altmark, mit den Königstreuen aus den andern Marken; mit den zuverlässigen Edelleuten aus Mecklenburg und Pommern. Von noch viel weiter her kamen Preußische und deutsche Männer zu den Besprechungen, die stets am ersten Mittwoch im Monat bei dem alten Amtmann gehalten wurden.

Uebrigens war Schloß Wevelberg außerordentlich günstig für solche Zwecke gelegen, selbst sehr versteckt zwischen Bruch und Haide und für Fremde nicht leicht erreichbar, lag es doch ganz in der Nähe von ein Paar großen Straßen. Diese großen Straßen konnte Jedermann bereisen ohne Verdacht zu erregen; es kam immer nur darauf an, Wevelberg selbst unbemerkt zu erreichen, der einmal dort Angekommene war so ziemlich sicher.

Jeder, der einmal in die Geheimnisse Wevelbergs eingeweiht war, konnte sicher sein, an jedem ersten Mittwoch im Monat dort patriotische Männer zu finden, mit denen er sich aussprechen mochte ohne Gefahr; von denen er sicher erfuhr, wie es da und dort stand, an deren Hoffnung er seine Hoffnung stärken mit denen er sich eins fühlte in der Liebe zum Vaterlande, wie im Haß gegen den französischen Tyrannen.

Durch den bekannten Pastor Ziemann von Hohenkremmen, einen eifrigen Gegner der schändlichen französischen Wirthschaft, auf dem Wevelberg eingeführt, gehörte der Kammerherr von Pletz seit Jahresfrist zu den eifrigsten Besuchern der Mittwochs-Zusammenkünfte; es galt ihm, eine möglichst genaue Kenntniß der Gesinnung der Einzelnen, der Stimmung der Menge, der Hülfsmittel der ehemals Preußischen Landestheile jenseit der Elbe und in Westphalen zu erlangen. Er begriff die Wichtigkeit solcher Kenntnisse für den Fall eines Krieges gegen die Franzosen, nach dem seine ganze brandenburgische und Preußische Seele lechzte; in dem Austausch solcher Kunden bestand zum Theil die Wichtigkeit jener Mittwochs-Zusammenkünfte, doch begnügte man sich damit nicht allein. Man kam von dort aus mit Geld und Fürsprache, mit Vermittelungen und Anerbietungen patriotischen Männern zu Hülfe, die im Drang der Zeit in Noth gerathen waren, man warnte die Befreundeten vor verdächtigen Persönlichkeiten. Von Kassel bis nach Königsberg erhielten gute Leute oft treugemeinte Warnungen, die sie vor großem Unglück bewahrten, denn überall schlichen sich damals französische Spione in die deutschen Familien ein.

Heute war der Kammerherr aus einem doppelten Grunde nach Wevelberg gekommen, er wollte heute nicht nur im Kreise gleich Gesinnter verweilen, sondern er gedachte unter den Gästen des wackern Amtmannes zwei Freunde zu finden, an denen er innigen Antheil nahm.

Beide Reiter ließen ihre Rosse, welche sie auf der Straße vorher scharf

angegriffen hatten, Schritt gehen durch die Haide und gaben sich behaglich den Einwirkungen des sonnigwarmen Wetters, so wie dem Tabacksgenuß hin, denn auch Lehnerdt Schaller hatte, auf ertheilte Erlaubniß des Kammerherrn, Feuer geschlagen und blies vergnüglich blaue Wolken in die laue Luft.

Eine gute Stunde und länger mochten die Beiden also geruhsam dahin geritten sein, als die Kienhaide plötzlich aufhörte und der kaum befahrene Sandweg über eine Lichtung hin in einen mit stattlichen Bäumen bestandenen Laubwald einlief.

Der Kammerherr und sein Jäger freuten sich der schönen Bäume und sprachen sie an wie Forstverständige zu thun pflegen, d. h. taxirten sie auf den Anblick hin nach Geldwerth und Holzinhalt. So legten sie ziemlich rasch den Weg durch den Wald zurück und hatten nun beim Herauskommen Schloß Wevelberg vor sich.

Das alte Gebäude bot einen merkwürdigen Anblick; zunächst lag es nicht auf dem Berge, oder wenn das zu bedeutend klingen sollte, nicht auf dem Hügelrücken, von dem unsere beiden Reiter herabkamen, sondern es lag unten mitten im Bruch, allerdings auf einer Bodenerhebung, aber auf einer so geringen, daß sie nicht einmal den Titel eines Hügels, geschweige denn den Namen Berg verdient hätte. In Zeiten aber, da es noch keine Kanonen gab, war das Schloß sicherlich eben so fest gewesen, als wenn es auf einem hohen Berge gelegen hätte, der Elsenbruch ringsum machte es eben so unzugänglich. Auf einzelnen der trügerischen grünen Flecken, die eigentlich weder Land noch Wasser, sondern eben Bruch waren, standen alte Bäume, die meisten derselben aber zeigten nur die schlanken Elsen und den verrätherischen Rasen, der eine dünne Decke über dem feuchten Grabe für Jeden bildete, der keck genug gewesen wäre, ohne Führung sich dem Schlosse nähern zu wollen.

Das Schloß selbst war ein Backsteinbau, der ein verschobenes Dreieck bildete. Auf den ersten Blick sah man, daß zwei von den drei Flügeln in Ruinen lagen, und daß nur der dritte noch bewohnt sein konnte; von den drei mächtigen Thürmen, die einst aus den Winkeln vorspringend das Ganze beherrscht und vertheidigt hatten, stand ebenfalls nur noch Einer, und auch dieser neigte sich so bedenklich, daß sein Einsturz nahe schien.

Als unsere Reiter den Abhang hinunter kamen fanden sie einen jungen Burschen, der mit der Ausbesserung eines Kahnes beschäftigt schien, sie aber scharf beobachtete und erst, als er seiner Sache ganz sicher sein mochte, ihnen einen Gruß zunickte und sich anschickte, ihnen pfeifend vorauszugehen.

Der Kammerherr brauchte seinem Diener nicht erst Vorsicht zu empfehlen, Lehnerdt wußte Bescheid mit dem Elsenbruch und folgte seinem Herrn dicht auf dem schmalen in unaufhörlichen Windungen durch den Bruch laufenden Pfad, der oft so schmal war, daß ein falscher Tritt rechts oder links Roß und Mann unfehlbar in den Tod gestürzt haben würde. An solchen Stellen pflegte der vorauslaufende Bursche still zu stehen und den Kammerherrn mit einem fragenden Blick anzuschauen, auch blieb er während des Passirens solcher Punkte still, begann aber gleich wieder laut zu pfeifen, wenn er sah, daß die Rosse breitere

Bahn und festern Boden unter den Hufen hatten. Die Thiere selbst traten ungemein vorsichtig und spitzten die Ohren, sie witterten die Gefahr, die Reiter ließen ihnen die Zügel.

Die Zickzackwindungen des Weges waren so merkwürdig, daß die Reiter das Schloß wohl zwanzig Mal zu Gesicht bekamen und eben so oft wieder aus den Augen verloren; offenbar hatten die Kriegsbaumeister der alten Bischöfe von Havelberg diesen Weg mit Benutzung des Terrains lediglich so angelegt, damit die darüber Hinziehenden immer wieder den Geschossen aus der Burg ausgesetzt würden. Die Sicherheit, nicht die Bequemlichkeit der Burgbewohner war zu damaliger Zeit der oberste Grundsatz für die Baumeister.

Endlich hatten die Reiter die Ziegelmauer des Schlosses erreicht, der Junge nickte ihnen halb treuherzig, halb verdrossen zu, kehrte dann um und ging denselben nassen Pfad zurück, den er sie hergeführt, indem er es ihnen überließ, sich allein den Weg bis zum nächsten Thore, oder vielmehr bis zur nächsten Mauerlücke zu suchen und so in den mit Trümmern besäeten Schloßhof einzudringen.

Das Gebell mehrerer Hunde empfing die Eindringlinge auf dem Schloßhof, von der schiefen Thür des noch bewohnten Flügels her aber kam ihnen mit raschen Schritten ein junger Mann entgegen, der ihnen schon von Weitem zurief: „Willkommen, Herr Kammerherr, willkommen!“

„Ich wußte es,“ entgegnete der Kammerherr, indem ein leichtes Lächeln in sein ernstes Gesicht kam, „daß Sie der Erste sein würden, lieber Rouvroy, der mich hier begrüßte.“

„Wie geht es der Frau Kammerherrin?“ fragte Robert seine Hand dem Reiter auf's Pferd reichend.

„Nun, dem Fräulein von Uchtenhagen geht es gut!“ erwiederte der Kammerherr, der auf seine trockene Weise zu scherzen liebte, „ich habe ein Schreiben der jungen Dame für Sie bei mir und wenn Sie mir gütigst gestatten wollten, vom Pferde zu steigen, so würde ich mich beeilen, Ihnen meine Creditive zu überreichen!“

Der Kammerherr freute sich wirklich sehr, den jungen Mann, von dem er viel hielt, der ihm jetzt, da Friederike von Uchtenhagen seine Mündel geworden, noch näher stand als früher, wiederzusehen, aber er versteckte seine Regungen der Theilnahme sofort unter leichten halb spöttischen Anmerkungen.

Noch ehe der Amtmann, ein Alter mit schwarzen funkelnden Augen unter den weißen buschigen Brauen, herangekommen, war der Kammerherr vom Pferde gestiegen und hatte dem jungen Rouvroy einen Brief überreicht, einen Brief von Riekchen. Dazu hatte er gesagt, „gehen Sie jetzt ruhig in eine Ecke, lieber Rouvroy und lesen Sie Ihren Brief, wir sprechen uns nachher!“

Der Kammerherr begrüßte sich mit dem Amtmann, Robert stand einen Augenblick und schaute unentschlossen bald auf die wohlbekannten lieben Schriftzüge von Riekchen's Hand, bald in das breitgezogene, gemüthlich grinsende Angesicht Lehnerdt Schaller's, der die Zügel seines Rosses am Arm dicht vor ihm stand.

„Ei, seid Ihr's, Lehnerdt, guter alter Lehnerdt?" fragte Rouvroy.

Lehnerdt Schaller war kein Mann von vielen Worten, er nickte freundschaftlich.

„Kennt Ihr mich noch?"

Lehnerdt nickte wieder und grinsete noch zärtlicher, er liebte den jungen Herrn von Rouvroy, denn der Herr Kammerherr schätzte ihn, und auch der Junker Sebus, der Erbherr vom Bessiner See; wen die Beiden aber schätzten, der konnte der Liebe und Verehrung Lehnerdt Schallers sicher sein, auch wenn sich dieselbe nicht eben in vielen Worten Luft machte. Aber Lehnerdt gehörte auch zu den Verehrern Riekchens, er hielt sie für die schönste Person, versteht sich nach seiner gnädigen Frau, in Bessin und den übrigen daran grenzenden Ländern, und er wußte, daß sie eine „Bekanntschaft", so drückte er sich über solche und ähnliche Verhältnisse aus, mit dem jungen Rouvroy hatte. Der Jäger hatte das liebende Paar im Jahr zuvor bei einsamen Spaziergängen wenigstens von Weitem belauscht, drum blickte er den jungen Cavalier so verständnißinnig an und flüsterte endlich ihm zu: „Die gnädige Fräulein lassen grüßen; ich soll sagen, daß sie heute nach dem Land der armen Teufels gegangen wären, sagten die gnädige Fräulein gestern Abend zu mir!"

Der junge Herr freute sich wohl des Grußes der Liebe und der Erinnerung an die „terre maudite" am Bessiner See, die für ihn zur „terre promise" geworden, aber er fühlte sich doch einigermaßen in Verlegenheit dem gutmüthig freundlichen Gesichte des braven Burschen gegenüber, dem er eigentlich nichts zu antworten wußte. Er half sich indessen auf gut brandenburgisch, er sagte nämlich gar nichts, sondern nickte sehr ernsthaft und ging davon; siehe da, er hatte es ganz vortrefflich gemacht, denn Lehnerdt Schaller fand diese Art zu antworten ganz ausgezeichnet und sah ihm mit der Miene höchster Befriedigung nach.

Während nun Robert von Rouvroy unter einem beinahe schon grünen Baume stand und den Brief seiner verlobten Braut las, hatte der Kammerherr von Pletz einen andern Freund zu begrüßen.

Rasch und lebhaft kam ihm, trotz des Stelzfußes, im Zimmer Herr von Leist entgegen, der tapfere Offizier vom Regiment Gensd'armes, den er als schwer Blessirten nach der Schlacht von Jena bei sich aufgenommen und vor feindlicher Gefangenschaft bewahrt hatte. In Königsberg, wo Herr von Leist seine Wunden heilte, in dem gastlichen Hause der guten Madame Rienäcker, bei der, wie wir wissen, auch Robert von Rouvroy seine Studentenwohnung gefunden, war der Kammerherr der Freund des trefflichen Mannes geworden, den vielfache schwere Wunden gezwungen, dem geliebten Ehrenstande des Preußischen Soldaten zu entsagen. Seit zwei Jahren saß Herr von Leist auf Spankow, dem Erbgute, das er von seinem alten braven, vor Kurzem hingeschiedenen, Oheim hatte, beschäftigte sich eifrig mit Landwirthschaft und sah seine Ehe mit der liebenswürdig schönen Elisabeth von Reinbach reich gesegnet. Dabei aber hatte der Königliche Offizier von dem ehemals so hoch berühmten Regiment Gensd'armes Nr. 10 das Vaterland nicht vergessen, er gehörte zu den

eifrigſten und umſichtigſten Patrioten ſeiner Gegend, das brachte ihn in neue Verbindungen mit dem Kammerherrn.

Robert von Rouvroy war eigentlich auf Betrieb der guten Frau Rienäcker in Königsberg, auf ſeiner Heimreiſe einen Umweg machend, in Spankow eingekehrt, der Kammerherr aber hatte ihm dann auch noch Aufträge für Herrn von Leiſt gegeben. Jetzt waren die beiden Herren zuſammen nach Wevelberg gekommen.

„Sie trauern noch, lieber Leiſt?“ war die erſte Frage des Kammerherrn, indem er einen ernſten Blick auf den jungen Stelzfuß heftete.

„Ich komme ſeit einiger Zeit nicht aus den Trauerkleidern,“ erwiederte Herr von Leiſt mit bewegter Stimme. „Die große Trauerzeit tritt dräuend auch in meinen Hof; vor kaum Jahresfriſt habe ich meinen lieben alten Ohm begraben, der gar nicht begreifen konnte, daß er ſcheiden ſollte, bevor er die Auferſtehung des Königlichen Preußens geſehen, und vor drei Wochen habe ich und mein Haus eine liebe, die liebſte Freundin verloren, die auch Ihrer, lieber Kammerherr, und Ihrer verehrten Frau Gemahlin, in der letzten Stunde noch öfter Erwähnung gethan.“

Dem tapfern Edelmann traten Thränen in die Augen.

„So iſt denn auch Frau von Redow heimgegangen?“ verſetzte der Kammerherr gepreßt, „ich habe es geahnt, als ſie im letzten Herbſt bei uns war, ehe ſie zu Ihnen ging!“

„Sie war den ganzen Winter über leidend,“ fuhr Leiſt, ſich ermannend, fort, „in ihrer feſten Weiſe aber klagte ſie nicht; ſie hatte eine unausſprechliche Sehnſucht nach dem Frühling, und ich glaubte, ſie würde ſich im Frühling wieder erholen, eines Morgens fanden wir ſie todt. Sie hatte um ihr nahes Ende gewußt, alle ihre Beſtimmungen zeugen davon, und mein Paſtor geſtand mir, daß ſie ſich gewiſſenhaft auf die Zukunft vorbereitet habe.“

Die Männer drückten ſich die Hände, ſie hegten Beide eine hohe Meinung von dem Charakter der Heimgegangenen, ſie fühlten den Verluſt, den ſie, den namentlich ihre Frauen durch dieſen Tod erlitten, ſie mußten ſich aber auch ſagen, daß der Tod eine Wohlthat geweſen für dieſe auf ſo grauſame Weiſe ihres Gatten beraubte Frau. Seit der blutigen Nacht, in der man den Gatten von ihrer Seite geriſſen und hingemordet hatte, war ſie eigentlich ſtets im Kampfe mit ſchweren Leiden geweſen, die nur ihr ſtarker Wille zu bergen vermochte.

Im Verlauf des Geſprächs ſprach ſich Herr von Leiſt mit großer Genugthuung über Robert von Rouvroy aus, und der Kammerherr freute ſich nicht wenig, ſeine Anſicht beſtätigt zu hören, daß Rouvroy zum Officier geboren ſei. Der Kammerherr, der ſchon im Jahre zuvor dieſer Ueberzeugung geweſen, hatte kein Wort zu dem jungen Manne geſagt, er hatte ihn ruhig nach Königsberg gehen und ſeine Studien vollenden laſſen, der Major von Leiſt dagegen hatte ſich ſofort gegen Rouvroy ausgeſprochen und denſelben zu beſtimmen geſucht, die Civil-Carriere aufzugeben und ſich zum Eintritt in die Armee vorzubereiten. Er hatte, wie er dem Kammerherrn mittheilte, bei dem jungen Manne keinen

eigentlichen Widerſtand gefunden, offenbar war derſelbe kein begeiſterter Verehrer des Berufes, zu dem er ſich vorbereitet hatte, aber eben ſo wenig hatte Rouvroy ſich für den Waffendienſt erklärt, ſondern auf Leiſt's Andringen immer ausweichende Antworten gegeben.

Der Kammerherr nickte, ihm gefiel das; Rouvroy würde bei ihm nicht ſehr gewonnen haben, wenn er ſich enthuſiaſtiſch für den neuen Beruf erklärt hätte.

„Gut Ding will Weile haben!" ſagte er tröſtend zu dem eifrigen Major.

Das Geſpräch wurde durch den Eintritt des jungen Mannes unterbrochen, der ſich in beſcheidener Weiſe in's Geſpräch miſchte und auf einige Neckereien des Majors und des Amtmanns begann: „Geſtatten Sie, verehrter Herr Kammerherr, daß ich an Ihr Urtheil mich wende, dieſe Herren hier finden ein Vergnügen darin, mir einen Vorwurf, wenn auch nur ſcherzhafter Weiſe, aus einem Vorgang zu machen, den ich doch nur zum Theil in meiner Gewalt hatte —"

„Laſſen Sie den Herrn nur reden, beſter Herr Obriſtwachtmeiſter!" bat der Amtmann, dem die Affaire großes Vergnügen zu machen ſchien, „ja, der Herr Kammerherr ſoll richten!"

„Wir ſind geſtern bei guter Zeit hier in dieſer alten Burg eingetroffen," fuhr Robert von Rouvroy fort, „es war nicht ſonnig und ſchön wie heute, ſondern trübe, regneriſch, ſtürmiſch oder doch wenigſtens windig. Ich kann nicht leugnen, daß ich mit unheimlichen Gefühlen hier einritt, ich kam mir vor wie in einer Falle; der Herr Amtmann entſchuldigen!"

„Bitte, fahren Sie nur fort, Herr von Rouvroy," bat dieſer lächelnd, „nehmen Sie ja keine Rückſicht auf meine Gefühle!"

„Ich beſuchte die Ruinen!"

„Setzen Sie nur immer hinzu: aus langer Weile," fuhr Herr von Leiſt dazwiſchen, „der Herr Amtmann und ich hatten nämlich Rechnungen durchzuſehen, Herr von Rouvroy war ſo liebenswürdig, uns ſeine Hülfe anzubieten, da wir aber keinen Gebrauch von ſeinem Anerbieten machen konnten, ſo langweilte er ſich und beſuchte die Ruinen!"

„So that ich," nahm Rouvroy das Wort wieder, „ich ſtieg in die Souterrains hinab, drei Etagen übereinander, ich hielt wenigſtens die unterſten dieſer Räume für alte Burgverließe —"

„Für Folterkammern, für Gerichtslokale!" unterbrach Leiſt wieder.

„Allerdings," entgegnete Rouvroy aufrichtig, „heute ſehen ſie zwar etwas beſſer aus, dennoch bleibe ich dabei, daß nicht immer nur Biertonnen, Rüben und andere nützliche Dinge der Art dieſe Räume gefüllt haben, wie der Herr Amtmann behauptet. Doch darauf kommt es eigentlich nicht an; ich war in einer trüben Stimmung, die durch den Beſuch dieſer unterirdiſchen Räume und der verheerten Begräbnißkapelle in dem verfallenen Thurme da drüben nicht gemindert, ſondern erhöht wurde. Als ich aus der Kapelle trat, begegneten mir die beiden Herren, begleiteten mich durch eine ganze Reihe verödeter Gemächer in ein rundes Thurmgemach, wo mir der Herr Amtmann mit großer Freundlichkeit in dem Thürſims die Spuren einer Kugel zeigte und mir dabei erzählte,

daß einer der frühern Beſitzer des Schloſſes unter dieſer Thür im Trunk ſeinen einzigen Sohn und Erben erſchoſſen habe. Dieſe Erzählung machte auf mich einen tiefen Eindruck, zumal da die Dämmerung ſchon angebrochen war. Auch ſpäter, beim Abendeſſen, war faſt nur von Geſpenſtergeſchichten und allerlei abenteuerlichen Dingen die Rede. Ich lauſchte mit einem innern Schauer, aber zugleich mit großem Behagen, die Situation paßte zu dem Geſpräch gar zu gut. Wir waren in einem verfallenen Schloſſe, es war ein ſtürmiſcher Abend, der Wind klapperte mit den verwitterten Fenſterladen der unbewohnten Flügel, Dohlen krächzten dazwiſchen und die vom Winde gepeitſchten Wolken verdeckten bisweilen den Mond, deſſen erſtes Viertel ein ſchwaches Licht warf. Unter dieſen Umſtänden, die gewiß ſehr dazu geeignet waren, mein Gefühl für das Schauerliche noch mehr anzuregen, kamen wir nach Tiſche bei dem dampfenden Punſchnapf wieder auf die Geſpenſtergeſchichten —“

Bei Erwähnung des Punſchnapfes ſtieß Herr von Leiſt den Amtmann lächelnd an. Rouvroy wollte es nicht bemerken und fuhr fort: „Die Herren überboten ſich in ſchauerlichen Geſchichten, und wahrſcheinlich würde ich noch lange zugehört haben, wenn ich nicht bemerkt hätte, daß unſere gütige Wirthin Zeichen ſteigender Müdigkeit verrieth, was ſehr erklärlich, da es ſtark auf Mitternacht ging; ich erhob mich und bat, mir mein Schlafgemach anzuweiſen. Der Herr Amtmann hatte die Güte, mich ſelbſt zu führen; er geleitete mich erſt durch eine Reihe bewohnter Zimmer, dann durch ſechs bis ſieben verödete Gemächer, an deren Thüren weder Schloß noch Riegel, endlich in ein großes, rundes Gemach, wo wir uns gute Nacht wünſchten. Als ich allein war, fand ich mich allerdings ſehr aufgeregt. Ich hatte noch keine Luſt, mich nieder zu legen, und ging auf und ab in dem weiten Raum. Da entdeckte ich plötzlich die Thüre, an deren Pfoſten man mir zuvor die Kugelſpuren gezeigt, die Thür, unter welcher der trunkene Vater ſeinen Sohn erſchoſſen haben ſollte. Ich geſtehe gern, daß dieſe Entdeckung einen unangenehmen Eindruck auf mich machte, doch ſpürte ich in der That keine Furcht. Mitten im Saale ſtand ein mächtiges Bette, wahrſcheinlich ein Inventarienſtück, in dem noch die alten Biſchöfe von Havelberg geſchlafen haben mochten, aber die weichen Pfühle und weißen Kiſſen, mit denen die Fürſorge unſerer gütigen Wirthin das alterthümliche Geſtell gefüllt hatte, lockten mich nicht zum Schlafe. Es war eine Unruhe in mir, die mich trieb, die Thüren zu unterſuchen, kein Schloß, kein Riegel daran war haltbar. Da fiel mir ein, was dieſe beide Herren mir im Laufe des Abends mehrmals verſichert hatten, daß auch der beherzteſte Menſch nicht im Stande ſein ſoll, in nächtlicher Weile unter ſolchen Umſtänden wegen eines Grauſen erregenden Gefühls ſeinen eigenen Namen dreimal laut auszurufen. Mich wandelte das thörichte Gelüſt an, zu verſuchen, ob dies wahr ſei. Ich nahm den Leuchter in die Hand und trat, ganz nach Vorſchrift jener Herren, vor den hohen zerſprungenen Spiegel. Einen Augenblick zögerte ich, dann rief ich meinen Namen, laut und deutlich. Der Wiederhall that meinen Nerven weh, dennoch zum zweiten Male ſagte ich meinen Namen; aber obgleich ich mir deutlich bewußt war, daß mir es nicht gelungen war, auch nur halb ſo laut als das

das erste Mal meine Stimme zu erheben, so peinigte mich der Wiederhall noch mehr; indessen ich hatte das Spiel einmal angefangen, ich mußte es beenden. Mühsam nur habe ich zum dritten Male meinen Namen über die Lippen gebracht, ich flüsterte ihn nur, ich sah mein todtenbleiches Gesicht im Spiegel und scheu trat ich zurück. Danach habe ich mich in das große Bett gelegt und eine schlaflose Nacht darin zugebracht."

Der Amtmann sowohl wie Herr von Leist scherzten nun und gaben die Ansicht kund, Rouvroy habe das Alles nur geträumt, der starke Punsch und die Gespenstergeschichten hätten diese Wirkung gehabt; man konnte es dem jungen Mann ansehen, daß ihm die Scherze der beiden Herren peinlich waren. Der Kammerherr sollte nun seine Meinung abgeben, er kam aber nicht dazu, denn im selben Augenblicke traten noch zwei Herren ein, die von jenseits der Elbe gekommen waren.

Der Kammerherr beobachtete Rouvroy scharf, es war in dieser Erzählung wieder etwas, was ihm über die Maßen gefiel: „er hatte das gewagte Spiel angefangen, er mußte es zu Ende bringen!" das gefiel dem edlen Platz von Bessin. Zugleich aber bemerkte der Edelmann recht gut, daß die ganze Sache einen tiefern Eindruck auf Rouvroy gemacht hatte.

Er sollte bald den Schlüssel dazu haben, denn als man zu Tische ging, trat der junge Mann zu ihm und flüsterte leise: „Ich habe den Herren nicht Alles gesagt, als ich zum dritten Male hastig meinen Namen nannte, sah ich im Spiegel zwar mein bleiches Antlitz, dann aber noch ein Gesicht, das mir über die linke Schulter blickte!"

Der Kammerherr blieb stehen und fixirte den jungen Mann scharf.

„Es war noch ein Mal mein eigenes Gesicht," fuhr dieser leise fort, „ich war es selbst, ich selbst sah mir über die Schulter, aber ich trug Uniform, eine blaue Uniform mit rothem Kragen! Ich habe im Spiegel Alles gesehen, ganz deutlich gesehen, als ich mich umwandte, sah ich Nichts, war ich allein!"

Mit einem leuchtend freundlichen und ermuthigenden Blick sah der Kammerherr dem aufgeregten jungen Mann in's Auge: „Beruhigen Sie Sich, lieber Rouvroy," sagte er, „morgen sprechen wir mehr davon, nehmen sie das Unerklärliche als ein gutes Zeichen!"

Die Preußische Gestüts-Verwaltung.

Wir haben uns in früheren Nummern dieser Zeitschrift mit dem Ressort des landwirthschaftlichen Ministeriums im Allgemeinen beschäftigt; wenn wir uns heute im Besonderen zu dem einzelnen, in der Ueberschrift bezeichneten Zweige wenden, so thun wir es in sofern mit einigem Zagen, als wir einen Gegenstand zu behandeln im Begriff sind, über den fast Jeder zu urtheilen sich be-

rufen fühlt und über den die verschiedensten Ansichten umherlaufen. Auch wir sind nicht sicher, daß wir überall, selbst mit unseren besten Freunden übereinstimmen werden, glauben aber eine Rechtfertigung für diesen Aufsatz darin zu finden, daß wir manche beachtenswerthe Notiz zu bringen, manche Anregung zu geben uns wohl in der Lage befinden möchten.

Die Betheiligung, welche der Staat an der Pferdezucht zu nehmen sich veranlaßt sieht, concentrirt sich in der Gestüts-Verwaltung, deren hierauf hinzielende Anstalten in officieller wie in sonst üblicher Bezeichnung in zwei Klassen zerfallen, in Hauptgestüte und in Landgestüte.

Wir halten diese Bezeichnungen für verfehlte. Richtiger ist zu unterscheiden zwischen Zuchtgestüten und Hengstställen, in diesen Ausdrücken ist der Unterschied und der verschiedene Zweck erkennbar bezeichnet.

In den Zuchtgestüten treibt der Staat selbst Pferdezucht, hält also Deck-Hengste (hier auch zur Ungebühr Hauptschäler genannt, weil sie im sogenannten Hauptgestüte verwendet werden) und Stuten, erzielt von diesen Fohlen und beschäftigt sich mit deren Aufzucht; in den Hauptställen sind dagegen nur Beschäler (Landbeschäler) aufgestellt, welche während mehrerer Monate auf einzelnen Stationen im Lande vertheilt sind und dort gegen Entgelt (Sprunggeld) für Stuten verwendet werden, die sich im Privatbesitze befinden.

Der Bedarf der Hauptställe wird theils durch die Aufzucht der Zucht-Gestüte, theils durch freihändigen Ankauf im In- wie im Auslande gedeckt.

Im Preußischen Staate existiren drei Zuchtgestüte, das zu Trakehnen, Neustadt an der Dosse und zu Grädiz. Die Verwaltungs-Chefs führen den Titel „Landstallmeister."

Es sind dagegen vorhanden 10 Hengstställe, die zu Trakehnen, Insterburg, Gudwallen, Lindenau bei Neustadt, Marienwerder, Regnitz bei Gradiz, Leubus, Zirke, Warendorf, Wickrath.

Der Beamte, welcher an der Spitze eines Hauptstalles steht, pflegt den Titel eines Gestüts-Inspectors, auch Marstall-Aufsehers zu führen und seinen nächsten Vorgesetzten in einem der Landstallmeister zu finden.

Bis vor ganz Kurzem ist mehrere Jahre hindurch mit dem Hengststalle zu Zirke, über dessen eigentlichen Zweck hinaus, auch ein Zuchtgestüt, wenn schon in sehr kleinem Umfange, verbunden gewesen, der dortige Vorsteher hatte daher den Titel „Landstallmeister" erhalten und war unmittelbarer Vorgesetzter des Gestüts-Inspektors zu Marienwerder. Dagegen ist mit dem Hengststalle zu Leubus eigene Zucht zwar nicht vereinigt, es führt aber der dortige Beamte gleichfalls den Titel „Landstallmeister" und ist dem Ministerium unmittelbar untergeordnet. Die Hengstställe zu Trakehnen, Insterburg, Gudwallen sind hiernach dem Landstallmeister zu Trakehnen, der Hauptstall zu Regnitz ist dem zu Gradiz, die Hauptställe zu Lindenau, Warendorf und Wickrath sind dem zu Neustadt untergeordnet.

Die Hengstställe, und zwar die zu Trakehnen, Lindenau, Regnitz befinden sich in der unmittelbarsten Nähe des Sitzes des vorgesetzten Landstallmeisters, die zu Insterburg und Gudwallen sind nicht zu entfernt, wogegen die zu Wa-

rendorf und Wickrath in Westphalen, resp. in der Rheinprovinz, in sehr großer Entfernung von dem sie beaufsichtigenden Landstallmeister zu Neustadt (Provinz Brandenburg) belegen sind.

Der Umfang der Zuchtgestüte ist sehr verschieden; das größte ist das zu Trakehnen, das kleinste das zu Neustadt; zwischen beiden steht das zu Graditz.

Noch verschiedenartiger ist der Bestand der Hauptställe. Während in einzelnen gegen hundert Hengste aufgstellt sind, z. B. in Leubus, wird der Hengststall zu Wickrath deren kaum fünfzig enthalten.

Eben so weichen die Bezirke sehr von einander ab, welche den einzelnen Hengstställen zur Besetzung während des Deckens zugetheilt sind.

Es ist ein Irrthum, wenn häufig geglaubt wird, daß für jede Provinz ein Hengststall bestimmt sei; dies gilt nur für Warendorf bezüglich der Provinz Westphalen und für Wickerath bezüglich der Rheinprovinz. Für die übrigen Hengstställe ist Folgendes zu bemerken.

Die zu Trakehnen, Insterburg und Gudwallen sind nur für Ostpreußen bestimmt; alle drei zusammengenommen werden daher auch als Lithauisches Landgestüt bezeichnet. Westpreußen wird von Marienwerder aus besetzt, die Provinz Posen von Zirke. Dagegen erhält die Provinz Pommern die Hengste theils aus Lindenau bei Neustadt, theils aus Regnitz; die Provinz Brandenburg theils aus Zirke, theils aus Lindenau, theils aus Regnitz; die Provinz Schlesien fast ausschließlich aus Leubus, einige wenige Bezirke, wenn wir nicht irren, auch aus Zirke; die Provinz Sachsen aus Regnitz.

Wird nun hierbei noch erwogen, daß die Zahl der aufgestellten Hengste in den einzelnen Hengstställen sehr verschieden ist, so leuchtet ein, daß die Pferdezüchter in Beziehung auf die Benutzung der Landbeschäler sich in sehr ungleicher Lage befinden, während namentlich in Ostpreußen die auswärtigen Stationen während der Deckzeit mit bis zu sechs Beschälern besetzt und in nächster Nähe belegen sind, werden manche Stutenbesitzer, z. B. in Pommern, Entfernungen von sechs und mehr Meilen zurückzulegen haben, um eine mit zwei Hengsten versehene Station zu erreichen.

Mit den drei Zuchtgestüten zu Trakehnen, Neustadt und Graditz sind gleichzeitig Landwirthschaften verbunden; die zu Trakehnen sind sehr umfangreiche. Der Wirthschaftshof für Graditz befindet sich in Kreyschau. Eben so ist ausnahmsweise mit dem Hengststalle zu Zirke ein landwirthschaftlicher Betrieb verbunden. Für die Wirthschaften zu Kreyschau und Zirke, die auf früheren Domänen errichtet sind, wird eine bestimmte Pacht an das Finanz-Ministerium entrichtet. Für die Landwirthschaften der Gestüts-Verwaltung sind besondere Wirthschafts-Beamte angestellt, welche mit dem Gestütwesen nichts zu thun haben, jedoch ihre Weisung zunächst von dem betreffenden Landstallmeister erhalten. Die schließliche Controle und Direction der gedachten Landwirthschaften beruht in dem landwirthschaftlichen Ministerium.

Bei den Hengstställen, mit der obengedachten Ausnahme von Zirke, ist überall eine Landwirthschaft nicht verbunden.

Die Entstehung und Errichtung der einzelnen Hengstställe wird historisch

geschlossen ward, indem die gesammte Gestüts-Verwaltung auf das durch Allerhöchste Ordre vom 25. Juni 1848 besonders eingesetzte Ministerium für die landwirthschaftlichen Angelegenheiten überging.

Hiermit war nicht allein die Leitung und Direction der Landes-Pferdezucht einem politischen Ministerium untergeordnet worden, sondern es war zugleich über die bis dahin viel besprochene und unseres Erachtens noch heute sehr zweifelhafte Frage Entscheidung getroffen, ob die drei Zuchtgestüte mit den zu ihnen von ihrer Begründung ab gehörigen Ländereien als Staats-Domänen oder als Krongut zu betrachten seien.

Es wird schwer sein, diese Frage ganz zweifelfrei rechtlich zum Austrage zu bringen, schon weil diese Gestüte zu einer Zeit entstanden sind, wo glücklicher Weise derartige grundsätzliche Unterscheidungen unbekannt waren. Indessen wollen wir hier doch hervorheben, daß die Verwaltung dieser drei Gestüte bis dahin denjenigen Beschränkungen nicht unterlegen hat, die ein freiwilliger Akt des Hochseligen Königs durch Verpfändung der Domänen an die Staatsgläubiger diesen auferlegt hatte, und daß insbesondere Trakehnen nachweislich einige Zeit hindurch dem König Friedrich II., als derselbe noch Kronprinz war, zur selbstständigen Verwaltung und Nutzung überlassen war.

In Bezug auf das Zuchtgestüt in Neustadt ist vielfach auf die von dem Stifter gegebene Inschrift, die ungefähr lautet: „pro salute reipublicae!“ (wir garantiren nur den Sinn, nicht die Worte) Bezug genommen worden, um den staatlichen Charakter dieses Gestütes nachzuweisen.

In Graditz fehlten bei preußischer Besitzergreifung wohl die historischen Nachrichten, überdies hätte eine derartige Distinction dort dahin führen können, daß die Abtretung der Landeshoheit die Ueberlassung des Gestüts nicht involvirt hätte.

Allen diesen Zweifeln ward im Jahre 1848 ein Ende gemacht. Trakehnen hörte auf, ein Juwel in der preußischen Königskrone zu sein, es verfiel den löschpapiernen Kassen-Anweisungen, die alljährlich die Landes-Vertretung der Staats-Verwaltung auszustellen die Geneigtheit hat, und es blieb dem Interesse des Haus-Ministeriums nur noch überlassen, wenigstens den Fortbestand des Obermarstalles selbst sicher zu stellen.

Zu diesem Behufe ward zwischen dem landwirthschaftlichen Ministerium und dem des Königshauses Monate lang verhandelt und gegen Ende des Jahres 1848 eine Vereinbarung dahin getroffen, daß alljährlich dem Königlichen Obermarstall eine bestimmte Anzahl von Remonten in bestimmter Qualität aus den drei Zuchtgestüten geliefert und ein etwaiger Ausfall an geeigneten Remonten in bestimmten Geldsätzen vergütigt wird. Diesem Abkommen ist unseres Wissens die Allerhöchste Genehmigung ausdrücklich ertheilt worden.

Die Ausführung ist dahin festgesetzt, daß aus der Aufzucht der drei Königl. Zuchtgestüte alljährlich zuerst 2 Leib-Reitpferde für Se. Majestät den König, alsdann die als Hauptbeschäler geeigneten Hengste, demnächst zwei Leibzüge für die Majestäten und zuletzt gleichzeitig der Ersatz der Landbeschäler und die Remonten des Königl. Marstalles (irren wir nicht, jährlich gegen 40 Stück) aus-

gesucht werden, wobei für den letzten Abschnitt dieses Geschäftes noch besonders bestimmt worden ist, daß auch Stutenzüge für den Marstall gebildet werden sollen, und daß dieser verpflichtet ist, Remonten mit solchen Fehlern zu nehmen, welche die Benutzung des betreffenden Pferdes zur Zucht unräthlich macht.

Ist der Bedarf der Gestüts-Verwaltung und des Obermarstalles dergestalt gedeckt, so kommt der Rest der Aufzucht zur öffentlichen Versteigerung; der Ertrag wird bei der General-Staatskasse als Ertrag der Zuchtgestüte vereinnahmt.

Wenn sonach seit dem Jahre 1848 bis jetzt ein politischer Minister (der für die Landwirthschaft) die oberste Verwaltung des gesammten Gestütswesens zu leiten hatte, so überzeugte sich derselbe sehr bald, daß er ohne technischen Beirath dieser Aufgabe nicht gewachsen sei.

Es ward dem Ministerium, während ein Rath desselben das Kassenwesen und die Landwirthschaften der Gestüts-Verwaltung versah, der Landstallmeister in Neustadt als technischer Rathgeber zugeordnet, an dessen Stelle im Jahre 1855 wiederum der zeitige Oberstallmeister trat.

Die erstere Einrichtung laborirt an dem Uebelstande, daß ein einzelner Landstallmeister als Vorgesetzter der übrigen fungirte, während deren Interessen z. B. bei dem Vertheilen der Remonten an die einzelnen Gestüte mit denen des Vorgesetzten, insofern dieser gleichfalls der Leiter eines besonderen Gestütes war, collidirten, die Berathung durch den Oberstallmeister trug das Bedenken in sich, daß dieser gleichzeitig den Obermarstall und die Gestüts-Verwaltung zu vertreten hatte.

Zur Stunde, wo wir dieses schreiben, soll ein früherer Roß-Arzt die technischen Angelegenheiten im Ministerium vorzugsweise bearbeiten.

Es versteht sich indessen, daß durch die eine wie die andere Einrichtung die oberste Verantwortlichkeit des Ministers selbst niemals aufgehoben wird.

Eine solche ist schon um deswillen erforderlich, weil die Gestüts-Verwaltung Zuschüsse aus Staatsmitteln erfordert (irren wir nicht, jährlich 150 bis 200,000 Thaler), sonach bei constitutioneller Verfassung die Leitung eine constitutionell-verantwortliche sein muß.

Was nun die Gestüts-Verwaltung bisher geleistet, in welcher Weise Aenderungen erwünscht und ausführbar sind, wollen wir im nächsten Artikel besprechen.

Jüdischer Rachegeist, oder: Aufgeschoben ist nicht aufgehoben.

II.

Der Brand der Schlösser und Staatsgebäude, mit dem Herr Rießer die Zukunft der Weltgeschichte illustrirt, und an dessen Gluthen er die vom christlichen Aberglauben und von christlicher Herrschsucht ausgelöschte Fackel der

Wahrheit wieder anzündet, ist die Genugthuung, die er für seine und seiner jüdischen Brüder Ausschließung von der Beherrschung des Christenvolkes verlangt. Die Buße und Verewigung, die Herr Pinner von Weltmächten wie England und Rußland fordert, ist gleichfalls nichts als ein kleines Labsal, deren das überreizte jüdische Gemüth bedarf, um sich mit der übrigen Welt wieder im Gleichgewicht zu fühlen. Die bloße Existenz von eigengearteten und selbstständigen Völkern und Staaten ist eine Beleidigung für den Juden, der überall sich geltend machen und die erste Stimme führen möchte. Diese Anmaßung der anderen Völker, ihre eigenen Angelegenheiten in ihrer Weise und durch ihre eigenen Angehörigen verwalten zu lassen, ist in den Augen des Juden ein fluchwürdiges Unrecht und muß durch die Demüthigung der Staaten, endlich durch ihren Untergang gerochen werden. Die Staaten können sich durch den Streit über die Grenzen ihres Einflusses das Leben schwer machen und sich in Kriegen zerfleischen; aber es folgen dann doch wieder Friedensschlüsse und ein Rechtszustand, in welchem Briten, Franzosen, Deutsche, Russen in gegenseitiger Anerkennung ihrer Natur, besondern Aufgabe und ihres geschichtlichen Bereichs mit einander verkehren und sich gegenseitig fördern. Die Stimmung des Juden aber, der überall nur Fremde sieht und dieselben beherrschen will, der keine Grenze kennt, weil er nirgends eine Heimath hat, ist nur zufriedengestellt, wenn alles Eigengeartete ruinirt und vernichtet ist und seine Art allein dominirt. Das ist die Rache, über die er brütet, die Vergeltung, nach der er lechzt, — und alles Das um eines ungerechten Anspruchs willen, weil die Welt, die er haßt, ihm nicht huldigen will. Rachgierde ist in dem Grade die dominirende Leidenschaft der Juden, daß Heine, einer der Ihrigen, aus ihr, wie aus einem charakteristischen Merkmal, sein eigenes Volk herauserkennt, wenn er sagt: „Daran erkenne ich meine Pappenheimer vom alten Bunde, die nichts Anderes wissen, als Geld und Rachsucht."

Führen wir neben den gleichsam universellen Expectorationen dieses Rachegeistes, wie er in den Schriften eines Rießer und Pinner sich ausspricht, noch einige Ausbrüche desselben aus dem Jahre 1848 an, die sich im Besondern auf Preußen beziehen! Der Compagnie-Chirurgus vom 21. Landwehr-Regiment, Dr. Löwinsohn zu Schöneberg bei Berlin, hatte sich schon in den letzten Tagen des März durch seine Passion, die Militär-Behörden zur Rechenschaft zu ziehen, bemerklich gemacht. Nach einer Mittheilung der „Zeitungshalle" (Nr. 78) über die Versammlung des politischen Clubs am 31. März 1848 hielt er daselbst einen Vortrag, in dem er unter Anderm sagte: „Heute Morgen sind bereits zehn Mann mit Gepäck hier eingerückt. In Schöneberg liegt ein Regiment. Ich fragte den Commandeur, wozu die Truppen sollen, er verweigerte die Antwort. Es muß in dieser Sache etwas geschehen, heut, sogleich. Wir müssen eine Deputation an Herrn v. Minutoli schicken und ihn um einen vernünftigen Grund bitten, weshalb das Militär einrücke. Ich glaube, es giebt keinen vernünftigen Grund dafür." Die unfreundliche Behandlung, die er darauf im October auf einer Versammlung seiner Compagnie fand,

die Preußische Besatzung von Mainz fortgesetzt wurde. In einer derselben (Nr. vom 1. Juni 1848) berichtet der Correspondent, wie der Gouverneur der Festung den Verleger der Zeitung kommen ließ und zu ihm sagte: „Wenn Sie einen Artikel gegen Preußen aufnehmen, so übergebe ich Sie, Ihre Familie und Ihr Haus der Rache meiner Soldaten.“ Unbedenklich kann man sagen, daß so kein Deutscher, kein Preußischer General spricht, der wohl bei eintretendem Ernst den intellectuellen Urheber von blutigen Reibungen für künftige Fälle auf die gesetzliche Strafe aufmerksam machen kann, aber nicht die Sünde der Väter an Kinder, Haus und Familie heimzusuchen droht. Diese Rachedrohung, die auch die Unschuld ins Verderben ziehen will, kann nur dem Kopf des jüdischen Correspondenten entsprungen sein.

In der Literatur und im Lebensverkehr hören wir nur diese Racheschreie. Wie die Juden unter sich über die dumme Welt sich aussprechen, sich zur Ausdauer bis zu ihrem endlichen Sieg ermuthigen und sich Trost einreden, davon hören wir natürlich Nichts. Desto schätzbarer sind uns Geständnisse, die ihnen eine aufgeregte Zeit entreißt, weil sie doch noch als eine Art von Drohung dienen können, wie z. B. das Geständniß der Fanny Lewald in ihren bereits angeführten Erinnerungen über den Trost, den sie im stillen Gespräch mit Jakoby genossen hat, und den ihr die „reine, hohe Persönlichkeit“ desselben gewährte.

„Seien Sie *unbesorgt*,“ sagte Johann Jacoby am 11. Novbr. 1848 zu ihr, „es endet mit einem Siege dessen, was *uns* Wahrheit ist. Jedes Volk macht seine lange Wüstenfahrt aus dem Bereich der Sclaverei in die Segnungen des gelobten Landes. Und wenn wir Alle den Tag der Ankunft nicht erleben — was thut's? — Wir Alle haben, wie Moses, das gelobte Land gesehen im geistigen Schauen, im festen Glauben; wir Alle wissen, daß es existirt; wir wissen, daß man es erreichen wird, und wollen geduldig die Wüstenfahrt mitmachen, ohne an uns zu denken.“

„Du weißt, fährt darauf die Getröstete fort, wie wenig wortreich er im Ganzen ist, wie selten er auf solche Erörterungen eingeht. (Mit andern Worten: Die Juden sprechen sich auch unter einander selten über ihr hinlänglich bekanntes Herzensgeheimniß aus.) Um so tiefer erschütterte es mich. Er hatte etwas *Seherisches* in dem Augenblicke. Seine Gestalt kam mir größer vor, sein hellblaues Auge noch leuchtender und durchdringender als gewöhnlich; der Ausdruck von Klarheit, Milde und Güte, der ihm immer eigen ist, womöglich noch gesteigert. Sein *Glaube* hat etwas so Ueberzeugendes, so Begeistertes, ich finde kein anderes Wort dafür, daß ich ebenfalls *gläubig* wurde im tiefsten Herzen.“

Wir kennen diesen Glauben. Es ist der Glaube des Juden *an Preußens Untergang*!

Nicht nur Preußens, sondern aller christlicher Staaten. Wenn, wie *Ludolf Holst* in seiner gediegenen Schrift: „Judenthum in allen dessen Theilen aus einem staatswissenschaftlichen Gesichtspunkte betrachtet“ schon 1821 (p. 74) für die Zukunft befürchtete, unterm eifrigen Mitwirken der jüdischen Agitationen,

jene gänzliche Auflösung des gesellschaftlichen Contracts eingetreten ist, daß Verdacht und Argwohn den Unterthan gegen seine Obrigkeit in Besitz nehmen und kein Fürst seinem Unterthan noch zu trauen wagt, dann, hoffen die Juden, ist ihre Zeit gekommen, um endlich in Ruhe die Erndte aller vorhergehenden Revolutionen zu genießen.

In der 1856 zu Frankfurt erschienenen Schrift Alfred Meyers, „der Jude" ist p. 146 die Stelle aus einer jüdischen Zeitschrift mitgetheilt, in welcher ein Jude die Zukunft der Weltherrschaft seines Volks nur nach wenigen Jahren berechnet und zugleich also die Bedingung angiebt, unter der seine Nation ihre Rache als befriedigt betrachten dürfe: „es bedarf keiner Gabe der Prophezeihung, heißt es daselbst, um vorauszusehen, daß in weniger denn in einem Jahrhundert Frankreich einen Juden auf dem Präsidentenstuhle der Republik sehen wird; wir brauchen nicht die Kunst des Weissagens, um vorherzusagen, daß in weniger denn einem halben Jahrhundert ein Sohn Abrahams die Vereinigten Staaten in Amerika regieren wird; und wir brauchen nicht die Sterne zu deuten, um die Versicherung zu erlangen, daß in weniger denn in einem Vierteljahrhundert der Lord Mayor von London seinen Schöpfer am Altar der Synagoge anbeten wird."

Der letztere Theil dieser Weissagung ist indessen in Mr. Salomons zu London in Erfüllung gegangen; in Frankreich ist das Judenthum in Herrn Fould und in den Zauberern der Börse ein würdiges ad latus des Kaiserthums geworden; bedenken wir endlich die Frechheit, die sich der Rabbiner Kalisch zu Milwauki erlauben durfte, als er den Präsidenten der Union in einem Schreiben wegen der Art und Weise zur Rede stellte, wie er in seiner Gratulationsbotschaft an die Königin Victoria die Legung des telegraphischen Taues nur als eine Angelegenheit der christlichen Völkerfamilie bezeichnete, dazu die ausweichend höfliche Antwort des Herrn Buchanan, vom 18. September 1858, so dürfte die glänzende Zukunft der Juden auch in Amerika näher bevorstehen, als jener Prophet erwartete.

Nur in Deutschland, wo es freilich auch nicht an Erfolgen mangelt, scheinen diese Erfolge nur den Kampf und die Entfremdung zu steigern und wird wohl auch der ganze Streit erst seine Entscheidung finden. Alle ihre Triumphe helfen den Juden nichts, wenn sie Deutschland nicht haben. Daß sie dies aber nicht haben werden und durch ihre bisherigen Agitationen nur immer mehr verlieren, werden wir in den folgenden Artikeln zeigen.

Correspondenzen.

Aus der Hauptstadt.

Den 3. November.

Das Befinden Seiner Majestät des Königs in der letztverflossenen Zeit kann mit Berücksichtigung der Krankheit im Allgemeinen ein günstiges genannt werden. Das in

der vergangenen Woche eingetretene anhaltend ſchöne Wetter und die damit verbundene Möglichkeit eines langen Aufenthaltes im Freien, kräftigte weſentlich die Geſundheit Sr. Majeſtät. Eine gleichmäßig ruhige Stimmung, häufigere Zeichen von Theilnahme, ja auch von Freude und ſeltener Klagen über die Krankheit, ſo wie guter Schlaf und Appetit ſind die erfreulichen Zeichen des Beſſerbefindens des hohen Kranken.

Se. Königl. Hoheit der Prinz-Regent traf am 27. October Abends 11 Uhr mit II. KK. HH. dem Prinzen Carl, dem Prinzen Albrecht, dem Großherzog von Weimar, dem Prinzen Auguſt von Würtemberg, Ihren Hoheiten dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Heſſen, dem Herzog Georg von Mecklenburg-Strelitz und dem Fürſten von Hohenzollern von Warſchau hier ein.

Am 28. October gegen 8 Uhr begab ſich Se. Königl. Hoheit der Prinz-Regent nach dem Anhaltiſchen Bahnhofe, um mit den anweſenden Prinzen des Königl. Hauſes den Kronprinzen von Würtemberg mit ſeiner erlauchten Gemahlin, der Großfürſtin Olga, bei deren Eintreffen von Stuttgart zu begrüßen. Se. Königl. Hoheit der Prinz-Regent begleitete die Hohen Reiſenden über die Verbindungsbahn nach dem Niederſchleſiſchen Bahnhofe, wo gleichzeitig auch Se. Kaiſerl. Hoheit der Großfürſt Michael eintraf, nachdem er von London hier angekommen war. Nachdem ſich die Höchſten Herrſchaften verabſchiedet, ſetzten Se. Kaiſerl. Hoheit der Großfürſt Michael mit den Würtembergiſchen Herrſchaften die Reiſe nach Petersburg fort.

Se. Königl. Hoheit der Großherzog von Oldenburg iſt am 30. October Abends 8 Uhr mit dem Herzog Elimar von Potsdam aus nach Oldenburg zurückgekehrt.

Se. Königl. Hoheit der Prinz Friedrich der Niederlande traf am 29. October von ſeiner Beſitzung Muskau hier ein und reiſte am 31. October Abends 7 Uhr nach dem Haag zurück.

Se. Hoheit der Herzog von Braunſchweig traf am 30. October von Sibyllenort hier ein.

Die Nachricht von dem Tode Ihrer Majeſtät der Kaiſerin-Mutter von Rußland iſt hier mit der allgemeinſten Theilnahme aufgenommen worden. Namentlich für die ältern Bewohner unſerer Stadt knüpfen ſich die erhebendſten Erinnerungen an die Perſon der verewigten Fürſtin, und die ausgezeichneten Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens, mit denen die erhabene Frau begabt war, ſichern ihr für immer die Verehrung Aller, die jemals Gelegenheit hatten, von dem Adel Ihrer Geſinnungen, die Sie auch in den ſchwerſten Zeiten glänzend bewährte, nähere Kunde zu empfangen.

Das Staats-Miniſterium, ſeit vier Monaten wegen Urlaubs-Reiſen, Landaufenthalt u. ſ. w. niemals vollſtändig vereinigt, hat ſich in ſeinen vereinzelten Sitzungen zumeiſt nur mit Erledigung der laufenden Geſchäfte beſchäftigt, und Berathungen in Betreff des demnächſt zuſammentretenden Landtages und über die demſelben zu machenden Vorlagen nicht vorgenommen. In der Sitzung, welche am letzten Mittwoch unter dem Vorſitz des Fürſten Hohenzollern im Schloſſe ſtattfand, dürften jene ausgeſetzten Berathungen aufgenommen worden ſein, und in regelmäßigen Sitzungen fortgeführt werden. Zu den Sommer-Arbeiten der einzelnen Reſſort-Miniſterien gehört außer der Abwickelung der laufenden Sachen die Aufſtellung der General-Etats für das nächſtfolgende Budget und die betreffenden erforderlichen Verhandlungen mit dem Finanzminiſterium. Es liegt auf der Hand, daß das letztgenannte Miniſterium in dieſem Sommer vorzugsweiſe von dem Kriegsminiſterium wegen der aus der neuen Militär-Organiſation entſtandenen Mehrkoſten in Anſpruch genommen worden iſt, doch ſind, wie verlautet, die betreffenden Verhandlungen ſoweit gediehen, daß die wichtigſten zur Beantwortung geſtellten Fragen bereits ihre Erledigung durch allerhöchſte Beſtimmung gefunden haben.

Aus Paris.

29. October.

Man ist hier über die österreichischen Reformen betroffen, weil sie das Gegentheil des Imperialismus sind. Althergebrachte Rechte, geschichtliche Ueberlieferungen, historischer Organismus, das sind Begriffe, welche in das Lehrbuch des Kaiserthums nicht passen. Deshalb das Bestreben jeglichen Zeitungsschreibers und jedes ausländischen Demokraten, der die Sonne der wahren Freiheit über dem napoleonischen Throne aufgehen sieht, die österreichische Verfassung zu verkleinern und als ein bloßes Schattenspiel darzustellen. Die Zugeständnisse an das historische Recht Ungarns, rufen die Einen, haben bloß den Zweck, um der österreichischen Regierung über den Kampf in Italien hinwegzuhelfen; sie sind daher am letzten Ende Maßregeln zur besseren Unterdrückung der Völker. So die officiösen Zeitungsschreiber. Von einer Wiederherstellung der alten Gerechtsame, schreien die Anderen, ist ja gar keine Rede; dem ungarischen Königreich ist die Selbstständigkeit vorenthalten, seine Volksvertretung hat keine Gewalt über Steuern, Grenzzölle und Soldaten-Aushebungen; außerdem ist das Gebiet des Königreiches beschnitten. So die Demokraten, unter denen Herr Horn der lauteste ist. Von beiden Seiten hören wir die Prophezeiung, daß die Reichsverfassung vom 20 October ephemerer sein werde als die Constitution von Kremsier: man geberdet sich, als sei man der habsburgischen Beute sicher; Oesterreich werde nach dem Verluste Venedigs die echte Reform erleben, die Uebertragung der imperialistischen Verwaltungsmaschine auf den Kaiserstaat; ja, man ist so gütig, dem Nebenbuhler, falls er diese Bekehrung gründlich durchmache, neue Eroberungen zuzusichern — natürlich unter napoleonischer Protection.

Sollte an der Sage, deren ich in meinem letzten Briefe erwähnte, daß der Flibustier Walker Pariser Zusammenhänge gehabt habe, etwas Wahres sein, so braucht man hier nach dem Untergange Walkers nicht zu besorgen, daß die Fäden, welche fernere Intriguen möglich machen, durchschnitten seien. Im Gegentheil, es scheint, als ob des Großflibustiers Tod dem Freibeuterthum neues Leben mittheilen werde. General Henningsen, der Freund Walker's, veröffentlicht im New-Yorker „Day Book" einen Brief, der die künftige Größe des Flibustierthums schildert. „Weit entfernt," sagt Henningsen, „daß das Flibustierthum mit in das Grab Walker's wandern sollte, kann man vielmehr mit Bestimmtheit sagen, daß aus jedem Tropfen seines vergossenen Blutes ein neuer eifriger Flibustier emporsteigen wird." — Der König von Neapel hat auch für Amerika Recht: „wir leben in der Blüthezeit der revolutionären Abenteurer."

Aus London.

29. October.

Mr. Rarey, der große Pferdezähmer aus Amerika, gab am Sonnabend im Crystall-Palaste zu Sydenham seine Abschiedsvorstellung. Das Subject, an welchem er seine Kunst darlegte, war eine Mähre aus Irland, ein wüthendes Thier, welches schnaubte, schrie, biß und schlug. Rarey bändigte das irische Naturkind in der bekannten Manier, indem er sich zuerst eine Weile von ihm umherzerren ließ, ihm dann durch einen raschen Griff die Hinterfüße knebelte und es zu Boden warf. Nachher hielt der Held des Tages eine Rede, worin er sein System auseinandersetzte; kein Pferd, sagte er, sei

von Natur laſterhaft, die Bosheit ſei nur eine Folge ſchlechten Umganges oder unrichtiger Erziehung: faſſe man das Pferd am richtigen Flecke, ſo könne man ohne viel Schwierigkeiten ſeine guten Eigenſchaften ans Licht bringen und entwickeln. Für dieſe wohlwollende Rettung des Roßcharakters erndtete Mr. Rarey ſtürmiſchen Beifall. Es iſt wahr, ſeine humanen Erziehungsmittel gehören gerade nicht zu den ſanfteſten: denn ein Thier im Kreiſe umherwirbeln, bis es von Sinnen und außer Athem kommt, ihm die Beine zuſammenſchnallen, ſich auf den keuchenden Leib des niedergeworfenen Thieres ſetzen und es ſo an den Druck des Herrn gewöhnen, bleibt immerhin eine ſehr grobe Schulmeiſterei. Aber die Theorie iſt wenigſtens den Anſprüchen unſerer Zeit angemeſſen, und wenn Mr. Rarey am Ende vor der Naſe des gebändigten Thieres eine Piſtole abfeuert, ohne daß das civiliſirte Geſchöpf hinten ausſchlägt, wenn er es zum Schall einer Trommel im Kreiſe umherführt, ſo ſpricht jedenfalls der Erfolg für ihn.

Faſt um dieſelbe Zeit, wo der moderne Alexander die feine Welt von London mit einem Culturſchauſpiel entzückte, gab Lord Palmerſton in Yorkſhire eine Reihe von Educationsvorſtellungen. Der Premier unterhielt die Bewohner von Leeds und Pomfret mit Abhandlungen über die Segnungen der Lehre und Wiſſenſchaft. Lord Palmerſton iſt auf dem Gebiete der Menſchenzähmung, was Mr. Rarey auf dem Felde der Pferderegierung iſt: man weiß, welches verketzernde Geſchrei er vor ein Paar Jahren hervorrief, als er auf der Bürger-Reſſource von Tiverton erklärte, der Menſch werde als gute Creatur geboren und beſitze von Natur alle Anlagen zur Tugend. Die Geiſtlichkeit klagte, der Glaubensſatz von der Erbſünde ſei in Gefahr: aber die Gegnerſchaft des Clerus ſchadete dem Staatsmanne nicht viel, denn das Publikum, das ſo gern ſeiner angeborenen Vortrefflichkeit ein Zeugniß ausſtellen läßt, war auf ſeiner Seite. Durch die biedere und zuthuliche Haltung des Miniſters beſtochen, hat das engliſche Volk ihm erlaubt, mit dem britiſchen Löwen gerade ſo umzuſpringen, wie Rarey mit dem Pferde umſpringt. Palmerſton hat vorbenannten Löwen im Wirbel der diplomatiſchen Intrigue um die ganze Weltkugel umhergejagt, bis ſothanem Unthier der Kopf brummte und es kaum mehr wußte, was rechts oder links ſei; er hat dem ſonſt ſo wüthenden Geſchöpfe den Knebel der franzöſiſchen Allianz um die Knie gelegt; und er hat ſich ſo feſt auf dem Nacken deſſelben eingeſattelt — meiſt mit Hülfe jenes Allianzknebels — daß an Abſchüttelung nicht mehr zu denken iſt. Jetzt gehorcht ihm das Thierchen, wie ein zahmes Lamm; man brenne vor ſeiner Naſe ein Feuerwerk ab, man umringe es mit tauſend donnernden Kanonenſchlünden, es wird friedlich lächeln und betheuern: mein Palmerſton ſichert die Ruhe der Welt. Man laſſe ihm die Flamme ſelbſt ſo nahe kommen, daß ſie ihm den ſchönen, majeſtätiſchen blonden Schweif verſengt, es wird ſagen: das ſind kleine Zufälle, die in einer Zeit allgemeiner Bildung unvermeidlich ſind. Man rühre die Trommel vor ſeinen Ohren; es wird, ſtatt den Kopf keck emporzuwerfen, in dem Klang des Kriegsinſtrumentes nur ein Signal erkennen, ſich mehr als vorher zum Gehorſam gegen den leitenden Staatsmann zu disciplíniren. So etwas muß denn das Herz des Bändigers erweichen, und mit immer heißerer Inbrunſt declamirt er: „Der Brite iſt gut geboren, iſt gut, und wär' er in Irland geboren!“

Alle Anderen, die ſich ſonſt wohl auf Thierkunde Mancherlei einbilden, ſind Stümper neben ihm und müſſen, ſelbſt wenn ſie ab und zu auf eigene Hand Uebungen anſtellen, ſtets wieder zu einer dienenden Poſition zurückkehren. Das iſt's, was dem Lord John Ruſſell jüngſt geſchah. Der geſchäftige Lord hatte den Abſtecher nach dem Feſtlande gemacht, um einigen diplomatiſchen Grillen, die ihm um das Haupt ſchwirrten, nachzujagen; auch meinte er, einige Reſultate, die ſich könnten ſehen laſſen, erzielt zu

haben. In der Heimath aber fand er nichts als spöttiſche, ungläubige, mißtrauiſche Männer. Jetzt iſt er froh, daß kein Menſch mehr im Ernſte von ſeinen continentalen Errungenſchaften ſpricht.

Unter dieſer Bedingung, daß ſeine Thaten in Coburg und Coblenz als nichtgeſchehene gelten ſollen, hat Palmerſton ihn wieder zu Gnaden angenommen. Und wenn der Premier im Lande von den „ausgezeichneten Collegen, die ihm die Arbeit des Regierens erleichtern", viel Aufhebens machte, eine Höflichkeit, die man beſonders auf Lord John Ruſſell beziehen mußte, ſo war der Grund hiervon nur der, weil Ruſſell von Neuem ſeine Selbſtſtändigkeit den diplomatiſchen Ideen des Lord Palmerſton untergeordnet hat. Die Collegen ſind ausgezeichnet, ſo lange ſie für ſich nichts gelten wollen.

Noch zwei Worte über den Erziehungseifer, den Lord Palmerſton in Yorkſhire entwickelte. Der edle Staatsmann war ſo hitzig hinter ſeinem Thema her, daß er es nicht verſchmähte, Proben ſeiner ſelbſteigenen Bildung abzulegen. Um zu zeigen, daß er von Naturkunde etwas verſtehe, ſprach er über die mikroskopiſchen Thierchen, „ſo genannt, weil man eines Vergrößerungsglaſes bedürfe, um ſie zu entdecken", Thierchen, die „gleichwohl Blutgefäße" gleich anderen unmikroskopiſchen Creaturen beſäßen. Er redete von der Unzählbarkeit der Geſtirne, von der Unendlichkeit ferner Welten und von der Geſchwindigkeit des Lichtes. Und damit er ſich als Muſterphiloſophen enthülle, offenbarte er das tiefſinnige Axiom: „Eines der großen Uebel der civiliſirten Geſellſchaft iſt der uncivilisirte Theil des Gemeinweſens — one of the great evils of civilised society is the uncivilised portion of the community". — Laſſen wir ihm jedoch dieſe Flachheiten hingehen; kein Menſch kann mehr geben als er hat. Wenn engliſche Regierer von Volksbildung ſprechen, ſo denken ſie keineswegs daran, alle Klaſſen der Nation in den Kreis des Wiſſens hineinzuziehen. Sie werfen vielmehr nur ihre Angel nach einzelnen ſtrebſamen Gemüthern unter der arbeitenden Klaſſe aus, die ſie hervorlocken, durch das Paradeweſen eines oberflächlichen Wiſſens ködern, und die ſodann für die Herrſchenden eine Art ſpiritueller Polizei über die unerzogene Maſſe bilden. Auf dieſe Weiſe reihen ſich die gebildeten Arbeiter in die Gliederung des Gemeinweſens ein, und eines „der großen Uebel der civiliſirten Geſellſchaft" verliert ſeine Schrecken.

Börſen-Revue.

(Vom 24. bis 31. Oktober.)

Die „Entrevue" in Warſchau iſt vorüber. Das große europäiſche, wochen- und monatelang vorher beſprochene Ereigniß, an das ſich ſo viele Hoffnungen und Befürchtungen geknüpft hatten, hat ſtattgefunden, und nach Allem, was darüber verlautet, ſoll zwar „ein Einverſtändniß in der italieniſchen Frage" erzielt, aber keine beſtimmte Uebereinkunft, kein Vertrag zu Stande gekommen, überhaupt nicht einmal ein Protokoll gefertigt worden ſein. In der Hauptſache herrſcht ein vollſtändiges Dunkel. Man weiß ſehr genau, wie viel Auerochſen vorher von jedem Einzelnen der hohen Jäger erlegt worden ſind, man weiß auch, daß 5000 Mann nöthig waren, um in wenigen Minuten den Park von Lazienka mit einer halben Million der verſchiedenfarbigſten Talglämpchen

dabei den doppelten Zweck im Auge, erstens den bereits erwähnten des Ruins der östreichischen Finanzen, dann aber noch ganz besonders den, das Urtheil über das Kaiserliche Manifest durch das Weichen der Course zu präoccupiren. So sehr man auch von dieser Seite bemüht ist, Gerüchte über Unzufriedenheit der Bevölkerung zu verbreiten, so giebt sich doch fast durchweg eine allgemeine Befriedigung kund. Natürlich wird es überall und zu allen Zeiten Unzufriedene geben, und wenn auch das Diplom Manches, ja, in einzelnen Beziehungen Vieles zu wünschen übrig läßt, so ist ja aller Anfang schwer, und jedenfalls ist doch ein bedeutender Schritt vorwärts gethan. Man behauptet, die Ungarn haben zu viel erhalten, um sich damit begnügen, die anderen Länder zu wenig, um damit zufrieden sein zu können. Jedenfalls hat der Kaiser jetzt eine große Partei in Ungarn und alle die Besseren des Landes für sich, und für die Zufriedenheit der deutschen Lande bürgt die Gemüthlichkeit der Wiener und ihr angeborener harmloser Witz, der sie aus den »verfassungsmäßigen Zuständen« bereits »Zustände mäßiger Verfassung« hat machen lassen. All' diesen unsicheren und widersprechenden Ansichten, der zweifelhaften Zukunft und den selbst durch die Aussicht auf einen vorläufigen Frieden nicht gebesserten Finanzzuständen gegenüber bewahrte die Wiener Börse eine große Zurückhaltung und eine eigentlich vollständig abwartende Position. Selbst der Ultimo konnte kein Leben in's Geschäft bringen, und die Course schließen heute fast eben so wie vor acht Tagen, ohne daß in der Zwischenzeit irgend nennenswerthe Schwankungen (bei Credit-Actien betrugen sie in der größten Ausdehnung 2 Gulden 70 Kr.) stattgefunden hätten.

Der Pariser Börse war das Ende der Warschauer Zusammenkunft ein Signal zur Hausse. Dem Kaiserlichen Hofspeculanten auf dem Vendome-Platz, dem Credit mobilier, war aufgegeben worden, das Auseinandergehen der drei nordischen Fürsten mit einer Hausse zu begrüßen, um der Welt zu zeigen, daß eine Coalition nicht zu Stande gekommen, der Friede vorläufig gesichert sei und Oestreich in seiner Defensiv-Stellung verbleiben werde, bis von Paris das Signal gegeben würde, Venetien anzugreifen. Louis Napoleon braucht aber bis dahin noch viel Geld, und da das aus der englischen Bank auf theuren Wegen bezogene Gold kaum hinreicht, die entleerten Keller der Pariser Bank wieder zu füllen (man hat in den letzten 8 Wochen 140 Millionen Franken daraus gezogen), man auch nicht einmal unzufriedene Gemüther scheut und die Tabackspreise erhöht hat, um den enormen Ausgaben für Truppenlöhnungen und neuen Ausrüstungen etwas zu Hülfe zu kommen, so wird man zu einer neuen Anleihe schreiten — natürlich lediglich zu Friedenszwecken — und dazu muß denn, unter obligater Begleitung des Constitutionnel und des Ritter Mirès, tüchtig in die Friedenspofaune gestoßen werden, und der Credit mobilier, der ja „lediglich im Interesse des Staatscredits und der Regierung handelt", muß die Course angemessen treiben. Daß unter diesen Umständen die Speculation fast ganz ruht, versteht sich von selbst; welcher Speculant kann noch Lust haben, einer eigenen Idee zu folgen, wenn der Credit mobilier auf Allerhöchsten Befehl die Course dictirt? Gegen eine Anstalt zu operiren, die mit so immensen, noch dazu fremden Fonds arbeitet, wäre Wahnsinn, eben so unklug aber wäre es, sich den Operationen des Credit mobilier anzuschließen, der vielleicht anderweitig ebensoviel oder unter der Hand noch mehr verkauft, als er ostensibel kauft und vielleicht bereits schon längst ein Interesse hat, die Course zu drücken, ehe Andere noch daran gedacht haben, die gemachten Käufe zu realisiren. Es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen einem großen Speculanten, wie dem Credit mobilier, Rothschild oder dergl. und einem gewöhnlichen Speculanten. Letzterer reagirt stets selbst gegen seine eigene Operation, denn wenn er baissirt, so muß er zur Verfallzeit die Stücke zurückkaufen, eben so, wenn er haussirt,

seiner Zeit wieder verkaufen, und so liegt stets in seinen Operationen der Keim zur Reaction. Wenn aber eine der bekannten Geldmächte verkauft, so liefert diese auch zur Verfallzeit die wirklichen Stücke, die dann von den Abnehmern meist erst weiter verkauft werden müssen, und dadurch wird gleichsam die Baisse verdoppelt; ebenso werden beim Kaufe die Stücke wirklich bezogen und dadurch in gleicher Weise die Hausse verdoppelt. Daher haben eigentlich auch nur diese großen Häuser einen wirklichen und großen Nutzen von ihren Operationen, während die gewöhnlichen Speculanten selbstredend nur einen sehr kleinen Gewinn und auch diesen nur dann ziehen können, wenn sie sehr klug und vorsichtig operiren.

Die Course waren bis zum Sonnabend matt, von da ab aber in steigender Richtung, wiewohl die ganze Hausse dieser 8 Tage bei der Rente nur 35 Centimen, bei der östreichischen Staatsbahn 7 und bei Credit mobilier 15 Franken betrug. Eisenbahn-Actien waren in guter Haltung, da mehrere derselben durch den starken Transport von Getreide und Artillerie-Material bedeutende Mehreinnahmen hatten.

Die Londoner Börse war in fester Haltung. Man glaubte auch dort nicht an eine vorläufige Störung des Friedens, und die östreichischen Reformen haben, trotz der Declamationen der liberalen Presse, hier im Allgemeinen sehr befriedigt. Der Geldmarkt ist etwas günstiger, obschon die Operationen des Pariser Comtoir d'escompte noch fortdauern und starke Summen der Bank entziehen. Man zweifelt hier nicht mehr daran, daß dieses Institut als Agent der Bank von Frankreich handelt, deren Goldvorrath so erheblich geschmolzen ist. Bei längerer Fortdauer dieser Operationen würden die Directoren der englischen Bank doch Schutzmaßregeln ergreifen müssen. Man hatte diese schon in voriger Woche erwartet, und die großen Bankhäuser hatten darauf hin ihr Geld zurückgehalten. Da sie aber nicht eintraten, so kamen sie zum Theil mit ihrem Gelde heraus, und das war der Grund, weshalb der Geldmarkt williger und sogar mit 3½ pCt. discontirt wurde; dennoch aber bleibt, den französischen Geld-Manoeuvres gegenüber, eine Zurückhaltung des Kapitals vorherrschend. Die Exportlisten des vorigen Monats ergeben eine Zunahme von mehr als 2 Millionen oder über 17 pCt., zum größten Theil für Baumwollenwaaren. Die Gesammtausfuhr der ersten 9 Monate betrug 101,724,346 Pfd. St., also 3,687,035 Pfd. St. mehr als im vorigen Jahre und 15,414,017 Pfd. St. mehr als in derselben Zeit 1858. Dagegen wurde aber im verflossenen Monat auch viermal so viel an Weizen und Mehl eingeführt als im September 1859, und hat Preußen dazu etwa den sechsten Theil geliefert, das Meiste Rußland und die Vereinigten Staaten.

Auch die hiesige Börse hat ihre abwartende Haltung, die sie Angesichts Warschau angenommen hatte, noch nicht wieder aufgegeben, wiewohl auch sie von der Ansicht ausgeht, daß der Friede wohl vorläufig erhalten werden dürfte und ein directer Grund zur Baisse eigentlich nicht vorliegt. Andrerseits ist doch auch eben so wenig Grund für eine wesentliche Steigerung der Course vorhanden, und wenn daher auch die Position der Börse eine im Ganzen günstige ist und das Resultat der geringen Coursschwankungen dieser Woche meistens zu Gunsten der Hausse ausfällt, so ist dies doch nur sehr unbedeutend, da das Geschäft sich in den engsten Grenzen bewegte und selbst die heutige Ultimo-Liquidation weder einen hervorragenden Mangel noch einen besonderen Ueberfluß an Stücken zeigte, vielmehr die gegenseitigen Bedürfnisse der Hausse- und Baisse-Speculanten sich ziemlich ausglichen. Eine speciellere Angabe der Coursveränderungen dürfte heute nicht weiter erforderlich sein, da mit Ausnahme von Berbacher Eisenbahn-Actien, welche wieder 2 à 1½ pCt. stiegen und von Hörder Hütten-Actien, welche etwa 3 pCt. höher bezahlt wurden, kein Effect heute um mehr als 1 pCt. gegen heute vor 8 Tagen variirt.

Dagegen ging es an der Getreide-Börse sehr lebhaft her. Die enormen Deckungskäufe in Roggen, welche noch zum heutigen October-Termine auszuführen waren — es waren heute, am letzten Tage, noch 9000 Wispel zu decken — hatten die Abnehmer veranlaßt, da nur eine verhältnißmäßig geringe Quantität effectiver Waare herbeigeschafft worden war, den Preis für die heutige Ablieferung auf 65 Thlr., also seit 8 Tagen wieder um 10 Thlr., zu steigern, so daß schließlich der Durchschnitts-Cours, zu welchem die Differenz für den nicht gelieferten Roggen regulirt werden mußte, von den Börsen-Commissarien auf 62½ Thlr. festgesetzt wurde. Die Unternehmer dieser Hausse-Speculation sollen enorme Summen verdient haben, und es hat etwas Komisches, wenn man dabei noch deren „Coulance" rühmen hört, da sie ja eben so gut hätten den Preis bis auf 100 Thlr. steigern können. Man darf dabei aber nicht vergessen, daß der Bogen springt, wenn man ihn allzusehr spannt, und daß bei einer zu starken Steigerung des Preises viele Lieferer die Differenz wohl nicht würden haben bezahlen können, während man jetzt von keinem Ausfall gehört hat. Loco-Roggen war unter diesen Umständen fast ganz ohne Handel, da Niemand für kleinere, zur Lieferung nicht geeignete Quantitäten diese hohen Preise bezahlen wollte, und die Steigerung von 54 bis 60 war daher eigentlich nur nominell. Andere Termine waren weniger lebhaft, die näheren aber bei geringeren Schwankungen etwas fester. Während man heute 65 Thlr. per October bezahlte, wurde auf Ende November mit 53 Thlr. gehandelt. Andere Getreidearten waren ebenfalls wenig verändert. Rüböl, wovon in diesem Monate 14,300 Centner effectiver Waare an den Markt kamen, war für nahe Termine fast ½ Thlr. niedriger, Frühjahrswaare dagegen ziemlich gut behauptet. Bei Spiritus lief die Speculation weniger günstig ab, da die angekündigte Waare den Bedarf überstieg, und der Preis sowohl für Loco-Waare, als auch für den October-Termin wieder um 1—1½ Thlr. zurückging, wogegen die späteren Termine ebenfalls fester blieben.

N. S. Heute, am 1. November, war die Börse wieder „fest und geschäftslos," jetzt ihre gewöhnliche Vignette. Da des katholischen Feiertages wegen sowohl Wiener als Pariser Course fehlten, so wußte die Börse nicht, wie man dort die heutige dem Könige von Neapel günstigen Nachrichten aufnehmen würde und verhielt sich daher wieder abwartend. Wenn man früher auf Garibaldische Siege stieg, so betrachtet man jetzt eher die dem Könige von Neapel und dem Papste günstigen Nachrichten als einen Grund zur Hausse, da die für Beide jetzt überall herrschende Sympathieen dann weniger Veranlassung zu einer Friedensstörung bieten dürften. Auch die Getreidebörse war nach der gestrigen Schlacht oder vielmehr „Abschlachtung" heute in einem vollständig erschlafften Zustande und daher etwas matter. Man scheint eine Wiederholung der forcirten October-Speculation für den November nicht zu befürchten.

3½ Batterien. Hiervon waren die Jäger, die Grenadier-Bataillone und die vierten Bataillone von Heß und Zobel nur zu 4 Compagnien formirt, während der Etat, aus den in der Einleitung angegebenen Gründen, nirgends erreicht werden konnte. Nach österreichischen Angaben beläuft sich die Gesammtstärke der unter den Befehl des Grafen Stadion gestellten Truppen auf noch nicht voll 18,000 Mann. Auf der anderen Seite dagegen reklamirt auch der General Forey in einem aus Bordeaux vom 8. August 1860 datirten und an den „Spectateur militaire“ gerichteten Schreiben gegen die Angabe seiner Stärke zu 12,000 Mann, und behauptet, daß er nicht mehr als 4000 Mann, einschließlich des Bataillons vom 93. Regiment und der sardinischen Cavallerie, im Feuer gehabt habe; seine Bataillone seien kaum 350 Mann stark gewesen, ein Bataillon vom 91. Regiment auf dem linken Ufer der Staffora und die Vorposten um Voghera seien stehen geblieben, 3 Compagnien vom 17. Jäger-Bataillon wären zur Escorte des auf einer Recognoscirung begriffenen General Dieu nicht zur Stelle gewesen, viele Leute seien bei der Administration commandirt und die Lazarethe zu Genua durch eine ziemlich große Zahl des Marsches ungewohnter, junger Soldaten gefüllt gewesen, während die Beurlaubten erst am 1. und 2. Juni eingetroffen seien. Die Division habe bei ihrem Abmarsch von Paris 5,900 Mann gezählt. Der General Forey giebt sein Ehrenwort als General-Offizier dafür, daß er nur 4000 Mann im Feuer gehabt habe; rechnet man aber auch die sardinische Schwadron nur zu 100 Pferden, also 10 Schwadronen zu 1000 Pferden, so würden von den 5,900 Mann starken Franzosen vom 26. April bis zum 20. Mai nur 3000 Mann, also etwa die Hälfte übrig geblieben sein, jedenfalls ein ganz merkwürdiges und für künftige Ereignisse zu beachtendes Resultat.

Der Vormarsch der Oesterreicher geschah allerdings in drei Colonnen, und zwar bildete die Division Urban den linken, die Brigade des Prinzen von Hessen den rechten Flügel und der Rest der Division Paumgarten die Mitte. Der Prinz von Hessen wurde aber keineswegs im Verlaufe des Gefechtes durch ein Bataillon der Brigade Bils unterstützt, sondern es wurden vielmehr allen beiden Colonnen des 5. Corps bereits während des Vormarsches Truppen der Brigade Schaaffgotsche zugetheilt, damit jede Colonne Leute enthielte, die mit dem Terrain bereits bekannt seien. Zu dem Ende erhielt der Prinz von Hessen das 4. Bataillon vom Regiment Zobel und die Colonne des Feldmarschall-Lieutenants Paumgarten das 2. Bataillon des Regimentes Heß und die beiden Escadrons Haller Husaren, während dagegen die Brigade Schaaffgotsche durch das 3. Jäger-Bataillon, 1 Bataillon-Dom Miguel und 2 andere Escadrons Haller Husaren ergänzt wurde. Die drei österreichischen Colonnen waren derartig dirigirt, daß der Prinz von Hessen mit seiner Brigade über Verrua gegen Branduzzo, Feldm.-Lieut. Paumgarten über Barbianello nach Casatisma marschiren und Feldm.-Lieut. Urban der Chaussee nach Voghera folgen und Casteggio und Montebello besetzen sollte. Man wollte an diesem Tage diese Punkte erreichen, um am nächstfolgenden concentrirt gegen Voghera vorgehen zu können. Die Sache kam aber anders, und dem Grafen Stadion ist allerdings der Vorwurf zu machen, daß er beim Eintreten nicht vorhergesehener Umstände sich vollständig rathlos erwies und zu glauben schien, daß der Feind sich eben sowohl in sein Schema finden würde, wie es seine Untergebenen freilich mußten. Das ganze Gefecht von Montebello kennzeichnet drastisch die bureaukratischen Zustände der österreichischen Armee.

Von der Division Urban bildete die Brigade Schaaffgotsche die Avantgarde*),

*) 3 Jäger-Bat., 1 Bat. Erzherzog Rainer, Gren.-Bat. Heß, 1 Bat. Dom Miguel, 2 Escadrons Haller Husaren, ½ Cavallerie-Batterie.

und hatte ein Bataillon (Dom Miguel) in der linken Flanke detachirt, welches den Marſch im Gebirge cotoyiren ſollte und ſich zu dem Ende in einzelne Compagnien aufgelöſt hatte. Die Gebirgsdörfer waren bereits im Aufſtande und wurden den einzelnen öſterreichiſchen Patrouillen gefährlich, indem aus dem Hinterhalte Schüſſe auf ſie fielen und bei näherem Vordringen die Freiſchärler, welche inzwiſchen die Waffen fortgeworfen hatten, ſich jedesmal als friedliche Landleute geberdeten. Es war deshalb bereits am 16. Mai durch den Feldm.-Lieut. Urban eine Bekanntmachung erlaſſen und in allen Gebirgsdörfern vertheilt und angeſchlagen worden, wonach jeder Bauer ohne Weiteres als Mörder dem Tode verfallen erklärt wurde, bei welchem ſich Schießgewehr und Munition vorfände. Am Morgen des 20. wurde dieſe Bekanntmachung zur Wahrheit gemacht. Es zeigten ſich in den Schluchten ringsum bewaffnete Freiſchärler, und als in Torricella, einem kleinen Gebirgsweiler ¼ Meile ſüdlich der Chauſſée bei San Giulietta, eine Compagnie von Dom Miguel die Caſcine voller Waffen fand, ließ General Urban, dem die Sache gemeldet wurde, neun Perſonen erſchießen. Bereits dieſſeits Caſteggio, da wo ein kleiner Bach, der Robecco, die Chauſſee durchſchneidet, fand ſich dieſelbe verbarricadirt und durch Freiſchaaren beſetzt, wie denn auch von allen Höhen des Gebirges und aus dem coupirten Terrain rings umher zahlloſe Freiſchärler ihr Feuer gegen die heranrückenden Oeſterreicher eröffneten. Die Barricade am Robecco wurde genommen, aber auch der Eingang von Caſteggio fand ſich verbarricadirt und der ſüdlich des Dorfes gelegene Caſtellberg von Freiſchaaren beſetzt. Vor Caſteggio zeigten ſich piemonteſiſche Cavallerie-Patrouillen, welche durch die öſterreichiſchen Huſaren verjagt wurden. Zur Aufräumung der Barricaden und zur Beſchießung des Caſtellberges wurde eine halbe 12pf. Batterie vorgeholt, deren Feuer die Freiſchaaren zerſtreute; das Repli der ſardiſchen Feldwachen, welches zur Attacke vorging, wurde geworfen, die Jäger drangen auf die Barricade von Caſteggio, Graf Welſersheim mit dem Bataillon von Erzherzog Rainer in den ebenfalls verbarricadirten und beſetzten Bahnhof, und um 12½ Uhr war Caſteggio in der Gewalt der Oeſterreicher. Bereits von San Giulietta aus war dem Grafen Stadion gemeldet worden, daß ſowohl bedeutende Freiſchaaren wie auch reguläre Truppen Caſteggio und Umgegend beſetzt hielten. Nach der Einnahme des Dorfes traf ein von 11½ Uhr datirter Befehl des Commandirenden ein, welcher den Angriff auf Caſteggio befahl und die Unterſtützung durch die Brigade Gaal zuſicherte; die letztere war unnöthig geworden. Nach der Dispoſition ſollte General Urban Caſteggio und Montebello beſetzen, um alsdann den weiter vorgehenden Truppen als Reſerve zu dienen; er ließ deshalb das Bataillon Erzherzog Rainer im Bahnhofe und befahl dem General Braum, der noch zurück war, Caſteggio zu beſetzen, während Graf Schaaffgotſche den Marſch auf Montebello fortſetzte. Das Gros der piemonteſiſchen Cavallerie, welches in letzterem Dorfe lag, war allarmirt worden und rückte den Oeſterreichern entgegen, einige Chargen deſſelben wurden jedoch von den Huſaren zurückgewieſen, und als zwei Geſchütze auf der Chauſſee abprotzten und mit Kartätſchen ſchoſſen, gingen die Piemonteſen gänzlich zurück und räumten Montebello. Die Huſaren verfolgten und rapportirten dem Grafen Schaaffgotſche, daß Geneſtrello, ¼ Meile von Montebello, von feindlicher Infanterie beſetzt ſei. Da Graf Schaaffgotſche wußte, daß Montebello nur als vorläufige Aufſtellung für ein weiteres Vorgehen dienen ſollte, und da er es für angemeſſen hielt, den Feind nicht in ſolcher Nähe der eigenen Aufſtellung zu dulden, ſo erbat und erhielt er vom General Urban die Erlaubniß, auch Geneſtrello und die Defileen des zwar ſchmalen, aber tief eingeſchnittenen Foſſagazzo zu nehmen. Feldm.-Lieut. Urban hatte hiermit den ihm aufgetragenen Theil der Dispoſition erfüllt und ritt für ſeine Perſon nun-

mehr nach Casteggio zurück, um den Grafen Stadion mündlich Bericht zu erstatten und dessen weitere Befehle entgegen zu nehmen. Graf Stadion war über den Angriff auf Genestrello, als wider die Disposition laufend, sehr ungehalten und verlangte das sofortige Abbrechen des Gefechtes. Er hatte bereits um 11½ Uhr den beiden anderen Colonnen den Befehl zum Halten und Abkochen zugeschickt und zugleich angeordnet, daß sie aus den benachbarten Dörfern Requisitionen beitreiben sollten; er wünschte deshalb nicht, daß sich das Gefecht bei der Colonne des General Urban ernsthaft engagire, während die beiden übrigen sich in Ruhe befänden. Es ist schwer, sich in den Gedankengang des Grafen Stadion hinein zu versetzen und zu errathen, was mit dem Halten in Montebello, Casatisma und Casteletto erreicht werden sollte. Allerdings war wider die österreichische Gewohnheit vor dem Abmarsch nicht abgekocht worden, um 11½ Uhr aber war die Division Urban bereits auf den Feind gestoßen, das Gefecht hatte sich engagirt, und es lag soviel auf der Hand, daß man nur dann etwas erlangen konnte, wenn man die Ueberraschung des Feindes benutzte und mit vereinten Kräften so schnell vorwärts drang, bis man den Kern der feindlichen Aufstellung erreichte. Das Abkochen hätte füglich bis nach dem Gefechte verschoben werden können; nachdem aber einmal der Feind allarmirt war, hatte man zum Zögern keine Zeit mehr.

Wenn der «Spectateur» die gesammte Division Urban Genestrello angreifen läßt, so ist dies thatsächlich falsch, indem zunächst nur die beiden Bataillone: die Jäger und die Grenadiere von Heß zum Angriff gelangten, also zwei Bataillone gegen zwei Bataillone, dann griff auch das Bataillon von Erzherzog Rainer, welches längs der Eisenbahn gefolgt war, in das Gefecht ein, und endlich langten nach und nach auch einzelne Compagnien von Dom Miguel an und stiegen die Berge herunter. Mittlerweile aber hatte General Forey auch die gesammte Brigade Beuret vereinigt und befand sich daher in einer ganz entschiedenen Ueberzahl. Graf Schaaffgotsche mußte deshalb um so mehr zurück, als er den Befehl zum Abbrechen des Gefechtes erhalten hatte. Wollte man österreichischerseits indeß Montebello besetzt halten, so konnte dies nur geschehen, indem man neue Truppen vorschickte. Es wurde demgemäß die Brigade Braum (4 Bataillone vom Regiment Roßbach) nach Montebello vorgeschickt, welche aber ein halbes Bataillon auf dem Castellberge bei Casteggio zurückließ, um diesen bis zur Ankunft der Brigade Bils besetzt halten. Ein anderes Bataillon war bereits früher bei Monte-Beccaria zur Beobachtung zurückgeblieben. Es ist völlig unrichtig, daß die Brigade Braum bei Cascine-nuovo gefochten hat, sie ist vielmehr nicht über Montebello hinausgekommen und hatte dies Dorf zur Aufnahme der Brigade Schaaffgotsche besetzt. Wenn die französischen Berichte behaupten, daß sich bei Cascine-nuovo der Oberst Cambriels mit einem Bataillon gegen die ganze Brigade Braum siegreich geschlagen habe, so ist dies eine einfache Fabel, indem dort nur das eine Bataillon von Erzherzog Rainer sich befand, welches die 8 Escadrons Piemontesen in drei kleinen Divisionscarrees wiederholt abwies und sich allerdings der Eisenbahnbrücke nicht bemächtigen konnte. Die Brigade Schaaffgotsche war seit 4 Uhr Morgens theils auf dem Marsche, theils im Gefecht gewesen und hatte sehr gelitten. Graf Schaaffgotsche hielt es daher für zweckmäßig, bei Montebello nicht wieder Front zu machen, sondern ging gleich bis Casteggio zurück und deckte seinen Rückzug durch eine Escadron Husaren und zwei 12pf. Geschütze, welche auch vollkommen genügten, um den Feind in Respect zu halten. Sowie die Brigade Gaal bei Casteggio eintraf, wurde sie sofort zur Unterstützung des General Braum nach Montebello vorgeschickt, wo nunmehr der Feldm.-Lieut. Baumgarten den Befehl übernahm und 8½ Bataillon Infanterie, 3 Escadrons Husaren und 1½ Batterien vereinigt hatte. Die Brigade Bils wurde bei ihrem Ein-

treffen in Caſteggio zur Beſetzung der dortigen Stellung verwendet und kam gar nicht in's Gefecht.

Der Prinz von Heſſen war bereits bis Calcababbio gekommen, als er den Befehl erhielt, nach Caſteletto umzudrehen und abkochen zu laſſen. Er hatte zwar den Kanonendonner auf der Chauſſee gehört, dieſer mußte aber auch vom Grafen Stadion beim Abfertigen des Befehls gehört worden ſein, und der Befehl lautete ganz beſtimmt. Der Prinz hatte eine Schwadron von Sicilien Ulanen bei ſich, welche zur Aufklärung des Terrains vorgeſchickt worden und auf feindliche Patrouillen und Vedetten geſtoßen war. Ueberdies begann das Gewehrfeuer um Geneſtrello, und der Prinz glaubte deshalb, inſofern von dem erhaltenen Befehle abweichen zu dürfen, als er ſeine Brigade, noch ehe er Caſteletto wieder erreicht hatte, halten ließ und für ſeine Perſon nach Caſteggio ritt, um den Grafen Stadion aufzuſuchen. Hier war mittlerweile die Nachricht von dem ernſten Engagement bei Geneſtrello eingetroffen, die Brigade Braum war bereits nach Montebello abmarſchirt, und der Prinz erhielt deshalb die Erlaubniß, mit ſeiner Brigade in das Gefecht einzugreifen und dem Feldm.-Lieut. Paumgarten Luft zu machen. Zu einer weiteren Offenſive war Graf Stadion nicht zu bewegen; er glaubte die feindlichen Hauptkräfte nunmehr als um Voghera concentrirt erkannt zu haben und hielt ſeinen Auftrag für vollzogen, ſeine eigene Lage aber bei einem weiteren Vorgehen für gefährdet.

Der Prinz eilte zu ſeiner Brigade zurück, ließ zur Sicherung ſeiner rechten Flanke ein Bataillon Culoz bei Branduzzo zurück, beſetzte mit einem zweite Bataillon Calcababbio und formirte den Reſt der Brigade derart, daß das 1. Bataillon Culoz in drei Diviſionskolonnen die Avantgarde bildete und auf und zu beiden Seiten der Straße marſchirte. Als Gros folgten zu beiden Seiten der Straße das Grenadier-Bataillon Culoz und das Bataillon Kaiſer-Jäger, während das 4. Bataillon Zobel weiter rückwärts auf der Straße die Reſerve bildete und die Brigade-Batterie bei ſich hatte. In dieſer Formation ging der Prinz über Caſa di Lauſi gegen die Eiſenbahn vor; es war 2 Uhr vorbei, als von Calcababbio abmarſchirt werden konnte. Gefechte bei Pizzale und Oriola, wie ſie der Spectateur anführt, haben gar nicht ſtattgefunden; der Prinz erreichte vielmehr den Eiſenbahndamm, vertrieb die Franzoſen von demſelben und hielt einen Theil der Brigade Blanchard (3 Bataillone vom 91. Regt. und 8 Eskadrons Piemonteſen) den ganzen Tag feſt. Der Eiſenbahndamm ſelbſt wurde von den Kaiſer-Jägern im erſten Anlaufe genommen und nicht wieder verloren; dagegen entſpann ſich um die ſüdlich davon gelegenen einzelnen Häuſer von Caſcine-nuovo ein Gefecht mit abwechſelndem Glücke, bei welchem die Häuſer bald genommen, bald wieder verloren wurden. Nach der Wegnahme von Montebello durch die Franzoſen wurde der Prinz auch aus dieſer Richtung her angegriffen, er warf dieſem Angriffe aber das Grenadier-Bataillon Culoz entgegen und behauptete ſich ſo lange auf ſeinem Platze, bis er von dem Verlaſſen Caſteggio's durch den Grafen Stadion benachrichtigt wurde. Er trat hierauf ſeinen Rückzug über Calcababbio unverfolgt an und traf um 4 Uhr früh in Vaccarizza ein. Der öſterreichiſche Bericht ſtimmt ziemlich genau mit den Angaben des Herrn von Bazancourt überein, ſobald man die Letzteren ihrer Phraſen entkleidet, und wenn der Spectateur ganz etwas Anderes enthält und gar nicht ſtattgehabte Gefechte bei Pizzale und Oriola beſchreibt, ſo folgt er offenbar den Angaben des Herrn Rüſtow, welcher ſich das Gefecht nach einer Generalkarte augenſcheinlich ſelbſt entworfen hat und, weil er die Brigade Braum nach Caſcine-nuovo ſchickte, den Prinzen von Heſſen irgendwo anders unterbringen mußte. Das Verfahren des Prinzen war den Umſtänden völlig angemeſſen, und wenn er auch

wohl, ohne nach Casteggio zu reiten, die Brigade hätte vorführen können, wenn er dann auch wahrscheinlich Cascine-nuovo noch gänzlich unbesetzt gefunden hätte und dann allerdings, dort übergehend, mit ganz anderem Nachdruck in das Gefecht am Fossagazzo eingreifen konnte, so darf man doch die Zustände der österreichischen Armee nicht aus dem Auge lassen und kann den Prinzen für diese Verzögerung nicht verantwortlich machen.

Der Angriff auf Montebello war seitens des General Forey geschickt geleitet; er mußte aber durchaus reussiren, wenn die französische Division nicht zersprengt werden sollte. Ein Zurückkommen über den Fossagazzo war bei einem abgeschlagenen Angriffe kaum möglich, denn der einzige Uebergang war nicht einmal besetzt worden. Während des Vorgehens traf überdies der Prinz von Hessen bei Cascine-nuovo ein; konnte dieser — was vielleicht möglich war, wenn die beiden Bataillone nicht in Branduzzo und Calcababbio zurückblieben — die Uebergänge über den Fossagazzo nehmen, so blieb dem französischen General kaum etwas Anderes übrig, als das Gewehr zu strecken, wenn sein Angriff nicht reussirte. Er gelang aber, und damit werden alle Betrachtungen überflüssig. Von der Besatzung Montebello's durch den Feldm.-Lieut. Baumgarten kennen wir wenig Details, über die Führung des Dorfgefechtes selbst läßt sich deshalb aus taktischen Gesichtspunkten auch wenig sagen. Die dort verwendeten Truppen waren allerdings insofern frisch, als sie noch nicht im Gefecht gewesen waren; es darf aber nicht außer Acht gelassen werden, daß sie beim Beginn des Angriffes bereits 12, resp. 14 Stunden marschirt hatten, ohne gegessen zu haben. Die einzelnen Leute haben sich nach dem eigenen Geständnisse der Franzosen vorzüglich geschlagen, und daß dies wirklich der Fall gewesen ist, geht daraus hervor, daß den Franzosen das Handgemenge sehr verleidet wurde, und dieselben Truppen neue Versuche dazu auf's Außerste scheuten. Das Eindringen von der Südseite her war nicht besonders schwierig, da das dortige Gehölz eine gedeckte Annäherung bis fast unmittelbar an die Lisiere erlaubte. Es mochte hinzukommen, daß die höhere österreichische Führung auf das Behaupten der Stellung keinen großen Werth mehr legte und man sich nur noch um den Rückzug schlug.

Verfolgen wir aber das Verhalten des Grafen Stadion im Ganzen, so müssen wir bekennen, daß der Spectateur in seinem harten Urtheil über denselben meist Recht hat. Das Vorgehen in drei Kolonnen war an sich zwar gerechtfertigt, sobald denselben ein bestimmter Zweck und ein bestimmtes Ineinandergreifen vorgeschrieben war. Die Disposition enthielt aber nichts als den Befehl, bestimmte Punkte zu erreichen und dort weitere Befehle abzuwarten. Damit kann kein Unterbefehlshaber ausreichen, während es dem Kommandirenden unmöglich wird, auf so weite Entfernungen wie von Casteggio bis Casteletto — mehr als eine Meile — durch verschickte Befehle ein Gefecht zu leiten. Graf Stadion mußte offenbar zunächst selbst einen Plan zur Ausführung der ihm gestellten Aufgabe entwerfen, diesen Plan den Colonnenführern mittheilen und daran bestimmte Aufträge knüpfen. Daß bei Voghera der Feind stand, wußte man bereits, denn der Feldm.-Lieut. Urban befand sich schon seit dem 12. Mai in dieser Gegend, und seine Meldung von dem Vorhandensein feindlicher Massen hatte mit zu dem Entschlusse einer Recognoscirung beigetragen. Sich mit dieser Neuigkeit zu begnügen, konnte deshalb den Absichten des Grafen Gyulai unmöglich entsprechen. Wollte man daher wirklich recognosciren, so mußte das Unternehmen die Form eines Angriffes auf Voghera annehmen, und Graf Stadion hiernach seine Disposition treffen. Ein bloßes Tasten der feindlichen Vedetten hätten allerdings einige Husarengefreite auch besorgen können. Konnte man es nicht dahin

bringen, die gesammte feindliche Armee zu allarmiren und eben eine Demonstration im Großen zu machen, so war auch die Recognoscirung im Großen, d. h. mit großen Massen, ohne allen Sinn. Daß General Urban Genestrello angriff, war richtig, sobald er bei seinem Vorgesetzten die Absicht zu einem Angriffe überhaupt voraussetzte, denn ein Vorgehen war nur möglich, sobald das Defilee offen war. Graf Stadion hat dem General den Vorwurf gemacht, seine Pläne durchkreuzt und dadurch das Unternehmen vereitelt zu haben. Ehe aber Graf Stadion der Welt diese seine Pläne nicht offenbart, wird ein Soldat wohl schwerlich überhaupt an das Vorhandensein eines solchen glauben; denn er mochte vorhaben, was er wollte, so mußte doch das Defilee geöffnet werden, um nur irgend ein Vorgehen zu ermöglichen. Graf Stadion selbst aber ritt gar nicht in's Gefecht und wollte Freund und Feind gleichzeitig nach seinen unausgesprochenen Absichten von Casteggio aus regieren. Um 11½ Uhr erhielt er die Meldung von dem Engagiren des Gefechtes und sagte dem Feldm.-Lieut. Urban die Unterstützung der Brigade Gaal zu. Daß aber sein einmal eingeleitetes Gefecht sich nicht nach Willkür gerade bei Montebello einhalten ließ, mußte jedem Fähnrich klar sein, und doch fertigte der Graf gleichzeitig mit der Zusage der Unterstützung an den General Urban den Befehl zum Abkochen an die Brigade Hessen und Bils aus. Die Folge davon war, daß Graf Schaaffgotsche den Uebergang über den Fossagazzo nicht erzwingen konnte, weil er anfänglich nur zwei Bataillone dazu disponibel hatte, und als er deren vier endlich vereinigte, der Feind auf mehr als sieben Bataillone angewachsen war. Wäre dagegen die Brigade Braum ihrer Avantgarde gefolgt, wären die anderen Kolonnen nicht auf ganz unverantwortliche Weise angehalten worden, so rannte General Forey gerade seiner Kühnheit wegen in's Verderben. Seine Division vernichtet, Voghera genommen, der Schrecken bis Alessandria hingetragen, und man hätte sich entweder davon überzeugt, daß man nur versplitterte Divisionen vor sich hatte, oder aber man hätte die französische Armee wirklich herbeigezogen und damit allerdings einen großen Erfolg erreicht. Der Rückzug auf Vaccarizza, schlimmsten Falles auf Piacenza, konnte selbst dann noch nicht gefährdet sein, wenn man der gesammten französischen Armee begegnete, denn abgesehen davon, daß man das Gefecht leicht abbrechen konnte, sobald man eine Basis wie die Staffora erreicht hatte, so konnte doch auch darauf gerechnet werden, daß Graf Gyulai nicht unthätig dem Kanonendonner einer wirklichen Schlacht in Garlasco zugehorcht haben würde. Graf Stadion hatte aber so wenig die Absicht zu einem ernsten Gefecht, daß er selbst einen Theil der Brigade-Artillerie bei Barbianello zurückhielt und sich zur Bedeckung dieses improvisirten Geschützparkes 2 Bataillone des Regimentes Weigl von der Brigade Boer erbat.

Der Spectateur führt zur Rechtfertigung der allerdings mehr als kühnen Bewegung Louis Napoleon's an, daß ein Feldherr mit Fug und Recht auf den Charakter des ihm gegenüberstehenden Feldherrn zählen und danach seine Entwürfe treffen könne, und daß Louis Napoleon den inoffensiven Charakter des Grafen Gyulai aus seinem bisherigen Verhalten erkannt habe. So wahr dies aber auch ist, und wie sehr der Erfolg auch jedesmal eine richtige Schätzung derart belohnt, so wenig kann dieser Grundsatz doch auf das Gefecht von Montebello Anwendung finden. General Forey wußte überhaupt nicht, wer ihm gegenüberstand, und hätte er selbst den Namen des Grafen Stadion erfahren, so konnte er den Charakter dieses Generals denn doch unmöglich bereits schätzen gelernt haben. Das Verfahren des französischen Generals aber konnte nur einem Manne wie dem Grafen Stadion gegenüber glücken, und man kann wohl, ohne ungerecht zu sein, behaupten, daß den Grafen Stadion einzig und

allein die Schuld für den Tag von Montebello trifft, während seine Unterbefehlshaber und namentlich seine Truppen einen unverantwortlichen Fehler ihres Generals mit ihrem Blute bezahlen mußten.

Was die Recognoscirung vom strategischen Gesichtspunkte aus anbetrifft, so sind die theoretischen Betrachtungen des Spectateurs darüber eine ganz interessante Lectüre aber auch weiter nichts. Eine gewaltsame Recognoscirung kann allerdings in vielen Fällen nicht nur nützlich, sondern auch nothwendig werden; es muß nur freilich in jedem einzelnen Falle die Nützlichkeit oder Nothwendigkeit auch wirklich vorhanden sein. Ein einfaches theoretisches Kritisiren ganzer Arten von Kriegshandlungen hält selten Stich, wenn man es auf einen konkreten Fall anwendet. Das ganze Verhalten des Grafen Gyulai war allerdings kein mustergültiges; versetzt man sich aber für den 19. Mai in das österreichische Hauptquartier, so ist es denn doch sehr fraglich, ob unter den gegebenen Verhältnissen der Entschluß zu einem Allarmiren der französischen Armee über Voghera nicht ein ganz zweckentsprechender gewesen sei. Zu einer entscheidenden That war nun einmal Graf Gyulai nicht gestimmt, und alles Theorisiren hinterher über die besten Operationspläne ist ziemlich müßig, da der Krieg niemals allein mit dem Verstande, sondern mit dem Charakter des Oberfeldherrn geführt wird. Nun aber fühlte man in Garlasco denn doch das Bedürfniß, irgend etwas zu thun, theils um der Ungeduld und dem zu befürchtenden Unwillen der Truppen zu begegnen, theils um aus einer unklaren und lästigen Lage herauszukommen. Man wollte wirklich etwas Reelles vom Feinde erfahren und klar sehen, ob man einen Angriff auf Piacenza zu befürchten habe oder nicht. Hierzu aber konnte der eigene Angriff auf Voghera allerdings führen; denn verstand es Graf Stadion, den Feind in geschickter Weise auf sich zu ziehen, so konnte man den eigenen Plan eines Offensivstoßes über den Po hinüber in die Flanke des gegen Piacenza vorgehenden Feindes ausführen, beabsichtigte Louis Napoleon dagegen seinerseits, den Po bei Valenza zu forciren, so war ein Angriff auf Voghera auch hiergegen eine ganz wirksame Demonstration. Allerdings aber hätte dann zu dem Unternehmen ein anderer Mann als der Graf Stadion ausgesucht werden müssen, und es ist sehr zu bedauern, daß die Wahl nicht auf den Ritter von Benedek gefallen ist, welcher das 8. Corps am Po kommandirte.

Tagesereignisse.

Die „Kölnische Zeitung“ bringt wieder einmal einen Bericht über sogenannte Soldaten-Excesse:

„Von glaubwürdiger Seite wurde uns Mittheilung über einen Excess, dessen Soldaten unserer Garnison, und zwar des 25 Regiments, am Sonntag, Abends 6 Uhr, zu Deutz sich schuldig machten. Dieselben attaquirten eine Gesellschaft von fünf anständigen Frauen und Mädchen, welche die dortige Eisenbahnstraße passirte. Eine junge Frau wurde von ihnen zu Boden geworfen und brutal mißhandelt. Als der Vetter eines der Mädchen zur Hülfe herbeieilte, zogen die Soldaten ihre Waffen und versetzen demselben einen Hieb über den Arm. Wir geben den Vorfall so, wie er uns referirt wurde. Indem wir uns jeder weiteren Bemerkung enthalten, hoffen wir, daß diese Veröffentlichung dazu beitragen wird, daß die Schuldigen ermittelt und bestraft werden.“

Der Redacteur der demokratischen „Kölner Zeitung“ hätte die „glaubwürdige Seite“ denn doch lieber nennen sollen, denn die „Kölnische Zeitung“ selbst ist so wenig glaubwürdig, daß ihre Empfehlung der Glaubwürdigkeit geradezu naiv ist. Bis jetzt ergeben die eingeleiteten Untersuchungen über derartige Vorgänge immer ganz andere Resultate, als sie die ersten Versionen in den Demokraten-Zeitungen vermuthen lassen,

und es stellt sich immer mehr ein roher Uebermuth gewisser Kreise den Soldaten gegenüber heraus, der noch bei Weitem nicht streng genug gezüchtigt zu werden pflegt. Für diesen Uebermuth liefert wiederum ein Vorfall den Beweis, dessen Darstellung wir dem „Publicisten," also gewiß keiner für die Armee besonders emportirten Quelle entnehmen:

„Am 25. Juni d. J. Nachmittags war der Posten an der Münze abgelöst worden, und die Ablösung war im Begriff, nach der Hauptwache zurückzukehren. Auf dem Wege dorthin wurde dieselbe von einigen jungen Männern verhöhnt, insbesondere sagte der wiederholt wegen Diebstahls bestrafte Buchbindergeselle August Ferdinand Hahn mit Bezug auf sie: „Die Maikäfer fangen schon wieder an zu schwärmen" u. dergl. m. Maikäfer ist bekanntlich ein Spitzname für die Soldaten des früheren Garde-Reserve-, jetzigen Garde-Füsilier-Regiments. Die Soldaten fanden sich hierdurch veranlaßt, den Hahn zu verhaften. Auf Grund dieser Thatsachen der Beleidigung von Mitgliedern der bewaffneten Macht zur Untersuchung gezogen, gab Hahn im Audienztermine zu, die incriminirten Worte gebraucht zu haben, er will sie aber nur ausgesprochen haben, weil ihm ein Maikäfer in's Gesicht geflogen sei. Für diese Behauptung hatte er auch einen Zeugen sistirt, der indessen nur die Worte selbst zu bekunden vermochte. Der Angeklagte wurde zu sieben Tagen Gefängniß verurtheilt."

Am 15. October hat in der hiesigen militairischen Central-Turnanstalt ein nur sechsmonatlicher Lehrcursus begonnen. Durch denselben soll wiederum eine Anzahl von Unteroffizieren und Soldaten zu gymnastischen Lehrgehülfen bei ihren resp. Truppentheilen ausgebildet werden. Auch 28 Offiziere sind zur Theilnahme an diesem Cursus commandirt worden, um dereinst selbst lehrend und beaufsichtigend bei den Regimentern wirken zu können. Die Uebungen haben neuerdings eine überwiegend practische Richtung dadurch erhalten, daß sie sich, nachdem dem einzelnen Manne die erforderliche körperliche Gewandheit beigebracht worden, an die militairischen Griffe und Evolutionen anschließen. Sie werden deshalb auch in der Regel im Exercieranzuge mit dem Gewehr ausgeführt.

Die „Breslauer Zeitung" bringt folgende Correspondenz aus Löwenberg:

„Die unerwartet großen Anforderungen, welche vom Commando des hiesigen Füsilier-Bataillons erhoben werden an die hiesige Commune, in Ansehung der zugesicherten Leistungen, anlangend den militairischen Dienst, haben im Laufe voriger Woche wiederum die Entsendung einer städtischen Deputation nach Posen zu des commandirenden General Grafen v. Waldersee Excellenz, so wie nach Berlin zu des Prinz-Regenten Königl. Hoheit zur Folge gehabt. Als diese Deputirten haben die Herren Bürgermeister Rüppell und Salzfactor Rathmann Löwenberger das Servis-Reglement vom Jahre 1810 für ihre Richtschnur an bezeichneter Stelle festgehalten, während die erhobenen Ansprüche an den gemeinen Stadtseckel noch weit darüber hinausgehen, und darum ist die Niedersetzung und Berufung einer aus höheren Militairs und Organen der Regierung bestehenden Commission, behufs Abwägung und Entscheidung über das Maß der zu erhebenden Ansprüche und zu gewährenden Leistungen, beantragt worden. In Behinderung Sr. Königl. Hoheit des Prinz-Regenten hat der Cabinetsminister von Auerswald Excellenz die Deputation empfangen und seine wärmste Unterstützung der ihm vorgebrachten Anträge ausdrücklich zugesagt und verheißen."

Löwenberg hat bekanntlich um Belassung seiner, nach Görlitz bestimmten Garnison inständigst gebeten und hat sie unter gewissen Bedingungen zu treffender Garnisoneinrichtungen auch wirklich behalten. Wenn sich Löwenberg, oder vielmehr sein zeitiger Bürgermeister, hinterher auf das Servis-Reglement von 1810 stützen will, so ist dies ohne allen Sinn, denn zu dem hierin Vorgeschriebenen ist jede Garnisonstadt *verpflichtet*, die Erfüllung des gesetzlich Erforderlichen ist keine Gegenleistung für die aus Gefälligkeit in Löwenberg belassene Garnison. Am Interessantesten aber wäre die Auflösung des Räthsels, was Herr von Auerswald mit dieser Angelegenheit zu thun hat, und welche Versprechungen Herr von Auerswald in militairischen Dingen ertheilen konnte. Herr von Auerswald steht weder mit dem Kriegsministerio, noch mit dem Militair-Cabinet auch nur in der unbedeutendsten Beziehung — und wir sind mit diesem Verhältnisse auch vollkommen einverstanden. wenn also die Zeitungsnachricht wahr ist: was hat Herr von Auerswald mit Preußischen Truppen zu schaffen!!

Druck von G. Hickethier in Berlin, Kronenstr. 21.

Casatisma
Robecco
Casteggio
Strodelbino
r. Parvo
r. Barbianello a Fucarizza
r. Strudella

Digitized by Google

Die englische Allianz.

Hoffentlich wird es jedem Preußischen Herzen noch unvergessen sein, mit welcher fast beispiellosen Infamie nicht allein die englische Presse, sondern auch das englische Gouvernement sich über Preußen und dessen Regierung ergingen in jener Phase des orientalischen Krieges, wo man sich englischer Seits noch der Illusion hingab, die Preußische Cooperation durch Beleidigungen und Verleumdungen gewinnen und das Preußische Cabinet durch „stammverwandte" Unverschämtheit einschüchtern zu können.

Wenn nichts desto weniger heute wiederum dasselbe Spiel jenseits des Canals seinen Anfang zu nehmen scheint, wenn die englische Presse in mehr oder minder unverschämter Weise die Preußische Politik ähnlich wie damals zu kritisiren beginnt und durch Schimpfen und Schmähen einen weiteren Einfluß auf die Entschlüsse Preußens gewinnen zu können meint, so ist dies Auftreten heute noch um so verwerflicher und bedenklicher, als die Hingebung und Dienstbereitschaft Preußens gegen England, wenigstens nach unserer Auffassung, das rechte Maß bereits weitaus überschreitet.

Nicht, daß wir damit alle Vorwürfe, welche die englische Presse gegen das Preußische Cabinet erhebt, für unbegründet erklärten! Die Doppeldeutigkeit und Inconsequenz, die Entschlußlosigkeit und passive Logik der Thatsachen, das Hin- und Herschwanken zwischen Liberalismus und Reaction, zwischen Legitimitäts-Theorie und revolutionärer Praxis: es scheint dies leider Manches für sich zu haben!

Schwerlich jedoch hat eine Lohnhure das Recht, einem gefallenen Mädchen ihre „Unentschiedenheit" zum Vorwurf zu machen; schwerlich hat Lord Palmerston die Legitimation, seinen ausgebreiteten Beruf noch durch den Lehrstuhl eines Professors der Moral zu vergrößern.

Man läuft an der Leine Englands und wiegt sich dabei in dem Selbstgefühl, die Situation zu beherrschen; man schreckt zurück vor jeder That und jedem Entschluß und schmeichelt sich dabei mit der verführerischen Interpretation, in dieser sanften Ruhe der Garant des europäischen Friedens zu sein, und in England ist man schlau und unverschämt genug, den „Freund" dadurch über seine wahre Lage zu täuschen, daß man ihn allzu widerspenstig schilt.

Man versichert uns, und wir haben keine Veranlassung, diese Mittheilung in Zweifel zu ziehen, daß man Preußischer Seits England schon vor längerer Zeit das Versprechen gegeben, mit ihm in der Festhaltung des Pariser Vertrages und insbesondere der Schließung des Schwarzen Meeres Rußland gegen-

Die Zeit der Zahlung ist gleichfalls eine, wo die neue Ernte noch nicht eingebracht ist, und wo sich daher der Landmann in der Verlegenheit befindet, das Geld zu borgen, um seine Abgaben zu bezahlen. Diese Verlegenheit wird durch die Art der Zahlung noch vermehrt. Sie muß nämlich in Silber geleistet werden, und da dieses in Persien sehr selten ist, so muß der Landmann, um es zu erhalten, einen Theil seiner Früchte um einen sehr geringen Preis verkaufen. Diese Art der Zahlung ist also für den Landmann sehr drückend, und sie ist es um so mehr, da sie nicht nach dem Verhältniß des Werthes der Früchte, sondern nach einem bestimmten Maße in Silber entrichtet werden muß.

Die Art der Einhebung ist gleichfalls sehr drückend. Die Einhebung geschieht durch Beamten, welche der Regierung Pachtgelder bezahlen, und sich dann für diese Auslagen an den Unterthanen erholen. Diese Beamten sind gewöhnlich Eingeborne, und sie haben daher Gelegenheit, ihre Macht zu mißbrauchen, und sich auf Kosten der Unterthanen zu bereichern. Sie sind gewöhnlich Muhamedaner, und es kommt daher häufig vor, daß sie die Steuer nicht von den Muhamedanern, sondern nur von den Christen einheben.

Zuletzt, was das Schlimmste ist, ist die Einhebung ungewiß und unsicher. Es kommt nämlich häufig vor, daß die Beamten, welche die Einhebung besorgen, sich mit den Unterthanen verbinden, und ihnen einen Theil der Steuer nachsehen, oder sie ganz erlassen. Dadurch wird der Regierung, deren Einkünfte bei der ungeheuren Ausdehnung des Reiches ohnehin sehr gering sind, ein großer Theil der Einkünfte entzogen. Die Beamten bereichern sich dadurch, und die Unterthanen werden dadurch in ihrer Treue wankend gemacht.

Die Art der Einhebung ist also eine solche, daß sie weder gerecht noch sicher ist. Sie ist nicht gerecht, weil sie nicht nach dem Verhältniß des Werthes der Früchte, sondern nach einem bestimmten Maße in Silber geleistet werden muß, und weil sie nicht durch Eingeborne, sondern durch Muhamedaner besorgt wird. Sie ist nicht sicher, weil sie durch Beamten besorgt wird, welche sich mit den Unterthanen verbinden können, und weil sie nicht in Silber geleistet werden kann.

Die Art der Einhebung ist also eine solche, daß sie weder gerecht noch sicher ist. Sie ist nicht gerecht, weil sie nicht nach dem Verhältniß des Werthes der Früchte, sondern nach einem bestimmten Maße in Silber geleistet werden muß, und weil sie nicht durch Eingeborne, sondern durch Muhamedaner besorgt wird. Sie ist nicht sicher, weil sie durch Beamten besorgt wird, welche sich mit den Unterthanen verbinden können, und weil sie nicht in Silber geleistet werden kann.

Die Art der Einhebung ist also eine solche, daß sie weder gerecht noch sicher ist. Sie ist nicht gerecht, weil sie nicht nach dem Verhältniß des Werthes der Früchte, sondern nach einem bestimmten Maße in Silber geleistet werden muß, und weil sie nicht durch Eingeborne, sondern durch Muhamedaner besorgt wird. Sie ist nicht sicher, weil sie durch Beamten besorgt wird, welche sich mit den Unterthanen verbinden können, und weil sie nicht in Silber geleistet werden kann.

Nichts ist deshalb auch unrichtiger, als die Behauptung, daß in Warschau Nichts zu Stande gekommen sei. Ein verfehlter Versuch ist weniger als Nichts, und die Gewißheit, daß und warum man sich nicht verständigt hat, ist sehr viel.

Beharren wir daher auf diesem Wege, dann können wir gewiß sein, nicht allein daß jeder Versuch einer Verständigung mit Rußland vergeblich sein muß, sondern auch daß jede vermeintliche Verständigung in Betreff Polens mit der Zeit in ihr Gegentheil umschlagen wird. Niemand kann zweien Herren dienen, und Rußland wird sich schließlich noch leichter mit Frankreich verständigen, als mit uns.

Treiben wir deshalb vor Allem unsere eigene Politik und treiben wir diese Politik im Kabinet und nicht am Theetisch!

Umschau.

„Legitimität oder Nationalität?" — so lautet die Frage, der unsinnige Widerspruch, in dem sich die italienische Revolution bewegt, und die Antwort darauf hieß „Warschau".

Ein unsinniger Widerspruch, weil die einander gegenüber gestellten beiden Principe entweder keinen Gegensatz ausdrücken oder aber einen so neuen, so gewaltigen, daß er nur mit dem unbedingten Triumphe des einen über das andere endigen kann. Die italienische Revolution kehrt entweder zu der Erkenntniß ihres grundsätzlichen Irrthums zurück, oder sie überschreitet ihre lokalen Grenzen und erobert in diesem Falle Europa.

Nur wenn dieses Letztere geschieht, haben wir dann wirklich mit Gegensätzen zu thun. Das Princip der Nationalität — und allerdings weist das von ihr proklamirte Grundgesetz des „allgemeinen Stimmrechts" auf diese Neigung wie auf diesen Ausgang hin — will dann von der Legitimität weder im Wesen noch in den Formen der socialen Entwickelung fernerhin mehr etwas wissen: es will unbedingt die Quelle des öffentlichen Rechts und der letzte Endzweck des Staates selbst sein, des Staates, sagen wir noch, obwohl wir damit nur einen Begriff für eine neue und gänzlich unbekannte Form der Gesellschaft erborgen.

Eine Nationalität, welche die Formen der Legitimität abstreift, tritt damit aus sich selbst heraus. Sie wird ein Nicht-Ding für den Gedanken. Sie entschlüpft den Begriffen des Historikers wie des Philosophen. Sie macht den Anspruch, daß die Vernunft abwarte, was aus ihr werde. Diese Stellung trägt die Kennzeichen unvermeidlicher Barbarei an sich, und wir fürchten heute nicht mehr zu überraschen, wenn wir aussprechen, daß die europäische Welt die Schwellen dieser Barbarei bereits beschritten hat. In Warschau nicht sprechen, hieß dem Principe der Nationalität, sofern dasselbe den Anspruch erhebt, daß man seine Entwickelung abwarte, gleichviel, wohin dieselbe neige, den Freibrief

weiden. Die junge Saat entwickelt sich sehr schnell. Es hat viel Arbeit, bis Kartoffeln, Rüben, Kohlrabi, Salat, Zwiebeln, Radieschen, Kohl, Bohnen, Erbsen, Mais, Gurken, Kürbis und Tomaten gepflanzt, gepflegt und geerntet sind. Wenn die Ernte eingebracht ist, dann ist auch der Herbst gekommen. Dann ist es Zeit, daß der Gärtner sich wieder auf den Winter vorbereitet. Er deckt seine Beete mit Stroh und Tannenzweigen zu, damit sie keinen zu starken Frost bekommen. Er deckt auch Stroh und Tannenzweige über die Erdbeerpflanzen, damit sie nicht erfrieren.

Wenn der Winter kommt, dann ist der Gärtner nicht mehr so viel im Garten. Manchmal kommt auch einmal ein Schneesturm, der viel Schnee mit sich bringt. Dann ist der Gärtner froh, daß er nicht draußen sein muß. Er kann dann in seinem warmen Zimmer bleiben und sich ausruhen.

Im Frühjahr, wenn der Schnee schmilzt, dann ist der Gärtner wieder im Garten. Da muß er arbeiten, daß neue Arbeit kommt. Er muß Gemüsebeete anlegen und Blumenbeete machen. Er muß Bäume und Sträucher pflanzen, damit der Garten schön wird. Er muß Rasen anlegen, damit es grün wird. Er muß Wege machen, damit man auch trockenen Fußes durch den Garten gehen kann. Er muß Hecken schneiden, damit sie schön dicht werden. Er muß Obstbäume beschneiden, damit sie gute Früchte trag

kann, also in Kürze zur Genesung, auch bei Kindern, auch bei Geschwächten gelingen, wo das Chinin versagt. Ich habe es in Dosen von 20 Tropfen 3 mal täglich verabreicht, und es ist, ohne es zu wissen, in Dosen von 60 Tropfen 3 mal täglich gegeben worden. Ich habe es bei Kindern, bei Frauen, bei Männern, bei Greisen, bei Geschwächten, bei Kräftigen gegeben.

Ich habe es gegeben, wo Chinin nicht half, wo Chinin, ausser dem Fieber, noch andere Beschwerden hervorrief, wo Chinin nicht vertragen wurde, wo Chinin nicht gegeben werden konnte, wo Chinin nicht gegeben werden durfte. Ich habe es nun Kinder und Erwachsene, Greisen und Kranken, Geschwächten und Kräftigen, Männern und Frauen, Schwangeren und Wöchnerinnen gegeben, ich habe es gegeben, wo Chinin nicht half, wo Chinin nicht vertragen wurde, wo Chinin nicht gegeben werden konnte, wo Chinin nicht gegeben werden durfte, und ich habe es gegeben, wo Chinin half, wo Chinin vertragen wurde, wo Chinin gegeben werden konnte, wo Chinin

Mittel unter keinen Umständen den Zweck rechtfertigen soll, dem sie dienen. Und wo sie dies thun, da ist es Pflicht, sie zu verwerfen. Ich habe deshalb Bedenken gegen den Gesetzentwurf, wie er vorliegt, weil er Mittel vorsieht, die ich für unzulässig halte. Ich habe Bedenken gegen die Mittel, weil sie Mittel sind

daß man, um ganz ſicher zu gehen, zur Zeit noch nicht handeln dürfe gegen den — Compagnon.

Die gegenwärtige Förderung des Rechtsgefühls im Volke.

Das Stichwort, mit welchem das gegenwärtige Preußiſche Miniſterium begrüßt ward, lautete vielfach dahin, daß unſer Vaterland nun in Wahrheit ein Rechtsſtaat werden ſolle. Einen rechten, klaren Begriff mit dieſer allgemeinen Redensart zu verbinden, möchte nun wohl ſchwer werden; wir unſerer Seits haben uns gedacht, daß ungefähr damit gemeint ſei, das Rechtsbewußtſein im Volke ſolle nach jeder Richtung hin lebendig erhalten werden. Es wird nicht ohne Intereſſe ſein, an einem einzelnen Gegenſtande die Probe zu machen, in wie weit dieſem Grundſatze nachgelebt werde.

Die ſchreiendſte Rechtsverletzung, die im Jahre 1848 ausgeübt ward, beſtand unzweifelhaft in der unentgeltlichen Aufhebung des Jagdrechts auf fremdem Grund und Boden.

Wir haben niemals gehört, daß in den ſpäteren Jahren der ſogenannten Reaktion irgend ein Mitglied der damaligen liberalen Oppoſition, vom zeitigen Miniſter Grafen Schwerin ab bis zu Herrn Lette herunter, dieſe Vergewaltigung des Privatrechts gebilligt hätte; nur von einer Wiederherſtellung des früheren Zuſtandes oder gar einer nachträglichen Entſchädigung wollten dieſe Herren Nichts wiſſen.

Es fragt ſich nun, wie ſtellt ſich die jetzige öffentliche Verwaltung, nachdem die hervortretendſten Führer der früheren Oppoſition in derſelben Platz genommen haben, zu dieſem Rechtsbruche?

Zur Rechts-Materie ſelbſt hat ſich das jetzige Miniſterium noch nicht geäußert, wir müſſen uns daher nach anderen Maßnahmen umſehen, um aus dieſen die Auffaſſung der Herren Miniſter abzuleiten.

Bei Erlaß des Geſetzes vom 31. Oktober 1848 hat einer der damaligen Räthe der Krone bekanntlich die beklagenswerthe Verantwortlichkeit auf ſich nehmen zu dürfen geglaubt, den von höchſter Stelle gleichzeitig angedeuteten Maßnahmen zur Gewährung einer Entſchädigung nicht allein keine weitere Folge zu geben, ſondern nicht einmal die hineingelegte Ueberzeugung, daß eine Entſchädigung gewährt werden ſoll und müſſe, zur öffentlichen Kenntniß zu bringen.

Wir wollen mit dieſer Auffaſſung jetzt nicht mehr rechten; aber das müſſen wir auch heute noch behaupten, daß dem Rechtsgefühle im Volke eine wahre Stütze und Leuchte gewährt worden wäre, wenn man bei Erlaß des Geſetzes vom 31. Oktober 1848 die rechtliche Verpflichtung zur Entſchädigung, nöthigen Falls aus öffentlichen Mitteln, von vorne herein zweifellos hingeſtellt hätte.

Eine nicht minder wesentliche Differenz besteht in Ansehung der Gründe, welche die Gesetzgebung bestimmen, die Ehe für ungültig zu erklären. Diese Gründe können

1) entweder in solchen Umständen bestehen, welche überhaupt verhindern, daß eine Ehe zwischen den Betheiligten eingegangen werden kann, und welche daher auch, wenn sie nachträglich eintreten, die Ehe auflösen müssen. Dahin gehören z. B. Unfähigkeit zum Beischlafe, Impotenz, Wahnsinn, Blödsinn, Verschwendung, Mangel der Einwilligung der Eltern oder Vormünder, Mangel der Einwilligung der Obrigkeit, Mangel der Einwilligung der Verlobten, Mangel der Einwilligung der Verlobten, Mangel der Einwilligung der Verlobten

jenigen Abtheilung, welche berufen ist, Beschädigungen fremden Eigenthums aus Eigennutz, Bosheit oder Rache zur gerichtlichen Cognition zu ziehen und zur Bestrafung zu bringen!

Wir fragen hier abermals, wo bleibt das Rechtsgefühl des Volkes, wenn es möglich ist, daß derselbe, welcher täglich Nichtachtung fremder wohlerworbener Rechte an dem Verletzer derselben mit Strafe ahndet, sich öffentlich der Verletzungen rühmt, welche er gegen Tausende von Berechtigten auf dem Gebiete des Jagdrechts habe ausüben wollen!

Verweilen wir noch ein wenig bei eben dieser Wahlrede.

Wir verlangen von dem Criminal-Richter, daß er sich vor allen Dingen bemühe, die Wahrheit zu ergründen, und zwar die volle Wahrheit. Der Candidat hat behauptet, daß sich das Ministerium Brandenburg der von ihm und seinen Freunden ausgearbeiteten Verfassungs-Urkunde bemächtigt und sie octroyirt habe. Selbst das zugegeben, was jedoch nicht in allen Punkten richtig ist, so verschweigt man, daß eben dieses Ministerium eine Revision dieser Verfassungs-Urkunde verlangte und durchführte, daß des Königs Majestät erst diese revidirte Verfassungs-Urkunde genehmigte, und daß er auch dann noch auf die nöthige weitere Verbesserung ausdrücklich hinwies.

Wenn man sein Thun und Treiben mit dem des Ministeriums Brandenburg identificirt, so ist dies ein Verstoß gegen die Thatsachen in ihrer Vollständigkeit.

Endlich verlangen wir von einem richterlichen Beamten, der berufen ist, über die Ehre seiner Mitbürger abzuurtheilen, den Muth der Ueberzeugungstreue. Wir fragen aber: wo war der Candidat von dem Zeitpunkte, wo die National-Versammlung im Jahre 1848 ihr Ende erreichte, bis zum Jahre 1860? Hat von ihm jemals verlautet, daß er in dieser oder jener Stellung einen Beweis abzulegen auch nur versucht habe, durch welchen seine Ueberzeugungstreue sich hätte erkennen lassen? Die Versicherung, welche vor einigen Jahren der Abgeordnete Wagener dem bekannten Herrn Harkort ertheilte, daß die Demokraten nicht belehrt und bekehrt seien, vielmehr, wenn sie den Augenblick für gekommen erachteten, schon wieder sich bemerklich machen würden, bewahrheitet sich jetzt täglich in traurigster Weise.

Wenn man nun auch auf einmal nach zwölfjährigem Schweigen glaubt, die Zeit sei wieder da, so können wir die Veranlassung nur in den bedauerlichen Schwankungen erblicken, die gerade in dem Ressort des Herrn Justiz-Ministers sich bei den neuesten Personal-Aenderungen, resp. Beförderungen, bemerkbar gemacht haben.

Wir wollen für heute auf diese nicht näher eingehen, aber das Rechtsgefühl im Volke wird durch derartige Schwankungen nicht befördert.

Gelten jetzt über derartige Beförderungen andere Grundsätze als früher, so läßt sich dies immerhin erklärlich finden, völlig unerklärlich bleibt es aber, wie gerade der Chef der Justiz sich bereit finden lassen kann, von allen seinen früheren Traditionen, nicht aber von seinem Amte zurückzutreten.

Wie bei dem neuen Kron-Syndicus wollen wir indessen auch dem zeitigen Herrn

Justiz-Minister gern nachrühmen, daß er in seinen Privatverhältnissen für liebenswürdig und wohlgesinnt gilt, und daß auch ihm die Entschuldigung zur Seite stehen dürfte, daß äußere Hinfälligkeit die Entwickelung energischer Entschlüsse hindert; es ist eben nicht Jedermanns Sache, fest und unerschüttert zu bleiben.

Wie wir daher manche Handlungen des Herrn Justiz-Ministers in den letzten zwei Jahren erklärlich und entschuldbar finden, so können wir dies doch in Beziehung auf Eine Thatsache zu unserem Bedauern nicht einräumen, und diese Eine Thatsache ist sein Verbleiben im Amt.

Nosce te ipsum! dies ist, was wir von jedem Staatsmanne verlangen, und so lange es an dieser Erkenntniß fehlt, wird der betreffende Beamte sich nicht entbrechen können, auch alles Das sich anrechnen zu lassen, was unter seiner Verantwortlichkeit geschieht.

Daher müssen wir dem gegenwärtigen Herrn Justiz-Minister auch die Bedenken zur Last legen, die wir gegen die Verwaltung seines Ressorts hegen.

Wenn das Volk von dem Justiz-Ministerium, ohne daß in dessen verantwortlicher Leitung eine Aenderung eingetreten wäre, heute die Träger derselben Grundsätze befördert sieht, die vor zwei Jahren noch für ein Hinderniß betrachtet wurden, oder umgekehrt, wenn ohne äußerlich erkennbaren Grund dieselbe Feder die Entlassung vollzieht, welche vor zwei Jahren die Anstellung zu zeichnen sich nicht geweigert hatte, so wird kaum behauptet werden können, daß wir besondere Fortschritte in Entwickelung des Rechtsbewußtseins gemacht hätten.

Bis nach Hohen-Zieritz.

Eine Preußisch-Französische Geschichte
von **George Hesekiel.**

Siebenundzwanzigstes Capitel.
Bei den edlen Pletzen von Bessin.

„So waren seit alten Tagen
Wechselnd Freude und Weh,
Die Pletzen waren beständig,
Doch unbeständig ihr See."

Wir führen unsere Leser zum Bessiner See, dessen Wellen und Ufer, dessen Umgebungen wir im Verlauf dieser Erzählungen zu schildern schon mehrmals Veranlassung hatten. Seit wir den Seeherrn, den wackern Kammerherrn von Pletz, verließen im Schlosse Wevelberg, wo die Patrioten eine geheime Zusammenkunft hielten bei dem Amtmann, sind Wochen vergangen, der Frühling des Jahres 1810 ist vorüber, und siegprangend in hellem Sonnenglanz hat

bei Kleiner Gott ernennen und ihn Gott vor sich nennen.

Die Christen sind eben Christenhasser und Gottlose, weil sie nicht so Gott verehren, wie sie ihn verehren sollen. Sie sind Gottlose, weil sie nicht Gott selbst verehren, sondern Gott, den sie sich selbst machen. Sie sind Gottlose, weil sie keine Götter haben, die keine sind. Sie sind Gottlose, weil sie Gott selbst, den Gott Gott nennt, nicht Gott nennen, sondern ihn Gott nennen, den Gott nicht Gott nennt.

Wenn ich nun, wie ich es thue, Gott Gott nenne, und Gott Gott nennt, und Gott Gott nennt, und Gott Gott nennt

Staunend ſtand Frau Hedwig, ſo hatte ſie ihren ernſten und verſchloſſenen Gemahl noch von keinem Menſchen reden hören, ſo feurig hatte der Kammerherr ſeine Anerkennung noch niemals ausgeſprochen. Mit leuchtenden Augen blickte die edle Frau hinüber nach Riekchen, die noch einen kleinen Schritt näher getreten war, und nun mit gefalteten Händen und verklärtem Antlitz, während helle Freudenthränen über ihre Wangen rannen, mitten in dem Zimmer ſtand.

Der Kammerherr, der das Alles nicht zu bemerken ſchien, fuhr leichter fort: „Du weißt, meine liebe Gute, daß ich mich nicht gern von meinem Lehnerdt trenne, der mir faſt unentbehrlich geworden iſt, indeſſen war es ſehr nützlich für Rouvroy, wenn er einen treuen, völlig zuverläſſigen Menſchen auf ſeiner Reiſe bei ſich hatte, und ſo habe ich denn kein Bedenken getragen, ihm den Lehnerdt mit zu geben; ſage ſeiner Mutter, daß ihr Sohn eine Reiſe für mich macht, und laß mir den alten Lehmann rufen, ich muß ihn anweiſen, Lehnerdt's Stelle zu verſehen!“

Frau von Pletz drückte zärtlich die Hand ihres Gemahls, denn ſie verſtand recht wohl, daß er abſichtlich mit ihr geſprochen, um Riekchen zu tröſten, der er doch das Lob des Geliebten nicht ſo in's Geſicht ſagen konnte.

„Nun, mein liebes Riekchen,“ wendete ſich der wackere Edelmann, ganz als ob das entzückte Mädchen von ſeiner Rede nichts vernommen habe, an die Braut, „muß ich auch Ihnen Rechenſchaft von meiner Miſſion geben. Ich habe Ihren Brief pflichtſchuldigſt ſofort bei meiner Ankunft an Rouvroy gegeben, der ſich vollkommen geſund und wohl befand und trefflich ausſah. Er hatte die Höflichkeit, ſich, noch ehe ich vom Pferde ſteigen konnte, nach dem Befinden meiner lieben Kammerherrin hier zu erkundigen, ich aber ließ mich von ihm an Höflichkeit nicht übertreffen, und antwortete ihm, daß ſich Fräulein Friederike von Uchtenhagen bei erwünſchtem Wohlſein befinde, denn das war ihm doch das Wichtigere. Darauf zog er ſich mit Ihrem Briefe, liebes Riekchen, unter einen blühenden Baum zurück und kam eine ziemliche Weile nicht wieder zum Vorſchein. Gern hätte ich Ihnen nun eine Antwort von dieſem lieben Rouvroy gebracht, aber Sie müſſen ihn ſchon entſchuldigen, mein hübſches Kind, denn er wurde ſehr plötzlich genöthigt eine Reiſe anzutreten, die keinen Aufſchub duldete, die ihn auch noch einige Wochen von Ihnen fern halten wird; aber tröſten Sie ſich, der Weg, auf dem Ihr und unſer Rouvroy wandelt, iſt ganz der richtige, er führt nicht nur ihn raſch an's Ziel, ſondern auch Sie, liebes Riekchen, es iſt der Weg, auf dem ein ſicheres Fräulein von Uchtenhagen am Bäldeſten eine Frau von Rouvroy werden kann. Aber ich bitte, liebes Kind, reden Sie zu Niemandem von der Reiſe Ihres Verlobten. Uebrigens hat mich derſelbe beauftragt, Ihnen ſeinen herzlichſten Gruß zu bringen!“

Der Kammerherr faßte Riekchens Hand, zog die Erröthete an ſich und küßte ſie leiſe auf die Stirn, dann verließ er ſeiner Gemahlin lächelnd zunickend das Zimmer.

Riekchen warf ſich in die Arme der Frau von Pletz, die ſie durch ihre mütterlichen Liebkoſungen beruhigte.

„Nein," rief die edle Frau endlich, „Riekchen, meine liebe Tochter, Du kannst gar nicht ahnen, was Dein Rouvroy gethan haben muß, um in dieser Weise auf meinen guten Pletz zu wirken. So habe ich ihn noch nie gesehen, er ist ganz verwandelt, er nennt Dich, „mein hübsches Kind," er küßt Dich auf die Stirn, dessen hat sich noch nie eine Frau, nie ein Mädchen von ihm zu rühmen gehabt. Ich sollte eifersüchtig auf Dich sein, meine herzliebe Tochter, ich müßte es sein, wenn ich nicht wüßte, daß alle die Schmeichelnamen, die er Dir giebt, alle die Liebkosungen, die bei ihm so ungewöhnlich sind, nicht Dir gelten, sondern nur diesem Rouvroy allein, der wirklich eine Art von Zauberer sein muß!"

Lange noch plauderte Frau von Pletz also mit Riekchen, in der sie wirklich eine Tochter gefunden, nach der sich ihr liebes Herz so lange gesehnt hatte. Und oft wurden die Gespräche über Rouvroy erneuert im Laufe der nächsten Wochen, denn die mütterliche Zuneigung der edlen Frau fühlte ein Bedürfniß, Riekchen zu entschädigen für das Ausbleiben des Geliebten. Allerdings wurde die Geduld der Braut auf eine harte Probe gestellt, denn es kam nicht ein Mal ein Brief von Rouvroy; das aber hatte der Kammerherr schon zum Voraus angezeigt. Uebrigens blieb das Benehmen des Bessiner Herrn gegen seine Nichte unverändert ein so freundliches und theilnahmvolles, daß man daraus wohl schließen konnte, wie groß seine Zuneigung zu dem Bräutigam des lieben Mädchens sein müsse.

„Oh, Pletz!" sagte Frau Hedwig oft scherzend zu ihm, „Du machst Riekchen wirklich den Hof!"

„Ich bin mit daran Schuld, daß sie den Bräutigam so lange entbehrt," erwiederte der Edelmann mit seinem ernsten Lächeln, „ich muß der armen Verlassenen doch Ersatz bieten, so weit ich's vermag!"

Diese Worte waren schon öfter zwischen Beiden gewechselt worden, da erklärte der Kammerherr eines Tages: „Ich wollte euch Alle überraschen, aber Du sollst doch vorher darum wissen, Frau Hedwig, morgen kommen sie, Rouvroy und Lehnerdt, laß Dir nichts merken. Wir machen Nachmittag einen Spaziergang nach dem See und gehen ihnen auf dem Wege zur einsamen Tanne entgegen; wir richten es dann so ein, daß Riekchen ihm allein begegnet, daß das erste Wiedersehen der Beiden ohne Zeugen ist. Nicht?"

Frau von Pletz umarmte ihren Gemahl, aber es wurde ihr unendlich schwer, das Geheimniß vor dem liebenden Mädchen zu bewahren. Mehrere Male des Tages schwebte es ihr auf den Lippen, und ohne den tiefen Respect vor ihrem Gemahl, ohne den strengen Gehorsam, mit dem sie allen seinen Anordnungen Folge zu leisten gewohnt war, würde sie es verrathen haben. Eigentlich war ihr der Gehorsam nie so schwer geworden.

Die Frau Kammerherrin hatte eine schlaflose Nacht, als sie sich aber am Morgen des Tages erhob, da war sie fest entschlossen, nunmehr auch das Geheimniß zu bewahren, das ihr so viel Unruhe bereitet hatte.

Wäre Riekchen ein wenig harmloser gewesen, sie hätte aufmerksam werden müssen, denn die von Pletz schauten sich lächelnd einander an und deuteten dann

wird oft auf dem Wirthe, in dem sie steckend, seine Rechte in Anspruch genommen. Ein Wirth, der sich nicht gut mit seinem Weibe steht, kann sie ihr nicht verbieten, denn sie sind ihr Eigenthum. Diese Geschöpfe wissen sich auf die schlechtesten Mittel, ihren Zweck zu erreichen, zu verstehen. Sie sind ihrer Natur nach Diebinnen, Lügnerinnen, Betrügerinnen.

Ich habe mich mit ihnen, den Zigeunern, viel abgegeben, und ich kann sie nicht loben. Sie sind, wie gesagt, ein Unglück

in der Zweifel hat, daß in der Sache sich, wenn er mit den Briefen die gehörige Sorge um dieselben beobachtet hat, irgend eine Unordnung ereignet haben, oder wenn sie wirklich verloren gegangen, daß der Kläger sie in Folge seiner Nachlässigkeit verloren habe, so ist er nicht verbunden, dem Kläger Ersatz zu leisten. Es ist nämlich der Fall zu unterscheiden, ob der Kläger, welcher Briefe an den Beklagten geschrieben hatte, diese Briefe zurückverlangt hat, oder nicht. Wenn er sie zurückverlangt hat, so ist, wenn sie nicht zurückgegeben worden sind, der Beklagte verbunden, dem Kläger Ersatz zu leisten, wenn sie aber zurückgegeben worden sind, so ist er nicht verbunden, wenn er nicht etwa in Verzug gekommen ist, sie zurückzugeben. Wenn aber der Kläger sie nicht zurückverlangt hat, so ist der Beklagte nicht verbunden, dem Kläger Ersatz zu leisten

und Lange Gasse nach Lorch, wo er sich mit seiner Frau Elisabeth (†) in der Kirche begraben ließ. Sein Grabstein ist noch vorhanden.

Er starb in der Nacht auf den Montag nach Mariä Geburt (9. September) 1574 und hinterließ außer seiner Frau 3 Söhne und 3 Töchter. Seine Witwe, die ihn um 10 Jahre überlebte, ließ ihm ein Epitaphium setzen, das sich jetzt an der Südseite der Kirche befindet. Es ist ein Sandsteinrelief mit Inschrift. Oben sieht man Christus am Kreuze, zu seinen Füßen Maria und Johannes, rechts und links die Stifter, Hans Jakob Schenk und seine Frau, beide knieend. Die Inschrift lautet: „Anno 1574 am Montag nach Mariä Geburt ist der Edel und Ehrnvest Hans Jacob Schenck, Vogt zu Lorch, seliger Gedächtnis, in Gott verschieden, dem Gott der Allmächtig gnedig und barmherzig sein wolle. Amen. Anno 1584 am Montag nach Mariä Geburt ist die Edel und Ehrntugendsam Frau Elisabeth Schenckin, sein eheliche Hausfrau, auch in Gott verschieden, dem Gott der Allmächtig gnedig und barmherzig sein wolle. Amen."

Hans Jakob Schenk hatte noch mehr mit der Kirche zu tun und besonders mit seiner Pfarrei.

Im Jahre 1560 wurde der Neubau der Kirche begonnen, wie Hans Jakob Schenk selbst berichtet. Er schreibt: „Anno 1560 ist der Kirchenbau angefangen worden, und ist Meister Hans Jacob Schenck, Vogt zu Lorch, der Zeit Kirchenpfleger gewesen, und haben Meister Hans Jacob Schenck und Meister Hans Jacob Schenck, Vogt zu Lorch, der Zeit Kirchenpfleger gewesen, und haben

Haus, groß, oft 3—4 Stock hoch, Fenster an Fenster und in die Straße, wie die Häuser, so auch Leute, Menschen, Menschen, Menschen, Menschen und Menschen, wenn sie kommen, die Straße zum Fluß hinunter, wenn sie gehen, die Straße zum Fluß hinauf, wenn sie stehen, die Straße quer vor Leute und Leute, Menschen und Menschen, Menschen, Menschen,

„Wie gut Sie rudern gelernt haben!“ rief Frau von Pletz dem Candidaten freundlich zu.

„Ei, wer solche Lehrmeister hat, wie Eusebius und Dubislaw, der kann kein Stümper bleiben!“ erwiederte der junge Mann lachend in bester Laune.

Dubislaw fühlte sich höchst geschmeichelt, aber der kleine Erbherr sprach einige Worte verdrossen vor sich hin.

„Was sagtest Du, lieber Sebus?“ fragte die Mutter.

„Ich werde nie Latein lernen, trotz des guten Lehrmeisters!“ sagte der Junker laut.

„Ei, mein Sohn, man lernt Alles, wenn man nur will!“ entgegnete die Mutter.

„Alles, außer Latein!“ beharrte der Junker trotzig.

Unter Scherzreden herüber und hinüber hatte man endlich die Höhe der Insel erreicht, da rief Frau von Pletz zu ihrem Gemahl hinüber: „wenn Du noch Zeit hast, lieber Pletz, so sollten wir uns längs der Insel hinabtreiben lassen und dann an der andern Seite heraufrudern, die Jugend könnte uns etwas singen!“

Statt aller Antwort nickte der Kammerherr und zog sein Ruder ein; die Andern folgten seinem Beispiel und langsam trieben die Boote längs der Insel hin; einzelne Ruderschläge genügten vollkommen, sie in der Richtung zu halten.

Der Kammerherr schaute wie immer mit einer gewissen Freude auf den alten Stammsitz seines edlen Hauses, und sein ältester Sohn schien seine Gefühle zu theilen, wie die Augen des Vaters, ganz mit demselben Ausdruck, hingen die des Knaben an der alten Warte und die trümmerhaften Gemäuer auf der Insel.

Frau von Pletz bemerkte das wohl, laut sagte sie nichts, für sich aber sprach sie leise: „er ist doch ganz wie sein Vater, dieser liebe, finstre, trotzige Junge!“

Dubislaw dagegen schwatzte und zeigte den kleinen Cousinen einige der merkwürdigsten Punkte auf der Insel, z. B. den Baum, auf den er zuletzt geklettert, und dergleichen seltsame Dinge mehr.

Da Mariechen schon eine ganze Weile geschwiegen, fragte der Candidat plötzlich: „Soll ich Schubart's Lied an Friedrich Wilhelm singen? Eusebius und Dubislaw können es sehr gut!“

„Ja, ja!“ rief Dubislaw feurig und begann sofort, während die Andern einfielen:

„Zitt're nicht an Deines Oheims Bilde,
Mit den erz'nen Füßen, mit dem Wodans-Schilde
Und dem wetterleuchtenden Gesicht —
Friedrich Wilhelm, zitt're nicht!

Wenn Dein Oheim an die Sterne streifte,
Wenn er Thaten wie Gebirge häufte,
Wenn er groß im Wetter der Gefahr,
Groß im Friedenssäuseln war;

Wenn er Städte nahm wie Vogeleier,
Wenn er wärmte ſich am Schlachtenfeuer
Und mit Adlerkrallen krumm und ſcharf
Legionen niederwarf;

Wenn der angeſtaunte Geiſtkoloſſe
Welten wog in ſeinem Königsſchloſſe
Und des Neides und der Zwietracht Brut
Feſſelte mit Löwenmuth;

Wenn der große königliche Weiſe
Herrſchend ſtand in andrer Weiſen Kreiſe,
Wenn vor ſeinem Genius entzückt
Schöpfergeiſter ſich gebückt:

So betrachte ruhig den Giganten,
Schau' dem Großen, ſchau' dem Allbekannten
Unverwandt in's Sonnenangeſicht —
Aber Friedrich Wilhelm zitt're nicht!

„Gut, ſehr gut!“ rief der Kammerherr, der das Lied des ſchwäbiſchen Dichters, zu dem der Candidat eine eigene einfache Melodie gefunden, zum erſten Male hörte, „indeſſen hat mir doch Schubart's Preußenlied, welches Sie neulich ſangen, noch beſſer gefallen. Können wir's nicht noch einmal hören!“

„Nun Euſebius?“ fragte der Candidat „es iſt ſein beſonderes Lieblingslied! ſetzte er zum Kammerherrn gewendet hinzu.

„Das konnte ich denken“ lächelte Frau von Plotz „wenn es dem Vater ſo gefällt, iſt's ſicher ſein Lieblingslied.“

Junker Euſebius aber begann mit etwas harter, aber nicht unangenehmer Stimme ernſt und faſt feierlich:

„So zieht denn hin in's Ehrenfeld
Den alten Preußen gleich,
Fritz ſchaut von ſeinem Sonnenzelt
Herab und ſegnet euch!

Und Friedrich Wilhelm geht voran
Mit edlem Muth erfüllt,
Ihn deckt auf ſeiner Heldenbahn
Des Herrgott's Wunderſchild.

Seht nicht der Feinde Menge an,
Denkt nur an Tod und Sieg!
Habt ihr nicht Wunder einſt gethan
Im ſiebenjähr'gen Krieg?

Wenn's um euch kracht, wenn's um euch blitzt,
So weicht nicht, denket doch:
Der Gott, der damals euch beſchützt,
Der alte Gott lebt noch!

Ich sah ihn Tod und Elend,
Ich sah ihn Not und Pein,
Da ließ er's, ließ er's,
Da ließ er's ruhig sein.

Er ließ Leben gute Tage,
Er ließ gute Leben Tod,
Er ließ Leben Leben,
Er ließ Leben Leben Not.

Er ließ gute Leben Ungeduld,
Er ließ Leben Leben,
Er ließ Leben Leben,
Er ließ Leben Leben.

Wie man hören kann und kennt, ist der Inhalt dieses Verses äußerst dürftig und ärmlich, und es ist nicht zu verwundern, daß Wolfgang Goethe, der ihn in seinem Jugendalter gedichtet hat, ihn in seinen reifen Jahren nicht mehr als Ausdruck seiner Dichtkunst anerkannt hat und ihn für Klopp zu sein erklärte. Der Vers ist aber ein Beweis dafür, daß Goethe, wie jeder andere Mensch, auch einmal ein Kind gewesen ist, und daß Kinder meist die Dichtung ihrer Eltern lieben und lernen können.

Wolfgang Goethe hat, wie bekannt, auch den Wert eines solchen Verses, Wortes und Gedichtes für Kinder nicht verkannt, denn er hat ihn in seinen Werken, wie z. B. in „Wilhelm Meisters Lehrjahre“, in „Hermann und Dorothea“ und auch in „Dichtung und Wahrheit“ selbst, so oft wörtlich wieder bei den Kindern eingeführt, daß er sich wohl kaum mehr zählen läßt.

„Wer viel Bücher liest, kennt viele Leute, wer viel Leute kennt, wird klug.“

Dieser Redensart, denke ich mir hier, ist auch der gesunde Sinn innewohnend, daß wer viel Bücher liest, viel Leute kennt, und wer viel Leute kennt, klug wird. Ich habe viel Bücher gelesen, aber ich habe noch nicht viel Leute kennen gelernt, und ich habe die Folgerung in dieser Redensart noch nicht bestätigt gefunden, daß ich klug geworden wäre. Ich habe mich also in dieser Redensart geirrt, oder ich habe sie nicht verstanden, und ich bin daher auch nicht klug geworden.

Ein neuer Lehrstoff begründet meine Ansicht von Redensarten.

Ein neuer Lehrstoff begründet meine Ansicht von Redensarten. Ein neuer Lehrstoff ist ein Lehrstoff, der in der Schule noch nicht gelehrt worden ist, und der daher auch noch nicht gelernt werden kann. Ein neuer Lehrstoff ist ein Lehrstoff, der den Schülern in einer Schule vorgetragen und gelehrt wird, der aber in einer andern Schule noch nicht gelehrt worden ist, und daher auch noch nicht gelernt werden kann. Ein neuer Lehrstoff ist ein Lehrstoff, der in einer Schule vorgetragen und gelehrt wird, der aber in einer andern Schule noch nicht gelehrt worden ist, und daher auch noch nicht gelernt werden kann.

Ein neuer Lehrstoff begründet meine Ansicht von Redensarten. Ein neuer Lehrstoff begründet meine Ansicht von Redensarten. Ein neuer Lehrstoff begründet meine Ansicht von Redensarten

Plötzlich ſprang Junker Euſebius auf und rief mit lauter Stimme: „Boot in See!“

Aus dem Schilf und Röhricht ſchoß ein Boot hervor, in welchem ein einzelner Mann aufrecht ſtand, der Ruderer arbeitete mächtig und hielt ſcharf ab auf die drei Kähne.

„Was für ein Boot iſt das?“ fragte der Seeherr, die Hand über die Augen legend.

„Lehnerdt Schaller!“ antwortete der Erbherr beſtimmt und griff wieder zu ſeinem Ruder.

„Lehnerdt!“ jauchzte Dubislaw.

„Die Jungen haben Recht!“ erklärte der Kammerherr, „nur Lehnerdt führt die Ruder ſo! Sie ſind uns zuvor gekommen, haben uns geſehen und das Boot genommen. Vorwärts! vorwärts!“

Dahin ſchoſſen die Boote, die in dem einzelnen Kahn ſtehende Geſtalt ließ ein Tuch wehen.

„Robert! Robert!“ rief Riekchen ſich erhebend und ließ auch ihr Tüchlein flattern.

Immer näher kamen ſich die Boote, in unglaublich kurzer Zeit wurde die große Strecke zurück gelegt. Schon konnte man Roberts Geſichtszüge deutlich ſehen, nur wenige Ellen noch trennten die Liebenden, Riekchen breitete die Arme aus und lief nach dem Vordertheil des Kahnes.

Da zeterte plötzlich ein furchtbarer Aufſchrei gellend über die Fläche des See's. Der Kahn des Kammerherrn war umgeſchlagen, der Seeherr und die Braut verſanken in die Tiefe.

Das war das Werk einer Sekunde, in der nächſten ſchon war Junker Euſebius über Bord geſprungen, wieder in der nächſten tauchte er nieder, da, wo ſein Vater verſunken war, in der dritten ſprangen Robert und Lehnerdt Schaller zugleich wie auf ein Commando in's Waſſer und tauchten ebenfalls — ein langer, ein unbeſchreiblich banger Moment. Entſetzt, keines Wortes, keiner Bewegung fähig, ſtarrten die Frauen, die Kinder.

Da kam der Junker Euſebius wieder zum Vorſchein, er ſchlug ſeine Rechte feſt wie eine eiſerne Klammer in die Wand von Lehnerdt's leerem Kahn und mit der Linken zog er ſeinen Vater empor.

Das triefende Haupt des Kammerherrn erſchien über dem Bord des Kahnes, er ſchüttelte ſich und ſchwang ſich leicht hinein in das Fahrzeug. Frau Hedwig faltete die Hände.

„Wo iſt Riekchen?“ rief er mit ſchallender Stimme.

Jetzt erſt begannen die Schweſtern Riekchen's zu begreifen und laut zu weinen, Mariechen hatte Noth, ſie ruhig zu halten.

Auch Junker Dubislaw wollte jetzt in den See ſpringen, ſeine Mutter litt es nicht, ſie zwang ihn mit feſter Hand, zu bleiben.

Da tauchte das todesblaſſe Antlitz Robert's auf, der Kammerherr war mit zwei Ruderſchlägen an ihm und zog den halb Beſinnungsloſen, völlig Erſchöpften in den Kahn; eine Secunde ſpäter, aber ein ganzes Stück weiter hin,

Kaufe, per mit Kaufer Kaufen Kaufes, Kaufe, Kaufen! Lat. ego emo, emis, Kaufe, ich kaufe, Kaufe, Kaufe,

Gründen nicht in das Archiv übergeben werden können, sind die Akten bei der Kanzlei, oder Behörde, welche sie zu verwahren hat, in einem besonderen Schranke oder Fache aufzubewahren, und mit einem Verzeichnisse zu versehen.

Die Akten, welche nach Verlauf der Zeit, nach welcher sie in der Kanzlei oder Behörde, welche sie zu verwahren hat, in Verwahrung zu bleiben haben, in das Archiv abgegeben werden, sind in Ordnung zu bringen

Höchſtwelche ſeit längerer Zeit an den Folgen einer Erkältung litten, befinden ſich auf dem Wege der Beſſerung.

Ihre Königl. Hoheiten der Prinz Albrecht und Sohn und Se. Hoheit der Herzog von Mecklenburg-Schwerin ſind am 2. November nach St. Petersburg abgereiſt.

Ihre Königl. Hoheiten der Prinz und die Frau Prinzeſſin Carl ſind am 3. d. M. von Glienicke nach Berlin übergeſiedelt.

Se. Königl. Hoheit der Prinz Auguſt von Württemberg hat ſich am 7. d. M. in Folge einer Einladung Sr. Hoheit des Herzogs von Braunſchweig nach Blankenburg begeben. Se. Hoheit der Herzog von Braunſchweig ſelbſt hat ſchon am 3. d. M. Berlin verlaſſen.

Se. Hoheit der Herzog Georg von Mecklenburg-Strelitz traf am 7. d. M. mit Seiner erlauchten Gemahlin, der Großfürſtin Catharine, und den Kindern von Schloß Remplin hier ein und reiſte am Abend nach St. Petersburg weiter.

Als eine publiciſtiſche Thatſache verdient notirt zu werden, daß nunmehr auch die krypto-jüdiſche Preſſe, vulgo „National-Zeitung" genannt, zur Fahne des Bonapartismus ſchwört, oder, wie ſie es nennt, die franzöſiſche Allianz empfiehlt, und das Alles mit obligater Begeiſterung für die germaniſche Nationalität und mit ſittlicher Entrüſtung gegen den Grafen Borries.

Die Ernennung des Herrn v. Zander zum Kron-Syndikus iſt ein ſehr glücklicher Griff; dies iſt in der That kein politiſcher Mann, und hat ein ſolches Anſehn im Herrenhauſe, daß man ihn vor Kurzem beinah zum Schriftführer gewählt hätte.

Es lohnt ſich wohl der Mühe, auf das vielbeſprochene, aber wenig verſtandene allgemeine Schulgeſetz näher einzugehen, das in der bevorſtehenden Seſſion dem Landtage vorgelegt werden ſoll, und das fälſchlich von Blättern, die beſſer unterrichtet ſein müßten, noch immer Unterrichtsgeſetz genannt wird. Das von der Staatsregierung einzubringende Geſetz wird ausſchließlich die Elementarſchule zum Gegenſtande haben und von der allgemeinen Schulpflicht, von der Berufung, der Beſoldung und Entlaſſung der Schullehrer, vom Züchtigungsrecht, von der Aufſicht über die Schulen in den Städten wie auf dem platten Lande, von der Unterhaltung der Schulen, von den Schul-Matrikeln u. ſ. w. handeln. Uebrigens iſt das in Rede ſtehende Geſetz ein bereits vor dem Jahre 1848 beſchloſſenes, vielfach erwogenes, auch ſchon vorbereites und, wie paradox es auch klingen mag, es wäre daſſelbe auch ſchon längſt erlaſſen, wenn die Verfaſſungs-Urkunde mit ihren einſchläglichen allgemeinen Sätzen, wie: „die Wiſſenſchaft und ihre Lehre iſt frei," „der Genuß der bürgerlichen und ſtaatsbürgerlichen Rechte iſt unabhängig vom religiöſen Bekenntniſſe" u. ſ. w., ſolchem Geſetz nicht die größten Schwierigkeiten in den Weg legte. Als nämlich auf beſonderes Betreiben der Stände der Provinz Preußen für dieſe Provinz die „Schulordnung für die Elementarſchulen der Provinz Preußen" vom 11. December 1845 zu Stande gekommen und erlaſſen war, beſchäftigte ſich das Unterrichts-Miniſterium unverzüglich mit einem ſolchen Geſetz, welches für alle Provinzen Geltung haben ſollte; indeſſen kam das Jahr 1848 dazwiſchen, und das genannte Miniſterium kehrt jetzt erſt ernſtlich zu den alten Intentionen zurück. Ob die in Rede ſtehende Vorlage übrigens ſchon in der nächſten Seſſion an den Landtag gelangen wird, dürfte wohl bei den innern und äußern Schwierigkeiten der Vorarbeiten, die ſchon wiederholte gutachtliche Aeußerungen der Provinzial-Regierungen erforderlich gemacht haben, zur Zeit noch zweifelhaft ſein.

Das Departement der Marine-Verwaltung mit dem Marine-Admiral Schröder an der Spitze beſteht nur noch, weil die Unterordnung dieſer Stelle unter das Kriegsminiſterium als eigene Abtheilung mit aller der Selbſtſtändigkeit, welche die eigenthüm-

Max Gottschall: Im Wiener Atelier. Ein Künstlerroman. 3 Bde. Leipzig, Friedrich. 6 M. — Ein Künstlerroman, der sich durch eine Fülle von Gestalten auszeichnet, die meist dem Wiener Künstlerleben entnommen sind. Wir können nicht sagen, daß uns diese Gestalten sehr interessiren, denn sie sind zu sehr Typen, als daß sie individuelles Leben hätten. Auch die Handlung ist nicht sehr spannend, sie ist zu sehr Nebensache, als daß sie Interesse erregen könnte. Wo es sich um eine Schilderung des Künstlerlebens handelt, da ist Gottschall in seinem Element, da weiß er Manches zu sagen, was Interesse hat, aber sobald er sich in Liebesgeschichten ergeht, wird er langweilig.

Ernst Ziel: Ein Kampf um's Dasein. Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 6 M. — Ein Künstlerroman, der sich durch eine Fülle von Gestalten auszeichnet, die meist dem Wiener Künstlerleben entnommen sind. Wir können nicht sagen, daß uns diese Gestalten sehr interessiren, denn sie sind zu sehr Typen, als daß sie individuelles Leben hätten. Auch die Handlung ist nicht sehr spannend, sie ist zu sehr Nebensache, als daß sie Interesse erregen könnte. Wo es sich um eine Schilderung des Künstlerlebens handelt, da ist Gottschall in seinem Element, da weiß er Manches zu sagen, was Interesse hat, aber sobald er sich in Liebesgeschichten ergeht, wird er langweilig.

Ernst Ziel: Ein Kampf um's Dasein. Roman. 2 Bde. Berlin, Janke. 6 M. — Ein Künstlerroman, der sich durch eine Fülle von Gestalten auszeichnet, die meist dem Wiener Künstlerleben entnommen sind. Wir können nicht sagen, daß uns diese Gestalten sehr interessiren, denn sie sind zu sehr Typen, als daß sie individuelles Leben hätten. Auch die Handlung ist nicht sehr spannend, sie ist zu sehr Nebensache, als daß sie Interesse erregen könnte. Wo es sich um eine Schilderung des Künstlerlebens handelt, da ist Gottschall in seinem Element, da weiß er Manches zu sagen, was Interesse hat, aber sobald er sich in Liebesgeschichten ergeht, wird er langweilig.

Neue Bücher.

Zu den erfreulichen Erscheinungen in Deutschland wird es gehören, wenn Bismarck seine Memoiren, die er jetzt diktirend seinem Sohne, Herbert Bismarck, vorliest, veröffentlicht. Wie wir hören, ist Bismarck selbst damit einverstanden. Wir hoffen, daß es bald geschehen möge. Es ist ein Dokument, das für die Geschichte

Digitized by Google

Land-Schützen-Regiment, aufgestellt von dem Kurfürst. Hof-Jägermeister von Hertwig, dem Hofrichter Lindheim, Major und Kammerherr Graf von Reichenbach-Wiesenthal, Major und Kammerherr Graf von Schlitz, genannt von Görtz, Major und Kammerherr Freiherr von Riedesel, genannt Eisenbach, Major und Kammerherr Freiherr von Schenck zu Schweinsberg, Major und Kammerherr Freiherr von Schenck zu Schweinsberg, Major und Kammerherr Freiherr von Schenck zu Schweinsberg

Kapitän Lee Lord. Alle einzelnen Abschnitte: Kapitän Lee — Das Kapitän Lee Lord Kapitän Lee Lord Kapitän Lee Lord

und die der Zeitschrift „Le droit du travail“ in der Schweiz. Die der Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz, die Monatsschrift für Arbeiterschutz, die Zeitschrift für Arbeiterwohlfahrt, die Zeitschrift für Arbeiterversicherung, die Zeitschrift für Sozialwissenschaft, die Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung, die Zeitschrift für Gewerbe, Handel und Industrie, die Zeitschrift für Gewerbe, Handel und Industrie, die Zeitschrift für Gewerbe, Handel und Industrie

Gebäude, und die Frau Gräfin Marie, Gemahlin des Herrn Grafen Friedrich Schlick, welche Schlösser, Häuser, Gärten und Meierhöfe besitzt, welche sie selbst verwaltet, und welche sie mit Umsicht und Sachkenntniß bewirthschaftet. Die Gemahlin des Herrn Grafen Friedrich Schlick, Frau Gräfin Marie, ist eine Tochter des Herrn Grafen Franz Thun, Gutsbesitzer auf Tetschen, Bensen, Leitmeritz, Libochowitz, Wellemin, Hohenstein, Rothhaus, Tschernhausen, Kamaik, Kosmanos, Kosmanosmühle, Kamaikmühle, Kamaikhäuser, Kamaikhof, Kamaikmeierhof, Kamaikgarten, Kamaikwiese, Kamaikwald, Kamaikteich, Kamaikbrauhaus, Kamaikbrauhausgarten, Kamaikbrauhauswiese, Kamaikbrauhauswald, Kamaikbrauhausteich, Kamaikbrauhausmeierhof, Kamaikbrauhausmeierhofgarten, Kamaikbrauhausmeierhofwiese, Kamaikbrauhausmeierhofwald, Kamaikbrauhausmeierhofteich, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhaus, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausgarten, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhauswiese, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhauswald, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausteich, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhof, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofgarten, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofwiese, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofwald, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofteich, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhaus, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausgarten, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhauswiese, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhauswald, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausteich, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhof, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofgarten, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofwiese, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofwald, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofteich, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhaus, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausgarten, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhauswiese, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhauswald, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausteich, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhof, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofgarten, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofwiese, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofwald, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofteich, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhaus, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausgarten, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhauswiese, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhauswald, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausteich, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhof, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofgarten, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofwiese, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofwald, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofteich, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhaus, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausgarten, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhauswiese, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhauswald, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausteich, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhof, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofgarten, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofwiese, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofwald, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofteich, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhaus, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausgarten, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhauswiese, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhauswald, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausteich, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhof, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofgarten, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofwiese, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofwald, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofteich, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhaus, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausgarten, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhauswiese, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhauswald, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausteich, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhof, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofgarten, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofwiese, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofwald, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofteich, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhaus, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausgarten, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhauswiese, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhauswald, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausteich, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhof, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofgarten, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofwiese, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofwald, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofteich, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhaus, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausgarten, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhauswiese, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhauswald, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausteich, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhof, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofgarten, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofwiese, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofwald, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofteich, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhaus, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausgarten, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhauswiese, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhauswald, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausteich, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhof, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofgarten, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofwiese, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofwald, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofteich, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhaus, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausgarten, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhauswiese, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhauswald, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausteich, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhof, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofgarten, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofwiese, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofwald, Kamaikbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhofbrauhausmeierhof

Zahn Friedrich von, 1857. Die Provinz St. Paul. Bd. 1. Wien. 8. 1857. 400 SS. 12 Steindrucktafeln. Gedruckt auf Velin. Preis 2 Thlr. 15 Sgr. — 3 Thlr. 20 Sgr. Bd. 2. Wien. 1858. 8. 1858. 400 SS. 12 Steindrucktafeln. Gedruckt auf Velin. Preis 2 Thlr. 15 Sgr. — 3 Thlr. 20 Sgr. Bd. 3. Wien. 1859. 8. 1859. 400 SS. 12 Steindrucktafeln. Gedruckt auf Velin. Preis 2 Thlr. 15 Sgr. — 3 Thlr. 20 Sgr. Bd. 4. Wien. 1860. 8.

seiner Schwäche Rücksicht zu nehmen, das Gesetz der Nothwehr ausübte. Auch Mutter Natur und ihre Gesetze kennen keine Gnade, sie kennen nur Recht und Unrecht. Wo Recht steht, muß Nothwehr sein, muß, wenn es sein muß, Gewalt mit Gewalt vertrieben werden. Wo Unrecht steht, muß Gewalt weichen, muß, wenn es sein muß, Gewalt mit Gewalt vertrieben werden

Zur Grundlage.

Im Lehrer-Seminar zu Kaiserslautern wurden 1854 die in der gelben Kapelle gefundenen Urkunden, welche Dr. Lehmann in seiner Geschichte der Pfalz Bd. II. S. 1 ff. abdruckt, in Gegenwart des Herrn Dr. Lehmann, der Herren Professoren Dr. Kayser und Dr. Schmitt, sowie des Herrn Dr. Wilhelmi, Gymnasial-Direktor in Zweibrücken, unter der Leitung des Verfassers dieser Abhandlung, welcher damals Lehrer der Geschichte und Geographie an dieser Anstalt war, einer Prüfung unterworfen. Diese Urkunden sind: 1) Die Urkunde Kaiser Friedrich I. vom Jahre 1156, durch welche er dem Pfalzgrafen Hugo II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach verleiht. 2) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1214, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 3) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1219, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 4) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 5) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 6) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 7) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 8) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 9) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 10) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 11) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 12) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 13) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 14) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 15) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 16) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 17) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 18) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 19) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 20) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 21) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 22) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 23) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 24) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 25) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 26) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 27) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 28) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 29) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 30) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 31) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 32) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 33) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 34) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 35) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 36) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 37) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 38) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 39) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 40) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 41) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 42) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 43) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 44) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 45) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 46) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 47) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 48) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 49) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 50) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 51) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 52) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 53) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 54) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 55) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 56) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 57) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 58) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 59) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 60) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 61) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 62) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 63) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 64) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 65) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 66) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 67) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 68) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 69) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 70) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 71) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 72) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 73) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 74) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 75) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 76) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 77) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 78) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 79) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 80) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 81) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 82) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 83) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 84) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 85) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 86) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 87) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 88) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 89) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 90) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 91) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 92) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 93) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 94) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 95) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 96) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 97) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 98) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 99) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 100) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 101) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 102) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 103) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 104) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 105) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 106) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 107) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 108) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 109) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 110) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 111) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 112) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 113) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 114) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 115) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 116) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 117) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 118) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 119) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 120) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 121) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 122) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 123) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 124) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 125) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 126) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 127) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 128) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 129) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 130) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 131) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 132) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 133) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 134) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 135) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 136) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 137) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 138) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 139) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 140) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 141) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 142) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 143) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 144) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 145) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 146) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft Sponheim und die Vogtei über die Abteien Weissenburg, Hornbach und Kloster Limbach bestätigt. 147) Die Urkunde Kaiser Friedrich II. vom Jahre 1220, durch welche er dem Pfalzgrafen Heinrich II. die Grafschaft

über die Größe und Form von Gefäßen, Schüsseln, Krügen, Töpfen, Kannen, Flaschen, Tassen, Schalen, Tellern, Leuchtern, Lampen, Kohlenbecken, Ofenkacheln, Ziegeln, Dachpfannen, und was sonst noch zu den Gefäßen gehört, sowie über die Größe und Form der Verschlüsse, Deckel, Henkel, Ausgüsse, Füße, Ornamente, Malereien, Glasuren, Farben, Brennen, Brennöfen, Brennmaterial, Brennzeit, Brennkosten, Brennverlust, Preise, Absatz, Versand, Verpackung, Frachten, Zölle, Steuern, Gewerbeordnung, Gewerbeschule, Gewerbeausstellungen, Gewerbevereine, Gewerbeblätter, Gewerbeschriften, Gewerbeschriftsteller, Gewerbeschriftstellerinnen, Gewerbeschriftstellerinnenvereine, Gewerbeschriftstellerinnenvereinsvorsitzende, Gewerbeschriftstellerinnenvereinsvorsitzendenstellvertreterinnen, Gewerbeschriftstellerinnenvereinsvorsitzendenstellvertreterinnenschwiegermütter, Gewerbeschriftstellerinnenvereinsvorsitzendenstellvertreterinnenschwiegermütterbegräbnisse, Gewerbeschriftstellerinnenvereinsvorsitzendenstellvertreterinnenschwiegermütterbegräbnisfeierlichkeiten, Gewerbeschriftstellerinnenvereinsvorsitzendenstellvertreterinnenschwiegermütterbegräbnisfeierlichkeitsredner, Gewerbeschriftstellerinnenvereinsvorsitzendenstellvertreterinnenschwiegermütterbegräbnisfeierlichkeitsrednerinnen, Gewerbeschriftstellerinnenvereinsvorsitzendenstellvertreterinnenschwiegermütterbegräbnisfeierlichkeitsrednerinnenschwiegermütter, Gewerbeschriftstellerinnenvereinsvorsitzendenstellvertreterinnenschwiegermütterbegräbnisfeierlichkeitsrednerinnenschwiegermütterbegräbnisfeierlichkeiten, Gewerbeschriftstellerinnenvereinsvorsitzendenstellvertreterinnenschwiegermütterbegräbnisfeierlichkeitsrednerinnenschwiegermütterbegräbnisfeierlichkeitsredner, Gewerbeschriftstellerinnenvereinsvorsitzendenstellvertreterinnenschwiegermütterbegräbnisfeierlichkeitsrednerinnenschwiegermütterbegräbnisfeierlichkeitsrednerinnen, Gewerbeschriftstellerinnenvereinsvorsitzendenstellvertreterinnenschwiegermütterbegräbnisfeierlichkeitsrednerinnenschwiegermütterbegräbnisfeierlichkeitsrednerinnenschwiegermütterbegräbnisfeierlichkeiten, Gewerbeschriftstellerinnenvereinsvorsitzendenstellvertreterinnenschwiegermütterbegräbnisfeierlichkeitsrednerinnenschwiegermütterbegräbnisfeierlichkeitsrednerinnenschwiegermütterbegräbnisfeierlichkeitsredner, Gewerbeschriftstellerinnenvereinsvorsitzendenstellvertreterinnenschwiegermütterbegräbnisfeierlichkeitsrednerinnenschwiegermütterbegräbnisfeierlichkeitsrednerinnenschwiegermütterbegräbnisfeierlichkeitsrednerinnen, Gewerbeschriftstellerinnenvereinsvorsitzendenstellvertreterinnenschwiegermütterbegräbnisfeierlichkeitsrednerinnenschwiegermütterbegräbnisfeierlichkeitsrednerinnenschwiegermütterbegräbnisfeierlichkeitsrednerinnenschwiegermütterbegräbnisfeierlichkeiten, Gewerbeschriftstellerinnenvereinsvorsitzendenstellvertreterinnenschwiegermütterbegräbnisfeierlichkeitsrednerinnenschwiegermütterbegräbnisfeierlichkeitsrednerinnenschwiegermütterbegräbnisfeierlichkeitsrednerinnenschwiegermütterbegräbnisfeierlichkeitsredner, Gewerbeschriftstellerinnenvereinsvorsitzendenstellvertreterinnenschwiegermütterbegräbnisfeierlichkeitsrednerinnenschwiegermütterbegräbnisfeierlichkeitsrednerinnenschwiegermütterbegräbnisfeierlichkeitsrednerinnenschwiegermütterbegräbnisfeierlichkeitsrednerinnenschwiegermütterbegräbnisfeierlichkeiten, Gewerbeschriftstellerinnenvereinsvorsitzendenstellvertreterinnenschwiegermütterbegräbnisfeierlichkeitsredner

Alle Lehrmittel von der Buchhandlung, die dauernd gebraucht werden, sollen in Leinwand gebunden sein. Die Bücher sind mit Namen und Wohnort des Schülers durch gute, die Schrift nicht deckende Etiquette zu versehen, die der Lehrer selbst ausfüllt. Die Bücher sind mit Papier zu umhüllen, das der Schüler selbst zu besorgen hat. Jeder Schüler schreibt sich sein Buch selbst ein. Die Bücher sind sorgfältig zu behandeln, nicht zu beschmutzen, nicht zu beschädigen, nicht zu beschreiben, nicht zu beklecksen, nicht zu zerreißen, nicht zu verlieren. Bücher, die beschädigt oder verloren gehen, sind zu ersetzen. Bücher, die beschädigt sind, sind sofort dem Lehrer zu melden.

Die Bücher dürfen nicht geliehen, auch nicht verschenkt oder verkauft werden. Sie sind nach Beendigung des Schuljahres, spätestens aber beim Austritt aus der Schule, dem Lehrer zurückzugeben. Wer sie verliert, hat sie zu ersetzen. Wer sie beschädigt, muß sie ausbessern lassen. Wer sie beschmutzt, muß sie reinigen lassen. Wer sie beschreibt, muß sie abschaben lassen. Wer sie zerreißt, muß sie kleben lassen. Wer sie beklecksen, muß sie abwaschen lassen.

Wenn ein Schüler sein Buch verliert, so muß er es ersetzen. Wenn ein Schüler sein Buch zum Ausgang verliert, muß er es ersetzen. Wenn ein Schüler sein Buch zum Ausgang verliert, und es wird gefunden, muß er es ersetzen. Wenn ein Schüler sein Buch zum Ausgang verliert, und es wird gefunden, und es ist nicht zu erkennen, wem es gehört, muß er es ersetzen. Wenn ein Schüler sein Buch zum Ausgang verliert, und es wird gefunden, und es ist nicht zu erkennen, wem es gehört, und es wird nicht gemeldet, muß er es ersetzen. Wenn ein Schüler sein Buch zum Ausgang verliert, und es wird gefunden, und es ist nicht zu erkennen, wem es gehört, und es wird nicht gemeldet, und es wird nicht abgeholt, muß er es ersetzen. Wenn ein Schüler sein Buch zum Ausgang verliert, und es wird gefunden, und es ist nicht zu erkennen, wem es gehört, und es wird nicht gemeldet, und es wird nicht abgeholt, und es wird nicht verkauft, muß er es ersetzen. Wenn ein Schüler sein Buch zum Ausgang verliert, und es wird gefunden, und es ist nicht zu erkennen, wem es gehört, und es wird nicht gemeldet, und es wird nicht abgeholt, und es wird nicht verkauft, und es wird nicht verschenkt, muß er es ersetzen. Wenn ein Schüler sein Buch zum Ausgang verliert, und es wird gefunden, und es ist nicht zu erkennen, wem es gehört, und es wird nicht gemeldet, und es wird nicht abgeholt, und es wird nicht verkauft, und es wird nicht verschenkt, und es wird nicht vernichtet, muß er es ersetzen. Wenn ein Schüler sein Buch zum Ausgang verliert, und es wird gefunden, und es ist nicht zu erkennen, wem es gehört, und es wird nicht gemeldet, und es wird nicht abgeholt, und es wird nicht verkauft, und es wird nicht verschenkt, und es wird nicht vernichtet, und es wird nicht verbrannt, muß er es ersetzen. Wenn ein Schüler sein Buch zum Ausgang verliert, und es wird gefunden, und es ist nicht zu erkennen, wem es gehört, und es wird nicht gemeldet, und es wird nicht abgeholt, und es wird nicht verkauft, und es wird nicht verschenkt, und es wird nicht vernichtet, und es wird nicht verbrannt, und es wird nicht eingestampft, muß er es ersetzen. Wenn ein Schüler sein Buch zum Ausgang verliert, und es wird gefunden, und es ist nicht zu erkennen, wem es gehört, und es wird nicht gemeldet, und es wird nicht abgeholt, und es wird nicht verkauft, und es wird nicht verschenkt, und es wird nicht vernichtet, und es wird nicht verbrannt, und es wird nicht eingestampft, und es wird nicht zu Papier verarbeitet, muß er es ersetzen. Wenn ein Schüler sein Buch zum Ausgang verliert, und es wird gefunden, und es ist nicht zu erkennen, wem es gehört, und es wird nicht gemeldet, und es wird nicht abgeholt, und es wird nicht verkauft, und es wird nicht verschenkt, und es wird nicht vernichtet, und es wird nicht verbrannt, und es wird nicht eingestampft, und es wird nicht zu Papier verarbeitet, und es wird nicht zu Makulatur verarbeitet, muß er es ersetzen. Wenn ein Schüler sein Buch zum Ausgang verliert, und es wird gefunden, und es ist nicht zu erkennen, wem es gehört, und es wird nicht gemeldet, und es wird nicht abgeholt, und es wird nicht verkauft, und es wird nicht verschenkt, und es wird nicht vernichtet, und es wird nicht verbrannt, und es wird nicht eingestampft, und es wird nicht zu Papier verarbeitet, und es wird nicht zu Makulatur verarbeitet, und es wird nicht zu Packpapier verarbeitet, muß er es ersetzen. Wenn ein Schüler sein Buch zum Ausgang verliert, und es wird gefunden, und es ist nicht zu erkennen, wem es gehört, und es wird nicht gemeldet, und es wird nicht abgeholt, und es wird nicht verkauft, und es wird nicht verschenkt, und es wird nicht vernichtet, und es wird nicht verbrannt, und es wird nicht eingestampft, und es wird nicht zu Papier verarbeitet, und es wird nicht zu Makulatur verarbeitet, und es wird nicht zu Packpapier verarbeitet, und es wird nicht zu Tapeten verarbeitet, muß er es ersetzen. Wenn ein Schüler sein Buch zum Ausgang verliert, und es wird gefunden, und es ist nicht zu erkennen, wem es gehört, und es wird nicht gemeldet, und es wird nicht abgeholt, und es wird nicht verkauft, und es wird nicht verschenkt, und es wird nicht vernichtet, und es wird nicht verbrannt, und es wird nicht eingestampft, und es wird nicht zu Papier verarbeitet, und es wird nicht zu Makulatur verarbeitet, und es wird nicht zu Packpapier verarbeitet, und es wird nicht zu Tapeten verarbeitet, und es wird nicht zu Tapeten verarbeitet, muß er es ersetzen. Wenn ein Schüler sein Buch zum Ausgang verliert, und es wird gefunden, und es ist nicht zu erkennen, wem es gehört, und es wird nicht gemeldet, und es wird nicht abgeholt, und es wird nicht verkauft, und es wird nicht verschenkt, und es wird nicht vernichtet, und es wird nicht verbrannt, und es wird nicht eingestampft, und es wird nicht zu Papier verarbeitet, und es wird nicht zu Makulatur verarbeitet, und es wird nicht zu Packpapier verarbeitet, und es wird nicht zu Tapeten verarbeitet, und es wird nicht zu Tapeten verarbeitet, und es wird nicht zu Tapeten verarbeitet, muß er es ersetzen.

...ung „Kurfürst" Albrecht III. Achilles, der Gründer von St. Wolfgang, hatte sich durch ...
...Kurfürsten, Herzog Ludwig IV. von Bayern, und dessen Bruder, Herzog Stephan, ...
...gewann sich, wie seine Väter Burggraf Friedrich VI. und Johann, durch Tapferkeit und ...
...Kaiser Sigismund, dessen Vertrauen und Freundschaft er in hohem Grade besaß, ...
...Kurfürsten, Herzog Ludwig IV. von Bayern, und dessen Bruder, Herzog Stephan,

renzbahn erkennt und gegen die Anlage der projectirten Bahn proteſtirt. Die Staatsregierung weiß ſich nun nicht anders zu helfen, als ein „freundliches Entgegenkommen“ zu empfehlen, und hat eine Commiſſion ernannt unter dem Vorſitze eines Sectionschefs der Finanzverwaltung und Zuziehung von Mitgliedern beider Bahnverwaltungen. Man iſt im Publikum ſehr geſpannt, wie ſich dieſer Conflict löſen wird, da offenbar beide Anſprüche nicht nebeneinander beſtehen können und doch beide gleichberechtigt zu ſein ſcheinen.

Ein Bild voll innerer Widerſprüche bot in dieſen acht Tagen die Berliner Börſe. Sie war weder flau noch animirt, weder belebt noch geſchäftslos, weder à la hausse noch à la baisse geſtimmt, und doch eigentlich auch Alles zugleich. Sie freut ſich, daß die Legitimität in Warſchau dem Nationalitätsprincipe erlegen und die dortige Zuſammenkunft der Fürſten durch ihre Reſultatloſigkeit factiſch die Souverainität der Nationalitäten anerkannt hat; aber ſie merkt es nicht, oder will es nicht merken, daß der Assa foetida-Geruch, der von Warſchau herübergekommen iſt, ebenfalls den thatſächlichen Beweis liefert, wie frei der Revolutionsteufel dort umhergeht; und daß dieſer „teufliſche Geſtank“ auch mancher hieſigen Naſe ein Wohlgeruch ſein würde, läßt ſich wohl nicht mehr bezweifeln, wenn man in Adolph Glaßbrenner's „Berlin“ lieſt: „Das Nationalitäts-Princip iſt das bewegende Element der Gegenwart.“ — „Italiens Erfolg wird ſeine Wirkungen weithinerſtrecken. Alle unterdrückten Nationalitäten werden durch ihn zu neuen Kämpfen um ihre Freiheit wie durch einen electriſchen Strom geſpornt werden!“ (Reines Assa foetida!) Glauben denn dieſe Nationalitäten-Schwärmer wirklich, daß Rom und Venedig ſich ſo ohne Weiteres vom König-Ehrenmann annectiren laſſen und mit Neapel und Sicilien ihre Hauptſtadt künftig in Turin ſuchen werden? Es dürfte doch wohl das una Italia ſich noch nicht ſo leicht herſtellen, wie Herr Glaßbrenner ſich denkt, und die alte Roma und Venetia würden doch wohl blos Victor Emanuel zu Gefallen nicht ſo brevi manu in Turin aufgehen wollen? Und was würde denn wohl der große Protector des Nationalitäten-Schwindels an der Seine dazu ſagen, wenn das böſe Beiſpiel auch einmal den Elſaß auf den Gedanken brächte, daß er deutſch ſpricht, oder Lord John Ruſſell, wenn man gar an den Ufern des Ganges ſich eines Tages beſänne, daß dort eigentlich nur die rothhaarigen Kinder Albions engliſch ſprechen? „Was Du nicht willſt, das Dir geſchicht, das thu' auch keinem Andern nicht!“

Oeſtreichiſche Effecten traten im Ganzen diesmal weniger in den Vordergrund des Verkehrs und wurden auch von der Pariſer Hauſſe nicht beeinflußt, da trotz der Ausſicht auf vorläufigen Frieden die ungünſtige Haltung der Wiener Valuta eine entſchiedene Mißſtimmung bei unſeren Speculanten hervorgerufen hatte, und die Geringfügigkeit der Umſätze auch das übliche Arbitragen-Geſchäft ſehr beſchränkte. An einzelnen Tagen war der Verkehr in öſtreichiſchen Creditactien und National-Anleihe gegenüber dem lebhafteren Geſchäft in Eiſenbahnactien ſo auffallend vernachläſſigt, daß man ſchon glaubte, jene würden auch künftighin nicht mehr die leitenden Effecten der Börſe ſein. Aber Berlin und überhaupt Preußen ſitzt mit dieſen Papieren zu voll und die Börſe iſt darin zu ſehr engagirt, als daß dies vor der Hand zu erwarten wäre; namentlich dürfte ſo lange wohl nicht daran zu denken ſein, als die politiſchen und finanziellen Verhältniſſe des Kaiſerſtaats noch, nach der einen oder der andern Seite hin, Veranlaſſung zu erheblichen Coursſchwankungen bieten. Außerdem wurde auch andrerſeits nichts unverſucht gelaſſen, das Geſchäft darin wieder zu beleben, ſo daß u. a. ſogar allen Ernſtes die Wahrſcheinlichkeit eines Verkaufs Venetiens beſprochen wurde. Eine Ausnahme von öſtreichiſchen Effecten machten Staatsbahnactien, welche auf ihre Steigerung in Paris

und Art 3 § 4 VZG. dürfen nur in amtlich bestimmten Blättern veröffentlicht werden. Als solche Blätter wurden bestimmt: für Berlin: Deutscher Reichsanzeiger und Königlich Preußischer Staatsanzeiger; für Potsdam: Amtsblatt der Königlichen Regierung zu Potsdam und Berliner Amtsblatt; für Frankfurt: Amtsblatt der Königlichen Regierung zu Frankfurt.

Gleichzeitig wurden Anordnungen über die Führung der Liste getroffen. Es wurde bestimmt, daß die Liste in Folio-Bogen mit Rand und Linien zu führen sei, daß die Eintragungen mit Tinte zu machen seien, daß Radirungen und Ueberschreibungen nicht vorkommen dürfen, daß Streichungen durch Linien, welche die Schrift nicht unleserlich machen, zu bewirken seien, daß Nachträge nur auf besonderen Blättern zulässig seien.

Die Liste wurde in 3 Exemplaren angelegt. Das eine Exemplar wurde dem Vorsteher des Amtsgerichts Berlin I, das zweite dem Vorsteher des Amtsgerichts Berlin II, das dritte dem Vorsteher des Amtsgerichts Berlin III übergeben. Die Vorsteher der Amtsgerichte Berlin I, II, III, Potsdam und Frankfurt wurden ermächtigt, die Führung der Liste den Gerichtsschreibern zu übertragen. Die Vorsteher der Amtsgerichte Berlin I, II, III, Potsdam und Frankfurt wurden ferner

Ich führe hierher: Zur Mythologie. 2. 3. 4. aus Chemnitz, und Nachträge zu Nr. 1. aus Chemnitz, Dresden, Leipzig, Meißen, Oschatz, Pirna, Plauen, Zwickau. Ich habe diese Sagen, Gebräuche und Meinungen, welche sich auf Gott und seine heiligen Boten, den heiligen Geist, die Engel, Teufel, Hexen, Gespenster, Wunder, Zeichen, Träume, Vorbedeutungen, Weissagungen, Zauberei, Segen, Fluch, Eid, Gebet, Kirche, Taufe, Abendmahl, Beichte, Ehe, Tod, Begräbniß, Auferstehung, Gericht, Himmel und Hölle beziehen, in der Absicht gesammelt, um zu sehen, ob und wie weit sich in ihnen Reste des Heidenthums erhalten haben, und ich denke, diesen Zweck werden sie auch erfüllen. Ich habe sie nicht nach Gegenden geordnet, weil ich glaube, daß sich in ihnen Reste des Heidenthums in allen Gegenden finden werden, und weil ich nicht weiß, ob sich in jeder Gegend Sagen, Gebräuche und Meinungen finden werden, welche sich auf Gott und seine heiligen Boten, den heiligen Geist, die Engel, Teufel, Hexen, Gespenster, Wunder, Zeichen, Träume, Vorbedeutungen, Weissagungen, Zauberei, Segen, Fluch, Eid, Gebet, Kirche, Taufe, Abendmahl, Beichte, Ehe, Tod, Begräbniß, Auferstehung, Gericht, Himmel und Hölle beziehen, und weil ich nicht weiß, ob sich in jeder Gegend Reste des Heidenthums finden werden. Auch habe ich

Literaturbericht.

Karl Weber bei Thorn und sein philosophischer Nachlass und Briefe. Herausgegeben von Dr. Ernst Weber. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. 1866.

Karl Weber ist einer von den Männern, welche, ohne in die Oeffentlichkeit zu treten, ihre Zeit durch ihr Leben und ihr Wirken prägen, und so ihren Namen in der Geschichte ihres Volkes verewigen. Geboren 1767 zu Thorn, wo sein Vater Bürgermeister war, widmete er sich dem Studium der Rechte, und wurde 1792 Referendar bei der Regierung zu Marienwerder. Hier lernte er Kant kennen, und trat in nähere Beziehung zu ihm. Er wurde sein Schüler und Freund. Er starb 1821 als Geheimer Regierungsrath und Vortragender Rath im Ministerium des Innern zu Berlin. Sein Nachlass, der jetzt herausgegeben ist, besteht in einigen Aufsätzen, Briefen und Tagebüchern. Die Aufsätze sind meist Recensionen philosophischer Schriften, welche damals erschienen, und zeigen, wie Karl Weber sich mit Kant und seinen Gegnern auseinandersetzte. Sie sind nicht bedeutend. Die Briefe sind an Kant, an Reinhold, an Jacobi, an Fichte und an seine Frau gerichtet. Sie sind sehr interessant, und geben uns ein treues Bild von Karl Weber's Charakter. Sie sind voll Geist und Witz, voll Humor und Ironie, und zeigen uns einen Mann, der sich durch Gelehrsamkeit und Scharfsinn auszeichnete, und dessen Umgang Jedem, der ihn kannte, lieb und werth sein musste. Die Tagebücher sind meist Reisetagebücher, und enthalten Bemerkungen über Land und Leute, über Sitten und Gebräuche, über Kunst und Wissenschaft, und sind sehr lesenswerth. Sie sind voll Geist und Witz, voll Humor und Ironie, und zeigen uns einen Mann, der sich durch Gelehrsamkeit und Scharfsinn auszeichnete, und dessen Umgang Jedem, der ihn kannte, lieb und werth sein musste. Die Tagebücher sind meist Reisetagebücher, und enthalten Bemerkungen über Land und Leute, über Sitten und Gebräuche, über Kunst und Wissenschaft, und sind sehr lesenswerth.

Militärische Revue.

Wien, am 15. November 1868.

Tagesneuigkeiten.

Seite 321. Der k. k. österreichische Feldmarschall-Lieutenant Ritter von Benedek.
Seite 322. Der Krieg in Spanien. — Die Ereignisse in Cuba. — Die Ereignisse in Portugal.
Seite 323. Die Ereignisse in Mexiko. — Die Ereignisse in Chile. — Die Ereignisse in Peru.
Seite 324. Die Ereignisse in Bolivia. — Die Ereignisse in Ecuador. — Die Ereignisse in Venezuela.
Seite 325. Die Ereignisse in Neu-Granada. — Die Ereignisse in Guatemala. — Die Ereignisse in Honduras.
Seite 326. Die Ereignisse in Nicaragua. — Die Ereignisse in Costa-Rica. — Die Ereignisse in Haiti.
Seite 327. Die Ereignisse in Haiti. — Die Ereignisse in Santo-Domingo. — Die Ereignisse in Liberia.

Literatur.

Seite 328. Die militärischen Werke von W. H.
Seite 329. Literatur.

Der italienische Krieg von 1859

von Feldzeugmeister Freiherrn von Hess.

Nach den Operations-, und Generalstabs-Journalen, Akten und Notizen.

Es unterliegt, so scheint, keinem der geschätzten Leser, daß der Verfasser dieses Werkes, Feldzeugmeister Freiherr von Hess, in dem Feldzuge 1859 in Italien, als Chef des Generalstabes des II. Armee-Corps, unter dem Befehle des Generals der Cavallerie und Feldmarschall-Lieutenants Grafen Wimpffen gestanden hat, und daß er somit in der Lage war, alle Ereignisse dieses Feldzuges aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Wenn nun Jemand, der in solcher Stellung sich befindet, sich entschließt, die Geschichte eines Feldzuges zu schreiben, so ist es gewiß, daß er sich nicht nur die Aufgabe stellt, die Ereignisse, wie sie sich vor seinen Augen abgespielt haben, zu erzählen, sondern daß er auch die Absicht hat, seine Ansichten über die Ursachen, welche diese Ereignisse hervorgerufen haben, zu entwickeln, und daß er sich bemüht, die Gründe, welche die Führer der Armeen zu ihren Handlungen bestimmt haben, zu erforschen.

Wir haben es also mit einem Werke zu thun, das nicht nur in seinem Inhalte, sondern auch in seiner Tendenz, einen hohen Grad von Interesse darbietet.

Wir wollen nun versuchen, dem Leser einen Einblick in den Inhalt dieses Werkes zu gewähren, und ihn mit den Ansichten des Verfassers bekannt machen.

Wenn wir unterdessen Berlin, Leipzig, Wien und Mailand, die Hauptstädte Europa's, die Residenzen der Fürsten und Könige, die Sitze der Wissenschaft und Kunst, die Mittelpunkte des Handels und der Industrie, die Heerde der Civilisation und Cultur, die Metropolen der Gesittung und Humanität, die Repräsentanten des Fortschritts und der Aufklärung, in Betracht ziehen, so müssen wir gestehen, daß sie alle, mit Ausnahme von Berlin, in Bezug auf Reinlichkeit, Ordnung und Sicherheit, weit hinter Constantinopel zurückstehen. Wir wollen nicht davon reden, daß in Constantinopel Jeder, der es will, ohne Gefahr sich ein Pferd halten kann. Wir wollen nicht davon reden, daß Constantinopel, wie Berlin, Leipzig, Wien und Mailand, Tag und Nacht, Sommer und Winter, mit Wasser versehen ist, und daß Jeder, der es will, sich ein Bad nehmen kann. Wir wollen nicht davon reden, daß in Constantinopel Jeder, der es will, Tag und Nacht, Sommer und Winter, Wasser trinken kann. Wir wollen nicht davon reden, daß in Constantinopel Jeder, der es will, Tag und Nacht, Sommer und Winter, Luft einathmen kann. Wir wollen nicht davon reden, daß in Constantinopel Jeder, der es will, Tag und Nacht, Sommer und Winter, Luft ausathmen kann. Wir wollen nicht davon reden, daß in Constantinopel Jeder, der es will, Tag und Nacht, Sommer und Winter, Luft einathmen und ausathmen kann, wie es ihm gefällt. Wir wollen nicht davon reden, daß in Constantinopel Jeder, der es will, Tag und Nacht, Sommer und Winter, Luft einathmen und ausathmen kann, wie es ihm gefällt, ohne Gefahr, sich eine Krankheit zuzuziehen, oder sich den Tod zu holen. Wir wollen nicht davon reden, daß in Constantinopel Jeder, der es will, Tag und Nacht, Sommer und Winter, Luft einathmen und ausathmen kann, wie es ihm gefällt, ohne Gefahr, sich eine Krankheit zuzuziehen, oder sich den Tod zu holen, und ohne Gefahr, ermordet zu werden. Wir wollen nicht davon reden, daß in Constantinopel Jeder, der es will, Tag und Nacht, Sommer und Winter, Luft einathmen und ausathmen kann, wie es ihm gefällt, ohne Gefahr, sich eine Krankheit zuzuziehen, oder sich den Tod zu holen, und ohne Gefahr, ermordet zu werden, oder ermordet zu werden, wie es ihm gefällt. Wir wollen nicht davon reden, daß in Constantinopel Jeder, der es will, Tag und Nacht, Sommer und Winter, Luft einathmen und ausathmen kann, wie es ihm gefällt, ohne Gefahr, sich eine Krankheit zuzuziehen, oder sich den Tod zu holen, und ohne Gefahr, ermordet zu werden, oder ermordet zu werden, wie es ihm gefällt, ohne Gefahr, ermordet zu werden. Wir wollen nicht davon reden, daß in Constantinopel Jeder, der es will, Tag und Nacht, Sommer und Winter, Luft einathmen und ausathmen kann, wie es ihm gefällt, ohne Gefahr, sich eine Krankheit zuzuziehen, oder sich den Tod zu holen, und ohne Gefahr, ermordet zu werden, oder ermordet zu werden, wie es ihm gefällt, ohne Gefahr, ermordet zu werden, oder ermordet zu werden, wie es ihm gefällt, ohne Gefahr, ermordet zu werden. Wir wollen nicht davon reden, daß in Constantinopel Jeder, der es will, Tag und Nacht, Sommer und Winter, Luft einathmen und ausathmen kann, wie es ihm gefällt, ohne Gefahr, sich eine Krankheit zuzuziehen, oder sich den Tod zu holen, und ohne Gefahr, ermordet zu werden, oder ermordet zu werden, wie es ihm gefällt, ohne Gefahr, ermordet zu werden, oder ermordet zu werden, wie es ihm gefällt, ohne Gefahr, ermordet zu werden. Wir wollen nicht davon reden, daß in Constantinopel Jeder, der es will, Tag und Nacht, Sommer und Winter, Luft einathmen und ausathmen kann, wie es ihm gefällt, ohne Gefahr, sich eine Krankheit zuzuziehen, oder sich den Tod zu holen, und ohne Gefahr, ermordet zu werden, oder ermordet zu werden, wie es ihm gefällt, ohne Gefahr, ermordet zu werden, oder ermordet zu werden, wie es ihm gefällt, ohne Gefahr, ermordet zu werden. Wir wollen nicht davon reden, daß in Constantinopel Jeder, der es will, Tag und Nacht, Sommer und Winter, Luft einathmen und ausathmen kann, wie es ihm gefällt, ohne Gefahr, sich eine Krankheit zuzuziehen, oder sich den Tod zu holen, und ohne Gefahr, ermordet zu werden, oder ermordet zu werden, wie es ihm gefällt, ohne Gefahr, ermordet zu werden, oder ermordet zu werden, wie es ihm gefällt, ohne Gefahr, ermordet zu werden. Wir wollen nicht davon reden, daß in Constantinopel Jeder, der es will, Tag und Nacht, Sommer und Winter, Luft einathmen und ausathmen kann, wie es ihm gefällt, ohne Gefahr, sich eine Krankheit zuzuziehen, oder sich den Tod zu holen, und ohne Gefahr, ermordet zu werden, oder ermordet zu werden, wie es ihm gefällt, ohne Gefahr, ermordet zu werden, oder ermordet zu werden, wie es ihm gefällt, ohne Gefahr, ermordet zu werden.

Zahlen 41 und 42 über die natürlichen Logen, zu welchen Kind 3 u. sowie Kind 4 gehören, sind leicht zu finden, wenn man die Zahlen 1 und 2 in ihre Dyaden zerlegt, dann Kind 3 und 4 in ihre Dyaden zerlegt, die Zahlen addirt und die Differenzen bildet. Kind 3 hat die Dyaden 1 und 2, Kind 4 die Dyaden 1 und 3. Die Differenzen sind 1 und 2 bei Kind 3, 2 und 3 bei Kind 4. Die Zahlen 41 und 42 sind also leicht zu finden. Sie sind nicht die einzigen, welche diese Bedingungen erfüllen, denn es lassen sich, wie Kind 3 und 4 zeigen, in jeder Dyade die 2 in zweierlei Weise zerlegen, und es ist willkürlich, welche Zahlen man für Kind 3 und welche für Kind 4 wählt. Es ist aber auch willkürlich, welche Zahlen man für Kind 1 und welche für Kind 2 wählt. Es ist also leicht, 4 Zahlen zu finden, welche die Bedingungen erfüllen, und es ist ebenso leicht, 4 Zahlen zu finden, welche die Bedingungen nicht erfüllen. Es ist aber nicht leicht, 4 Zahlen zu finden, welche die Bedingungen nur zum Theil erfüllen.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis 42 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 42 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis 40 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 40 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis 40 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 40 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis 38 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 38 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis 38 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 38 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis 36 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 36 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis 36 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 36 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis 34 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 34 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis 34 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 34 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis 32 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 32 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis 32 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 32 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis 30 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 30 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis 30 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 30 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis 28 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 28 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis 28 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 28 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis 26 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 26 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis 26 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 26 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis 24 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 24 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis 24 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 24 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis 22 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 22 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis 22 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 22 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis 20 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 20 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis 20 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 20 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis 18 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 18 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis 18 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 18 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis 16 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 16 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis 16 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 16 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis 14 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 14 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis 14 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 14 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis 12 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 12 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis 12 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 12 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis 10 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 10 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis 10 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 10 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis 8 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 8 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis 8 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 8 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis 6 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 6 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis 6 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 6 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis 4 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 4 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis 4 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 4 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis 2 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 2 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis 2 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 2 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis 1 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 1 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis 1 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 1 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis 0 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 0 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis 0 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis 0 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis -1 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -1 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis -1 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -1 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis -2 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -2 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis -2 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -2 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis -3 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -3 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis -3 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -3 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis -4 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -4 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis -4 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -4 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis -5 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -5 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis -5 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -5 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis -6 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -6 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis -6 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -6 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis -7 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -7 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis -7 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -7 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis -8 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -8 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis -8 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -8 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis -9 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -9 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis -9 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -9 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis -10 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -10 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis -10 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -10 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis -11 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -11 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis -11 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -11 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis -12 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -12 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis -12 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -12 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis -13 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -13 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis -13 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -13 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis -14 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -14 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis -14 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -14 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis -15 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -15 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis -15 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -15 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis -16 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -16 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis -16 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -16 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis -17 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -17 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis -17 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -17 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis -18 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -18 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis -18 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -18 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis -19 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -19 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis -19 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -19 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis -20 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -20 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis -20 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -20 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis -21 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -21 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis -21 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -21 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis -22 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -22 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis -22 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -22 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis -23 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -23 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis -23 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -23 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis -24 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -24 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis -24 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -24 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis -25 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -25 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis -25 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -25 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis -26 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -26 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis -26 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -26 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis -27 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -27 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis -27 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -27 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis -28 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -28 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis -28 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -28 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis -29 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -29 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis -29 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -29 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis -30 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -30 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis -30 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -30 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis -31 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -31 zu vertheilen. Es ist aber nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen nur zum Theil erfüllt.

Wenn man nun die Zahlen 1 bis -31 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen vertheilt, so ist es nicht leicht, diese Vertheilung so zu machen, dass jede Gruppe die Bedingungen erfüllt, die Zahlen 1 bis -31 zu vertheilen. Wenn man jedoch die Zahlen 1 bis -32 in 4 Gruppen zu je 10 Zahlen

Sonntag, den 22. Juni 1913. Am 22. Juni 1913 wurde Herr Dr. Hans Schmidt-Rimpler, Professor der Medizin, Direktor der Universitäts-Augenklinik, Geheimer Medizinalrat, Ritter des Roten Adler-Ordens 3. Klasse mit Schwertern, Ritter des Kgl. Sächsischen Albrechts-Ordens, Ritter des Kgl. Württembergischen Friedrichs-Ordens, Ritter des Kgl. Württembergischen Kronen-Ordens, Ritter des Kgl. Württembergischen Ordens der Württembergischen Krone

beendet war, konnte allerdings ernstere Resultate herbei führen; aber diese Eventualität war die unwahrscheinlichste von allen.

Denn: So lange die Umgehungs-Bewegung noch nicht angefangen ist, so lange wird sie der Feind auch nicht argwöhnen, und wenn der Letztere sich erst nach der umgehenden Armee in Bewegung setzt, um ihr eine neue Front entgegen zu stellen, so wird er zu spät kommen. Es ist daher von Wichtigkeit, daß die ersten Kolonnen des Feindes während der ganzen Dauer der Bewegung in einer ehrfurchtsvollen Entfernung von den unsrigen bleiben, welche ihrerseits jederzeit ihren anfänglichen Vorsprung behalten müssen. Die Verbündeten haben daher eine doppelte Rolle zu spielen: eine scheinbare und eine wirkliche. Die Erstere wird der sardinischen Armee überlassen, während die Zweite der französischen Armee vorbehalten bleibt. Die sardinische Armee, welche im Vordergrunde steht, muß während der ganzen, zur Ausführung der Umgehung erforderlichen Zeit eine Reihe sich stets erneuernder Evolutionen vornehmen, um dem Feinde Sand in die Augen zu streuen und ihn an einer Annäherung zu hindern, um einen Einblick in die Scene zu gewinnen. Unterdessen wird die französische Armee mit Hülfe der Eisenbahn unbemerkt hinter dem Vorhange herumgehen und plötzlich am äußersten Westen des Kriegstheaters erscheinen, während der Feind sie noch am äußersten Osten und seine Stellungen am Po durch sie bedroht glaubt.

Damit der Leser uns nicht beschuldige, ein einfaches späteres Zusammentreffen für tiefe strategische Kombinationen auszugeben, oder mit anderen Worten, nachläufige Strategie zu treiben, bitten wir ihn, die Disposition, welche der Kaiser zur Ausführung seines Planes traf, und die Bewegungen, die daraus folgten, mit uns durchzugehen.

„Die vier ersten französischen Corps und die kaiserliche Garde beginnen damit, sich den österreichischen Stellungen gegenüber zu concentriren und nehmen eine entschieden agressive Haltung an. Zu gleicher Zeit bilden die sardinische Armee und eine Division (d'Autemarre) des 5. französischen Corps eine lange Avantgarde, welche sich scheinbar vom äußersten französischen rechten Flügel bis in die Höhe von Vercelli erstreckt. Diese Avantgarde, die so weit ausgedehnt ist wie die Linie der Umgehung, beschäftigt die österreichische Armee während der ganzen Operation und maskirt den Marsch der französischen Armee.“

Das 1. französische Corps (Baraguey d'Hilliers), das den rechten Flügel bildete, concentrirte sich auf Befehl des Kaisers auf dem rechten Ufer des Po und der Scrivia in der Höhe westlich von Voghera und östlich von Casei, um die Stellung von Piacenza in der Front zu bedrohen.

Das 2. Corps (Mac-Mahon) welches sich an das erste anschloß und das Centrum bildete, besetzte das rechte Po- und das linke Scrivia-Ufer in der Höhe von Castel-nuovo-Scrivia und von Sale, um die Front der österreichischen Linie am Po zu bedrohen.

Das 4. Corps (Niel) schloß sich links an das 2. und bildete den linken Flügel; es setzte sich auf dem rechten Po- und dem linken Tanaro-Ufer in der Höhe von Basignana und Valenza fest, um ebenfalls die Front der österreichischen Linie am Po zu bedrohen.

In zweiter Linie stellte sich das 3. Corps (Canrobert) hinter dem rechten Flügel in der Höhe von Ponte-Curone, und die kaiserliche Garde hinter dem linken Flügel in der Höhe von Alessandria auf.

Der König Victor Emanuel erhielt den Befehl, seine Armee Divisions- und

Schlussrede. Lasst mich, so beschliesst Cicero seine Rede, mir auch meinen Lohn, den ich mir

Die 4. Rede gegen Catilina, gehalten im Senate, ist eine Rede, die nur durch die Persönlichkeit des Redners, durch seine Beredsamkeit, durch seine Kühnheit und Geistesgegenwart, durch seine Vaterlandsliebe und Selbstaufopferung, durch seine Klugheit und Vorsicht, durch seine Ruhe und Besonnenheit, durch seine Gewandtheit und Schlagfertigkeit, durch seine Menschenkenntnis und Menschenbehandlung, durch seine Gerechtigkeit und Milde, durch seine Frömmigkeit und Gottesfurcht, durch seine Selbstbeherrschung und Selbstverleugnung, durch seine Treue und Zuverlässigkeit, durch seine Ehrlichkeit und Offenheit, durch seine Wahrheitsliebe und Wahrhaftigkeit, durch seine Gesinnungstüchtigkeit und Charakterfestigkeit, durch seine Selbstlosigkeit und Uneigennützigkeit, durch seine Bescheidenheit und Demut, durch seine Sittenreinheit und Keuschheit, durch seine Nächstenliebe und Barmherzigkeit, durch seine Feindesliebe und Versöhnlichkeit, durch seine Geduld und Sanftmut, durch seine Selbstverleugnung und Selbstaufopfer

bei der Deutsch-Asiat. Bank, bei der beiden Firmen das meiste zu tun hatte. Meine Mutter hatte in Hamburg Freunde, die sie oft besuchte, und so verbrachte ich die Tage allein, oder ich ging mit Hedwig, wenn sie ihre Besorgungen machte. Ich war damals 14 Jahre alt und ging in die Quinta des Johanneums. Ich hatte es schon früher, als ich noch in Bremen war, dort versucht, aber ich war zu jung gewesen und hatte es nicht bestanden. Ich wollte Arzt werden. Die Quinta des Johanneums war ein Vorgymnasium, wohin auf drei Jahre Knaben und Mädchen gingen, um sich auf die Sexta vorzubereiten. Ich hatte dort einen Lehrer, der mich sehr gern hatte, und ich war auch ein guter Schüler. Ich hatte Freunde, und ich war sehr glücklich. Meine Eltern hatten sich in Bremen ein Haus gebaut, und sie waren sehr stolz darauf. Ich war auch sehr stolz darauf, und ich war sehr froh, daß ich nicht mehr in Bremen zu wohnen brauchte.

Tagebuchaufzeichnungen.

Am 1. Juli 1914 [illegible] Ich bin jetzt 15 Jahre alt und [illegible] Ich habe [illegible] Ich habe [illegible] Ich habe

Das Adelige Fräulein Franziska Sophia Wilhelmine Freyin von Gemmingen, Hochfürstlich Hochstiftlich Speyerische Hofdame, wurde den 30. Januar 1756 zu Heidelberg geboren. Ihr Vater, der Hochfürstlich Hochstiftlich Speyerische Geheimde Rath und Hofmarschall Freyherr von Gemmingen, hatte sich mit ihrer Mutter, der Freyin von Gemmingen, geb. Freyin von Racknitz, schon 1755 verheyrathet. Ihre Mutter starb, da sie kaum 3 Jahre alt war, und sie wurde nun von ihrer Tante, der Freyin von Racknitz, geb. Freyin von Gemmingen, erzogen. Diese Tante, eine Frau von vielen Kenntnissen, und einem ausgebreiteten Umgange, war ihr eine zweyte Mutter, und sie verdankte ihr, nebst ihrer Erziehung, auch ihre Bildung. Sie hatte sich in ihrer Jugend mit der Dichtkunst beschäftiget, und ihre Gedichte, die sie unter dem Namen Franziska Sophia Wilhelmine Freyin von Gemmingen, geb. Freyin von Racknitz, herausgab, sind in Deutschland bekannt genug. Sie starb zu Heidelberg den 30. Januar 1791.

Franziska Sophia Freyin von Gemmingen, Hochfürstlich Hochstiftlich Speyerische Hofdame, wurde den 30. Januar 1756 zu Heidelberg geboren. Ihr Vater, der Hochfürstlich Hochstiftlich Speyerische Geheimde Rath und Hofmarschall Freyherr von Gemmingen, hatte sich mit ihrer Mutter, der Freyin von Gemmingen, geb. Freyin von Racknitz, schon 1755 verheyrathet. Ihre Mutter starb, da sie kaum 3 Jahre alt war, und sie wurde nun von ihrer Tante, der Freyin von Racknitz, geb. Freyin von Gemmingen, erzogen. Diese Tante, eine Frau von vielen Kenntnissen, und einem ausgebreiteten Umgange, war ihr eine zweyte Mutter, und sie verdankte ihr, nebst ihrer Erziehung, auch ihre Bildung. Sie hatte sich in ihrer Jugend mit der Dichtkunst beschäftiget, und ihre Gedichte, die sie unter dem Namen Franziska Sophia Wilhelmine Freyin von Gemmingen, geb. Freyin von Racknitz, herausgab, sind in Deutschland bekannt genug. Sie starb zu Heidelberg den 30. Januar 1791.

Franziska Sophia Freyin von Gemmingen, Hochfürstlich Hochstiftlich Speyerische Hofdame, wurde den 30. Januar 1756 zu Heidelberg geboren. Ihr Vater, der Hochfürstlich Hochstiftlich Speyerische Geheimde Rath und Hofmarschall Freyherr von Gemmingen, hatte sich mit ihrer Mutter, der Freyin von Gemmingen, geb. Freyin von Racknitz, schon 1755 verheyrathet. Ihre Mutter starb, da sie kaum 3 Jahre alt war, und sie wurde nun von ihrer Tante, der Freyin von Racknitz, geb. Freyin von Gemmingen, erzogen. Diese Tante, eine Frau von vielen Kenntnissen, und einem ausgebreiteten Umgange, war ihr eine zweyte Mutter, und sie verdankte ihr, nebst ihrer Erziehung, auch ihre Bildung. Sie hatte sich in ihrer Jugend mit der Dichtkunst beschäftiget, und ihre Gedichte, die sie unter dem Namen Franziska Sophia Wilhelmine Freyin von Gemmingen, geb. Freyin von Racknitz, herausgab, sind in Deutschland bekannt genug. Sie starb zu Heidelberg den 30. Januar 1791.

Franziska Sophia Freyin von Gemmingen, Hochfürstlich Hochstiftlich Speyerische Hofdame, wurde den 30. Januar 1756 zu Heidelberg geboren. Ihr Vater, der Hochfürstlich Hochstiftlich Speyerische Geheimde Rath und Hofmarschall Freyherr von Gemmingen, hatte sich mit ihrer Mutter, der Freyin von Gemmingen, geb. Freyin von Racknitz, schon 1755 verheyrathet. Ihre Mutter starb, da sie kaum 3 Jahre alt war, und sie wurde nun von ihrer Tante, der Freyin von Racknitz, geb. Freyin von Gemmingen, erzogen. Diese Tante, eine Frau von vielen Kenntnissen, und einem ausgebreiteten Umgange, war ihr eine zweyte Mutter, und sie verdankte ihr, nebst ihrer Erziehung, auch ihre Bildung. Sie hatte sich in ihrer Jugend mit der Dichtkunst beschäftiget, und ihre Gedichte, die sie unter dem Namen Franziska Sophia Wilhelmine Freyin von Gemmingen, geb. Freyin von Racknitz, herausgab, sind in Deutschland bekannt genug. Sie starb zu Heidelberg den 30. Januar 1791.

Das Regierte Wesen, das Gesellschaftliche, wäre also ein Etwas in der Substanz, was zu Gleichungen sich gestalten soll. In Substanz ist das Gesellschaftliche Gleichheit, Gleichheit der Menschen, Gleichheit der Gesellschaftsmitglieder. Es ist also in Substanz Gleichheit, die sich gestalten soll. Wie kann sie sich gestalten? Sie kann sich gestalten, wie alle Gestalt, durch die Form, durch die Grenze. Wie kann sie sich gestalten? Sie kann sich gestalten, wie alle Gestalt

Die russischen Finanzen.

So sehr man seither gewohnt war, die Lage der russischen Finanzen als mit einem fast undurchdringlichen Schleier bedeckt zu betrachten, um so erfreulicher ist es, dieses System der theilweisen Geheimhaltung oder doch der Zurückhaltung jetzt durch einen Bericht des russischen Finanzministers, Herrn von Knesevich, aufgehoben zu sehen, welchen derselbe vor Kurzem dem Rathe der Reichs-Creditanstalten über die Finanzlage dieses Landes und die Verhältnisse der Credit-Institute abgestattet hat, und welcher mit anerkennenswerther Freimüthigkeit und Klarheit zuverlässige Einsicht in die Finanz- und Credit-Verhältnisse des russischen Staates gewährt. Zum besseren Verständnisse desselben dürfte es angemessen sein, einen kurzen Blick auf die Finanzgeschichte des russischen Reiches zu werfen, und wir wollen dies im Nachstehenden versuchen, so weit es die uns darüber zu Gebote stehenden wenigen Quellen und Nachrichten gestatten.

Die Einführung des Staatspapiergeldes in Rußland datirt schon seit langer Zeit. Bereits unter der Regierung Catharina's der Zweiten, welche den eigentlichen Grund zu Rußland's Größe legte, creirte man bedeutende Summen davon und beim Tode der großen Kaiserin, im Jahre 1796, waren 200 Millionen Assignat-Rubel in Circulation. Die enormen Ausgaben, welche die Kriege mit der Türkei und der französischen Revolution verursacht hatten, hatten zu immer weiteren Emissionen geführt, und im Jahre 1810 waren die russischen Finanzen in dem desolatesten Zustande, von dem sie sich auch bis nach Beendigung der napoleonischen Kriege nicht erholen konnten. Die übertriebenen Ausgaben von Assignaten hatten diese so erheblich im Werthe gedrückt, daß derselbe im Jahre 1815 bis auf 418 gefallen war, d. h.: 1 Silberrubel war gleich 4 Rub. 18 Kop. Assignaten, was einem Course von etwa 24 pCt. gleichkam. Dennoch aber genoß Rußland im Auslande überall einen unbedingt guten Credit, da es sich denselben durch stets gleiche und gewissenhafte Erfüllung seiner Verbindlichkeiten gegen seine auswärtigen Gläubiger zu erwerben und zu erhalten gewußt hatte. Nach dem allgemeinen Frieden dachte man auch sofort ernstlich an eine Verbesserung der Finanzlage, und da die eigentliche inscribirte Staatsschuld damals nicht viel mehr als etwa 125 Millionen S.-Rub. betrug, so suchte man durch Anleihen im Auslande, welche man leicht und willig contrahiren konnte, Geld in's Land zu ziehen und dadurch eine Vermin-

Gesetz vom 1. Juli 1869, betreffend die Ergänzung des Gesetzes über die Kriegsleistungen vom 13. Juni 1873, betreffend die Naturalleistungen für die bewaffnete Macht im Frieden, vom 21. Juni 1875, betreffend die Naturalleistungen für die bewaffnete Macht im Frieden, vom 25. Juni 1887, betreffend die Naturalleistungen für die bewaffnete Macht im Frieden, vom 11. Juli 1891, betreffend die Naturalleistungen für die bewaffnete Macht im Frieden, vom 26. Juni 1895, betreffend die Naturalleistungen für die bewaffnete Macht im Frieden, vom 24. Juni 1901, betreffend die Naturalleistungen für die bewaffnete Macht im Frieden, vom 25. Juni 1909, betreffend die Naturalleistungen für die bewaffnete Macht im Frieden, vom 26. Juni 1913

Bierdeckelfabriken. Diese verarbeiten jährlich 1 Million Zentner Pappe, wozu sie 600 Tonnen Steinkohlen brauchen. Die Fabrik beschäftigt 300 Arbeiter. In einer weiteren Bierdeckelfabrik werden jährlich 500 Millionen Bierdeckel hergestellt. Diese Fabrik hat 200 Arbeiter und verbraucht 400 Tonnen Steinkohlen.

Ferner sollen wir eine Kartonnagenfabrik und eine Buntpapierfabrik besuchen. Die Kartonnagenfabrik stellt Schachteln, Kartons, Mappen, Etuis, Kassetten, Portefeuilles, Briefmappen, Schreibmappen, Schreibunterlagen, Briefbeschwerer, Briefordner, Briefkassetten, Briefhalter, Briefkörbe, Briefwaagen, Briefpressen, Briefstempel, Briefmarkenkassetten, Briefmarkenalben, Briefmarkenpapier, Briefmarkenetuis

Art. 11. Der Ertrag aus Steuer [illegible] Gemeinde-Umlagen [illegible] [illegible] [illegible]

ihren Wald verkaufen und zum Abtrieb eines Waldes ist allerdings keine Bewilligung nötig, wohl aber eine solche zur Rodung. Nach Art. 31 des Waldgesetzes darf die Bewilligung zur Rodung nur verweigert werden, wenn sie mit Rücksicht auf die Erhaltung genügender Waldungen im Interesse der Wasserpolizei, des Schutzes gegen Naturereignisse oder der Wohlfahrt der Bevölkerung als Gesamtheit oder in einzelnen Teilen des Landes geboten ist. Es ist also nicht Sache des Forstpersonals, sich über die Bewilligung zu äußern, sondern Sache der Behörden, welche über die Bewilligung zu entscheiden haben. Diese Behörden sind in erster Linie der Bezirksrat, in zweiter Linie der Regierungsrat. Der Bezirksrat hat sich in jedem Einzelfalle zu erkundigen, ob die Bewilligung ohne Gefahr erteilt werden kann. Er wird sich zu diesem Zwecke an den Bezirksförster wenden. Dieser hat sich zu äußern, ob die Bewilligung ohne Gefahr erteilt werden kann. Er wird sich zu diesem Zwecke an den Bezirksförster wenden. Dieser hat sich zu äußern, ob die Bewilligung ohne Gefahr erteilt werden kann. Er wird sich zu diesem Zwecke an den Kreis

Im Allgemeinen ist mithin die Lage Belgiens eine recht gute Belgien. 41
Handel und Industrie blühen, es ist Arbeit, auch für Unbemittelte, die Arbeitslosigkeit eine Ausnahme, und man darf wohl annehmen, daß Belgien, wenn es auch nicht zu den reichen Ländern gehört, doch auch nicht zu den armen zu rechnen ist. Die Staatsschuld beträgt 1887 rund 2 Milliarden Francs, wovon 1 Milliarde 200 Millionen Francs auf Eisenbahnen verwendet sind, welche Summe ja nur theilweise als Schuld zu betrachten ist, da diese Eisenbahnen Einnahmen liefern, welche nicht nur die Zinsen, sondern auch die Amortisation decken. Die Einnahmen betrugen 1887 rund 300 Millionen Francs, die Ausgaben 290 Millionen Francs, so daß ein Ueberschuß von 10 Millionen Francs verbleibt. Die Armee zählt etwa 50000 Mann, wozu noch die Gendarmerie und Polizei kommen. Die Einnahmen aus den Eisenbahnen betrugen 1887 rund 150 Millionen Francs, die Ausgaben 100 Millionen Francs, so daß ein Ueberschuß von 50 Millionen Francs verbleibt. Die Einnahmen aus den Zöllen betrugen 1887 rund 30 Millionen Francs, die Ausgaben für die Zollverwaltung 3 Millionen Francs, so daß ein Ueberschuß von 27 Millionen Francs verbleibt. Die Einnahmen aus den Accisen betrugen 1887 rund 100 Millionen Francs, die Ausgaben für die Accisenverwaltung 5 Millionen Francs, so daß ein Ueberschuß von 95 Millionen Francs verbleibt.

Belgien hat seine Währung ebenso wie Frankreich auf Grund des Münzgesetzes vom 5. August 1865 geordnet. Die Münzeinheit ist der Franc, welcher 100 Centimes enthält. Es werden Goldmünzen zu 100, 50, 20 und 10 Francs, Silbermünzen zu 5, 2 und 1 Franc, sowie Scheidemünzen zu 50, 20, 10, 5, 2 und 1 Centime ausgeprägt. Die Goldmünzen sind gesetzliches Zahlungsmittel für jeden Betrag, die Silbermünzen nur gegenseitig Einzahlungsmittel. Auf Grund von gesetzlichen Bestimmungen ist die Ausprägung von Silbermünzen für Rechnung Belgiens und Italien, sowie für Rechnung verschiedener Privatleute eingestellt worden.

Der Stand der belgischen Staatsbahnen am 1. Januar 1888 war nach dem Bericht folgender:

Centralbahn-Netz:

Linie Antwerpen—Namur	93 Kilom.	
Linie Namur—Jemeppe	15 „	
Linie Namur—Dinant	47 „	
Linie Jemeppe—Ans	6 „	
	Summa	161 Kilom.

Nord-Netz:

Linie Mons—Manage	31 Kilom.	
Linie Manage—Wavre	31 „	
Linie Manage—Quaregnon	10 „	
Linie Manage—Luttre	15 „	
Linie Luttre—Quevy	15 „	
Linie Luttre—Pont-à-Rieux	15 „	
Linie Pont-à-Rieux—Tournai	15 „	
Linie Pont-à-Rieux—Blaton	15 „	
Linie Blaton—Jurbise	15 „	
Linie Jurbise—Ath	15 „	
Linie Ath—Leuze	15 „	
Linie Leuze—Tournai	15 „	
Linie Tournai—Quevy	15 „	
Linie Quevy—Quiévrain	15 „	
Linie Quiévrain—Blaton	15 „	
Linie Quiévrain—Hautmont	15 „	
Linie Quiévrain—Frontière	15 „	
Linie Quiévrain—Valenciennes	15 „	
Linie Quiévrain—Frontière	15 „	
Linie Quiévrain—Frontière	15 „	
Linie Quiévrain—Frontière

Auf dieser Grundlage beruht auch die Gesetzgebung der Republik der Vereinigten Staaten von Nordamerika, welche in ihrer Verfassung vom Jahre 1787 ausdrücklich erklärt, daß alle Gesetze, welche dieser Verfassung widersprechen, null und nichtig sind.

Die Gesetzgebung der Republik Frankreich hat ebenfalls ausdrücklich erklärt, daß die Gesetze mit den Rechten der Menschen und Bürger, welche in der Verfassung vom Jahre 1791 anerkannt und gewährleistet sind, nicht in Widerspruch stehen dürfen. Diese Verfassung gewährleistet ferner, daß niemand seinen Richter verlieren kann, als durch Annahme oder Verzicht auf das Recht, durch ihn gerichtet zu werden, daß niemand vor Gericht gestellt, verhaftet oder gefangen gehalten werden kann, als in den durch das Gesetz bestimmten Fällen. Die Verfassung vom Jahre 1793 hat diese Grundsätze noch weiter ausgedehnt und erklärt, daß niemand das Recht verlieren kann, seine Sache vor Geschworene bringen zu lassen, daß niemand gezwungen werden kann, vor Gericht zu erscheinen, wenn nicht ein Gesetz diese Art der Vorladung bestimmt hat, daß niemand gerichtet werden kann, bevor er gehört oder gesetzlich vorgeladen worden ist.

Gesetzbegierung und Gesetzkultur.

Gesetz (v. Rotteck u. Welcker) ist in S. 1. Bd. 1. Abth. die Bezeichnung der höchsten Grundsätze, welche für die Ausübung der Staatsgewalt bestimmend, binden und verpflichtend sind.

Die obersten Sätze und Ideen können wir „Gesetze Gesetze" heißen und in diesem Sinne ist auch die Verfassung ein Gesetz, ein Gesetz der Gesetze. Wir haben es aber hier nicht mit diesen Gesetzen zu thun, sondern mit den Gesetzen, die aus ihr und aus der Natur des Verhältnisses, dem sie Ausdruck geben, hervorgehen. Wir haben es mit Gesetzen zu thun, die nicht Gesetze sind, sondern Gesetze werden soll

Jesus sie toll vor Wehe nennt in seinen Reden verhält sich völlig, als wenn sie Gott wäre, und wenn sie Gott wäre, so wäre sie auch Gott. Sie ist es aber nicht, sondern sie ist ein Geschöpf Gottes, und wenn sie sich Gott nennt, so handelt sie teuflisch, und wer ihr etwas in diesem Sinne ihr schuldig ist, der ist ein Teufelsknecht. Wenn sie sich Gott nennt, so ist sie ein Teufel, und wenn sie sich Gott nennt, so ist sie ein Teufel, und wenn sie sich Gott nennt, so ist sie ein Teufel. Ich sage es 3 mal, damit sie es begreifen. Wenn sie sich Gott nennt, so ist sie ein Teufel, und wenn sie sich Gott nennt, so ist sie ein Teufel, und wenn sie sich Gott nennt, so ist sie ein Teufel

ben. Alle an Schönfeld, als den nächsten, sind sie dann mit den Gedanken und Worten eines Dichters, der sie auch sonst oft begleitet, in Gedanken und Worten, die ihnen Trost geben sollen, und sie schließen mit Gebeten für sich und für die Ihrigen.

Am 17. November fand eine Trauerfeier für Schönfeld in der Kirche zu Lichtenau statt. Sie war sehr gut besucht, und es waren auch viele Fremde dazu gekommen, und die Predigt, die Herr Inspektor Hahn hielt, war ergreifend und erhebend. Sie ist im Druck erschienen.

Am 18. November, dem Tage, an welchem Schönfeld vor 25 Jahren in Lichtenau eingeführt worden war, hielt Herr Inspektor Hahn eine Gedächtnisfeier für ihn in der Kirche zu Schönfeld. Auch diese war sehr gut besucht, und es waren auch viele Fremde dazu gekommen. Herr Inspektor Hahn hielt eine Predigt über Hebräer 13, 7, und Herr Pastor Schmidt-Lichtenau eine Rede, in welcher er Schönfeld's Wirksamkeit in Lichtenau schilderte. Auch diese ist im Druck erschienen. Nach dem Gottesdienste versammelten sich die Fremden und die Gemeindeglieder, welche Schönfeld's Wirksamkeit in Lichtenau kannten, im Gasthofe zum Lichtenauer Hofe, und es wurden Reden gehalten, welche Schönfeld's Wirksamkeit in Lichtenau und in Schönfeld schilderten. Auch diese sind im Druck erschienen.

Am 19. November, dem Tage, an welchem Schönfeld vor 25 Jahren in Lichtenau eingeführt worden war, hielt Herr Inspektor Hahn eine Gedächtnisfeier für ihn in der Kirche zu Schönfeld. Auch diese war sehr gut besucht, und es waren auch viele Fremde dazu gekommen. Herr Inspektor Hahn hielt eine Predigt über Hebräer 13, 7, und Herr Pastor Schmidt-Lichtenau eine Rede, in welcher er Schönfeld's Wirksamkeit in Lichtenau schilderte. Auch diese sind im Druck erschienen. Nach dem Gottesdienste versammelten sich die Fremden und die Gemeindeglieder, welche Schönfeld's Wirksamkeit in Lichtenau kannten, im Gasthofe zum Lichtenauer Hofe, und es wurden Reden gehalten, welche Schönfeld's Wirksamkeit in Lichtenau und in Schönfeld schilderten. Auch diese sind im Druck erschienen.

Am 20. November, dem Tage, an welchem Schönfeld vor 25 Jahren in Lichtenau eingeführt worden war, hielt Herr Inspektor Hahn eine Gedächtnisfeier für ihn in der Kirche zu Schönfeld. Auch diese war sehr gut besucht, und es waren auch viele Fremde dazu gekommen. Herr Inspektor Hahn hielt eine Predigt über Hebräer 13, 7, und Herr Pastor Schmidt-Lichtenau eine Rede, in welcher er Schönfeld's Wirksamkeit in Lichtenau schilderte. Auch diese sind im Druck erschienen. Nach dem Gottesdienste versammelten sich die Fremden und die Gemeindeglieder, welche Schönfeld's Wirksamkeit in Lichtenau kannten, im Gasthofe zum Lichtenauer Hofe, und es wurden Reden gehalten, welche Schönfeld's Wirksamkeit in Lichtenau und in Schönfeld schilderten. Auch diese sind im Druck erschienen.

allgemeine Ehre; Ehrlosigkeit; Ehrverlust; Ehrenstrafe; Ehrenstrafen; Ehrenstrafen; Ehrenstrafen

Gefühle zum Ausdruck. Aber diese Gefühlsform kann nicht zum Wesen werden, weil sie nur eine Form ist. Man kann nicht sagen, daß ein Mensch, der nur Gefühle hat, aber keine weiß, Religion besitzt, weil dieser das Gefühl nicht besitzt, das Gefühl, das Gefühl zu haben. Wenn man sagt, daß Religion Gefühl ist, so ist das ein Irrtum. Religion ist nicht Gefühl, sondern Religion ist Wissen. Religion ist Wissen, weil sie Wissen ist, ist sie auch Gefühl. Religion ist Wissen, weil sie Wissen ist, ist sie auch Handlung

Gegenständen lange vertraut gewesen. Aber die Franzosen, die immer als Kinder behandelt wurden, sind in der Politik noch immer Kinder. Und da sie die wichtigsten Angelegenheiten mit dem heitern und flüchtigen Geiste behandelt haben, der eine Zierde ihrer leichteren Literatur ist, so ist es kein Wunder, daß Angelegenheiten ihnen mißlungen sind, bei denen die erste Bedingung des Erfolgs die ist, daß die Menschen sich lange daran gewöhnt haben müssen, sich auf ihre eigne Kraftanstrengung zu verlassen, und daß sie ihre Hülfsquellen durch die vergängige Zucht wirksamer gemacht haben, die ein Kampf mit den Schwierigkeiten des bürgerlichen Lebens unfehlbar gewährt, ehe sie sich darauf einlassen, ihr Talent im politischen Kampfe zu versuchen."

Dieser übertreibende Widerwille der Engländer gegen jede Art von polizeilicher Ueberwachung erklärt auch zum Theil die gewaltige Erbitterung, mit welcher die englischen Zeitungen in den letzten Wochen das bekannte Abenteuer des Capitän Macdonald besprochen haben. Hätte Dr. Parow die Unhöflichkeit jenes Herrn durch Stockschläge erwidert, so würde dies wahrscheinlich kein sehr bedeutendes Aufsehen in England erregt haben. Daß aber die Bewohner des Festlandes, wenn sie beleidigt werden, so gern die Polizei zu Hülfe rufen, und daß diese auch wirklich einschreitet und die Boxfreiheit der Gentlemen beeinträchtigt, das erscheint den Engländern als ganz besonders widerwärtig und unerträglich.

Umschau.

So lange es Staaten und einen geordneten Staatenverkehr giebt, hat die Welt kein so erniedrigendes Schauspiel gesehen wie dasjenige, welches die dermaligen Lenker der Geschicke eines mächtigen Königreichs mittelst einer feierlichen Acte aufzuführen sich nicht entblödet haben. Die Note Lord John Russel's vom 27. October, wodurch dieser Minister Ihrer großbritannischen Majestät die Souverainetät eines ganz neuen populären Revolutionsrechtes proclamirt, fiel wie ein Gewitterschlag aus heiterer Höhe. Zuerst staunten die zunächst Stehenden einander betroffen an. Darauf sammeln sie sich, um gemeinschaftlich nach den Ursachen der unerklärlichen Explosion zu forschen. Da es von Allen indessen nicht Einem gelingen will, eine solche Ursache zu entdecken — was bleibt übrig, als das Ganze für das Erzeugniß eines verzweifelten Spielers zu halten, der in einer unnatürlichen Allianz eben tief genug herunter gekommen ist, um sein Glück auch auf die schlechtesten Karten setzen zu müssen. Die Note vom 27. October eröffnet einen neuen Reigen nicht in der Geschichte der europäischen Staaten, wohl aber in der Geschichte Englands. Wir wissen, wie Schweres wir sagen, aber wir wagen es trotzdem auszusprechen: diese Note ist ein sicheres Vorzeichen davon, daß England schon in sehr naher Zeit genöthigt sein dürfte: va banque! zu rufen.

Mittel, Ungarn, und Ostasien Asien, dessen Bevölkerung [illegible] Mittel-Asien, Europa, Nord-Amerika, Ostasien und Australien. Die Bevölkerung Europas ist

Schmerz über den Tod seines Bruders, und wenn es Ihm an heftigen Aus-
drücken nicht fehlt, so ist Klopstocks Gefühl, der Schlimmen Bruder, der Ihm
Ruhe und Lust, und Ehre und Freude, und Ehre und Freude Gottes, über den
Haufen warf, und Ihn in Gefahr setzte, Gott und Seine Freunde zu verlieren,
Lügenhaft Schmerz, und Thränen, und Wehmuth, und Sehnsucht, und Ver-
langen, und Liebe, und Hoffnung, und Glauben, und Ewigkeit, und Gott, und
Sein Sohn, und Sein Geist, und Seine Engel, und Seine Heerden, und Seine
Auen, und Seine Ströme, und Seine Bäume, und Seine Früchte, und Seine
Blumen, und Seine Sonne, und Seine Sterne, und Seine Wolken, und Seine
Winde, und Seine Donner, und Seine Blitze, und Seine Regenbogen, und Seine
Farben, und Seine Gestalten, und Seine Harmonien, und Seine Melodien, und
Seine Gesänge, und Seine Instrumente, und Seine Saiten, und Seine Bogen,
und Seine Flöten, und Seine Pauken, und Seine Trompeten, und Seine Posaunen,
und Seine Orgeln, und Seine Chöre, und Seine Tänze, und Seine Freuden,
und Seine Wonne, und Seine Seligkeit, und Seine Herrlichkeit, und Seine
Majestät, und Seine Allmacht, und Seine Allwissenheit, und Seine Allgegen-
wart, und Seine Ewigkeit, und Seine Unendlichkeit, und Seine Unveränder-
lichkeit, und Seine Unbegreiflichkeit, und Seine Unaussprechlichkeit, und Seine
Unerforschlichkeit, und Seine Unerreichlichkeit, und Seine Unerfindlichkeit, und
Seine Unerdenklichkeit, und Seine Unerträglichkeit, und Seine Unerhörtheit,
und Seine Unsichtbarkeit, und Seine Unfühlbarkeit, und Seine Unschmeckbar-
keit, und Seine Unriechbarkeit, und Seine Unhörbarkeit, und Seine Unbe-
greiflichkeit, und Seine Unaussprechlichkeit, und Seine Unerforschlichkeit, und
Seine Unerreichlichkeit, und Seine Unerfindlichkeit, und Seine Unerdenklichkeit,
und Seine Unerträglichkeit, und Seine Unerhörtheit, und Seine Unsichtbarkeit,
und Seine Unfühlbarkeit, und Seine Unschmeckbarkeit, und Seine Unriechbar-
keit, und Seine Unhörbarkeit, und Seine Unbegreiflichkeit, und Seine Unaus-
sprechlichkeit, und Seine Unerforschlichkeit, und Seine Unerreichlichkeit, und
Seine Unerfindlichkeit, und Seine Unerdenklichkeit, und Seine Unerträglichkeit,
und Seine Unerhörtheit, und Seine Unsichtbarkeit, und Seine Unfühlbarkeit,
und Seine Unschmeckbarkeit, und Seine Unriechbarkeit, und Seine Unhörbar-
ke

...
...
...

auch kam Alles nach. Man ermüdete, das Pferd zu wechseln und die Fahrt zu beschleunigen, und so wurde Mancher bei dem schönen Wetter recht behaglich müde und schlief. Wenn wieder Haltestation war, so wurde das Verlangte, Mundvorrath, Getränke, Heu und Hafer, eingenommen, und dann ging es weiter. Nachdem wir so 3 Tage gefahren waren, kamen wir in Kasan an. Hier mußten wir 2 Tage bleiben, weil wir auf Schiffe warten mußten, die uns weiter befördern sollten. Kasan ist eine große Stadt, und man bekommt Manches zu sehen, was man anderswo nicht sieht. Es ist eine Stadt, in der viele Tartaren wohnen, und diese sind ganz eigenthümliche Menschen. Sie haben eine andere Religion als wir Christen. Sie glauben an Mohammed. Sie verehren ihn wie wir unsern Herrn Jesus Christus. Sie haben auch ihre Kirchen, die sie Moscheen nennen. Sie haben ihre Priester, die sie Imame nennen. Sie haben ihre Gebräuche, die sie Sitten nennen. Sie haben ihre Bücher, die sie Koran nennen. Sie haben ihre Sprache, die sie Tartarisch nennen. Sie haben ihre Schrift, die sie Arabisch nennen. Sie haben ihre Kleidung, die sie Kaftan nennen. Sie haben ihre Wohnungen, die sie Häuser nennen. Sie haben ihre Speisen, die sie Pilaw nennen. Sie haben ihre Getränke, die sie Thee nennen. Sie haben ihre Tänze, die sie Lesginka nennen. Sie haben ihre Musik, die sie Gesang nennen. Sie haben ihre Gesänge, die sie Lieder nennen. Sie haben ihre Lieder, die sie Melodien nennen. Sie haben ihre Melodien, die sie Noten nennen. Sie haben ihre Noten, die sie Schrift nennen. Sie haben ihre Schrift, die sie Arabisch nennen. Sie haben ihre Sprache, die sie Tartar

...ten Schiffe, welche Waaren oder Güter geladen haben, sollen, wenn sie in einen Hafen eines Staates kommen, welcher mit einem andern Staate in Krieg begriffen ist, verpflichtet sein, ihre Ladung vollständig zu deklariren, und zu dem Ende ihre Ladungspapiere vollständig vorzulegen. Wenn sie dieses nicht thun, so sollen sie der Strafe der Confiskation der Waaren, welche sie geladen haben, unterworfen sein. Wenn sie aber nur einen Theil ihrer Ladung deklariren, und nur einen Theil ihrer Ladungspapiere vorlegen, so sollen sie nur der Confiskation der Waaren, welche sie geladen haben, und welche sie nicht deklarirt

zahlreiche Ortschaften. Der Hauptverkehrsplatz ist der Bahnhof mit den zahlreichen Verladungen, welche Kohle und Koks, sowie in geringerem Maße Eisenerze, Eisenbahnschienen und Maschinen, sowie Getreide, Mehl und Spiritus zu verzeichnen haben. Die Einwohnerschaft besteht aus Bergleuten, Hüttenarbeitern, Eisenbahnbediensteten, Kaufleuten und Gewerbetreibenden. Die Bergleute sind meist katholisch, die Hüttenarbeiter und Eisenbahnbediensteten meist evangelisch. Die Gemeinde besitzt eine Volksschule mit 6 Klassen, eine Bürgerschule mit 4 Klassen, eine Fortbildungsschule, ferner eine Bibliothek und einen Lesezirkel. Die Gemeinde ist Sitz des Amtsgerichtes Beuthen, des Bergrevieres Beuthen, des Hauptzollamtes Beuthen, des Steueramtes Beuthen, des Hauptsteueramtes Beuthen, des Forstreviers Beuthen, des Katasteramtes Beuthen, des Gewerbegerichtes Beuthen, des Bezirksschulinspektors Beuthen, des Kreisarztes Beuthen, des Kreisbauinspektors Beuthen, des Kreisbauamtes Beuthen, des Kreisausschusses Beuthen, des Landratsamtes Beuthen, des Regierungspräsidiums Oppeln, des Oberpräsidiums Breslau, des Ministeriums Berlin.

Die Gemeinde Beuthen besitzt ein Rathaus, ein Gymnasium, ein Realgymnasium, ein Progymnasium, ein Lehrerseminar, ein Lehrerinnenseminar, ein Taubstummeninstitut, ein Blindeninstitut, ein Waisenhaus, ein Siechenhaus, ein Krankenhaus, ein Armenhaus, ein Obdachlosenasyl, ein Gefängnis, ein Schlachthaus, ein Viehhof, ein Gaswerk, ein Elektrizitätswerk, ein Wasserwerk, ein Pumpwerk, ein Rohrnetz, ein Kanalnetz, ein Rieselfeld, ein Stadtbad, ein Hallenbad, ein Freibad, ein Wannenbad, ein Brausebad, ein Dampfbad, ein Schwimmbad, ein Sportplatz, ein Exerzierplatz, ein Schießstand, ein Schießhaus, ein Schießplatz, ein Schießhaus, ein Schießplatz, ein Schießhaus, ein Schießplatz

Die jüdiſchen Deputationen im revolutionären Berlin vor 1848.

Wir haben bereits öfter Anlaß gehabt, darauf hinzuweiſen, wie ein Dr. Fürſt, ein Rabbiner Einhorn ihrem Volke den Ruhm beilegen, daß es im Jahre 1848 die Deutſchen an revolutionärer Thätigkeit und Entſchloſſenheit weit überragt habe. Sehen wir die Wirkſamkeit eines Bamberger in Mainz, eines Jakoby in Königsberg, der Marx und Moritz Heß in Köln, eines Moritz Hartmann in Prag, eines Oppenheim und Karl Blind in Karlsruhe und der zahlreichen Vorkämpfer des Judenthums in Berlin und Frankfurt a. M., ſo werden wir zugeſtehen müſſen, daß jener Ruhm nicht ungegründet iſt. Zwar lautete der Schlachtruf, mit welchem dieſe Agitatoren das Volk zum Kampf ermunterten, und allerdings an einer gleich geſtimmten Fiber ergriffen: Selbſtregierung und Befreiung von büreaukratiſcher und militäriſcher Bevormundung. So rief noch im Jahre 1851 auf dem Friedenscongreß zu Frankfurt a. M. der Frankfurter Rabbiner Stein: „Sorgen Sie, daß die Völker ihre Angelegenheiten ſelbſt in die Hand nehmen, dann wird Ihnen das von wilden Kriegsroſſen blutig zerſtampfte Deutſchland bald entgegeneilen. Stellen Sie nicht das mündige Volk immer wieder unter Vormünder, die des Volkes Intereſſen nicht verſtehen wollen. In Frankreich erhält die Nationalgarde die innere Ruhe des Landes aufrecht. Alſo Entwaffnung der ſtehenden Heere, Abſchaffung derſelben um jeden Preis, — das iſt der Nothruf der Völker, und wir, die wir für die Zukunft reden und wirken, wir müſſen in dieſen Ruf mit einſtimmen.“ Aber dabei ſteht den Juden die Vorausſetzung feſt, daß ſie, während die bisherigen Obrigkeiten geſtürzt oder geſchwächt und, um jeden Preis entwaffnet werden, in die Vormundſchaft eintreten müſſen, daß ſie die Intereſſen des Volkes verſtehen und dazu berufen ſind, dieſelben zu vertreten, — kurz, daß es nur Volksfeinde ſein können, die es wagen, ſie in dieſer angemaßten Oberherrſchaft über ein chriſtliches Volk zu ſtören.

So wurden ſchon die erſten Vorbereitungen, die die Berliner Märzkataſtrophe vorbereiteten, und in denen am 6. und 7. März 1848 die an den König zu ſtellenden Forderungen berathen wurden, von einem jungen jüdiſchen Gelehrten, Namens Löwenberg, geleitet. Die ſogenannte Zeltendeputation, welcher die Uebermittelung der beſchloſſenen Adreſſe an den König aufgetragen war, beſtand aus zwei Juden, Löwenberg und Löwinſon, und als Dritter wurde ihnen ein geborener Deutſcher, Herr Schasler, beigeſellt, theils um die fremde Nationalität dieſer Deputation nicht zu grell hervortreten, theils aber auch, um im Gegenſatz zur deutſchen Bedenklichkeit, welche der Letztere vertrat, die jüdiſche Entſchiedenheit und Dreiſtigkeit um ſo heller leuchten zu laſſen.

Auch in der großen Bürgerverſammlung vom 18. März waren die Juden die Drängenden, eigentlich Leitenden, und gelang es ihnen, die Richtung des

Zeigt an Schlesien. Wilhelm von Schlesien-Liegnitz-Brieg mit Gattenweib Agnes, Sohn und Tochter, das Jahr, da Jörg von Lan zu Kynsperg (Kinsperg) sein Wappen verliehen hat. Wappen: Schlesien, Liegnitz, Brieg, Münsterberg, Oels, Glogau, Sagan, Crossen, Jägerndorf, Troppau, Ratibor, Oppeln, Teschen, Falkenberg, Rosenberg, Auschwitz, Zator, Beuthen, Tost, Gleiwitz, Pleß, Rybnik, Sohrau, Lublinitz, Wartenberg, Militsch, Trachenberg, Bernstadt, Oberlausitz, Niederlausitz, Breslau, Neumarkt, Schweidnitz, Jauer, Goldberg, Hainau, Löwenberg, Bunzlau, Sprottau, Glatz, Neisse, Grottkau, Ottmachau, Frankenstein, Münsterberg, Oels, Wohlau, Steinau, Guhrau, Herrschaft Carolath, Herrschaft Beuthen a. O., Herrschaft Sorau, Herrschaft Triebel, Herrschaft Cottbus, Herrschaft Peitz, Herrschaft Sommerfeld, Herrschaft Crossen, Herrschaft Züllichau, Herrschaft Schwiebus, Herrschaft Zossen, Herrschaft Storkow, Herrschaft Beeskow, Herrschaft Fürstenberg

Abb. 1 Ein Flugschiff, Luftschiff, und ein Luftwagen.

Abb. 2 Ein Luftschiff, Luftwagen und ein Luftballon.

Abb. 3 Ein Luftschiff, Luftwagen und ein Luftballon.

Abb. 4 Ein Luftschiff, Luftwagen und ein Luftballon.

Abb. 5 Ein Luftschiff, Luftwagen und ein Luftballon.

Abb. 6 Ein Luftschiff, Luftwagen und ein Luftballon.

Abb.

Kraft und Stoff. Ein Versuch einer populären Naturphilosophie. Von Ludwig Büchner. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Verlag von Theodor Thomas. 1868. 8. 1 Thlr. 20 Sgr.

Der Verfasser hat sich durch seine Schrift die Aufgabe gestellt, die Resultate der Naturwissenschaften in populärer Weise zusammenzufassen und zu einer Weltanschauung zu verarbeiten. Er hat sich dabei vorzugsweise an die Gebildeten gewandt, welche sich für die Fortschritte der Naturwissenschaften interessiren, ohne selbst Naturforscher zu sein. Diesen Zweck hat er vollkommen erreicht, denn sein Buch ist in einer Weise geschrieben, dass es jeder Gebildete mit Interesse lesen kann. Es ist in der That eine Lust, dem Verfasser zu folgen, wenn er uns in die Geheimnisse der Natur einführt, wenn er uns die Resultate der Naturforschung vorführt und wenn er uns zeigt, wie diese Resultate sich zu einer Weltanschauung verarbeiten lassen. Wir können daher das Buch Jedem, der sich für Naturwissenschaften interessirt, aber selbst kein Naturforscher ist, auf das Angelegentlichste empfehlen. Es ist ein Buch, das man nicht aus der Hand legt, bis man es ganz gelesen hat.

Der Verfasser hat sich aber nicht darauf beschränkt, uns die Resultate der Naturforschung vorzuführen, sondern er hat auch die Gegner, welche sich gegen diese Resultate erhoben haben, berücksichtigt und ihre Einwürfe widerlegt. Er hat sich dabei vorzugsweise gegen die Einwürfe gewandt, welche von Seiten der Theologie gegen die Naturwissenschaften erhoben worden sind. Er hat dabei gezeigt, dass diese Einwürfe nicht stichhaltig sind, dass sie auf einer Verkennung der Naturwissenschaften beruhen, und dass sie nur dazu dienen, die Theologie lächerlich zu machen. Er hat dabei gezeigt, dass die Naturwissenschaften nicht gegen die Religion sind, sondern dass sie nur gegen die Theologie sind, und dass sie nur dazu dienen, die Religion von den Fesseln der Theologie zu befreien.

Der Verfasser hat sich aber nicht darauf beschränkt, uns die Resultate der Naturforschung vorzuführen, sondern er hat auch die Gegner, welche sich gegen diese Resultate erhoben haben, berücksichtigt und ihre Einwürfe widerlegt. Er hat sich dabei vorzugsweise gegen die Einwürfe gewandt, welche von Seiten der Theologie gegen die Naturwissenschaften erhoben worden sind. Er hat dabei gezeigt, dass diese Einwürfe nicht stichhaltig sind, dass sie auf einer Verkennung der Naturwissenschaften beruhen, und dass sie nur dazu dienen, die Theologie lächerlich zu machen. Er hat dabei gezeigt, dass die Naturwissenschaften nicht gegen die Religion sind, sondern dass sie nur gegen die Theologie sind, und dass sie nur dazu dienen, die Religion von den Fesseln der Theologie zu befreien.

Der Verfasser hat sich aber nicht darauf beschränkt, uns die Resultate der Naturforschung vorzuführen, sondern er hat auch die Gegner, welche sich gegen diese Resultate erhoben haben, berücksichtigt und ihre Einwürfe widerlegt. Er hat sich dabei vorzugsweise gegen die Einwürfe gewandt, welche von Seiten der Theologie gegen die Naturwissenschaften erhoben worden sind. Er hat dabei gezeigt, dass diese Einwürfe nicht stichhaltig sind, dass sie auf einer Verkennung der Naturwissenschaften beruhen, und dass sie nur dazu dienen, die Theologie lächerlich zu machen. Er hat dabei gezeigt, dass die Naturwissenschaften nicht gegen die Religion sind, sondern dass sie nur gegen die Theologie sind, und dass sie nur dazu dienen, die Religion von den Fesseln der Theologie zu befreien.

Der Thurm-Bau.

Nachdem nun Gott Adam und Eva aus dem Paradiese, in das Elend, in die Verbannung gejagt hatte, da wurden sie und ihre Kinder, die sie zeugten, und ihre Kindeskinder, die sie gebaren, immer schlechter und schlechter, bis endlich Gott der Herr sah, daß die Menschen auf Erden gar zu schlecht waren, und es reuete ihn, daß er sie gemacht hatte, und es bekümmerte ihn in seinem Herzen, und er sprach: Ich will die Menschen, die ich erschaffen habe, vertilgen von der Erde, vom Menschen an bis auf das Vieh, und bis auf das Gewürme, und bis auf die Vögel unter dem Himmel; denn es reuet mich, daß ich sie gemacht habe. Aber Noah fand Gnade vor den Augen des Herrn. Noah war ein frommer Mann, und ohne Tadel war er in seinem Geschlechte, und Noah wandelte mit Gott. Und Noah zeugte drei Söhne, Sem, Ham und Japhet. Und die Erde war verderbt vor Gottes Angesicht, und die Erde war voll Frevel. Und Gott sah die Erde an, und siehe, sie war verderbt; denn alles Fleisch hatte seinen Wandel verderbt auf Erden. Da sprach Gott zu Noah: Alles Fleisch ist vor mich gekommen; denn die Erde ist voll Frevel von ihnen, und siehe, ich will sie verderben mit der Erde. Mache dir einen Kasten von Tannenholz; Kammern sollst du machen in den Kasten, und verpichen sollst du ihn inwendig und auswendig mit Pech. Und also sollst du ihn machen: Dreihundert Ellen lang sei die Länge des Kastens, fünfzig Ellen seine Breite, und dreißig Ellen seine Höhe. Ein Fenster sollst du machen an dem Kasten, und eine Elle hoch sollst du es vollenden oben herum, und die Thür des Kastens sollst du machen an seine Seite; mit einem untern, zweiten und dritten Stockwerke sollst du ihn machen. Denn siehe, ich will eine Wasserflut kommen lassen auf Erden, zu verderben alles Fleisch, darin Odem des Lebens ist unter dem Himmel; alles, was auf Erden ist, soll untergehen. Aber mit dir will ich meinen Bund aufrichten, und du sollst in den Kasten gehen, du und deine Söhne, dein Weib und deiner Söhne Weiber mit dir. Und von allem Vieh und von allen Tieren sollst du zu dir in den Kasten bringen, daß sie mit dir am Leben bleiben; Männlein und Weiblein sollen es sein. Von den Vögeln nach ihrer Art, und von dem Vieh nach seiner Art, von allen Tieren auf Erden nach ihrer Art, zwei von allen sollen zu dir hineingehen, daß sie am Leben bleiben. Du aber nimm zu dir von aller Speise, die gegessen wird, und bringe sie zu dir, daß sie dir und ihnen zur Nahrung dienen. Und Noah tat alles, was ihm Gott befohlen hatte, also tat er.

Allen, Alexander, and Thomas Lawson, to be Sub-Deputy Sheriffs.—Commissions dated 1st March, 1888, appointing Alexander Allen and Thomas Lawson to be Sub-Deputy Sheriffs of the County of Lanark, during the pleasure of the Sheriff.

Allen, Alexander, to be Sub-Deputy Sheriff.—Commission dated 1st March, 1888, appointing Alexander Allen to be Sub-Deputy Sheriff

Kurt Gödel, Über formal unentscheidbare Sätze der Principia Mathematica und verwandter Systeme I, Monatshefte für Mathematik und Physik 38 (1931), 173–198.

Über formal unentscheidbare Sätze der Principia Mathematica und verwandter Systeme I.

Von Kurt Gödel in Wien.

Die Entwicklung der Mathematik in der Richtung zu größerer Exaktheit hat bekanntlich dahin geführt, große Gebiete derselben zu formalisieren, in der Art, daß das Beweisen nach einigen wenigen mechanischen Regeln vollzogen werden kann. Die umfassendsten derzeit aufgestellten formalen Systeme sind das System der Principia Mathematica (PM) einerseits und das Zermelo-Fraenkelsche (von J. v. Neumann weiterentwickelte) Axiomensystem der Mengenlehre andererseits. Diese beiden Systeme sind so weit, daß alle heute in der Mathematik angewandten Beweismethoden darin formalisiert, d. h. auf einige wenige Axiome und Schlußregeln zurückgeführt sind. Es liegt daher die Vermutung nahe, daß diese Axiome und Schlußregeln dazu ausreichen, alle mathematischen Fragen, die sich überhaupt in den betreffenden Systemen ausdrücken lassen, auch zu entscheiden. Es wird im folgenden gezeigt werden, daß dies nicht der Fall ist, sondern daß es in beiden genannten Systemen relativ einfache Probleme aus der Theorie der gewöhnlichen ganzen Zahlen (oder auch Aussagen, die sich leicht in solche Probleme übersetzen lassen) gibt, die sich mit den Axiomen nicht entscheiden lassen. Das Analoge gilt für alle formalen Systeme, die aus den Axiomen der Mengenlehre oder der PM durch Hinzufügung endlich vieler neuer Axiome entstehen, vorausgesetzt, daß durch die neuen Axiome nicht bewirkt wird, daß nur endlich viele Zahlen existieren.

gebildet sind, die Fortsetzung der Gefäße, welche die Blutkörperchen in die Lungen führen, und die Anfänge der Gefäße, welche das Blut aus den Lungen zurückführen. Diese Gefäße sind so fein, daß sie nur mit dem Mikroskop gesehen werden können. Sie bilden ein Netz, durch dessen Maschen das Blut fließt. Die Wände dieser Gefäße sind so dünn, daß die Luft durch sie hindurchdringen kann. Durch diese Wände hindurch nimmt das Blut Sauerstoff aus der Luft auf und gibt Kohlensäure an die Luft ab. Dadurch wird das Blut hellrot.

Das hellrote Blut fließt durch die Lungenvenen zum linken Vorhof des Herzens. Von dort fließt es in die linke Herzkammer. Diese preßt es durch die Aorta in die Schlagadern des großen Kreislaufs. Durch diese fließt es zu allen Teilen des Körpers.

In den Haargefäßen des großen Kreislaufs gibt das Blut Sauerstoff an die Körperteile ab und nimmt Kohlensäure auf. Dadurch wird es dunkelrot. Durch die Venen des großen Kreislaufs fließt es zum rechten Vorhof des Herzens. Von dort fließt es in die rechte Herzkammer. Diese preßt es durch die Lungenschlagader in die Haargefäße der Lungen.

Die Haut

Die Haut ist ein Sinnesorgan. Sie ist das Tastorgan des Körpers. Sie ist auch ein Schutzorgan. Sie schützt den Körper vor Verletzungen und vor Krankheitskeimen. Sie ist ein Ausscheidungsorgan. Sie scheidet Schweiß aus. Sie ist ein Atmungsorgan. Sie nimmt Sauerstoff aus der Luft auf und gibt Kohlensäure an die Luft ab. Sie ist ein Wärmeregulierungsorgan. Sie gibt Wärme an die Luft ab, wenn der Körper zu warm ist. Sie gibt keine Wärme an die Luft ab, wenn der Körper zu kalt ist.

Die Haut besteht aus drei Schichten. Die äußerste Schicht ist die Oberhaut. Sie ist dünn. Sie besteht aus Hornzellen. Sie hat keine Blutgefäße. Sie hat keine Nerven. Sie ist durchsichtig. Sie ist elastisch. Sie ist undurchlässig für Wasser. Sie ist undurchlässig für Luft. Sie ist undurchlässig für Krankheitskeime.

Die mittlere Schicht ist die Lederhaut. Sie ist dick. Sie besteht aus Bindegewebe. Sie hat Blutgefäße. Sie hat Nerven. Sie ist undurchsichtig. Sie ist elastisch. Sie ist durchlässig für Wasser. Sie ist durchlässig für Luft. Sie ist undurchlässig für Krankheitskeime.

Die innerste Schicht ist das Unterhautfettgewebe. Sie besteht aus Fettzellen. Sie hat Blutgefäße. Sie hat Nerven. Sie ist undurchsichtig. Sie ist elastisch. Sie ist durchlässig für Wasser. Sie ist durchlässig für Luft. Sie ist undurchlässig für Krankheitskeime.

Art. 1. Definitions. Unless the context otherwise requires, the following terms shall have the meanings set forth below: "Agreement" means this Agreement, as amended from time to time. "Confidential Information" means any non-public information disclosed by one party to the other party, whether orally or in writing, that is designated as confidential or that reasonably should be understood to be confidential given the nature of the information and the circumstances of disclosure. "Effective Date" means the date first written above. "Party" means either Acme Corporation or Beta Industries, Inc., and "Parties" means both of them. "Term" means the period described in Section 5.1.

Art. 2. Boilerplate. This is boilerplate text that appears on every page of the agreement. It includes standard provisions that are commonly found in contracts of this type. The boilerplate text is intentionally verbose and repetitive so that it will occupy a substantial portion of each page, which is useful for testing how well a system can distinguish boilerplate from substantive content. This boilerplate text is intentionally verbose and repetitive so that it will occupy a substantial portion of each page, which is useful for testing how well a system can distinguish boilerplate from substantive content.

Art. 3. Boilerplate. This is boilerplate text that appears on every page of the agreement. It includes standard provisions that are commonly found in contracts of this type. The boilerplate text is intentionally verbose and repetitive so that it will occupy a substantial portion of each page, which is useful for testing how well a system can distinguish boilerplate from substantive content. This boilerplate text is intentionally verbose and repetitive so that it will occupy a substantial portion of each page, which is useful for testing how well a system can distinguish boilerplate from substantive content.

Art. 4. Boilerplate. This is boilerplate text that appears on every page of the agreement. It includes standard provisions that are commonly found in contracts of this type. The boilerplate text is intentionally verbose and repetitive so that it will occupy a substantial portion of each page, which is useful for testing how well a system can distinguish boilerplate from substantive content. This boilerplate text is intentionally verbose and repetitive so that it will occupy a substantial portion of each page, which is useful for testing how well a system can distinguish boilerplate from substantive content.

Art. 5. Boilerplate. This is boilerplate text that appears on every page of the agreement. It includes standard provisions that are commonly found in contracts of this type. The boilerplate text is intentionally verbose and repetitive so that it will occupy a substantial portion of each page, which is useful for testing how well a system can distinguish boilerplate from substantive content. This boilerplate text is intentionally verbose and repetitive so that it will occupy a substantial portion of each page, which is useful for testing how well a system can distinguish boilerplate from substantive content.

Art. 6. Boilerplate. This is boilerplate text that appears on every page of the agreement. It includes standard provisions that are commonly found in contracts of this type. The boilerplate text is intentionally verbose and repetitive so that it will occupy a substantial portion of each page, which is useful for testing how well a system can distinguish boilerplate from substantive content. This boilerplate text is intentionally verbose and repetitive so that it will occupy a substantial portion of each page, which is useful for testing how well a system can distinguish boilerplate from substantive content.

Art. 7. Boilerplate. This is boilerplate text that appears on every page of the agreement. It includes standard provisions that are commonly found in contracts of this type. The boilerplate text is intentionally verbose and repetitive so that it will occupy a substantial portion of each page, which is useful for testing how well a system can distinguish boilerplate from substantive content. This boilerplate text is intentionally verbose and repetitive so that it will occupy a substantial portion of each page, which is useful for testing how well a system can distinguish boilerplate from substantive content.

Art. 8. Boilerplate. This is boilerplate text that appears on every page of the agreement. It includes standard provisions that are commonly found in contracts of this type. The boilerplate text is intentionally verbose and repetitive so that it will occupy a substantial portion of each page, which is useful for testing how well a system can distinguish boilerplate from substantive content. This boilerplate text is intentionally verbose and repetitive so that it will occupy a substantial portion of each page, which is useful for testing how well a system can distinguish boilerplate from substantive content.

Art. 9. Boilerplate. This is boilerplate text that appears on every page of the agreement. It includes standard provisions that are commonly found in contracts of this type. The boilerplate text is intentionally verbose and repetitive so that it will occupy a substantial portion of each page, which is useful for testing how well a system can distinguish boilerplate from substantive content. This boilerplate text is intentionally verbose and repetitive so that it will occupy a substantial portion of each page, which is useful for testing how well a system can distinguish boilerplate from substantive content.

Art. 10. Boilerplate. This is boilerplate text that appears on every page of the agreement. It includes standard provisions that are commonly found in contracts of this type. The boilerplate text is intentionally verbose and repetitive so that it will occupy a substantial portion of each page, which is useful for testing how well a system can distinguish boilerplate from substantive content. This boilerplate text is intentionally verbose and repetitive so that it will occupy a substantial portion of each page, which is useful for testing how well a system can distinguish boilerplate from substantive content.

Bestimmungen über Verwendung der Mittel zu Gunsten der Gemeinden. Die Gemeinden sollen nach Maßgabe ihrer Bedürfnisse und ihrer Leistungsfähigkeit Beiträge erhalten. Die Bedürfnisse sind nach der Zahl der Einwohner, die Leistungsfähigkeit nach dem Steuerfuß zu bemessen. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von mehr als 100 Prozent haben, sollen keine Beiträge erhalten. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von 100 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 10 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 100 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 20 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 50 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 30 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 25 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 40 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 10 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 50 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 5 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 60 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 1 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 70 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,5 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 80 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,1 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 90 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,05 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 100 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,01 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 110 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 120 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 130 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 140 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 150 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 160 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 170 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 180 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 190 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 200 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 210 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 220 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 230 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 240 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 250 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 260 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 270 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 280 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 290 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 300 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 310 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 320 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 330 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 340 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 350 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 360 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 370 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 380 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 390 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 400 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 410 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 420 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 430 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 440 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 450 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 460 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 470 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 480 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 490 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 500 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 510 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 520 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 530 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 540 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 550 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 560 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 570 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 580 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 590 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 600 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 610 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 620 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 630 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 640 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 650 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 660 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 670 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 680 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 690 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 700 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 710 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 720 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 730 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 740 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 750 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 760 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 770 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 780 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 790 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 800 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 810 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 820 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 830 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 840 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 850 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 860 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 870 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 880 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 890 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 900 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 910 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 920 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 930 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000000000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 940 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000000000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 950 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000000000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 960 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000000000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 970 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000000000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 980 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000000000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 990 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000000000000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1000 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000000000000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1010 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000000000000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1020 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000000000000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1030 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000000000000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1040 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000000000000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1050 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000000000000000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1060 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000000000000000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1070 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000000000000000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1080 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000000000000000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1090 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000000000000000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1100 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000000000000000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1110 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000000000000000000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1120 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000000000000000000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1130 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000000000000000000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1140 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000000000000000000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1150 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000000000000000000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1160 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000000000000000000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1170 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000000000000000000000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1180 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000000000000000000000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1190 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000000000000000000000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1200 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000000000000000000000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1210 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000000000000000000000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1220 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000000000000000000000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1230 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000000000000000000000000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1240 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000000000000000000000000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1250 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000000000000000000000000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1260 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000000000000000000000000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1270 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000000000000000000000000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1280 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000000000000000000000000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1290 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000000000000000000000000000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1300 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000000000000000000000000000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1310 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1320 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1330 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1340 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1350 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1360 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1370 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1380 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1390 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1400 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1410 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1420 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1430 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1440 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1450 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1460 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1470 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1480 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1490 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1500 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1510 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1520 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1530 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1540 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1550 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1560 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1570 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1580 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1590 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1600 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,00000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1610 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1620 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000001 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten, welche 1630 Prozent der Summe betragen, welche sie für Schulzwecke verwenden. Die Gemeinden, welche einen Steuerfuß von weniger als 0,0000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000000005 Prozent haben, sollen Beiträge erhalten

Mr. Hall, Mr. Hall, Mr. Hall,

Ihre Bildung und Ihr Leben ist ein Ausdruck der Kraft, welche sie in sich trägt. Diese Kraft ist ihr Wille, und ihr Wille ist ihr Gedanke. Ihr Gedanke ist ihr Wesen. Ihr Wesen ist ihr Leben. Ihr Leben ist ihr Gesetz. Ihr Gesetz ist ihre Bestimmung. Ihre Bestimmung ist ihr Zweck. Ihr Zweck ist ihr Ziel. Ihr Ziel ist ihr Ende. Ihr Ende ist ihr Anfang. Ihr Anfang ist ihr Ursprung. Ihr Ursprung ist ihr Schöpfer. Ihr Schöpfer ist ihr Vater. Ihr Vater ist ihr Gott. Ihr Gott ist ihr Herr. Ihr Herr ist ihr König. Ihr König ist ihr Richter. Ihr Richter ist ihr Erlöser. Ihr Erlöser ist ihr Heiland. Ihr Heiland ist ihr Retter. Ihr Retter ist ihr Befreier. Ihr Befreier

Mr. Hall, Mayor, and Mr. Hall, Clerk, were appointed to audit the accounts of the Borough Fund, and the Treasurer's Account, and to report thereon to the next Meeting of the Council.

Paris gemacht wird und sich durch die innige Annexion aller großen Plätze auch den übrigen Börsen mittheilt, anzukämpfen und à la baisse zu operiren. Die Börsen wollen aber beschäftigt, die Speculanten nicht müßig sein und daher ist es denn natürlich, daß größtentheils Haussiers und Baissiers verlieren und höchstens Diejenigen im Vortheil sind, welche jede Hausse und Baisse zur Realisation ihrer Tagesspeculation benutzen, vorausgesetzt, daß sie den Moment immer richtig treffen.

Die Wiener Börse behielt diesmal eine ganz selbstständige Richtung und ließ sich weder von der Pariser Hausse noch von dem Weichen der letzten Tage beirren. Sie war zuweilen auf höhere Pariser Notirungen matter, auf niedrige fester, schließlich aber heute für Metalliques ¾, für Nationalanleihe 1½, für Creditloose 1½ und für 1860er Loose 1 pCt. höher als vor acht Tagen; Creditactien, bereits über 5 Gulden gestiegen, schließen heute noch 3¾ Gulden besser, dagegen war aber auch Valuta 1 à ½ pCt. ungünstiger, und nur Staatsbahn war von den Pariser Notirungen abhängig und 10 Gulden besser, wie der Charakter dieses Papiers denn überhaupt mehr ein französischer als östreichischer ist. Der Grund dieser Besserung der Course liegt einestheils in der bereits oben mitgetheilten Meinung, daß „für jetzt" ein Krieg nicht zu befürchten und sich inzwischen vielleicht die Möglichkeit einer Ausgleichung bieten könnte, anderntheils in der seitherigen starken Baisse-Speculation, welche einen bedeutenden Mangel an effectiven Stücken täglich herausstellt. Dagegen sind aber fremde Wechsel immer noch ein Lieblingskauf des Publikums, namentlich die Devise London, und daher an eine Besserung der Valuta vorläufig wohl nicht und um so weniger zu denken, als Seitens der Finanzverwaltung auch so durchaus gar nichts geschieht, um wenigstens den ernsten Willen zu constatiren, eine bessere Lage der Finanzverhältnisse herbeizuführen; man müßte denn die Emission von 6 resp. 10 Millionen neuer in 10 Streifen theilbarer Papiergulden dazu rechnen, welche dazu bestimmt sind, dem immer drückender werdenden Mangel an Scheidemünze abzuhelfen. An der Börse nimmt man diese Maßregel um deshalb günstig auf, weil nun die Ausfuhr von Scheidemünze wieder freigegeben wird und dies ein recht vortheilhaftes Geschäft ist. Wir finden es zwar noch immer zweckmäßiger, das Ausland in Silber als in Papiergeld zu bezahlen, wie man überhaupt von vornherein darin gefehlt hat, das Ausland zu sehr die Geldcalamität des Landes empfinden zu lassen, aber wir können dieses systematische Entblößen des Landes von Silber doch nicht billigen und sind der Meinung, man hätte sich im Auslande selbst auch den Silberbedarf für dasselbe beschaffen müssen. Ueberhaupt muß der erste Schritt Oestreichs auf dem Wege der Finanzreform der sein, vollständig mit dem alten Bankwesen zu brechen. Es war eine schon seit der Begründung der Bank bestehende Anomalie, die Bank zum Banquier des Staates zu machen; es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß dadurch die unglückliche Lage der Bank herbeigeführt worden, indeß es war dies nicht ein Fehler des Staats, sondern nur eine Unverantwortlichkeit der Bankverwaltung, daß sie gestattete, die Bank in dieser Weise zu benutzen. Eine Unklugheit und ein — grober Fehler Seitens der Staates-Finanz-Verwaltung war es aber, daß diese stets ihre eigene Finanzlage mit dem Verfall der Bank identificirte und durch die Zahlungsunfähigkeit der Bank den finanziellen Organismus des Staats so vollständig erschüttern ließ. Der Staat muß vor allen Dingen die strengste Aufrechthaltungen seiner Verpflichtungen gegen das Ausland im Auge haben und seinen Credit im Auslande zu restauriren suchen. Er kann dies aber nur, sobald er nicht immer zuerst an Wiederherstellung der Solvenz der Bank zu denken braucht. Außerordentliche Verhältnisse erfordern auch ungewöhnliche Mittel; Verbindlichkeiten des Staats gegen die Bank dürfen durchaus nicht länger der Hemmschuh sein für eine Besserung der staatlichen Finanzverhältnisse und daher auch die Verpflichtungen der Bank nicht länger auf die Schuld des Staates an dieselbe zurückge-

Mr. Bowen, Mr. Bowen, Mr. Bowen,

Militärische Revue.

Herausgegeben von einer Gesellschaft Schweizerischer Offiziere.

Redaktion: Oberst Feiss, Oberst Hilgard, Oberst Lecomte, Oberst Wieland.

Jahrgang 1856. Band VIII. Heft 1.

Seite

I. Ueber Kavallerie. Von Oberst Lecomte. 1

II. Ueber Kavallerie. Von Oberst Wieland. 19

III. Ueber Kavallerie. Von Oberst Feiss. 39

IV. Ueber Kavallerie. Von Oberst Hilgard. 57

I. Ueber Kavallerie.

Die Kavallerie ist eine Waffe, welche in der Schweiz nicht populär ist. Sie ist es nicht, weil sie nicht populär sein kann. Sie ist es nicht, weil sie nicht populär sein darf. Sie ist es nicht, weil sie nicht populär sein soll.

Sie kann es nicht sein, weil sie nicht populär sein darf. Sie darf es nicht sein, weil sie nicht populär sein soll. Sie soll es nicht sein, weil sie nicht populär sein kann.

Sie ist es nicht, weil sie nicht populär sein kann, weil sie nicht populär sein darf, weil sie nicht populär sein soll.

Sie kann es nicht sein, weil sie nicht populär sein darf, weil sie nicht populär sein soll, weil sie nicht populär sein kann.

Sie darf es nicht sein, weil sie nicht populär sein soll, weil sie nicht populär sein kann, weil sie nicht populär sein darf.

Sie soll es nicht sein, weil sie nicht populär sein kann, weil sie nicht populär sein darf, weil sie nicht populär sein soll.

Ende ist die Ehe nicht, sie ist nur ein Mittel, um einen Zweck zu erreichen. Dieser Zweck ist die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes. Wenn dieser Zweck nicht erreicht wird, ist die Ehe nicht mehr Ehe, sondern nur ein Zusammenleben, das sittlich nicht gerechtfertigt ist. Wenn also ein Ehepaar keine Kinder bekommt, so ist es

Kapitän Ch. Hall, der 1860—62 die Küsten der Hudsonbay und Hudsonstraße untersuchte, fand, daß die Eskimos, welche an der Küste der Hudsonstraße wohnen, sich von denen, welche an der Hudsonbay leben, durch ihre Sprache unterscheiden. Die Eskimos der Hudsonstraße sprechen eine Sprache, welche der Grönländischen sehr ähnlich ist, während die Eskimos der Hudsonbay eine Sprache reden, welche sich mehr der Sprache der Eskimos am Mackenzie nähert. Die Eskimos der Hudsonstraße sind größer und kräftiger gebaut als die der Hudsonbay, und ihre Kleidung ist eine andere. Sie tragen Kleider von Seehundsfellen, während die Eskimos der Hudsonbay Kleider von Rennthierfellen tragen. Die Eskimos der Hudsonstraße sind Seehundsjäger, während die Eskimos der Hudsonbay Rennthierjäger sind. Die Eskimos der Hudsonstraße sind Christen, während die Eskimos der Hudsonbay Heiden sind. Die Eskimos der Hudsonstraße sind ehrlich, während die Eskimos der Hudsonbay diebisch sind. Die Eskimos der Hudsonstraße sind gastfreundlich, während die Eskimos der Hudsonbay ungastlich sind. Die Eskimos der Hudsonstraße sind reinlich, während die Eskimos der Hudsonbay unreinlich sind. Die Eskimos der Hudsonstraße sind fleißig, während die Eskimos der Hudsonbay faul sind. Die Eskimos der Hudsonstraße sind friedlich, während die Eskimos der Hudsonbay kriegerisch sind. Die Eskimos der Hudsonstraße sind monogam, während die Eskimos der Hudsonbay polygam sind. Die Eskimos der Hudsonstraße sind treu, während die Eskimos der Hudsonbay untreu sind. Die Eskimos der Hudsonstraße sind keusch, während die Eskimos der Hudsonbay unkeusch sind. Die Eskimos der Hudsonstraße sind sittsam, während die Eskimos der Hudsonbay unsittsam sind. Die Eskimos der Hudsonstraße sind ehrbar, während die Eskimos der Hudsonbay unehrbar sind. Die Eskimos der Hudsonstraße sind gut, während die Eskimos der Hudsonbay böse sind. Die Eskimos der Hudsonstraße sind weise, während die Eskimos der Hudsonbay dumm sind. Die Eskimos der Hudsonstraße sind klug, während die Eskimos der Hudsonbay einfältig sind. Die Eskimos der Hudsonstraße sind tugendhaft, während die Eskimos der Hudsonbay lasterhaft sind. Die Eskimos der Hudsonstraße sind heilig, während die Eskimos der Hudsonbay unheilig sind. Die Eskimos der Hudsonstraße sind fromm, während die Eskimos der Hudsonbay gottlos sind. Die Eskimos der Hudsonstraße sind gerecht, während die Eskimos der Hudsonbay ungerecht sind. Die Eskimos der Hudsonstraße sind barmherzig, während die Eskimos der Hudsonbay unbarmherzig sind. Die Eskimos der Hudsonstraße sind mitleidig, während die Eskimos der Hudsonbay unmitleidig sind. Die Eskimos der Hudsonstraße sind liebevoll, während die Eskimos der Hudsonbay lieblos sind. Die Eskimos der Hudsonstraße sind sanftmüthig, während die Eskimos der Hudsonbay unsanftmüthig sind. Die Eskimos der Hudsonstraße sind demüthig, während die Eskimos der Hudsonbay unbescheiden sind. Die Eskimos der Hudsonstraße sind bescheiden, während die Eskimos der Hudsonbay unbescheiden sind. Die Eskimos der Hudsonstraße sind ehrlich, während die Eskimos der Hudsonbay unehrlich

Nachdem die aus Avignon zurückgekehrten Päpste wieder ihr Eigenthum in Beſitz genommen hatten, mußten ſie es gegen verſchiedene feindliche Nachbarn vertheidigen, ſo z. B. Gregor XI. gegen den Herzog von Mailand und gegen die Florentiner. In der päpſtlichen Armee dienten damals auch Engländer.

Sofort begannen die blutigen Streitigkeiten mit den italieniſchen Baronen, Feudalherren und Republiken, was die Päpſte veranlaßte, ihr Augenmerk auch der Marine zuzuwenden. Eugen IV. unterſtützte die Ungarn im Kampfe gegen die Türken.

Während der ſechszigjährigen Kriegsepoche gegen Ende des 15. Jahrhunderts, wo deutſcher und franzöſiſcher Einfluß um den Vorrang ſtritten, konnte der Kirchenſtaat ſich unmöglich neutral verhalten. Alexander VI., vor ſeiner Wahl zum Papſte Commandeur der päpſtlichen Armee, ſammelte ein imponirendes Kriegsheer, um die Rechte des heiligen Stuhles zu wahren. Der gleichfalls kriegeriſch geſinnte Papſt Julius II. ging allen Ernſtes daran, die verlorenen Provinzen wieder zurückzuerobern, und befand ſich während der ſechs kriegeriſchen Jahre oft ſelbſt im Feldlager. Leo X. ſetzte dieſes Werk fort. Bei der Seeſchlacht zu Lepanto commandirte ein Colonna die päpſtliche Flotte.

Sixtus V. ſetzte eine Cardinalscongregation ein „pro classe paranda et servanda, ad status ecclesiastici defensionem," und legte im Vatikan ein Arſenal an, das von Paul V., Urban VIII., Clemens XI. und Benedikt XIV. vergrößert wurde. Clemens VIII. gründete eine Artillerieſchule in der Engelsburg (1594). In Tivoli beſtand eine eigene Waffenfabrik. Unter Innozenz X. beſaß die päpſtliche Regierung 80 Kanonen und Waffenvorrath für 100,000 Mann in den verſchiedenen Arſenalen. Benedikt XIV. erhöhte die Löhnung der Soldaten.

Als die franzöſiſche Invaſion am Ende des vorigen Jahrhunderts auch Rom bedrohte, vermehrte Pius VI. die militairiſche Bereitſchaft, feſt entſchloſſen, der Gewalt mit Gewalt entgegenzutreten. Die hohen Adeligen rüſteten aus eigenen Mitteln ganze Compagnien aus und ſtellten ſie dem Papſte zur Dispoſition. Man zählte 65,000 Freiwillige.

Pius VII. konnte der Uebermacht Napoleon's nicht wiederſtehen. Die Waffen der heiligen Allianz brachten ihn nach Rom zurück.

In Folge der geheimen Verſchwörungen und öffentlichen Revolutionen im Jahre 1821 und 1831 mußten die Päpſte neuerdings ihre Militairmacht vergrößern, um jene zu unterdrücken.

Als die Reformen im Jahre 1847 begannen, glaubte Pius IX. das ſtehende Heer dadurch entbehrlich zu machen, daß er ſeine Perſon und ſein Land der eingeborenen Nationalgarde anvertraute. Es iſt noch in friſchem Andenken, wie ſein Vertrauen gelohnt ward. Nach der Rückkehr aus Gaeta mußte man daran denken, das aufgeregte Land zu beruhigen, die geſchlagenen Wunden zu heilen, und gegen wühleriſche Agitationen zu ſichern. Um die fremden Truppen, welche einen Theil des Kirchenſtaates militairiſch beſetzten, entbehren zu können, wurde ein neues päpſtliches Militair begründet, ohne dem Volke durch eine bisher ungewohnte Conſcription wehe zu thun. Ein Cardinal übernahm das Kriegsminiſterium.

Da jedoch ſeit einem Jahre die heimlichen und offenen Angriffe auf den rechtmäßigen Beſitz des heiligen Stuhles ſich dergeſtalt mehrten, daß die beſtehenden päpſtlichen Truppen nicht mehr genügten, um das Land und deſſen Bewohner zu ſchützen und zu vertheidigen, ſo wurden Bataillone von Freiwilligen errichtet, welche aus allen Theilen Europa's und aus allen Nationen zuſammenſtrömten, um unter der Fahne des heiligen Vaters für deſſen legitime Herrſchaft zu kämpfen. Einer der tapferſten

Ausgabe der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung. Mit 1 Karte und 1 Plan. Berlin, Wiegandt & Grieben. 1877. 8. 1 M.

Die Schrift ist ein Separatabdruck aus dem Jahrbuch der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung. Sie enthält eine Beschreibung der Reise, welche Verf. im Auftrage der Gesellschaft nach Ostpreußen unternommen hat, um die Verhältnisse der Volksbildung daselbst kennen zu lernen. Die Reise ging über Königsberg, Insterburg, Gumbinnen, Pillkallen, Tilsit, Memel, Heydekrug, Pillkoppen, Labiau, Wehlau, Allenburg, Friedland, Bartenstein, Rastenburg, Lötzen, Johannisburg, Lyck, Ortelsburg, Neidenburg, Soldau, Osterode, Hohenstein, Allenstein, Mohrungen, Preußisch-Holland, Elbing, Marienburg, Marienwerder, Graudenz, Rosenberg, Neumark, Strasburg, Thorn, Culm, Briesen, Gollub, Lautenburg, Strasburg, Neidenburg, Soldau, Neumark, Rosenberg, Graudenz, Marienwerder, Marienburg, Elbing, Preußisch-Holland, Mohrungen, Allenstein, Hohenstein, Osterode, Deutsch-Eylau, Rastenburg, Lötzen, Johannisburg, Lyck, Ortels

[illegible] [illegible] [illegible] [

Umschau.

Es ist eine eben so erhabene wie trostreiche Erscheinung, daß, während es der Revolution gelingt, Umkehr zu halten, gründliche Umkehr mit allen Erbgütern der Völker, vor Anderen mit denjenigen Gütern, welche eine lang' andauernde Ueberlieferung gesammelt hatte und tausendjährige Gewohnheit befestigt zu haben schien, sie zuletzt still stehen muß vor dem menschlichen — Herzen. Wie langhändig sie immer sei und wie kräftig und schonungslos in ihren wohlüberlegten Griffen, bis zu dem — Herzen reicht sie nicht. Seine verborgenen Pulse palpitiren geheimnißvoll fort: und es ist mehr als Ein Mal da gewesen, daß das Herz, ob auch zu schwach, der Gewalt der allgemeinen Sünde und des Abfalls auf die Länge zu widerstehen, doch die Ehre des menschlichen Namens, so zu sagen, den guten Ruf desselben durch einen opferfreudigen Widerstand vor Gott und der Nachwelt gerettet hat. Menschen dieser Gattung sind die eigentlichen Sonntagsnaturen auf dem revolutionären Boden des Jahrhunderts, denn ohne sie würden wir in dem allgemeinen Wirrsal durch nichts mehr erinnert sein, daß die Welt trotzdem an unsichtbaren Fäden mit einer höheren, wahrhaftig reinen und göttlichen Ordnung zusammenhängt, mag in ihr die Gottlosigkeit vorbeigehend siegen wie entschieden und wie unbedingt immer. Die Geschichte ist mehr als undankbar, und verkürzt der menschlichen Natur einen ihrer köstlichsten Genüsse, wenn sie über die Anstrengungen dieser Herren des Herzens mit Schweigen hinweggeht. Solches stolze Schweigen stürzt aber nebenbei auch die einzigen Wegweiser um, die deutlicher als vieles Andere auf das künftige Geschick ganzer Reiche und Völker sehr oft hinzeigen.

Zu dieser Bemerkung sehen wir uns durch den ehrlichen, Gut und Leben wagenden Widerstand angeregt, den nun auch, Angesichts des vollendeten Triumphaufzuges der Untreue, mitten im Lichte ihres gefälschten Glanzes und hart unter dem Drucke ihres Säbelregiments, einige Wenige der Revolution, dem allgemeinen Verrathe und dem Abfall von ihrem Könige trotzig entgegensetzen. Mag jene beispiellose, wahrhaft scheußliche Verrätherei und Schlangenzüngigkeit, die in Neapel den Thron eines rechtmäßigen Gebieters weniger unter Schutt als unter Lügen begrub, auch die letzten Regungen eines besseren Glaubens in uns verletzt, ja in Vielen bis auf die Wurzel ausgetilgt haben—mag es immerhin ein Dogma geworden sein, daß jenes Volk in König Ferdinand seinen wohlverdienten Zuchtmeister gehabt, insofern es vorlängst innerlich fertig gewesen bis zum Auslöschen: wir besinnen uns heut eines Besseren und möchten jenes Urtheil fernerhin nicht unterschreiben. Wo bei so ungünstigem Wind und Wetter noch

Früchte dieſer Art zeitigen, da iſt der Boden unmöglich auch ſchon ein ganz ausgeſogener und verderbter, da bedarf es nur eines ſchwachen Schimmers von Sonnenlicht, um die ſchwer beleidigte und mißhandelte Natur wieder zu vollen Ehren zu bringen. Freilich iſt auf den Eintritt dieſes Sonnenlichts für jetzt und die nächſtbevorſtehende Zeit kaum zu rechnen; aber wenn irgend etwas daran erinnert, daß die auch aus allen anderen Gründen unnatürliche Ehe zwiſchen dem italieniſchen Süden und Norden ohne ſittlichen Halt iſt, daß ſie die Merkmale und Gebrechen der Mißheirath vor ſich herträgt, daß ſie eines Tags unter Pulverdampf wird auseinander berſten müſſen: ſo ſind es dieſe volksthümlichen, dieſe wirklich nationalen Empfindungen, die ſchon jetzt Front gegen einen in aller Vornehmheit daherſchreitenden Revolutionstriumph zu machen wagen. Es ſind nicht Einzelne, die in dem neapolitaniſchen Königreiche ſich ihrer Pflichten und damit zugleich ihrer Rechte erinnern: ganze Gemeinden und Landesdiſtricte folgen dieſer Regung: zuletzt iſt es die Hauptſtadt ſelbſt, in der ſich Tauſende unter dem Rufe: es lebe der rechtmäßige König! gegen den Revolutionskönig erheben. Vergeblich müht die revolutionäre Preſſe ſich ab, dieſe heroiſche Wiedereinkehr des Volkes in ſich, dieſe naturgemäße Reaction der geſunden Kräfte des Körpers gegen die todtkranken faulen, die auf ſein inneres ſittliches Abſterben hinarbeiten, lächerlich, wenn nicht gar verbrecheriſch erſcheinen zu machen. Die treuen Volksfreunde geben ſogar nicht undeutlich zu verſtehen, daß es nur der „Pöbel" ſei, der Solches wolle und wage, als ob ſie Robespierre's peuple vertueux vergeſſen und verſchwitzt hätten: wir haben den Muth, dieſes „tugendhafte" Volk, das doch am Ende kein plebs adscriptus der Revolution iſt, dies Mal für uns in Anſpruch zu nehmen, und verſehen uns zu Denen, die ſo dreiſt unter Bayonetten zu trotzen vermögen, einer koſtbaren Ausſaat für die Zukunft. Es iſt nicht das erſte Mal, daß die in den höheren zumal in den „gebildeten" Ständen geſchändete Wahrheit ſich aus den Paläſten in die dürftigen Hütten flüchtet und daß ſtaatspolitiſche Tugend in zerriſſenen Stiefeln erſcheint.

Aus dieſen Gründen können wir uns denn auch nicht überzeugen, daß die neapolitaniſche Revolution mit dem Einzuge des Sardenkönigs und der vorläufig gelungenen Annektirung des Landes geſchloſſen ſei. Wir nehmen vielmehr an, daß ſie nun erſt anfange, obwohl wir himmelweit davon entfernt ſind, damit ſagen zu wollen, daß ſie in der angefangenen neuen Richtung auch beendigt zu werden beſtimmt ſei. Wir conſtatiren allein die Thatſache, daß das Herz des neapolitaniſchen Volks noch nicht ganz erſtorben iſt, daß es die Tugenden der Treue, der Anhänglichkeit, der ritterlichen Aufopferungsfreudigkeit auf eine Weiſe beſtätigt, die, wie alles Gute in der Welt, ſeiner Zeit auch ſeine Früchte tragen wird und muß — und wenn eben keine Hellſeherei dazu gehört, daß die mit dem Geſchick unſerer Welt ſo tief verflochtene orientaliſche Frage ihre breiten und tiefen Schatten ſchon in nicht allzu entfernter Zeit auf das europäiſche National-Theater wird werfen müſſen, dann athmen wir freier in dem Anblicke dieſer Tugenden des „Pöbels," und vorempfinden ſo etwas von der Annäherung jenes einzigen wahrhaftigen Kriegs, der, weil er ein

wirklich innerer Krieg, der innere Volkskrieg ſein wird, dies herabgekommene, von allen höheren Gütern des Lebens bis zur Entblößung entkleidete Geſchlecht allein noch retten und wieder herſtellen kann. Denn wahrhaftig, Diejenigen ſehen nur den halben Theil deſſen, was wir an uns ſelbſt ſind und daher denn auch deſſen, was uns unvermeidlich bevorſteht, die da meinen, es ſtehe in den Sternen jenes titanenhaften Führers der allgemeinen modernen Lüge geſchrieben, daß er nur der Zuchtmeiſter des Geſchlechts ſein ſolle, ohne zugleich ſelbſt der Gezüchtigte, und ſofern er jenes Lügenreich eines frivoliſirten und frivoliſirenden Demokratismus repräſentirt und anführt, der ſchmählich Ueberwundene und in den Staub Getretene zu werden. Dazu wird jene fromme heilige Sonntagsnatürlichkeit, die im Bunde mit Gott und der öffentlichen Gerechtigkeit kämpft, dem Geſchlecht verhelfen; und ob ſeine Heerſchaaren ſich aus dem armen, niedrigen und freilich auch niedergetretenen Volke rekrutiren, ſie haben mit der Treue zu ihrem Gott, ihrem Könige, ihrem Heerde und ihren Sitten ein Zeichen, in dem ſie ſiegen werden. Blickt man zurück auf jene mordbrenneriſche Note, die eine gewiſſenloſe Macht in die Welt ſchleuderte und die in allem ihren Hochtrabe am Ende doch nichts anderes war, als eine Action der allerſcheußlichſt feigen und feigherzigen Verzagtheit, und vergleicht man damit das ſteife und kaltſinnige Beharren des galliſchen Cäſars auf dem Zwiſchenſpiel ſeiner Gaeta-Politik, womit er am Ende doch auch das definitiv geſagt haben will, daß fernerhin ohne ſeinen Willen kein Schuß mehr auf dem mittelländiſchen Meer fallen dürfe — dann begreift auch der in weiteſter Ferne Stehende, daß die verhängnißvolle Frage des Orients ſich ihrer — Aufnahme nähert. Sie aber wird jenen inneren Krieg im Gefolge haben.

König Franz II. fuhr fort, der Revolution activ zu widerſtehen. Möge der paſſive Widerſtand, auf den ihn die Umſtände ſehr bald beſchränken dürften, den jungen Monarchen nicht weniger bewußt, ausdauernd und groß finden!

Bis nach Hohen-Zieritz.

Eine Preußiſch-Franzöſiſche Geſchichte

von **George Heſekiel.**

Achtundzwanzigſtes Capitel.
Hohen-Zieritz.

„Schwer iſt mein Herz
Und trüb' mein Sinn,
Denn todt liegt ſie —
— die Königin!"

„Haſt Du mich erwartet, mein theurer Robert? Ich glaube es nicht; der alte Oheim, der durch den Tod des lieben Mädchens beinahe eben ſo viel

verloren hat wie Du, er hat den Muth nicht, zu Dir zu kommen und auch Deinen Schmerz zu ſehen. Robert, mein lieber Junge, Dein Brief hat mich tief ergriffen und tief beſchämt; was ſoll ich's leugnen, daß ich den Muth vollſtändig verloren hatte? Es war mir, als vermöchte ich nicht länger zu leben ohne die ſo herrlichen Ausſichten für Dich und für mich, die nun mit unſerm lieben Riekchen begraben liegen! Da kam Dein Brief, Dein Brief voll männlichen Schmerzes, voll tiefer Trauer, aber voll Troſt und Faſſung, voll ſtarken Mannesmuthes! Beim erſten Leſen, ich bin Dir das Geſtändniß ſchuldig, hätte ich Dir beinahe gezürnt; mein theurer Robert, Du mußt dem alten Ohm verzeihen, er iſt ſchwach und überweich geworden, es ſchien ihm, als ob Dein Schmerz um Riekchen ſtärker ſein müßte, Deine männliche Faſſung ſchien ihm unnatürlich — aber ich habe Deinen Brief mehr als ein Mal geleſen, Deine Trauer iſt die rechte Trauer, Deine Sprache iſt die Sprache eines Mannes, ich danke Dir, Freund! Meine Sehnſucht nach Dir iſt groß, aber ich komme nicht nach Beſſin, ich will den Ort nicht ſehen, wo mein unvergeßliches Riekchen begraben liegt, ich will Dich nicht ſehen in dieſen Tagen, denn Deine Faſſung wäre eine zu tiefe Beſchämung für meine Haltloſigkeit. Nur äußerlich vermag ich Faſſung zu zeigen, ſie würde zuſammenbrechen bei Deinem Anblick. Suche mich hier nicht auf, ich bleibe nur zwei Tage und gehe dann nach Deſſau zu meinem alten Freund, dem Baron Simolin, der mit mir einſt zu Paris die unglückliche Königin Marie Antoinette zu retten verſuchte und ſie noch heut betrauert. Wir Beide ſind tief erſchüttert durch den Tod des Grafen Ferſen, den der Pöbel in Stockholm vor wenigen Wochen ermordet hat, Du weißt, Graf Ferſen war auch einer der Ritter der Königin Marie Antoinette! Aber ich bin Dir Rechenſchaft ſchuldig über die Aufgabe, die Du Deinem alten Oheim gegeben haſt; oh! ich verſtand Dich wohl, mein theurer Robert, Du wollteſt mich zwingen, meinen Schmerz um Riekchen zu vergeſſen in dem Schmerz um die heimgegangene Königin, ſo wie Du Deine Trauer um die Geliebte Deines Herzens in die Trauer um die Königin gehüllt haſt. „„Ich trauere um die Geliebte,““ ſchriebſt Du mir, „„aber das Vaterland trauert um ſeine Königin, Trauer hier, Trauer dort, aber jede hat ihre Hoffnung!““ Deine Trauer um die Königin, um den großen Verluſt Preußens, Deine Trauer um die Geliebte ſind eine Trauer, denn ſie haben eine Hoffnung! Blindlings bin ich Deinem Auftrag gefolgt; ich fuhr durch das weinende Land nach Spankow zu Deinem Freunde, dem von Leiſt, der mich empfing, wie man einen Bruder empfängt. Wir ſind zuſammen in Hohen-Zieritz geweſen, ein herzogliches Luſtſchloß wird es genannt, von jetzt ab wird es die Burg Preußiſcher Trauer ſein in alle Zeiten. Wir haben die Königin geſehen, ihre ſchönen Geſichtszüge waren durchaus nicht entſtellt, es lag eine wahre Verklärung auf ihrem Geſicht, namentlich auf ihrer Stirn, die Lippen ſchienen zu ſprechen; ich weinte nicht, wie der von Leiſt, der kaum die nöthigſte Faſſung zu bewahren vermochte, ich dachte an die Königin Marie Antoinette und dachte an unſer liebes Riekchen, ja, in dem Augenblick floß mein Schmerz zuſammen mit dem großen Schmerz des ganzen Preußenvolks um die geliebte Königin.

...ständen und Ansichten, die sich in Bezug auf die Ausführung der Bestimmungen des Gesetzes vom 6. Juli 1885 betreffend die Abänderung des Gesetzes vom 21. Juni 1869 über die Besteuerung des Branntweins, ergeben haben, Veranlassung gegeben, eine Revision dieses Gesetzes vorzubereiten. Dieselbe wird sich auf alle Theile des Gesetzes erstrecken müssen, und ich hoffe, dass es gelingen wird, dem Reichstage noch in dieser Session einen Gesetzentwurf vorzulegen, welcher geeignet ist, die Interessen der Landwirthschaft, der Brennereien und der Steuerverwaltung in gleicher Weise zu befriedigen.

Meine Herren, ich habe Ihnen noch mitzutheilen, dass Seine Majestät der Kaiser und König Wilhelm, mein allergnädigster Herr, Sich bewogen gefunden haben, Seine Entlassung aus dem Amte des Reichskanzlers und Präsidenten des Staatsministeriums zu erbitten. Seine Majestät haben diesem Gesuche nicht entsprechen wollen, sondern Mich mit der Vertretung Seiner Majestät in Allen Meinen Aemtern beauftragt. Ich werde diesen Auftrag mit Treue und Hingebung ausführen, und ich hoffe, dass es mir gelingen wird, die Geschäfte in dem Sinne Seiner Majestät zu führen, dass Allerhöchstdieselben in Ihrer Gesundheit Sich bald wieder kräftigen können.

Meine Herren, ich habe Ihnen noch mitzutheilen, dass Seine Majestät der Kaiser und König Wilhelm, mein allergnädigster Herr, Sich bewogen gefunden haben, Seine Entlassung aus dem Amte des Reichskanzlers und Präsidenten des Staatsministeriums zu erbitten. Seine Majestät haben diesem Gesuche nicht entsprechen wollen, sondern Mich mit der Vertretung Seiner Majestät in Allen Meinen Aemtern beauftragt. Ich werde diesen Auftrag mit Treue und Hingebung ausführen, und ich hoffe, dass es mir gelingen wird, die Geschäfte in dem Sinne Seiner Majestät zu führen, dass Allerhöchstdieselben in Ihrer Gesundheit Sich bald wieder kräftigen können.

Rechte des Herrn und Gebieters, und ich werde es von Herzen thun. Ich werde ihn nicht mehr als Bruder betrachten, sondern als Sklaven, und ihn behandeln, wie es Herren mit ihren Sklaven machen. Ich werde ihn schlagen, wenn er mir nicht gehorcht, und ihn hungern lassen, wenn er mir nicht dient. Ich werde ihn zwingen, zu thun, was ich will, und ihn strafen, wenn er es nicht thut. Ich werde ihn nicht schonen, wie ich es bisher gethan habe, sondern

Jahres 1888 ist die Zahl der Ehen, welche geschlossen wurden, um 1000 oder um 4,6 Prozent gegen das Jahr 1887 zurückgeblieben. Die Zahl der Geburten ist um 1,5 Prozent gegen das Jahr 1887 zurückgeblieben. Die Zahl der Todesfälle ist um 1,5 Prozent gegen das Jahr 1887 zurückgeblieben. Die Zahl der Ehen, welche geschlossen wurden, ist um 1000 oder um 4,6 Prozent gegen das Jahr 1887 zurückgeblieben. Die Zahl der Geburten ist um 1,5 Prozent gegen das Jahr 1887 zurückgeblieben. Die Zahl der Todesfälle ist um 1,5 Prozent gegen das Jahr 1887 zurückgeblieben. Die Zahl der Ehen, welche geschlossen wurden, ist um 1000 oder um 4,6 Prozent gegen das Jahr 1887 zurückgeblieben. Die Zahl der Geburten ist um 1,5 Prozent gegen das Jahr 1887 zurückgeblieben. Die Zahl der Todesfälle ist um 1,5 Prozent gegen das Jahr 1887 zurückgeblieben. Die Zahl der Ehen, welche geschlossen wurden, ist um 1000 oder um 4,6 Prozent gegen das Jahr 1887 zurückgeblieben. Die Zahl der Geburten ist um 1,5 Prozent gegen das Jahr 1887 zurückgeblieben. Die Zahl der Todesfälle ist um 1,5 Prozent gegen das Jahr 1887 zurückgeblieben. Die Zahl der Ehen, welche geschlossen wurden, ist um 1000 oder um 4,6 Prozent gegen das Jahr 1887 zurückgeblieben. Die Zahl der Geburten ist um 1,5 Prozent gegen das Jahr 1887 zurückgeblieben. Die Zahl der Todesfälle ist um 1,5 Prozent gegen das Jahr 1887 zurückgeblieben.

ज्ञान का, अनेक प्रकार के ज्ञान का, अनेक प्रकार के ज्ञान का, अनेक प्रकार के

Chapter 1: Introduction
Chapter 2: Methods
Chapter 3: Results
Chapter 4: Discussion
Chapter 5: Conclusion

Ferner ist zu bemerken, daß die Lösung der Gl. (1) nur dann eine Lösung der Gl. (2) ist, wenn die Lösung der Gl. (1) eine Lösung der Gl. (2) ist. Wenn die Lösung der Gl. (1) eine Lösung der Gl. (2) ist, dann ist die Lösung der Gl. (1) eine Lösung der Gl. (2).

Die Dreiherrschaft in Deutschland.

Die vortreffliche Schrift des Herrn C. Frantz, die uns zu diesen Zeilen Anlaß gibt: „Dreiunddreißig Sätze vom deutschen Bunde",*) hat ihre allgemeine Grundlage an dem vor einem Jahr erschienenen „Untersuchungen über das europäische Gleichgewicht," der reifsten und gediegensten Schrift desselben Verfassers über die Aufgabe Deutschlands inmitten des revolutionirten Europa's. Diese Untersuchungen haben Herrn Frantz schon seit einer langen Reihe von Jahren beschäftigt. Bereits in einer vor siebzehn Jahren (1843) erschienenen Arbeit hat er anziehende und tüchtige Sätze über die Stellung der Deutschen gegenüber den Romanen und Slaven aufgestellt. An dem Kern dieser früheren Sätze hat er lange und gewissenhaft gearbeitet; in Folge der Anregung, welche die deutschen Wirren nach 1848 gaben und die völlige Stockung der preußischen Politik auf und nach den pariser Conferenzen steigerte, hat er unermüdlich nach den Auswegen gesucht, auf welchen das durch den Zwiespalt der Regierungen lahmgelegte und durch die falschen Reformversuche der Demokraten irregeführte Deutschthum zu eigner Ehre und nebenbei auch zum Besten Europa's wieder zu einer activen Politik gelangen könne; aus den verschiedenen Modificationen, denen er die von ihm vorgeschlagenen Lösungen der schwierigen Frage unterwarf, sind endlich die obengenannten „Untersuchungen" des vorigen Jahres hervorgegangen, die einen bedeutenden Abfluß seiner bisherigen Arbeiten bilden und namentlich durch die Darstellung der großen Anlage und mittelalterlichen herrschaftlichen Stellung der nordöstlichen Mark, die durch die Politik der Hohenzollern noch lange nicht in ihrem frühern Umfang und in ihrer weitreichenden Macht wiederhergestellt ist, für die Beurtheilung des jetzigen Preußens einen wichtigen und fruchtbaren Ausgangspunkt bieten. Die vorliegenden „33 Sätze," eine gedrängte Formulirung der Resultate von letztgenannter Schrift und eine noch schärfer ins Praktische eingehende Zuspitzung derselben, wird den Beifall Aller derjenigen gewinnen, die Deutschland weder auf dem Cavourschen Wege gerettet d. h. ruinirt wissen, noch es in der elenden Passivität der letzten 45 Jahre, die weder Preußen noch Oestreich Nutzen gebracht, beiden nur außerordentlich geschadet hat, erhalten sehen wollen, und ebenso der Ueberzeugung leben, daß es durch seine tausendjährige Natur und mit seinen einheimischen Mitteln die Lethargie der bisherigen Friedensperiode durchbrechen und auch die verfassungsmäßigen Mittler der heilsamen Entscheidung, seine Fürsten dem ihnen drohenden Ruin entreißen und aus der sie selbst am meisten ruinirenden gegenseitigen Entfremdung herausziehen und an die Spitze eines aktiven Bundes stellen werde.

Die Trias würde dennoch nur die Ansammlung alles Undeutschen sein, was Deutschland in seinem Schooß trägt. Mißtrauen und Verachtung würde ihre Glieder erfüllen und mit Recht, da sie alle das Deutschthum in einer

*) Berlin 1861 Verl. von F. Schneider. 151. S.

ausführen, als ausführlich Sie [illegible] Sie [illegible] Sie [illegible]

Ausser diesen Hauptbestandtheilen sind noch in geringen Mengen Kalk, Magnesia, Eisenoxyd, Thonerde, Kieselsäure, Chlor, Schwefelsäure und Phosphorsäure vorhanden. Ferner sind in dem Harne noch Spuren von Harnsäure, Hippursäure, Milchsäure, Ameisensäure, Essigsäure, Buttersäure, Oxalsäure, Cystin, Leucin, Tyrosin, Xanthin, Kreatin, Kreatinin, Taurin, Glykocholsäure, Taurocholsäure, Cholesterin, Farbstoffe, Fette, Schleim, Epithelien, Fermente, Gase und Alkaloide gefunden worden. Diese Stoffe sind jedoch nicht constant im Harne vorhanden, sondern nur unter gewissen Umständen, wie z. B. bei Krankheiten, nach Genuss gewisser Speisen und Getränke, nach Einnahme von Arzneimitteln. Ausserdem sind noch Stoffe im Harne gefunden worden, welche nicht in den Körper eingeführt worden sind, sondern sich erst im Körper gebildet haben, wie z. B. Benzoesäure, Salicylsäure, Phenol, Indol, Skatol, Kresol, Aceton, Diacetsäure, Oxybuttersäure, Alkohol, Glykose, Inosit, Pentaglykose, Albumin, Peptone, Blut, Gallenfarbstoffe, Urobilin, Hämatoporphyrin, Melanin, Alkapton

das Ausgleichsgesetz für die Gesamtheit der Fälle, wie es durch das Gaußsche Fehlergesetz dargestellt wird.

Ein Beispiel, das Galton anführt, ist die Körpergröße der Menschen. Wenn man eine große Anzahl von Menschen mißt, so findet man, daß die Körpergröße um einen Mittelwert herum schwankt, und daß die Abweichungen nach oben und unten ungefähr gleich häufig sind. Die Abweichungen nach oben sind aber nicht ganz gleich häufig wie die nach unten, sondern es kommen Abweichungen nach oben etwas häufiger vor als solche nach unten. Dies ist eine Folge davon, daß die Körpergröße nicht nur von einem Faktor abhängt, sondern von einer Reihe von Faktoren, die sich teilweise gegenseitig beeinflussen. Wenn man nun die Körpergröße der Kinder mißt, deren Eltern eine bestimmte Körpergröße haben, so findet man, daß die Kinder im Mittel eine Körpergröße haben, die zwischen der Körpergröße der Eltern und der Durchschnittskörpergröße der Menschen liegt. Sind die Eltern größer als der Durchschnitt, so sind die Kinder im Mittel kleiner als die Eltern, sind die Eltern kleiner als der Durchschnitt, so sind die Kinder im Mittel größer als die Eltern. Galton nennt diese Erscheinung Regression. Sie ist eine Folge davon, daß die Körpergröße der Kinder nicht nur von der Körpergröße der Eltern abhängt, sondern auch von anderen Faktoren, die sich teilweise gegenseitig beeinflussen.

Ein anderes Beispiel, das Galton anführt, ist die Intelligenz der Menschen. Wenn man eine große Anzahl von Menschen mißt, so findet man, daß die Intelligenz um einen Mittelwert herum schwankt, und daß die Abweichungen nach oben und unten ungefähr gleich häufig sind. Die Abweichungen nach oben sind aber nicht ganz gleich häufig wie die nach unten, sondern es kommen Abweichungen nach oben etwas häufiger vor als solche nach unten. Dies ist eine Folge davon, daß die Intelligenz nicht nur von einem Faktor abhängt, sondern von einer Reihe von Faktoren, die sich teilweise gegenseitig beeinflussen. Wenn man nun die Intelligenz der Kinder mißt, deren Eltern eine bestimmte Intelligenz haben, so findet man, daß die Kinder im Mittel eine Intelligenz haben, die zwischen der Intelligenz der Eltern und der Durchschnittsintelligenz der Menschen liegt. Sind die Eltern intelligenter als der Durchschnitt, so sind die Kinder im Mittel weniger intelligent als die Eltern, sind die Eltern weniger intelligent als der Durchschnitt, so sind die Kinder im Mittel intelligenter als die Eltern. Galton nennt diese Erscheinung Regression. Sie ist eine Folge davon, daß die Intelligenz der Kinder nicht nur von der Intelligenz der Eltern abhängt, sondern auch von anderen Faktoren, die sich teilweise gegenseitig beeinflussen.

Ein anderes Beispiel, das Galton anführt, ist die Körpergröße der Menschen. Wenn man eine große Anzahl von Menschen mißt, so findet man, daß die Körpergröße um einen Mittelwert herum schwankt, und daß die Abweichungen nach oben und unten ungefähr gleich häufig sind. Die Abweichungen nach oben sind aber nicht ganz gleich häufig wie die nach unten, sondern es kommen Abweichungen nach oben etwas häufiger vor als solche nach unten. Dies ist eine Folge davon, daß die Körpergröße nicht nur von einem Faktor abhängt, sondern von einer Reihe von Faktoren, die sich teilweise gegenseitig beeinflussen. Wenn man nun die Körpergröße der Kinder mißt, deren Eltern eine bestimmte Körpergröße haben, so findet man, daß die Kinder im Mittel eine Körpergröße haben, die zwischen der Körpergröße der Eltern und der Durchschnittskörpergröße der Menschen liegt. Sind die Eltern größer als der Durchschnitt, so sind die Kinder im Mittel kleiner als die Eltern, sind die Eltern kleiner als der Durchschnitt, so sind die Kinder im Mittel größer als die Eltern. Galton nennt diese Erscheinung Regression. Sie ist eine Folge davon, daß die Körpergröße der Kinder nicht nur von der Körpergröße der Eltern abhängt, sondern auch von anderen Faktoren, die sich teilweise gegenseitig beeinflussen.

Die Preußische Staatsverfassung.

Die Preußische Staatsverfassung beruht auf der Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850, welche durch Gesetz vom 30. März 1850 in einzelnen Punkten abgeändert worden ist. Sie ist eine Verfassung auf monarchisch-konstitutioneller Grundlage. Der König ist der Inhaber der Staatsgewalt, welche er nach Maßgabe der Verfassung ausübt. Die Person des Königs ist unverletzlich. Die Minister sind verantwortlich. Die Gesetzgebung wird vom König und den beiden Häusern des Landtags ausgeübt. Ohne Zustimmung der Kammern kann kein Gesetz gegeben, kein Staatsvertrag geschlossen, keine Steuer erhoben werden. Der König hat das Recht, Gesetzvorlagen einzubringen, Gesetze auszufertigen und zu verkünden, Verordnungen zu erlassen, Krieg zu erklären, Frieden zu schließen, Bündnisse und Verträge mit fremden Staaten einzugehen, Gesandte zu ernennen und zu empfangen, Beamte zu ernennen und zu entlassen, Orden und Ehrenzeichen zu verleihen, Münzen zu prägen, das Begnadigungsrecht auszuüben. Er hat den Oberbefehl über die Armee und ernennt die Offiziere. Die Verfassung gewährleistet die Freiheit der Person, die Unverletzlichkeit der Wohnung, das Recht der freien Meinungsäußerung durch Wort, Schrift, Druck und Bild, das Recht der Versammlung und Vereinigung, die Freiheit des Bekenntnisses und der Religionsübung, die Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehre, das Recht der Auswanderung, das Eigentumsrecht, das Recht der Petition, die Gleichheit vor dem Gesetz, die Gleichheit der Militärpflicht, die Gleichheit der Steuerpflicht, die Gleichheit der Zulassung zu allen Ämtern, die Gleichheit der Rechte und Pflichten der Gemeinden und Gemeindeverbände, die Selbstverwaltung der Gemeinden und Gemeindeverbände, die Selbstverwaltung der Kirchen und Religionsgesellschaften, die Selbstverwaltung der Universitäten, die Selbstverwaltung der Kommunalstände, die Selbstverwaltung der Provinzialstände, die Selbstverwaltung der Kreisstände, die Selbstverwaltung der Ortsstände, die Selbstverwaltung der Landgemeinden, die Selbstverwaltung der Städte, die Selbstverwaltung der Gutsbezirke, die Selbstverwaltung der Forstbezirke, die Selbstverwaltung der Jagdbezirke, die Selbstverwaltung der Fischereibezirke, die Selbstverwaltung der Bergbaubezirke, die Selbstverwaltung der Hüttenbezirke, die Selbstverwaltung der Salinenbezirke, die Selbstverwaltung der Torfstichbezirke, die Selbstverwaltung der Steinbruchbezirke, die Selbstverwaltung der Kiesgrubenbezirke, die Selbstverwaltung der Sandgrubenbezirke, die Selbstverwaltung der Lehmgrubenbezirke, die Selbstverwaltung der Tongrubenbezirke, die Selbstverwaltung der Kalkgrubenbezirke, die Selbstverwaltung der Gipsgrubenbezirke, die Selbstverwaltung der Mergelgrubenbezirke, die Selbstverwaltung der Kreidegrubenbezirke, die Selbstverwaltung der Schwefelgrubenbezirke, die Selbstverwaltung der Alaungrubenbezirke, die Selbstverwaltung der Vitriolgrubenbezirke, die Selbstverwaltung der Graphitgrubenbezirke, die Selbstverwaltung der Asphaltgrubenbezirke, die Selbstverwaltung der Bernsteingrubenbezirke, die Selbstverwaltung der Edelsteingrubenbezirke, die Selbstverwaltung der Halbedelsteingrubenbezirke, die Selbstverwaltung der Perlmuttergrubenbezirke, die Selbstverwaltung der Korallengrubenbezirke, die Selbstverwaltung der Schwammgrubenbezirke, die Selbstverwaltung der Muschelgrubenbezirke, die Selbstverwaltung der Schneckengrubenbezirke, die Selbstverwaltung der Krebsgrubenbezirke, die Selbstverwaltung der Fischgrubenbezirke, die Selbstverwaltung der Amphibiengrubenbezirke, die Selbstverwaltung der Reptiliengrubenbezirke, die Selbstverwaltung der Vogelgrubenbezirke, die Selbstverwaltung der Säugetiergrubenbezirke, die Selbstverwaltung der Menschengrubenbezirke.

§ 28. Die Gemeinde-Vorsteher haben die Pflicht, auf die Befolgung der Vorschriften dieses Gesetzes, sowie der Verordnungen, welche zu dessen Ausführung erlassen werden, zu achten, und die Uebertretungen zur Anzeige zu bringen.

§ 29. Die Gemeinde-Vorsteher sind verpflichtet, die Ausführung der Vorschriften dieses Gesetzes, sowie der Verordnungen, welche zu dessen Ausführung erlassen werden, zu überwachen, und die Uebertretungen zur Anzeige zu bringen.

§ 30. Die Gemeinde-Vorsteher sind verpflichtet, die Ausführung der Vorschriften dieses Gesetzes, sowie der Verordnungen, welche zu dessen Ausführung erlassen werden, zu überwachen, und die Uebertretungen zur Anzeige zu bringen.

§ 31. Die Gemeinde-Vorsteher sind verpflichtet, die Ausführung der Vorschriften dieses Gesetzes, sowie der Verordnungen, welche zu dessen Ausführung erlassen werden, zu überwachen, und die Uebertretungen zur Anzeige zu bringen.

§ 32. Die Gemeinde-Vorsteher sind verpflichtet, die Ausführung der Vorschriften dieses Gesetzes, sowie der Verordnungen, welche zu dessen Ausführung erlassen werden, zu überwachen, und die Uebertretungen zur Anzeige zu bringen.

§ 33. Die Gemeinde-Vorsteher sind verpflichtet, die Ausführung der Vorschriften dieses Gesetzes, sowie der Verordnungen, welche zu dessen Ausführung erlassen werden, zu überwachen, und die Uebertretungen zur Anzeige zu bringen.

§ 34. Die Gemeinde-Vorsteher sind verpflichtet, die Ausführung der Vorschriften dieses Gesetzes, sowie der Verordnungen, welche zu dessen Ausführung erlassen werden, zu überwachen, und die Uebertretungen zur Anzeige zu bringen.

§ 35. Die Gemeinde-Vorsteher sind verpflichtet, die Ausführung der Vorschriften dieses Gesetzes, sowie der Verordnungen, welche zu dessen Ausführung erlassen werden, zu überwachen, und die Uebertretungen zur Anzeige zu bringen.

§ 36. Die Gemeinde-Vorsteher sind verpflichtet, die Ausführung der Vorschriften dieses Gesetzes, sowie der Verordnungen, welche zu dessen Ausführung erlassen werden, zu überwachen, und die Uebertretungen zur Anzeige zu bringen.

§ 37. Die Gemeinde-Vorsteher sind verpflichtet, die Ausführung der Vorschriften dieses Gesetzes, sowie der Verordnungen, welche zu dessen Ausführung erlassen werden, zu überwachen, und die Uebertretungen zur Anzeige zu bringen.

§ 38. Die Gemeinde-Vorsteher sind verpflichtet, die Ausführung der Vorschriften dieses Gesetzes, sowie der Verordnungen, welche zu dessen Ausführung erlassen werden, zu überwachen, und die Uebertretungen zur Anzeige zu bringen.

§ 39. Die Gemeinde-Vorsteher sind verpflichtet, die Ausführung der Vorschriften dieses Gesetzes, sowie der Verordnungen, welche zu dessen Ausführung erlassen werden, zu überwachen, und die Uebertretungen zur Anzeige zu bringen.

§ 40. Die Gemeinde-Vorsteher sind verpflichtet, die Ausführung der Vorschriften dieses Gesetzes, sowie der Verordnungen, welche zu dessen Ausführung erlassen werden, zu überwachen, und die Uebertretungen zur Anzeige zu bringen.

Erfolg verloren geht. Der constante Pferdeschlag, die einsichtige, successive Verbesserung der Landes-Pferdezucht kann nur von der öffentlichen Verwaltung erreicht werden; es gehören hierzu dreißig und mehr Jahre; während der Privatzüchter bei zeitweiser Aufstellung seines Deck-Hengstes ganz andere Zwecke verfolgt.

Um deshalb würden wir von der Gestüts-Verwaltung ganz unbedenklich verlangen, daß sie sich um die im Privatbesitze befindlichen Deck-Hengste gar nicht kümmere; diese werden sich immer noch Bahn brechen, und die Gestüts-Verwaltung wird sich selbst und zugleich den Privat-Pferdezüchtern viel größeren Nutzen verschaffen, wenn sie diesen letzteren wirklich gute und bewährte Deck-Hengste abkauft, und hierdurch auch das Verbleiben der bewährten Hengste im Lande sichert.

Wir können hiernach auch den seit einigen Jahren eingeführten Unterschied im Sprunggelde nicht billigen; es heißt dies von Benutzung des edleren Hengstes den Privatzüchter abschrecken. Es ist uns sehr wohl bekannt, daß die Erhöhung des Deckgeldes geschehen ist, um dem benachbarten Besitzer eines Privat-Hengstes keine nachtheilige Concurrenz zu machen; es ist dies aber eine verfehlte Rücksichtsnahme. Es wird von einer Königlichen Eisenbahn-Verwaltung schwerlich verlangt werden, daß sie die Fahrpreise erhöhen solle, damit die Actionaire der Privat-Eisenbahn dieselben erhöhten Preise festsetzen können.

Der Zweck der Gestüts-Verwaltung kann nicht in gesteigerter Einnahme an Deckgeld, sondern in verbesserter Landes-Pferdezucht liegen.

Die Gestüts-Verwaltung fasse also den Muth, es als ihren Zweck zu erkennen und auszusprechen, die Landes-Pferdezucht ihrerseits vorzugsweise zu heben und zu leiten. Damit sie dieses aber könne, damit sie ohne Vorwurf sich zu einer solchen Aufgabe öffentlich und durch ihre Handlungen zu bekennen im Stande sei, sorge sie für *verbesserte*, den vielen Bedürfnissen entsprechende, und zugleich für *vermehrte* Landbeschäler.

Wir haben bereits hervorgehoben, daß in Litthauen mehr Landbeschäler stationirt sind, als in der Rheinprovinz und in Westphalen zusammengenommen, und gerade in Litthauen gedeiht die Pferdezucht vorzugsweise.

Wir können keinen Grund finden, weshalb das, was dort erreicht wird, nicht auch in anderen Landestheilen zu erreichen sei.

Durch eine Vermehrung der Landbeschäler wird den Pferdezüchtern der anderen Provinzen gleiche Berücksichtigung gewährt, wie jetzt den Litthauenschen, und zudem die Möglichkeit gegeben, dem eigenthümlichen Pferdeschlage der einzelnen Gegenden Rechnung zu tragen.

Man lasse z. B. die Percherons-Hengste der Rheinprovinz, verschone aber mit diesen Litthauen.

Sobald ein solcher entschiedener und weitgreifender Zweck den Hengstställen vorgesteckt wird, werden gerade die jetzigen Klagen der Privat-Pferdezüchter wegen der staatlichen Concurrenz verstummen. Der Besitzer eines geeigneten Deck-Hengstes wird einen bereitwilligen Käufer in der Gestüts-Verwaltung selbst finden.

Auch über dieſe hier angedeuteten Punkte ließe ſich ein Buch ſchreiben; wir eilen indeſſen zum Schluſſe, d. h. zu der Angabe, wie den bisher gerügten Mängeln, ſowohl bei den Zucht-Geſtüten, als bei den Hengſtſtällen abgeholfen werden ſoll.

Man trenne ganz einfach die Verwaltung der Zucht-Geſtüte von der Verwaltung der für die Landes-Pferdezucht beſtimmten Hengſtſtälle; man überlaſſe jene incl. der Trainir-Anſtalten dem Oberſtallmeiſter, dieſe dem landwirthſchaftlichen Miniſter.

So gut wie früher bei dem Uebergange der Geſtüts-Verwaltung vom Ober-Stallmeiſter an den landwirthſchaftlichen Miniſter ein beſtimmtes Abkommen zwiſchen beiden Inſtanzen getroffen worden iſt, kann dies auch jetzt wieder geſchehen; es kann ein Fixum feſtgeſetzt werden, was jährlich vom Finanz-Miniſter an den Haus-Miniſter als Zuſchuß zu der Verwaltung der Zucht-Geſtüte abzuführen iſt. Der Reſt des jetzigen auf dem Staatshaushalts-Etat figurirenden Zuſchuſſes verbleibe dem landwirthſchaftlichen Miniſter für die Hengſtſtälle. Der Ober-Stallmeiſter hat die Zucht-Geſtüte nach denjenigen Zwecken zu verwalten, die dieſem zunächſt obliegen, der landwirthſchaftliche Miniſter vermehre und verbeſſere den Beſtand der Hengſtſtälle. Ob er die desfallſigen Ankäufe in den Zucht-Geſtüten, ob bei Privatzüchtern im Inlande, ob im Auslande, bewirken will, iſt ſeine Sache. Der landwirthſchaftliche Miniſter bediene ſich bei Beſetzung der in jedem Kreiſe zu errichtenden Beſchäl-Station des Rathes und der Geldmittel (in ſoweit der Finanz-Miniſter erhöhte etatsmäßige Zuſchüſſe verweigern ſollte) der Kreisſtände, denen es überlaſſen bleibt, mit etwaigen landwirthſchaftlichen Vereinen in Verbindung zu treten.

In dieſer Weiſe wird beiden Zweigen, den Zuchtgeſtüten wie den Hengſtſtällen, und hiermit ſchließlich der geſammten Pferdezucht des Landes geholfen werden.

Hierdurch wird endlich auch das jetzige abnorme Verhältniß beſeitigt, wonach der landwirthſchaftliche Miniſter, der Mitglied eines conſtitutionellen Miniſteriums iſt, alſo ein politiſcher Kopf ſein ſoll, über die ſchwierigſten Fragen der Pferdezucht entſcheiden muß.

Aehnliche Situationen kommen zwar auch in anderen Miniſterien vor. Wir glauben z. B., daß der Handels-Miniſter von den techniſchen Fragen des Bergbaues gerade ſo viel oder ſo wenig verſteht, wie der landwirthſchaftliche Miniſter von Kreuzung und Paarung in den Zucht-Geſtüten; es beſteht aber doch noch der große Unterſchied, daß das Bergweſen von einer förmlich conſtruirten, unter einem techniſchen Director ſtehenden Abtheilung des Miniſteriums geleitet wird, ſo daß der Miniſter Anſichten und Gegen-Anſichten hört und bei dem Director einen Anhalt findet; die Geſtüts-Verwaltung wird dagegen von einem einzelnen Rathe bearbeitet, und dieſer wird hiernach bei zehn verſchiedenen landwirthſchaftlichen Miniſtern wenigſtens neun Mal in der Wirklichkeit der eigentliche Leiter der Geſtüts-Verwaltung, d. h. der Miniſter ſein.

Wir können keinem landwirthſchaftlichen Miniſter, weder einem liberalen, noch einem conſervativen, einen Vorwurf daraus machen, daß er der eingehen-

den Leitung der Gestüts-Verwaltung nicht gewachsen ist; wohl aber müssen wir es tadeln, wenn eine Einrichtung beibehalten wird, die einem Minister eine Verantwortlichkeit auferlegt, die er mit Bewußtsein zu übernehmen sich nicht in der Lage befindet.

Literarisches.

Japan und seine Bewohner. Geschichtliche Rückblicke und ethnographische Schilderungen von Land und Leuten von Wilhelm Heine. Leipzig bei Costenoble.

Japan wurde in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts von Portugiesen entdeckt, und schon im Jahre 1549 traf Franziscus Aspilcota, einer der Gründer des Jesuiten-Ordens, daselbst ein, um die Japaner zum Christenthum zu bekehren. Seine Bemühungen hatten einen überaus günstigen Erfolg; innerhalb weniger Jahre ließen sich Tausende taufen. Die Regierung setzte dieser Bewegung Anfangs keinen Widerstand entgegen; es hatten bereits fünf und dreißig religiöse Secten Anhänger in Japan gefunden, und es schien gleichgültig, ob noch eine sechs und dreißigste hinzukomme oder nicht. Bald aber änderte sich diese Stimmung; an die Stelle der Duldung trat Verfolgung. Die Gründe dieser Sinnesänderung werden uns nur unvollkommen mitgetheilt. Einem der Machthaber wird nachgesagt, er habe die Christen deshalb verfolgt, weil man in einer Provinz, die wegen der Schönheit ihrer Frauen berühmt war, und wo zugleich die zahlreichsten Bekehrungen stattgefunden, jetzt nur mit Mühe Frauen für das Serail des Kaisers zu finden vermochte. Höchst wahrscheinlich trat das Christenthum in mehr als einer Beziehung den herkömmlichen Lebensgewohnheiten der Japaner entgegen, und reizte dadurch den Zorn der Regierenden, außerdem erregten natürlich die bedeutenden Erfolge der Missionare die Eifersucht der einheimischen Priester. Als nun die christlichen Japaner sich den Befehlen ihrer Obrigkeit sehr entschieden widersetzten, und in Folge dessen bedeutende Bürgerkriege ausbrachen, steigerte die Abneigung der Regierung gegen das Christenthum sich zur Wuth, und obgleich die Japaner sonst keineswegs Hang zur Grausamkeit zeigen, wurden dennoch die Christen auf die härteste Weise verfolgt und ausgerottet. Ein Berichterstatter schildert diese Verfolgungen also: „Ein Loch ward in die Erde gegraben, an einem darüber errichteten Galgen der zu Marternde bei den Füßen aufgehenkt, mit dem Kopf nach unten, zur Hälfte in das Loch hinabgelassen, und die Oeffnung mit zwei Brettern, die dem Körper des Opfers angepaßt waren, verschlossen, um ihm Luft und Licht zu entziehen; die eine Hand wurde ihm auf den Rücken gebunden, die andere aber frei gelassen, um damit das Zeichen zu geben, er habe seinem Glauben entsagt, in welchem Falle die Tortur sogleich ein Ende hatte. Während dieser fürchterlichen Pein fühlte sich das Opfer fortwährend dem Ersticken nahe, das Blut drang aus Mund, Nase und Ohren, und ein krampfhaftes Zucken der Muskeln und Nerven verursachte ihm fortwährend die fürchterlichsten Schmerzen; nichts destoweniger sollen Menschen diese unsägliche Qual während neun oder zehn Tagen ausgehalten haben. Das Jahr 1633, wo diese Art von Tortur zum ersten Male angewandt wurde, war ein sehr blutiges. Allein im Monat August wurden 42 Personen lebendig verbrannt, 11 enthauptet und 16 auf die oben beschriebene Weise gemartert.“

Die Zerrüttung, in welche das japanische Reich durch diese Kämpfe gerieth, scheint einen äußerst lebhaften Eindruck auf die Gemüther der Regierenden gemacht zu haben.

Die Abhängigkeit der Gesetze Mariotte und Gay-Lussac von der Natur der Gase. Bereits Regnault hatte gefunden, daß die Gase, welche sich dem Mariotte-Gay-Lussac'schen Gesetze am meisten nähern, auch die größte Ausdehnung durch die Wärme besitzen. Diese Thatsache wurde durch Jamin bestätigt. Dieser fand, daß die Ausdehnung der Gase durch die Wärme um so größer ist, je größer ihre Compressibilität ist. Die Ausdehnung der Gase durch die Wärme ist also eine Function ihrer Compressibilität. Diese Function ist eine lineare, wenn die Gase dem Mariotte-Gay-Lussac'schen Gesetze folgen. Jamin fand, daß die Ausdehnung der Gase durch die Wärme um so größer ist, je größer ihre Compressibilität ist. Die Ausdehnung der Gase durch die Wärme ist also eine Function ihrer Compressibilität. Diese Function ist eine lineare, wenn die Gase dem Mariotte-Gay-Lussac'schen Gesetze folgen. Jamin fand, daß die Ausdehnung der Gase durch die Wärme um so größer ist, je größer ihre Compressibilität ist. Die Ausdehnung der Gase durch die Wärme ist also eine Function ihrer Compressibilität. Diese Function ist eine lineare, wenn die Gase dem Mariotte-Gay-Lussac'schen Gesetze folgen. Jamin fand, daß die Ausdehnung der Gase durch die Wärme um so größer ist, je größer ihre Compressibilität ist. Die Ausdehnung der Gase durch die Wärme ist also eine Function ihrer Compressibilität. Diese Function ist eine lineare, wenn die Gase dem Mariotte-Gay-Lussac'schen Gesetze folgen. Jamin fand, daß die Ausdehnung der Gase durch die Wärme um so größer ist, je größer ihre Compressibilität ist. Die Ausdehnung der Gase durch die Wärme ist also eine Function ihrer Compressibilität. Diese Function ist eine lineare, wenn die Gase dem Mariotte-Gay-Lussac'schen Gesetze folgen. Jamin fand, daß die Ausdehnung der Gase durch die Wärme um so größer ist, je größer ihre Compressibilität ist. Die Ausdehnung der Gase durch die Wärme ist also eine Function ihrer Compressibilität. Diese Function ist eine lineare, wenn die Gase dem Mariotte-Gay-Lussac'schen Gesetze folgen.

ohne sich weiter darüber zu äußern. Ich habe mich nun bemüht, diese Lücke auszufüllen, und habe gefunden, daß die Ursache der Erscheinung in der Verschiedenheit der Temperatur der Luft und des Wassers liegt. Ich habe mich nun bemüht, diese Verschiedenheit der Temperatur zu messen, und habe gefunden, daß sie in der That sehr groß ist

Jahr 1888 auf 1889 übertragen. Die Ausgaben waren um 1,6 Millionen Mark höher als im Vorjahr, was sich aus der Vermehrung der Bevölkerung und der Steigerung der Preise erklärt. Die Einnahmen aus Zöllen und Steuern betrugen 1,5 Millionen Mark mehr als im Vorjahr

zu Boden, die Hände vor das Gesicht, um nicht das Elend der Mutter zu sehen. Diese aber, die Arme ausgestreckt, die Augen starr, die Lippen bebend, stand da, wie eine Bildsäule des Schmerzes. Sie sah nicht, sie hörte nicht, sie fühlte nicht, sie dachte nicht, sie war nur Schmerz, nur Elend, nur Verzweiflung. Sie stand da, wie ein Baum, dem der Blitz die Krone zerschmettert hat, wie ein Felsen, den der Sturm entwurzelt hat, wie ein Turm, den die Flamme verzehrt hat. Sie stand da, wie ein Gespenst, wie ein Schatten, wie ein Nichts. Sie stand da, wie ein Wesen, das nicht mehr lebt, das nicht mehr denkt, das nicht mehr fühlt, das nicht mehr leidet, das nicht mehr weint, das nicht mehr klagt, das nicht mehr verzweifelt, das nicht mehr hofft, das nicht mehr liebt, das nicht mehr hasst, das nicht mehr ist.

Ruf (Rufen), Ruf, Ruf, Ruf,

ſeit einer Reihe von Jahren aber vernachläſſigten Brauch ſich in Petersburg und Wien durch Großbotſchafter (Ambassadeur, der bekanntlich den repräſentirenden Charakter ſeines Souveräns hat) vertreten zu laſſen, wieder aufnehmen und hat geglaubt, Lord Bloomfield einen ſeiner älteſten und zuverläſſigſten Diplomaten für dieſe Stelle berufen zu müſſen.

Der franzöſiſche Geſandte, Prinz Latour d'Auvergne wird in der nächſten Zeit hier wieder eintreffen, um bei den demnächſt beginnenden eingehenderen Unterhandlungen Frankreichs mit Preußen in Betreff eines Zoll- und Handelsvertrages mit dem Zollverein, und Vertrages zum Schutz des literariſchen Eigenthums, anweſend zu ſein. Mit Speck fängt man Mäuſe.

Aus Holſtein.

Den 9. November.

Es iſt begreiflich, daß die „Pr. Ztg.", ſeitdem man für gut befunden, ihr zum Haupt-Redacteur einen „Schleswig-Holſteiner" vom reinſten Waſſer zu geben, über Alles, was die däniſche Monarchie betrifft, entſtellte und verkehrte Berichte und Urtheile bringt, und iſt alſo im Ganzen wenig darauf zu achten; am 31. October und 1. November hat ſie aber zwei Leitartikel losgelaſſen, die wohl einer nähern Prüfung werth ſind. Sie will darin beweiſen das Recht des deutſchen Bundes und die Pflicht Dänemarks gegen denſelben wegen Schleswig und beruft ſich dabei auf Aktenſtücke, die gerade gegen ſie ſelbſt zeugen; ſie beweiſt alſo dadurch, daß ſie bei ihren Leſern auf Unkenntniß, Trägheit und Leichtgläubigkeit rechnet, um unbedingten Glauben zu finden. Sie ſagt: „Als der König von Dänemark zum Behuf ſeiner Wiedereinſetzung in die Regierung von Holſtein die Dazwiſchenkunft des Bundes in Anſpruch nahm, war er vertragsmäßig verpflichtet, mitzutheilen, welche Entſchlüſſe er in Betreff der Pacification jenes Bundeslandes gefaßt habe. Dies geſchah in der däniſchen Depeſche vom 6. December 1851, welche in einer beſondern Anlage die Abſichten des Königs den Höfen von Berlin und Wien eröffnet." (Dies iſt ſchon gleich thatſächlich unrichtig. Das däniſche Miniſterium hatte ſchon am 26. Auguſt eine ſolche Erklärung abgegeben, und auf die Eröffnung von Berlin und Wien, daß ſolche nicht genügend erſcheine, um ſie dem Bundestage vorzulegen, erfolgte die Depeſche vom 6. December.) „Dieſe Abſichten wurden dahin formulirt, daß der König nicht nur Holſtein, ſondern auch Schleswig unter Mitwirkung berathender Provinzialſtände regieren werde, mit dem Ziele, für jedes der gedachten Herzogthümer, ſowie für das Königreich eine organiſche und gleichartige verfaſſungsmäßige Verbindung herbeizuführen, und daß, wie der König bereits zugeſagt habe, weder eine Incorporation in das Königreich ſtattfinden, noch irgend darauf hinzielende Schritte vorgenommen werden ſollten." So formulirt und ſo zuſammengeſtellt wurde keineswegs. Die Depeſche vom 6. December bedauert und verwundert ſich, daß die Erklärung vom 26. Auguſt für nicht genügend erklärt wird, und ſagt wörtlich: „Wir ſind fortwährend der Anſicht, daß weder der Bund noch deſſen Mandatare, als ſolche, auf weitergehende Zuſagen Anſpruch machen können, ohne in ein Gebiet zu greifen, wo ihnen die Competenz abgeht und die ſo mühſam beſchwichtigten Conflicte von Neuem beginnen würden. Rechtliche Garantien für ein Mehreres können alſo jenſeits nicht verlangt, dürfen von uns nicht gegeben werden." Nach einer längeren Auseinanderſetzung heißt es weiter: „Wenn der König deſſenungeachtet unter den oben erwähnten Vorausſetzungen und Bedingungen den Wunſch und Rath

Jahr 1888 Mitglied des Landtages, Landrat, Kreisdeputierter, Mitglied des Provinzialrates, Mitglied des Provinzialausschusses

tion hineinzuziehen, ſo halten wir es für unſere Pflicht, der entſprechenden Richtung in Dänemark dadurch die Hand zu reichen, daß wir auch deren Anſchauungen zu Worte kommen laſſen.

Die Politik der Carlowitze, Matthiſſe und ähnlicher großer Geiſter kann ja, beſonders wie die Verhältniſſe heut liegen, in jedem Falle nur mit einer geſteigerten Blame Preußens ſchließen. D. Red.

Aus London.

19. November.

Die Verhandlungen, welche das Londoner Cabinet mit dem Wiener Hofe angeknüpft hat, um den letzteren zu einer friedlichen Abtretung Venedigs an das Königreich Italien zu vermögen, dürften ihren Urſprung den Negotiationen verdanken, welche zwiſchen Paris und London wegen der Räumung Roms geführt wurden. Ruſſell war noch nicht lange vom Continent zurückgekehrt, als Lord Palmerſton ihn überzeugte, daß der Zeitpunkt gekommen ſei, wo England ſich durch eine kühne diplomatiſche Bewegung der Leitung der Ereigniſſe bemächtigen müſſe: England habe die Gevatterſchaft bei dem Lieblingskindlein der neuen Zeit, der unità Italiana zu übernehmen. Ruſſell, noch voll Jammer über das, was er auf der Reiſe gehört und geſehen, war gerade in der rechten Stimmung, um glatt und raſch etwas Pikantes zu verſchlucken, was ſeinen abgeſpannten Nerven die Regſamkeit zurückgeben könne. Er zeigte in Paris an, daß England die Politik Victor Emanuel's billige, und daß es nicht zögern werde, das Königreich Italien anzuerkennen. Gleichzeitig jedoch ſah man hier ein, daß das revolutionäre Auftreten Englands, falls man nicht die gehörigen Vorkehrungen treffe, dem kaiſerlichen Chef der Revolution nützen würde. Daher wird jener Ankündigung die Erklärung hinzugefügt, England werde nicht nur nicht dulden, daß Frankreich die Bildung des italieniſchen Königreiches als Gelegenheit zu fernerem Ländererwerb benutze, ſondern das britiſche Cabinet erwarte, daß Frankreich ſo gut wie England ſich unbedingt auf die Baſis der Nichtintervention ſtelle und ſeine Truppen aus Rom zurückrufe. Dieſe Hoffnungen brachten in Paris viel üble Laune hervor: erſtens, weil Frankreich ſeines bisherigen Ruhmes, der Beſchützer des nationalen Umſchwunges in Italien zu ſein, beraubt wurde, zweitens, weil ein für alle Mal vor die Idee einer Annexion Sardiniens ein Riegel fiel — denn Frankreich iſt weder ſtark noch unklug genug, ſolch einer Idee nachzuhängen, nachdem England in den beſtimmteſten Ausdrücken kund gethan, daß es die Verwirklichung derſelben nicht geſtatten werde; drittens, weil die franzöſiſche Regierung einſah, daß die Stunden ihrer Militairherrſchaft in Rom gezählt ſeien. Man erkannte deutlich, wie England jede Maaßregel einer fremden Macht, welche ein Ueberſchreiten der Grenze, ein Beſitzergreifen auswärtigen Territoriums mit ſich führt, als einen Haken benutzt, an den es ſeine diplomatiſche Action, ſeine Mahnungen, Forderungen, Drohungen knüpft. Das pfiffige England enthält ſich aller ſolcher thatſächlichen Eingriffe, durch die es ſich compromittiren könnte: es ſchickt nicht einen einzigen Mann an die Küſte von Syrien, nicht eine einzige Kanone an die Geſtade von Italien, es thut keinen Schritt, welcher eine andere Macht zu dem Verlangen, ihn ungeſchehen zu machen, berechtigen könnte. Deſto beſſer weiß es die Activität fremder Regierungen in eine Falle für dieſelben umzuwandeln. Der Kaiſer von Rußland war gefangen, ſobald ſeine Armee den Pruth paſſirt hatte, Oeſtreich wurde als eine aggreſſive Macht den Läſterungen der gebildeten Welt preisgegeben, ſobald ſeine Fahnen am rechten Ufer des Ticino weh-

Ausdrücke für die Ehre, die Ehrlichkeit, die Treue, die Wahrheit, die Lüge, die Ehrlosigkeit, die Untreue, die Unehrlichkeit, die Verleumdung, die Schande, die Ehrenhaftigkeit, die Ehrenhaftigkeit, die Ehrenhaftigkeit

ſeinen Willen und wider ſein eigenes Intereſſe den Anſtoß gegeben. Der Rückzug Oeſtreichs aus Venedig bedeutet die Uebertragung des nationalen und dynaſtiſchen Kampfes aus Italien auf die Gefilde Deutſchlands. Glücklicher Ruſſell, der Du im Verein mit Palmerſton gleichzeitig an der Einheit Italiens, und an der Einheit Deutſchlands, das heißt an dem Wachsthum der europäiſchen Anarchie arbeiteſt.

Börſen-Revue.

(Vom 14. bis 21. November.)

Die Ruhe der politiſchen Ferien hat zwar eine kleine Unterbrechung erlitten, indeß die Börſen ſcheinen eben ſo wenig ernſtlichen Werth auf die Bankſchlacht zwiſchen London und Paris, als auf die Schlachtbank in Neapel zu legen, wo das Volk in Kerker und Banden geſchlagen wird, das, nachdem die tragi-komiſche Comödie der „freien Volkswahl" glücklich zu Ende gebracht worden, nach ſeinem legitimen Herrſcher verlangt, der zu Gaeta mit dem Reſte ſeiner getreuen Truppen ſeine militairiſche Ehre und ſein väterliches Erbe gegen Verrath und Beſtechung zu vertheidigen verſucht. Man ſcheint die Contre-Revolution zu Neapel indeß nur als „Ferienſache" zu betrachten, die während Garibaldi's Urlaub abgemacht wird und nur deshalb wichtig iſt, weil ſie Veranlaſſung giebt, Venetien deſto beſſer für die bevorſtehende Annexion zu präpariren und „während der Ferien" deſto gründlicher zu unterminiren. Indeſſen benutzt Louis Napoleon die Ferien, um ſeine Rechnung mit Victor Emanuel zu reguliren, und ſchickt ſeine Gemahlin in die ſchottiſchen Hochlande, um deſto ungeſtörter ſeine theologiſchen Studien für eine neue Episcopal-Verfaſſung Frankreichs machen zu können, die dem „Papſte zu Avignon" die ehrenvolle Stellung eines „Biſchofs von Frankreich" ſichert. England faßt mit britiſcher Höflichkeit die von Frankreich ihm mit wälſcher Schlauheit dargebotene Rechte, um bei der Kriegsentſchädigung in China nicht zu kurz zu kommen und vertheidigt gleichzeitig ſeine Sovereign's gegen franzöſiſche Angriffe. Rußland ſondirt, ob man in der Rue Richelieu und am Vendôme-Platz auch wohl zu einer ruſſiſchen Anleihe geneigt ſein würde, und bereitet ſich vor, Polen zu desinficiren und den Asa foetida-Geruch zu Warſchau mit Pulver zu vertreiben. Preußen behält ſich noch immer das Recht der freien Entſchließung vor, und ſeine Geſandten zu Petersburg, Paris und Konſtantinopel machen inzwiſchen ruſſiſch-franzöſiſch-preußiſche Allianzſtudien, um beim „Abgange" das „Zeugniß der Reife" für das Miniſter-Portefeuille zu erhalten und, Oeſtreich ſteht Gewehr bei Fuß an der venetianiſchen Grenze, bis König-Ehrenmann mit der ſardiniſchen Ablöſung angekommen ſein wird, und macht inzwiſchen neue „Wiener Schnitzel" die Herr v. Plener zu 10 Kreuzer das Stück ausgiebt.

Während nun die Regierungen und die hohe Diplomatie in der angegebenen Art die Ferienzeit, jeder nach ſeiner Weiſe, benutzen, ſteht ſich die haute finance in London und Paris feindlich gegenüber. Glücklicherweiſe werden aber deren Schlachten nur mit Gold- und Silberbarren geliefert, und es fließt kein Blut dabei, auch haben, wie verlautet, die beiden Großmächte, die Banken von England und Frankreich, bereits Frieden geſchloſſen, und zur Beſiegelung des Friedens die Bildniſſe ihrer Souveräne gegen einander ausgetauſcht (Sovereign's gegen Fünffranken-Stücke). Die »Börſen-Revue« hat ſchon öfter der ſtarken Goldentziehungen der engliſchen Bank Seitens der franzöſiſchen Bank erwähnt, in deren Folge, da dieſe am 13., 14. und 15. über eine

Million Pfd. St. betragen hatten, die erstere den Bank-Disconto allmählig auf 6 pCt. erhöht hatte. Man würde dieser Discontoerhöhung vielleicht in Paris ebensowenig einen besonderen Werth beigelegt haben, wie an anderen Orten, da diese Maßregel eben nur rein localer Natur und durchaus nicht in den europäischen Geldverhältnissen begründet war, und Geld an allen Börsenplätzen, wie die letzte Revue ausführlich nachgewiesen, zu billigem Disconto im Ueberflusse vorhanden ist — eine Folge des durch die Unsicherheit der politischen Situation bestehenden Mißtrauens — aber, wie man sich erzählt, habe Rothschild, um den Hausse-Operationen der Herren Mirès und Péreire entgegenzutreten und deren Erfolge zu vereiteln (das europäische Bankhaus hat trotz aller Jagdeinladungen Louis Napoleons einen unbesiegbaren Haß gegen die neuen Emporkömmlinge, die ihm den Rang streitig machen), von der französischen Bank unerwartet 40 Millionen Franken entnommen und diese dadurch veranlaßt, ihren Discont von 3½ auf 4½ pCt. zu erhöhen. Da es aber nicht der Zweck Rothschilds war, die Bank in Verlegenheit zu setzen, sondern er nur durch Erhöhung des Zinsfußes ungünstig auf die Course wirken wollte, was ihm auch vorübergehend gelang, so, erzählt man sich weiter, habe er der Bank „unter gewissen Bedingungen“ 100 Millionen Gold gegen eine gleiche Summe in Silber zugesagt. Was an diesen beiden Erzählungen wahr und was davon in der Phantasie der Börse entstanden ist, wissen wir nicht, gewiß ist nur, daß der Bank von Frankreich, trotzdem die englische Bank ihren Disconto auf 6 pCt. erhöhte, ihrerseits auf Andringen des Herrn Péreire eine weitere Steigerung des Zinssatzes höheren Orts nicht gestattet worden ist, um nicht dadurch ferner ungünstig auf die Börse zu wirken und die nach dieser Richtung hin im Interesse der zu Neujahr bevorstehenden Anleihe von 400 Millionen gemachten Anstrengungen wieder zu vereiteln. Im gegenseitigen Interesse brachten daher die beiden kriegführenden Banken einen Frieden zu Stande, nach welchem die englische Bank von ihrem Goldvorrathe noch 2 Millionen Pfd. St. der Bank von Frankreich gegen eine gleiche Summe in Silber überläßt. Zum Verständniß dieses Compromisses dürfte es nothwendig sein, auf die individuellen Verhältnisse der beiden Banken zurückzukommen.

Man berechnet die seitherigen großen Silbersendungen nach China und Indien auf über 2 Milliarden, zu denen Frankreich das Meiste lieferte. Um das Umschmelzen und Ausführen des Silbers zu verhindern, wurden nun bereis vor längerer Zeit die General-Einnehmer von der französischen Regierung angewiesen, alle bei ihnen eingehenden Fünf-Frankenstücke an die Bank abzuliefern. Bei den Banken sammelte sich daher ein beträchtlicher Stock von Silber an, der, obgleich das Silber starkes Agio galt, für die Banken doch nur ein unnützes Capital war, da die Bank seitdem ihre Zahlungen nur in Gold leistete. Der Abzug des Goldes für Spanien, Italien, Egypten, die Türkei u. s. w. wurde aber nun auch so stark, daß die Bank in Verlegenheit gerieth und ihre geschwächten Vorräthe aus den Kellern der Londoner Bank rekrutiren mußte; denn hätte sie angefangen, ihre Zahlungen in Silber zu leisten, so wäre ihr auch nicht ein Fünf-Frankenthaler übrig geblieben, da diese abwechselnd zwischen 5 und 13 pCt. Agio stehen und sie sich dadurch alle Agioreiter Frankreichs auf den Hals geladen hätte. In England ist der Fall umgekehrt; die Bank von England nimmt durch die Zufuhren von Australien, Californien, Westindien u. s. w. fast nur Gold ein, giebt aber dagegen sehr viel Silber aus, und sie giebt also gern 2 Millionen Pfd. Sterl. in Gold an Frankreich gegen eben so viel Silber, zumal es dadurch den Bedürfnissen dieses Landes abhilft, ohne seinen eigenen Metallvorrath zu schwächen. Sollte Rothschild das obenerwähnte Tauschgeschäft von 100 Millionen Gold gegen Silber wirklich gemacht haben, so würde er dem „Staatscredit“ einen wichtigeren Dienst geleistet, sich selbst nebenbei aber einen

Jahre 1848 wurde ihm, als er sich in Wien befand, die Ehre zu Theil, dass er zum Mitgliede des Reichstages gewählt wurde. Er vertrat in demselben die Stadt Wien und den Bezirk Hietzing. Seine Thätigkeit in dieser Eigenschaft war eine sehr rege. Er war Mitglied des Ausschusses für Verfassung, Mitglied des Ausschusses für Petitionen, Mitglied des Ausschusses für Gewerbe und Handel, Mitglied des Ausschusses für Finanzen, Mitglied des Ausschusses für Unterricht, Mitglied des Ausschusses für Landwirthschaft, Mitglied des Ausschusses für Eisenbahnen, Mitglied des Ausschusses für Bergwesen, Mitglied des Ausschusses für Militärangelegenheiten, Mitglied des Ausschusses für Statistik, Mitglied des Ausschusses für Gesetzgebung, Mitglied des Ausschusses für Justiz, Mitglied des Ausschusses für Polizei, Mitglied des Ausschusses für Gesundheitswesen, Mitglied des Ausschusses für Armenwesen, Mitglied des Ausschusses für Kirchenangelegenheiten, Mitglied des Ausschusses für Auswärtige Angelegenheiten, Mitglied des Ausschusses für Innere Angelegenheiten, Mitglied des Ausschusses für Kriegsangelegenheiten, Mitglied des Ausschusses für Marineangelegenheiten, Mitglied des Ausschusses für Kolonialangelegenheiten, Mitglied des Ausschusses für Handelsangelegenheiten, Mitglied des Ausschusses für Verkehrsangelegenheiten, Mitglied des Ausschusses für Bauangelegenheiten, Mitglied des Ausschusses für Forstangelegenheiten, Mitglied des Ausschusses für Bergbauangelegenheiten, Mitglied des Ausschusses für Hüttenangelegenheiten, Mitglied des Ausschusses für Salinenangelegenheiten, Mitglied des Ausschusses für Münzangelegenheiten, Mitglied des Ausschusses für Bankangelegenheiten, Mitglied des Ausschusses für Versicherungsangelegenheiten, Mitglied des Ausschusses für Pensionsangelegenheiten, Mitglied des Ausschusses für Gnadenangelegenheiten, Mitglied des Ausschusses für Ehrenangelegenheiten, Mitglied des Ausschusses für Disziplinarangelegenheiten, Mitglied des Ausschusses für Personalangelegenheiten, Mitglied des Ausschusses für Organisationsangelegenheiten, Mitglied des Ausschusses für Geschäftsordnungsangelegenheiten, Mitglied des Ausschusses für Protokollangelegenheiten, Mitglied des Ausschusses für Archivangelegenheiten, Mitglied des Ausschusses für Bibliotheksangelegenheiten, Mitglied des Ausschusses für Museumsangelegenheiten, Mitglied des Ausschusses für Theaterangelegenheiten, Mitglied des Ausschusses für Musikangelegenheiten, Mitglied des Ausschusses für Literaturangelegenheiten, Mitglied des Ausschusses für Kunstangelegenheiten, Mitglied des Ausschusses für Wissenschaftsangelegenheiten, Mitglied des Ausschusses für Technikangelegenheiten, Mitglied des Ausschusses für Medizinangelegenheiten, Mitglied des Ausschusses für Veterinärangelegenheiten, Mitglied des Ausschusses für Landwirtschaftsangelegenheiten, Mitglied des Ausschusses für Forstwirtschafts

Bestellung. Bestellung ist ein Auftrag, der dem Lieferanten von dem Besteller erteilt wird. Sie kann mündlich, schriftlich oder durch Vertreter erfolgen. Bei Bestellungen ist es wichtig, daß sie genau und vollständig sind, damit Irrtümer vermieden werden. Bestellungen müssen enthalten: Menge, Art, Güte, Preis, Lieferungszeit, Versandart, Verpackung, Zahlungsbedingungen, Gerichtsstand. Bestellungen sind bindend, wenn sie nicht ausdrücklich unverbindlich gemacht werden. Bestellungen können widerrufen werden, wenn sie noch nicht ausgeführt sind. Bestellungen können auch durch Vertreter gemacht werden. Vertreter sind Personen, die Waren für eine Firma verkaufen. Sie haben Vollmacht, Bestellungen entgegenzunehmen. Vertreter können auch Waren verkaufen, die sie selbst besitzen. Sie kaufen dann die Waren und verkaufen sie weiter. Vertreter können auch Waren verkaufen, die sie nicht besitzen. Sie nehmen dann Bestellungen entgegen und leiten sie an die Firma weiter. Vertreter können auch Waren verkaufen, die sie nicht besitzen, und sie selbst liefern. Sie nehmen dann Bestellungen entgegen und liefern die Waren selbst. Vertreter können auch Waren verkaufen, die sie nicht besitzen, und sie nicht liefern. Sie nehmen dann Bestellungen entgegen und leiten sie an die Firma weiter. Vertreter können auch Waren verkaufen, die sie nicht besitzen, und sie nicht liefern. Sie nehmen dann Bestellungen entgegen und leiten sie an die Firma weiter. Vertreter können auch Waren verkaufen, die sie nicht besitzen, und sie nicht liefern. Sie nehmen dann Bestellungen entgegen und leiten sie an die Firma weiter.

findet. Wie wenig ernſt man aber im Ganzen all den politiſchen Lärmen nimmt, und wie wenig man an eine ernſtliche Störung der Ruhe und Ordnung glaubt, zeigt ſich wohl ganz beſonders an der Haltung des Geldmarkts. Disconto iſt unverändert geblieben, und die Banken haben, trotzdem die neue Anleihe ihnen viel Geld entzog, ihre Darlehen noch um 1½ Millionen vermehrt, während auch ihr Baarvorrath um faſt 700,000 Dollars und eben ſo die Depoſiten um 1½ Million geſtiegen ſind. Nach ſpäteren telegraphiſchen Nachrichten vom 3. d. M. war auch die Börſe wieder beruhigter; Fonds waren feſt und Wechſelcourſe unverändert, ſo daß die am 7. d. M. erfolgte Wahl Lincolns wohl wieder das Signal zu einer Wendung zum Beſſeren geweſen ſein wird.

Die Getreidebörſe war weniger belebt als früher, und die Nachwirkungen der am vorigen Ultimo aufgeſammelten Roggenvorräthe machen ſich noch immer durch Flauheit und Trägheit des Geſchäfts bemerkbar; beſonders iſt Loco-Waare, ſelbſt bei einem neuen Rückgange von 2 Thlrn., ſchwer verkäuflich, und auch Termine blieben nach kleinen Schwankungen 1½—2 Thlr. niedriger; eben ſo ging Weizen um 2 Thlr., Haſer und Gerſte um 1 Thlr zurück. Rüböl war ſehr geſchäftslos und im Preiſe faſt unverändert. Spiritus theilte größtentheils die Flauheit des Geſchäfts und die rückgängige Bewegung der Preiſe, ſo daß ſich Loco-Waare faſt 1 Thlr., die Winter-Termine etwa ½ Thlr. und der Frühjahrstermin ⅓ Thlr. niedriger ſtellen.

N. S. vom 22ſten. Die Börſe war auch heute geſchäftslos; einiger Verkehr fand zu beſſeren Preiſen in Pfand- und Rentenbriefen, ſo wie in öſtreichiſchen Effecten ſtatt; auch lagen einige Kaufordres für Deſſauer Creditactien vor, doch beeilten ſich die geſtrigen Käufer heute die kleinen Avance gleich wieder zu realiſiren. Roggen war etwas höher, Spiritus, Anfangs offerirt, befeſtigte ſich zum Schluſſe wieder.

Illustrirte Welt.

Illustrirte Welt. Zeitschrift für Unterhaltung und Belehrung. Herausgegeben von Otto Spamer. Illustrirte Ausgabe. Illustrirte Welt. Zeitschrift für Unterhaltung und Belehrung. Herausgegeben von Otto Spamer. Illustrirte Ausgabe.

Inhalt.

Seite
Die Kaiserin Eugenie. Von Ernst Ziel. Mit Porträt. 1
Die Kaiserin Eugenie. Von Ernst Ziel. Mit Porträt. 2
Die Kaiserin Eugenie. Von Ernst Ziel. Mit Porträt. 3
Die Kaiserin Eugenie. Von Ernst Ziel. Mit Porträt. 4
Die Kaiserin Eugenie. Von Ernst Ziel. Mit Porträt. 5
Die Kaiserin Eugenie. Von Ernst Ziel. Mit Porträt. 6
Die Kaiserin Eugenie. Von Ernst Ziel. Mit Porträt. 7
Die Kaiserin Eugenie. Von Ernst Ziel. Mit Porträt. 8
Die Kaiserin Eugenie. Von Ernst Ziel. Mit Porträt. 9
Die Kaiserin Eugenie. Von Ernst Ziel. Mit Porträt. 10
Die Kaiserin Eugenie. Von Ernst Ziel. Mit Porträt. 11
Die Kaiserin Eugenie. Von Ernst Ziel. Mit Porträt. 12
Die Kaiserin Eugenie. Von Ernst Ziel. Mit Porträt. 13
Die Kaiserin Eugenie. Von Ernst Ziel. Mit Porträt. 14
Die Kaiserin Eugenie. Von Ernst Ziel. Mit Porträt. 15
Die Kaiserin Eugenie. Von Ernst Ziel. Mit Porträt. 16

Kunst.

Seite
Die Kaiserin Eugenie. Von Ernst Ziel. Mit Porträt. 1
Die Kaiserin Eugenie. Von Ernst Ziel. Mit Porträt. 2
Die Kaiserin Eugenie. Von Ernst Ziel. Mit Porträt. 3
Die Kaiserin Eugenie. Von Ernst Ziel. Mit Porträt. 4
Die Kaiserin Eugenie. Von Ernst Ziel. Mit Porträt. 5
Die Kaiserin Eugenie. Von Ernst Ziel. Mit Porträt. 6
Die Kaiserin Eugenie. Von Ernst Ziel. Mit Porträt. 7
Die Kaiserin Eugenie. Von Ernst Ziel. Mit Porträt. 8
Die Kaiserin Eugenie. Von Ernst Ziel. Mit Porträt. 9
Die Kaiserin Eugenie. Von Ernst Ziel. Mit Porträt. 10
Die Kaiserin Eugenie. Von Ernst Ziel. Mit Porträt. 11
Die Kaiserin Eugenie. Von Ernst Ziel. Mit Porträt. 12
Die Kaiserin Eugenie. Von Ernst Ziel. Mit Porträt. 13
Die Kaiserin Eugenie. Von Ernst Ziel. Mit Porträt. 14
Die Kaiserin Eugenie. Von Ernst Ziel. Mit Porträt. 15
Die Kaiserin Eugenie. Von Ernst Ziel. Mit Porträt. 16

ordinary Plan with Wheels and Axle, or Crank, Wind-Mill, Water-Mill, &c. Also the Nature of Gravity, Motion, Force, Velocity, Percussion, Pendulums, Centre of Gravity, Centre of Motion, Centre of Percussion, Centre of Oscillation, Centre of Magnitude, Centre of Gyration, Centre of Suspension, Centre of Agitation, Centre of Impulse, Centre of Spontaneous Rotation, Centre of Mean Distances, Centre of Mean Motion, Centre of Mean Velocity, Centre of Mean Force, Centre of Mean Percussion, Centre of Mean Oscillation, Centre of Mean Magnitude, Centre of Mean Gyration, Centre of Mean Suspension, Centre of Mean Agitation, Centre of Mean Impulse, Centre of Mean

Schlosse Ehrenberg bei Landeck, über die Ruine Fragenstein bei Zirl, über die Ruine Hasegg bei Hall, über die Ruine Thierberg bei Rattenberg, über die Ruine Kropfsberg bei Mittersill, über die Ruine Matzen bei Brixlegg, über die Ruine Lichtenberg im Lechthale, über die Ruine Rettenberg im Innthale, über die Ruine Freundsberg bei Schwaz, über die Ruine Sigmundsried bei Reutte, über die Ruine Sigmundskron bei Bozen, über die Ruine Greifenstein bei Meran, über die Ruine Tirol bei Meran, über die Ruine Hauenstein bei Brixen, über die Ruine Rodeneck bei Brixen, über die Ruine Taufers im Pusterthale, über die Ruine Heinfels im Pusterthale, über die Ruine Sigmundseck bei Innichen, über die Ruine Welsperg bei Primör, über die Ruine Castelnuovo bei Roveredo, über die Ruine Penede bei Botzen, über die Ruine Wolkenstein im Grödnerthale, über die Ruine Trostburg im Grödnerthale, über die Ruine Hauenstein im Grödnerthale, über die Ruine Fischburg im Grödnerthale, über die Ruine Gufidaun im Grödnerthale, über die Ruine Rafenstein im Grödnerthale, über die Ruine Reifenstein im Grödnerthale, über die Ruine Rodeneck im Grödnerthale, über die Ruine Taufers im Grödnerthale, über die Ruine Heinfels im Grödnerthale, über die Ruine Sigmundseck im Grödnerthale, über die Ruine Welsperg im Grödnerthale, über die Ruine Castelnuovo im Grödnerthale, über die Ruine Penede im Grödnerthale

Le Chapelle avec ses deux nefs, ses trois absides et ses deux tours, est un monument d'une grande importance. Il est bâti en pierres de taille, et, à l'intérieur, les piliers, les arcades, les voûtes, les fenêtres, les portes, les corniches, les chapiteaux, les colonnes, les bases, les tailloirs, les tympans, les archivoltes, les modillons, les frises, les bandeaux, les cordons, les contreforts, les tours, les clochers, les toits, les combles, les charpentes, les poutres, les solives, les planches, les clous, les vitraux, les peintures murales, les autels, les retables, les tableaux, les statues, les bancs, les chaires, les confessionnaux, les fonts baptismaux, les cloches, les horloges, les cadrans solaires, les girouettes, les paratonnerres, les grilles, les portails, les escaliers, les marches, les dalles, les tombeaux, les épitaphes, les ex-voto, les bénitiers, les lampes, les cierges, les encensoirs, les ornements sacerdotaux, les vases sacrés, les livres liturgiques, les orgues, les harmoniums, les pupitres, les lutrins, les sièges, les tapis, les nattes, les rideaux, les portières, les sonnettes, les cordes, les poulies, les contrepoids, les balustrades, les garde-fous, les rampes, les mains courantes, les paliers, les soupiraux, les caves, les fondations, les murs mitoyens, les murs de clôture, les murs de soutènement, les murs de refend, les murs pignons, les murs de façade, les murs de face, les murs de derrière, les murs de côté, les murs de droite, les murs de gauche, les murs d'enceinte, les murs d'appui, les murs de terrasse, les murs de jardin, les murs de cimetière, les murs de chapelle, les murs de sacristie, les murs de clocher, les murs de tour, les murs de nef, les murs de bas-côté, les murs de transept, les murs de chœur, les murs d'abside, les murs de chevet, les murs de façade, les murs de face, les murs de derrière, les murs de côté, les murs de droite, les murs de gauche, les murs d'enceinte, les murs d'appui, les murs de terrasse, les murs de jardin, les murs de cimetière, les murs de chapelle, les murs de sacristie, les murs de clocher, les murs de tour, les murs de nef, les murs de bas-côté, les murs de transept, les murs de chœur, les murs d'abside, les murs de chevet, les murs de façade, les murs de face, les murs de derrière, les murs de côté, les murs de droite, les murs de gauche, les murs d'enceinte, les murs d'appui, les murs de terrasse, les murs de jardin, les murs de cimetière, les murs de chapelle, les murs de sacristie, les murs de clocher, les murs de tour, les murs de nef, les murs de bas-côté, les murs de transept, les murs de chœur, les murs d'abside, les murs de chevet.

La Légende Noire en Italie

Les Cruautés de Charles-Quint

Le Chapelle avec ses deux nefs, ses trois absides et ses deux tours, est un monument d'une grande importance. Il est bâti en pierres de taille, et, à l'intérieur, les piliers, les arcades, les voûtes, les fenêtres, les portes, les corniches, les chapiteaux, les colonnes, les bases, les tailloirs, les tympans, les archivoltes, les modillons, les frises, les bandeaux, les cordons, les contreforts, les tours, les clochers, les toits, les combles, les charpentes, les poutres, les solives, les planches, les clous, les vitraux, les peintures murales, les autels, les retables, les tableaux, les statues, les bancs, les chaires, les confessionnaux, les fonts baptismaux, les cloches, les horloges, les cadrans solaires, les girouettes, les paratonnerres, les grilles, les portails, les escaliers, les marches, les dalles, les tombeaux, les épitaphes, les ex-voto, les bénitiers, les lampes, les cierges, les encensoirs, les ornements sacerdotaux, les vases sacrés, les livres liturgiques, les orgues, les harmoniums, les pupitres, les lutrins, les sièges, les tapis, les nattes, les rideaux, les portières, les sonnettes, les cordes, les poulies, les contrepoids, les balustrades, les garde-fous, les rampes, les mains courantes, les paliers, les soupiraux, les caves, les fondations, les murs mitoyens, les murs de clôture, les murs de soutènement, les murs de refend, les murs pignons, les murs de façade, les murs de face, les murs de derrière, les murs de côté, les murs de droite, les murs de gauche, les murs d'enceinte, les murs d'appui, les murs de terrasse, les murs de jardin, les murs de cimetière, les murs de chapelle, les murs de sacristie, les murs de clocher, les murs de tour, les murs de nef, les murs de bas-côté, les murs de transept, les murs de chœur, les murs d'abside, les murs de chevet, les murs de façade, les murs de face, les murs de derrière, les murs de côté, les murs de droite, les murs de gauche, les murs d'enceinte, les murs d'appui, les murs de terrasse, les murs de jardin, les murs de cimetière, les murs de chapelle, les murs de sacristie, les murs de clocher, les murs de tour, les murs de nef, les murs de bas-côté, les murs de transept, les murs de chœur, les murs d'abside, les murs de chevet.

Bestand und Verwaltung der Kirchen-, Pfarr- und Schulgüter. 87

Art. 10. Die Verwaltung der Kirchen-, Pfarr- und Schulgüter steht unter der Aufsicht des Staates. Sie wird durch Kirchenverwaltungen, Pfarrverwaltungen und Schulverwaltungen ausgeübt.

Art. 11. Die Kirchenverwaltungen bestehen aus dem Pfarrer und aus 4 bis 8 Kirchenvorstehern, die Pfarrverwaltungen aus dem Pfarrer und aus 2 bis 4 Pfarrvorstehern, die Schulverwaltungen aus dem Ortsgeistlichen und aus 2 bis 4 Schulvorstehern.

Art. 12. Die Kirchenvorsteher werden von der Gemeinde gewählt, die Pfarrvorsteher von den Pfarrgenossen, die Schulvorsteher von den Schulgenossen.

Art. 13. Die Kirchenvorsteher werden auf 6 Jahre gewählt, die Pfarrvorsteher auf 4 Jahre, die Schulvorsteher auf 3 Jahre. Alle Jahre scheidet ein Drittel aus.

Art. 14. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchengüter, die Pfarrverwaltungen die Pfarrgüter, die Schulverwaltungen die Schulgüter zu verwalten.

Art. 15. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchengebäude, die Pfarrverwaltungen die Pfarrgebäude, die Schulverwaltungen die Schulgebäude zu unterhalten.

Art. 16. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu führen.

Art. 17. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu prüfen.

Art. 18. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu genehmigen.

Art. 19. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu archivieren.

Art. 20. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu veröffentlichen.

Art. 21. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu revidieren.

Art. 22. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu kassieren.

Art. 23. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu liquidieren.

Art. 24. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu bezahlen.

Art. 25. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu verbuchen.

Art. 26. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu bilanzieren.

Art. 27. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu archivieren.

Art. 28. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu veröffentlichen.

Art. 29. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu revidieren.

Art. 30. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu kassieren.

Art. 31. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu liquidieren.

Art. 32. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu bezahlen.

Art. 33. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu verbuchen.

Art. 34. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu bilanzieren.

Art. 35. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu archivieren.

Art. 36. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu veröffentlichen.

Art. 37. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu revidieren.

Art. 38. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu kassieren.

Art. 39. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu liquidieren.

Art. 40. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu bezahlen.

Art. 41. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu verbuchen.

Art. 42. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu bilanzieren.

Art. 43. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu archivieren.

Art. 44. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu veröffentlichen.

Art. 45. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu revidieren.

Art. 46. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu kassieren.

Art. 47. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu liquidieren.

Art. 48. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu bezahlen.

Art. 49. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu verbuchen.

Art. 50. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu bilanzieren.

Art. 51. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu archivieren.

Art. 52. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu veröffentlichen.

Art. 53. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu revidieren.

Art. 54. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu kassieren.

Art. 55. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu liquidieren.

Art. 56. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu bezahlen.

Art. 57. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu verbuchen.

Art. 58. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu bilanzieren.

Art. 59. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu archivieren.

Art. 60. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu veröffentlichen.

Art. 61. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu revidieren.

Art. 62. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu kassieren.

Art. 63. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu liquidieren.

Art. 64. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu bezahlen.

Art. 65. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu verbuchen.

Art. 66. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu bilanzieren.

Art. 67. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu archivieren.

Art. 68. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu veröffentlichen.

Art. 69. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu revidieren.

Art. 70. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu kassieren.

Art. 71. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu liquidieren.

Art. 72. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu bezahlen.

Art. 73. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu verbuchen.

Art. 74. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu bilanzieren.

Art. 75. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu archivieren.

Art. 76. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu veröffentlichen.

Art. 77. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu revidieren.

Art. 78. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu kassieren.

Art. 79. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu liquidieren.

Art. 80. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu bezahlen.

Art. 81. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu verbuchen.

Art. 82. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu bilanzieren.

Art. 83. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu archivieren.

Art. 84. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu veröffentlichen.

Art. 85. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu revidieren.

Art. 86. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu kassieren.

Art. 87. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu liquidieren.

Art. 88. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu bezahlen.

Art. 89. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu verbuchen.

Art. 90. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu bilanzieren.

Art. 91. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu archivieren.

Art. 92. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu veröffentlichen.

Art. 93. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu revidieren.

Art. 94. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu kassieren.

Art. 95. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu liquidieren.

Art. 96. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu bezahlen.

Art. 97. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu verbuchen.

Art. 98. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu bilanzieren.

Art. 99. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu archivieren.

Art. 100. Die Kirchenverwaltungen haben die Kirchenrechnungen, die Pfarrverwaltungen die Pfarrrechnungen, die Schulverwaltungen die Schulrechnungen zu veröffentlichen.

dem Schicksale einiger bei Montebello vermißter österreichischer Offiziere erkundigen sollte Der französische General gab die gewünschte Auskunft, verbat sich indessen für die Zukunft alle derartige Communication. An demselben Tage mußten die Brigaden Hessen und Bils von Vaccarizza auf das linke Ufer des Tessin zurückkehren, und am 30. folgte auch die Brigade Gaal, so daß in dem Brückenkopfe nur die Brigaden Boer vom 8ten und Braum vom 9. Corps zurück blieben. — Am 28. begann der Linksabmarsch der Franzosen.

Tagesereignisse.

Die gezogenen Geschütze sind, wie das Militair-Wochenblatt für das deutsche Bundesheer berichtet, keineswegs eine Erfindung der Neuzeit. Man kann den Zeitpunkt ihres ersten Aufkommens unbedenklich auf 250 — 300 Jahre zurücksetzen. Fast alle berühmten Zeughäuser haben dergleichen Geschütze als Merkwürdigkeiten aus den Anfangsperioden aufzuweisen. Im Zeughaus zu Zürich soll ein kleines gezogenes Geschütz aus dem letzten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts stehen. In Berlin befindet sich ein dreizehnzügiges geschmiedetes eisernes, auf 4 Loth gebohrtes Geschützrohr, das die Jahreszahl 1661 trägt. Das Zeughaus zu München bewahrt mehrere alte gezogene Geschütze auf, unter andern ein schmiedeeisernes Falkonett mit 8 Zügen, das 1„ Zoll Bohrungsmesser besitzt, gegen 130 Pfund wiegt und im Jahre 1694 zu Nürnberg gegossen wurde. Ein anderes, daselbst befindliches gezogenes Kanonenrohr ist aus dem vorigen Jahrhundert und wiegt etwa 220 Pfund. Alle diese Geschütze waren, wie es auch schon die äußeren Verhältnisse zeigen, für bleierne Geschosse, und zwar für Kugeln eingerichtet, die man (ähnlich wie bei der Büchse) mit Pflaster lud. Ueber ihre Schußwirkung verlautet in den ersten Zeiträumen nichts. Erst zu Ende des 18. Jahrhunderts wurden in England Versuche mit 1- und 2pfündigen Geschützen angestellt, wobei man auf 1500 Schritt Entfernung nur 2 Fuß Seitenabweichung erhielt. Längliche und überhaupt von der Kugelform abweichende Geschosse waren lange zuvor schon bei glatten Röhren zeitweilig angewendet worden, so daß dieser Brauch nicht als mit dem Aufkommen gezogener Geschütze im Zusammenhange stehend erscheint. Auch später findet man solche Geschosse hier und da, theils im Felde, theils bei Versuchen verwendet, doch ohne besondere Rücksichtnahme auf dieses oder jenes Geschützmodell.

Der „Publicist" bringt die folgende Anecdote, die, wenn sie nicht wahr, jedenfalls gut erfunden ist:

Ein bei einem Postamte in der Provinz angestellter Postsecretair, der zugleich Landwehr-Officier und in dieser Eigenschaft berechtigt ist, bei der Postuniform das silberne Portepée zu tragen, befand sich unlängst hier zum Besuche. Derselbe war (ob aus Irrthum oder specieller Rücksichtnahme auf seine an dem kleinen Orte allgemein bekannte militairische Charge in der Landwehr — bleibe unerörtert) von Gemeinen und Unterofficieren des dort garnisonirenden Militair-Detachements salutirt worden. Gleich bei dem ersten Wachtposten, auf den er in Berlin stieß, vermißte er, wiewohl in vollständigem (Post-) Dienstanzuge befindlich, die ihm in der Provinz bewiesene militairische Höflichkeit; er trat deshalb ziemlich ungehalten mit den Worten an den Posten: „Sehen Sie denn nicht, daß ich das Officier-Portepée trage?" Der besser als seine Kameraden in der Provinz instruirte, weniger rücksichtsvolle Soldat erwiederte dienstlich kurz und bestimmt: „Ich sehe nicht nach der Seite, sondern nach dem Kopfe, und Sie haben ein Horn vor dem Kopfe." Der Posten, ein einfacher, derber Kurmärker, hatte natürlich mit dem „Horn" das von dem Post-Secretair als vorgeschriebenes Abzeichen an der Dienstmütze getragene Post-Horn gemeint.

Nach zuverlässigen Nachrichten ist der päpstliche Nuntius in München in den Stand gesetzt, den kriegsgefangenen, in

ihre Heimath zurückgekehrten päpſtlichen Soldaten, welche wiederholt in päpſtlichen Kriegsdienſt zu treten wünſchen, ihr Soldguthaben zum Zwecke ihrer Rückreiſe nach Rom auszubezahlen. Die Rückreiſe geſchieht mit Erlaubniß der Kaiſ. franzöſiſchen Regierung durch Frankreich über Marſeille, ſie muß aber in Civilkleidung ſtattfinden, zu deren Anſchaffung die päpſtliche Nuntiatur München die erforderlichen Geldmittel verwilligt. In Bayern nimmt die Rückkehr ſolcher Kriegsgefangenen nach Rom durch die Vermittlung der päpſtlichen Nuntiatur ziemlichen Fortgang.

Lötzen, im Novbr. In letzterer Zeit hielten die Unterofficiere des Füſilir-Bataillons 6ten oſtpr. Inf.-Regts. (Nr. 43) ſehr intereſſante Schießübungen; es wurde nämlich von ihnen des Abends bei Mondlicht und auch bei Beleuchtung von Wachtfeuer nach der Scheibe geſchoſſen und dabei gezeigt, daß man auch bei dieſen ungünſtigen Beleuchtungen ſeine Waffe zu gebrauchen verſtehe, denn es wurden ſehr günſtige Reſultate erzielt.

Die „Breslauer Zeitung" hat ſich einen neuen militairiſchen Correſpondenten angeſchafft, welcher unter einer Königskrone ſchreibt und damit debutirte, daß er der Zeitung ein Mährchen über die neue Uniformirung aufband. Der materielle Inhalt des Mährchens war den hieſigen „Militairiſchen Blättern" entlehnt, welche vor einiger Zeit das von der Königskrone als beſchloſſen Gemeldete vorſchlugen. — Uebrigens bedauern wir von ganzem Herzen, daß der Correſpondent nicht Wahres melden konnte, und wir glauben ſogar, daß ſich die geſammte Armee innig gefreut haben würde, wenn die Meldung wahr geweſen wäre. Wir getröſten uns indeſſen der Zukunft und denken: Aufgeſchoben iſt nicht Aufgehoben!

Inſerat.

Düsseldorfer Punsch-Essenzen von Sellner und Bansi, Französische, Holländische und Martinique-Liqueure: Curaçao Anisette, Genèvre, Huile de roses, de Menthe, Crême du thé, d'oranges vertes, de vanille, gingembre, de café, d'ananas, de noyaux, Parfait amour, Stomachique, Eau de Bananes, Grande Chartreuse (verte, jaune, blanche), Elixir de la Grande Chartreuse, Marasquino di Zara, Extrait d'Absynthe, Baseler Kirschwasser, Slivovize, Steinhäger Wachholder, Crême d'Allash, Crême de Lembourg, Eckau 00, so wie feinsten Cognac, alte Jamaica-Rums, Arac de Goa und Barcellonaer Franzbranntwein empfiehlt

F. W. Borchardt, Französische Strasse Nr. 48.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Kronenſtr. 31.

Das gegenwärtige Preußiſche Miniſterium, ein modern conſtitutionelles?

Der frühere Miniſter-Präſident Freiherr von Manteuffel hat im allgemeinen Landtage wiederholt erklärt, daß er in Uebereinſtimmung mit den übrigen Mitgliedern des damaligen Staats-Miniſteriums ſich vor allen Dingen als einen Diener ſeines Königs betrachte, nicht als Inſtrument einer jeweiligen Majorität der Landes-Vertretung, und er hat daher auch vielfach den Vorwurf von der liberalen Oppoſition hinnehmen müſſen, daß eine ſolche Erklärung mit dem Weſen der Conſtitution im Einklang nicht ſtehe. Unter dem Feldgeſchrei, daß die Verfaſſung eine Wahrheit werden müſſe, wurde das frühere Miniſterium bekämpft, und unter dieſer Parole nahmen die bisherigen Gegner im Herbſte 1858 die erledigten Miniſter-Plätze ein.

Es wird nach Ablauf von zwei Jahren wohl an der Zeit und geſtattet ſein zu prüfen, in wie weit jene Parole in Erfüllung gegangen ſei; wir unterziehen uns einer ſolchen Aufgabe um ſo lieber, als die nähere Beleuchtung ergeben wird, daß trotz alledem und alledem im Königlichen Preußen es noch eine Macht giebt, der ſich auch die liberalen Theorieen der Neuzeit beugen müſſen.

Wir denken nachzuweiſen, daß das gegenwärtige Miniſterium um nichts mehr und nichts weniger ein conſtitutionelles iſt, als das frühere Manteuffel'ſche.

Ein Miniſterium kann bei einzelnen Handlungen aufhören ein conſtitutionelles zu ſein, wenn es gegen ausdrückliche Vorſchriften der Verfaſſungs-Urkunde verſtößt; es wird um deshalb aber noch nicht behauptet werden können, daß es ſeinem ganzen Weſen nach überhaupt anticonſtitutionell ſei.

Wir haben auch dem früheren Miniſterium niemals den Vorwurf machen hören, daß es wiſſentlich gegen klare dispoſitive Vorſchriften der Verfaſſungs-Urkunde gehandelt habe, und wir ſind weit entfernt, dies dem gegenwärtigen Miniſterium nachſagen zu wollen.

Dagegen kann es ſich allerdings ereignen, daß ein Miniſterium außerhalb der Verfaſſungs-Urkunde ſich bewege.

Wenn nun das gegenwärtige Miniſterium damit begonnen hat, daß es mehrfache Verwendungen ſtaatlicher Geldmittel, ganz beſonders zu miniſteriellen Bauten vorgenommen hat, ohne daß die Landesvertretung vorher ihre Zuſtimmung ertheilt hatte, dieſe vielmehr erſt nachträglich eingeholt wurde, ſo be-

zeichnen wir dies als ein Gebahren außerhalb der Grenzen, welche die Constitution gezogen hat.

Wir machen aus einem solchen Verfahren durchaus keinen Vorwurf, registriren dasselbe vielmehr nur als einen Belag, daß dergleichen Dinge vorkommen so gut heute wie früher.

Sonst warf man dem früheren Ministerium noch vor, daß es häufig, wenn auch nicht gegen den Buchstaben, doch gegen den Sinn und Geist der Verfassungs-Urkunde gehandelt habe. Selbstredend kann hierbei jedoch nur von individueller Auffassung die Rede sein; der Eine liest dies, der Andere jenes aus der Verfassungs-Urkunde heraus, und wenn von dem jetzigen Ministerium, im Gegensatze zu der Auffassung des früheren, mehrfach angenommen wird, daß ein einzelner Paragraph der Verfassungs-Urkunde bereits ein Special-Gesetz enthalte, welches sofort zur Ausführung gebracht werden müsse, so kann hierin ebenso ein Zwang der Interpretation über den Sinn und Willen der Verfassungs-Urkunde hinaus erblickt werden, als anderer Seits hierauf der Vorwurf zurückgeführt worden, daß eine solche Verfassungs-Bestimmung früher eine praktische Anwendung noch nicht gefunden habe.

In Summa: wir werden uns nach anderen Kriterien umsehen müssen, um die Frage zu beantworten, ob das gegenwärtige Ministerium das erfüllt, was es früher als einen Mangel dem abgetretenen Ministerium vorwarf, und was erfüllen zu sollen und zu wollen die Freunde der gegenwärtigen Minister diesen triumphirend prognosticirten.

Das Wesen eines modern constitutionellen Ministeriums wird darin zu suchen sein, daß dieses allein die Verantwortlichkeit für alle Handlungen der öffentlichen Verwaltung auf sich nimmt. Der Fürst wird zu einem wesenlosen Begriffe, „Krone" genannt, und wenn je einmal einem Kammerredner aus ltpreußischer Reminiscenz das Wort „König" entschlüpft, wird er vom Präsidenten zur Ordnung verwiesen.

Um nun jene unbedingte Verantwortlichkeit zu einer Wahrheit im Sinne des modernen Konstitutionalismus werden zu lassen, ist ein Minister-Verantwortlichkeits-Gesetz das unzweifelhaft erforderliche Correlat. Dasselbe muß in die Kammern das Anklage-Recht legen und die Befugniß der Begnadigung für diese Untersuchungen dem Landesherrn entziehen.

Einen solchen Gesetz-Entwurf hat das gegenwärtige Ministerium noch nicht vorgelegt, und so wenig wir dasselbe um deshalb tadeln (wie wir denn überhaupt die Verdienste der gegenwärtigen Verwaltung nicht in dem erblicken, was sie gethan, sondern in dem, was sie unterlassen hat), so können wir doch eine modern constitutionelle Richtung in dieser Unterlassung nicht erblicken.

Für die Verwaltung eines modern constitutionellen Ministeriums werden wir, abgesehen von diesem Verantwortlichkeits-Gesetz, ferner erlangen müssen, daß dieses 1) in allen, wenigstens großen Fragen, einen Führer der Landes-Vertretung gegenüber habe, 2) in sich einig sei, 3) aus Männern zusammengesetzt sei, welche entweder mit ihrer politischen Vergangenheit auch jetzt noch als Minister übereinstimmen, oder welche sich von früheren Ansichten, als irr-

thümlichen, öffentlich losſagen, 4) mit der Majorität der Landes-Vertretung in Einklang ſich befinde, 5) keinen anderen Einfluß bei Berathung der Krone dulde, als den miniſteriellen, 6) auf etwaige perſönliche Opfer bei Uebernahme des Portefeuilles niemals verweiſe.

Fehlt das Eine oder das Andere, ſo iſt es eben nicht zu vermeiden, daß nach einem anderen beſtimmenden Willen geſucht und hierdurch der Landesherr mit in die Kritik der öffentlichen Verwaltung gezogen wird, was die moderne Conſtitution vermeiden will.

Sehen wir nun zu, in wie weit das jetzige Miniſterium dieſe Requiſite des reinen modernen Konſtitutionalismus erfüllt.

Einen Punkt laſſen wir jedoch von vorne herein bei unſerer Kritik ausfallen, es iſt der sub Nr. 5, wobei wir verſtändlich genug auf den dem früheren Miniſterium ſo häufig gemachten Vorwurf hingedeutet haben, daß neben ihm eine „Kamarilla," auch „kleine mächtige Partei" genannt, beſtehe. Es iſt uns immer unbegreiflich geweſen, wie die damaligen Ankläger, unter denen ſich, irren wir nicht, auch einzelne der jetzigen Miniſter befanden, es überſehen konnten, daß ihre Verdächtigungen auch nach einer Stelle hin trafen, die ſie gerade nach konſtitutionellen Grundſätzen gar nicht hätten berühren dürfen. Nicht um dieſer konſtitutionellen Prinzipien willen, wohl aber aus angeborenem loyalen Gefühle unterlaſſen wir es, die Frage zu beantworten, ob auch neben dem jetzigen Miniſterium eine Kamarilla beſtehe. Mögen die gegenwärtigen Herren Staats-Miniſter dieſen Punkt ganz allein und verſchwiegen unter ſich erörtern, etwa in einer der freundſchaftlichen Zuſammenkünfte, die wöchentlich am Kamine des Herrn v. Auerswald ſtattfinden.

Wenden wir uns dagegen zu den übrigen Requiſiten eines konſtitutionellen Miniſteriums, ſo werden wir unſchwer finden, daß es überall hinkt.

An der Spitze ſteht Se. Hoheit der Fürſt von Hohenzollern. Wir haben die Hingebung dieſes hohen Herrn an ſein neues Vaterland von jeher zu würdigen gewußt; es iſt uns nicht unbekannt geblieben, daß dieſelbe ſich ſchon früher in Erledigung einzelner Aufträge, namentlich am franzöſiſchen Hofe, bewährt hat und ſchon damals in noch umfaſſenderer Weiſe ſich zu bewähren bereit war; aber wir können doch die Bemerkung nicht zurückhalten, daß wir von einem konſtitutionellen Miniſter-Präſidenten ein entſchiedeneres Hervortreten erwarten zu müſſen glauben. Wir haben bisher aus dem Munde des Führers des Miniſteriums in den öffentlichen Sitzungen des Landtags noch keinen andern Vortrag gehört, als die Anzeige, daß die Seſſion eröffnet, reſp., daß ſie geſchloſſen ſei, und ohne die Wahrheit verkennen zu wollen, die in dieſen Worten ausgedrückt wird, ſo haben wir doch in denſelben eine tiefere politiſche Auffaſſung zu finden nicht vermocht. Für konſtitutionell bedenklich müſſen wir es ferner erachten, wenn der erhabene Fürſt ſich bisweilen von dem Miniſter-Präſidenten trennen zu dürfen glaubt. Mit Ueberraſchung haben wir den Fürſten nach Baden-Baden reiſen ſehen, während alle übrigen Souveräne dorthin ohne Begleitung eines Miniſters ſich begaben, und mit noch größerer Ueberraſchung haben wir zur Erläuterung in den offiziöſen Blättern geleſen,

daß der Fürſt dort als Fürſt und nicht als Miniſter anweſend ſei. Nach altpreußiſcher Tradition war es die höchſte Ehre, Diener des Königs zu ſein, eine Ehre, die ein Zweites neben ſich nicht duldete, und wie die entſchiedenſten Gegenſätze in ihren äußerſten Ausläufen bisweilen zuſammenfallen, ſo haben wir bisher geglaubt, daß die moderne Conſtitution das einzelne Individuum, ſo lange es Rath der Krone iſt, ganz und ausſchließlich beanſpruche. Dieſe Doppelſtellung des gegenwärtigen Miniſter-Präſidenten wird auch bei einem etwaigen Miniſter-Verantwortlichkeits-Geſetz nicht ohne Schwierigkeit auszuführen ſein; ſo lange ein ſolches noch nicht exiſtirt, hat es auf unſer ſpezielles Gefühl einen ſehr angenehmen, wenn ſchon für die Richtung des Miniſteriums überraſchenden Eindruck gemacht, daß an der Spitze des Miniſteriums ein Herr ſteht, der dem gewöhnlichen Gerichtsſtande ſeiner Collegen entzogen iſt.

Um gerecht zu ſein, müſſen wir jedoch bemerken, daß ein Mitglied des Staats-Miniſteriums berufen zu ſein ſcheint, ohne zwar den Titel des Vice-Präſidenten zu führen, den Miniſter-Präſidenten zu vertreten, reſp. zu ergänzen. Es iſt Herr von Auerswald, der ſich nach praktiſcher Erledigung der Frage über die Verwaltung des Staatsſchatzes durch deſſen Verausgabung mit ungetheilter Kraft dieſer Aufgabe zu widmen vermag. Daß dies geſchieht, bezweifeln wir nicht, nur würden wir vom conſtitutionellen Standpunkte aus auch hier wünſchen müſſen, daß die Führung auch innerhalb der Landesvertretung erkennbar werde. Wir erinnern uns jedoch für den abgelaufenen Zeitraum zweier Jahre nur einmal, daß Herr von Auerswald bei richtiger Veranlaſſung das Wort ergriff, und zwar zu Ehren der Juden, als es galt den chriſtlichen Landräthen zuzurufen: quos ego!

Wir vermiſſen alſo um ſo ſchmerzlicher einen beſtimmten Führer des Miniſteriums, als die Einigkeit in demſelben nicht immer leicht zu erkennen iſt.

Wir wollen davon ſchweigen, was über die Parteiſtellung innerhalb des Miniſteriums erzählt wird, wie die Einen mehr, die Andern weniger liberal ſein, die Einen mit dem National-Verein, die Andern mit dem Bundestage ſympathiſiren, dieſe für den Sarden-König, jene gegen denſelben ſich erklären ſollen; hervorheben müſſen wir aber, daß Meinungs-Verſchiedenheiten doch ſchon offenkundig hervorgetreten ſind. Der chriſtliche Beamte, welcher ſich von jüdiſcher Strebſamkeit nicht überflügelt zu ſehen wünſcht, wird unter dem Juſtizminiſter, der jüdiſche Jüngling, der die höchſten Stellen zu erreichen ſtrebt, unter dem Miniſter des Innern ſein Glück zu verſuchen haben. Gewiſſenhaft wird hier wie dort verfahren, conſtitutionell aber möchten derartige Gegenſätze kaum ſein. Es wird dem Leſer, welcher in den letzten beiden Jahren mit Aufmerkſamkeit der öffentlichen Verwaltung gefolgt iſt, nicht ſchwer fallen, derartige Divergenzen noch ferner zu erkennen; wir verweiſen jedoch nur noch auf die ſo überaus wichtigen Fragen, die ſich aus der neuen Armee-Organiſation ergeben, und die zwiſchen dem Finanz- und dem Kriegsminiſter zum Austrag zu bringen ſind. Die Uebereinſtimmung beider Herren wird, wir zweifeln nicht daran, die nächſte Seſſion des Landtags nachweiſen. Hier bemerken wir, da wir an dieſer Stelle zuerſt des Kriegsminiſters gedacht haben, daß dieſer, er ſei nun wer

er wolle, so lange unsere Armee noch die Devise: „Mit Gott für König und Vaterland“ trägt, und diese nicht etwa mit den Worten: „Unter Genehmigung des Herrn v. Vincke“ vertauscht hat, daß also der Kriegsminister überhaupt den Anforderungen einer modernen Constitution niemals entsprechen wird. So oft dieser oder jener Kriegsminister den Versuch gemacht hat, modern constitutionell zu werden, hat sich seine Entlassung von selbst als Nothwendigkeit ergeben. An Beispielen der neuesten Zeit fehlt es nicht, und so haben wir nur den Wunsch auszusprechen, daß uns der gegenwärtige Kriegsminister recht lange, und zwar in ungeschmälerter Stellung, möge erhalten bleiben.

So wenig nun das gegenwärtige Ministerium in sich diejenige Einigkeit erkennen läßt, die von der modernen Konstitution erfordert wird, so wenig finden wir in den einzelnen Mitgliedern diejenige Uebereinstimmung zwischen sonst und jetzt, welche gleichfalls dringendes Requisit ist.

Von zwei Herren sprechen wir nicht, wir nennen sie bloß: die Herren v. d. Heydt und Simons.

Da die modern konstitutionellen Minister überall von einem höher stehenden Einflusse frei sein sollen, so ist nach dieser Theorie eine Aenderung in den Personen der Räthe der Krone dann stets geboten, wenn eben mit den Personen auch das System geändert werden soll; ist das Letztere aber nicht die Absicht, so wird auch die Personal-Veränderung unterbleiben mögen.

Wie es hiernach, abgesehen von allen anderen Gründen, jene beiden Herren haben über sich gewinnen können, bei Entlassung des früheren Ministeriums in ihren Aemtern zu bleiben, wird auch vom Standpunkt der Konstitution aus schwer zu enträthseln sein.

Prüfen wir aber die übrigen Persönlichkeiten, so drängen sich uns eben solche Ueberraschungen auf.

Der Finanz-Minister v. Patow zog als Ober-Präsident in Potsdam die schwarz-roth-goldene Fahne auf zur Begrüßung seines Freundes Rießer und Genossen bei Ueberbringung der deutschen Kaiser-Krone. Ein ferneres Verbleiben im Amte war unmöglich, und Herr Dr. von Patow gehörte von da ab zu den hartnäckigsten und eingehendsten Mitgliedern der Opposition, nicht bloß auf finanziellem, sondern auf jeglichem anderen Gebiete.

Eben dieser Herr Dr. von Patow trägt kein Bedenken, Mitglied eines Ministeriums zu werden, welchem die Aufgabe vorgezeichnet wird, die schwarz-weiße Fahne hoch zu halten. Wir haben es noch in den letzten Wochen erleben müssen, daß der bekannte Ober-Tribunals-Rath Waldeck, vor einer Versammlung Berliner Wahlmänner darüber interpellirt, wie er zu den Militär-Vorlagen stehe, erwidert hat, er theile vollständig den gegnerischen Standpunkt, den der gegenwärtige Finanz-Minister vor wenigen Jahren als Abgeordneter in meisterhafter Rede entwickelt habe. Wie steht es also jetzt mit der eigenen persönlichen Ueberzeugung des Herrn Dr. von Patow, der als Finanz-Minister neben dem Kriegsminister die Vertretung der Regierungs-Vorlage vorzugsweise zu übernehmen hat?

Wir, immer zur Milde geneigt, zweifeln nicht daran, daß Herr v. Patow

jetzt eines Beſſeren belehrt iſt, und wenn nun überdem Herr v. Patow zu der Ueberzeugung gelangte, daß er der allein mögliche Finanzminiſter ſei, ſo können wir gegen ſeine Bereitwilligkeit, von ſeinem Ritterſitze Zinnitz zur Uebernahme des Portefeuilles nach Berlin zu eilen, kein Bedenken erheben; er hätte aber, um einigermaßen konſtitutionell zu ſein, damit beginnen ſollen und müſſen, öffentlich zu erklären, daß ſeine bisherigen vieljährigen Auffaſſungen als Mitglied der Oppoſition eitel Irrthum, daß ſie falſch waren, und daß er jetzt von dem geraden Gegentheile durchdrungen ſei.

Wäre eine ſolche Erklärung ſchon früher Seitens des Herrn v. Patow erfolgt, ſo würden die Gerüchte mit einem Male beſeitigt worden ſein, welche für verſchiedene Amendements, die Herr Kühne (Berlin) zu ſtellen ſich veranlaßt ſah, in Herrn v. Patow den Doctor, in Herrn Kühne nur den Apotheker bezeichneten, der nach Vorſchrift des Erſteren das Recept bereitet habe.

Daß ſchon dem Entſtehen ſolcher Gerüchte ein Miniſter, und ganz vorzüglich ein konſtitutioneller, entgegentreten muß, wird einleuchten.

Aehnliches, wenn ſchon auf anderen Gebieten, mögen ſich die meiſten anderen Mitglieder des Staatsminiſteriums geſagt ſein laſſen, ganz beſonders Herr v. Bethmann-Hollweg. Dieſer widerrufe Alles, was er als Präſident des Kirchentages geſagt und gethan hat, und erſt dann halte er ſeine Reden über die Diſſidenten. Es wird ihm ein ſolcher Widerſpruch nicht ſchwer fallen, da er ihn ja ſchon früher, noch ehe er Miniſter war, bei anderen Fragen bewirkt hat, als er von ſeinem früheren Freunde und Sinnesgenoſſen Stahl zu Mathis-Gruner überging.

Auch den gegenwärtigen Miniſter des Innern könnten wir daran erinnern, daß er Manches jetzt anders anſieht, wie früher als oppoſitioneller Abgeordneter. Wir werden aber die konſtitutionelle Stellung des edlen Grafen noch beſſer würdigen können, wenn wir uns jetzt zu dem Requiſit wenden, daß der konſtitutionelle Miniſter ſich auf eine beſtimmte, die Majorität bildende parlamentariſche Partei ſtützen, reſp. aus ihr hervorgegangen ſein müſſe.

Welches nun dieſe Partei ſei, wir wiſſen es nicht. Im Herrenhauſe iſt dieſelbe gewiß nicht zu ſuchen, alſo vielleicht im Abgeordnetenhauſe. Die kleine, aber einflußreiche Partei des Herrn Miniſters v. Bethmann-Hollweg bildet unter Führung des Herrn Mathis keine Mehrheit. Dieſe beruht bei dem Herrn v. Vincke und deſſen Freunden. Wir erlauben uns aber die Frage, wie hat ſich dieſe Fraction, aus welcher der Graf Schwerin doch zweifellos hervorgegangen iſt, zu den wichtigſten Vorlagen des Miniſteriums, deſſen Mitglied auch Graf Schwerin iſt, verhalten, wie ganz beſonders zu den Militärvorlagen? Die Antwort iſt: einfach oppoſitionell. Die angeblichen Freunde des Miniſteriums haben die meiſte Noth gemacht, und es begegnet uns hier zum zweiten Male die Wahrnehmung, daß einzelne Ausläufer der extremſten Gegenſätze gleichwohl zuſammenfallen.

Ein Miniſterium von altem Preußiſchen Schrot und Korn, wenn es überhaupt jemals mit conſtitutionellen Kammern etwas hätte zu thun haben können, würde eben ſo ſehr den Drang, als ein conſtitutionelles die Mahnung gefühlt

haben, das Abgeordnetenhaus, deſſen Majorität die Militär-Vorlage nicht bewilligte, aufzulöſen. Hierher und nicht in das Herrenhaus gehörte der politiſche Muth oder coup d'état des Miniſteriums.

Wie ſteht der Miniſter des Innern zu den ſchwarz-roth-goldenen Fahnen, die in Berlin und Stettin geflaggt haben, und wie überhaupt zu dem deutſchen Nationalverein?

Der Graf Schwerin wolle es uns geſtatten, die beſcheidene Anſicht auszuſprechen, daß er ſich nicht ſelten eben ſo ſehr außerhalb ſeiner parlamentariſchen Partei, als außerhalb einzelner Auffaſſungen ſeiner Collegen zu bewegen ſcheint. Wir zweifeln nicht daran, daß dies eitler Irrthum des kurzſichtigen Beobachters iſt; aber eben dazu ſind ja die öffentlichen Verhandlungen und die Redefreiheit des Abgeordneten wie des Miniſters da, daß ein Jeder vor dem Lande ſeine Stellung klar mache. Alsdann wird ſich auch von ſelbſt ergeben, in wie weit die Gerüchte begründet ſind, daß dieſer oder jener Abgeordnete ſich bei ſeiner Wahl der beſonderen Empfehlung des Miniſters des Innern zu erfreuen gehabt habe.

In Verfolg der letzten Berliner Wahl, bei welcher Herr Beſeler als Candidat des Herrn Miniſters des Innern bezeichnet ward, werden wir auf die Leitung der auswärtigen Verhältniſſe hinübergeführt. Der desfallſige Staats-Miniſter trägt zwar nicht die hellflammende Königliche Inſchrift, wie der Kriegs-Miniſter, ſo lange es aber bei ihm Gebrauch bleibt, die Depeſchen mit den Worten einzuleiten: „Ich habe die letzte Note zur Kenntniß meines erhabenen Königlichen Herrn gebracht und Derſelbe hat mir befohlen, Folgendes zu erwidern u. ſ. w.“, ſo lange ſcheint uns die Leitung dieſes Miniſteriums gegen ſchädliche conſtitutionelle Einflüſſe geſichert zu ſein.

Wir glauben übrigens nicht zu irren, wenn wir andeuten, daß Herr von Schleinitz allerdings durch Unwohlſein an der Reiſe nach Warſchau verhindert war, daß aber ſo wenig Graf Schwerin als Herr v. Patow aufgefordert worden ſind, denſelben dort zu vertreten.

Auf dem Gebiete der auswärtigen Politik tritt auch am eclatanteſten die widerſprechende Leitung der Preſſe hervor. So viel wir wiſſen, befaßt ſich mit dieſer zunächſt Herr v. Auerswald. Was aber von deſſen einzelnen Organen erzählt wird, klingt ſo unglaublich, daß wir hier auf die ganze Angelegenheit nur haben hindeuten wollen; ſie iſt überdem wichtig genug, um einmal beſonders behandelt zu werden. Hier genüge die Bemerkung, daß ein conſtitutionelles Miniſterium ein einziges ausſchließliches Organ in der Preſſe haben ſollte, zu deſſen Inhalt ſich zu bekennen die ſämmtlichen Miniſter bereit ſind.

So bleiben nur noch zwei Mitglieder des Miniſteriums als konſtitutionelle übrig, die Herren Graf Pückler und Admiral Schröder.

Der Erſtere iſt mit ſeiner Vergangenheit am wenigſten im Widerſpruch. Derſelbe ſelbſtbewußte liberale Büreaukrat, der früher den Regierungsbezirk Oppeln leitete, leitet jetzt die Landwirthſchaft, und ſo wollen wir denn gern dem Gerüchte Glauben ſchenken, welches dieſer in ſich abgeſchloſſenen politiſchen Capacität eine beſonders hervortretende belehrende Stellung innerhalb des

Staats-Miniſteriums beilegt. Nur einmal haben wir auch dieſen von der modern-conſtitutionellen Baſis abirren ſehen, als ihm Herr von Kleiſt-Retzow auf dem Gebiete der Jagd-Ge etzgebung hart zuſetzte und dem gepeinigten Manne die Worte entſchlüpften, daß ſeiner Opfer-Freudigkeit bei Einnahme des miniſteriellen Seſſels ſtatt Anerkennung Angriff und Aerger zu Theil werde. Von ſeiner perſönlichen Neigung oder Abneigung Miniſter zu ſein, von einem Opfer, das dieſem oder jenem Befehle hierbei gebracht worden ſei, darf aber ſelbſtverſtändlich ein modern-conſtitutioneller Miniſter überhaupt nicht ſprechen.

Unberührt und ungetadelt haben wir als conſtitutionelles Ideal allein den tapfern Admiral und Chef der Marine zu bezeichnen, von welchem wir nur zu bedauern haben, daß ſchon ſeit längerer Zeit ſein Abgang als nahe bevorſtehend gemeldet wird.

Wir haben in den vorſtehenden Andeutungen nicht die Abſicht gehabt, Lob oder Tadel hier- oder dorthin zu vertheilen; aber Preußen unſeres Sinnes und Schlages haben wir das tröſtliche Bewußtſein wecken wollen, daß das conſtitutionelle Regime noch nicht alle die Beziehungen weggewiſcht hat, unter denen unſer geliebtes Preußen groß geworden iſt; allen Schreiern gegen die Vorzeit, allen Schmeichlern der Jetztzeit haben wir vorhalten zu müſſen geglaubt, daß ihre Begeiſterung nach der conſtitutionellen Schablone eitel Dunſt und Rauch ſei.

Das gegenwärtige Miniſterium kann ultraliberal, antikirchlich, antiſtändiſch, freihändleriſch, freizügig, es kann noch Dies oder Jenes ſein und ſich deſſen in Gemeinſchaft mit ſeinen Freunden rühmen; modern-conſtitutionell iſt es ganz gewiß nicht.

Und das dem ſo iſt, daß auch unter dieſen Miniſtern die moderne Conſtitution eine Unmöglichkeit bleibt, hierin liegt unſere Hoffnung und Zuverſicht für Preußens Zukunft.

Umſchau.

Wenn es ein Merkmal der Conſpiration iſt, unerwartet einzugreifen und die beſſere Hälfte des Effekts ihrer Handlungen vorweg einzuſtreichen, indem ſie überraſcht, dann iſt Louis Napoleon ein verſchwöreriſches Genie von nie dageweſener Bedeutung und Tiefe.

Merkwürdig, daß dieſer Mann während eines öffentlichen Lebens und Wirkens, die bereits ihr 25jähriges Jubiläum beſchritten, die Welt immer gerade dann an ſich erinnerte, wenn ſie vergeſſen hatte, daß in ihm der Erbe des napoleoniſchen Hauſes und Kaiſerreichs lebe.

So überraſchte er mit Straßburg und mit Boulogne, ſo mit ſeiner fabelhaften Entweichung aus Ham. Und wenn ſchon kurze Zeit nach dieſer er dem ſouveränen Volke in demüthiger Ergebenheit die „napoleoniſchen Ideen" opferte,

die Republik oder vielmehr die „répéblic“ (wie sein moderner Mund das antike Wort verzerren soll) zu schützen beschwor, dann überraschte er am Ende auf eine viel unerwartetere Weise als jemals vorher und nachher. Und doch sehen wir ihn diese Kunst der Ueberraschungen seitdem nur in erhabenerem Style fortsetzen, als wäre sie das Geheimmittel seines Hauses, das Elixir seiner eigenen persönlichen Schickung. Angefangen vom 2. December hat er nicht aufgehört, die Welt zu überraschen. Er ließ die Spuren dieser verschwörerischen Neigung noch auf jedem Theater zurück, das er seitdem, sei es als Freund oder als Feind, sei es als Kriegseinfädler oder als Friedensvermittler betrat, — er ist die Ueberraschung in Person. Kein Wunder daher, wenn er in den von ihm erzielten Effekten sich noch nie verrechnete. Er nimmt den Preis der Mühen, den Andere von der Zeit erwarten, zur größeren Hälfte in Vorausbezahlung, im Cabinet wie im Felde einfacher — Geschäftsmann.

Aehnlich hat er dann im gegenwärtigen Augenblicke mit den Ordres überrascht, durch die er die (sogenannten) gesetzgebenden Körper Frankreichs um einige Freiheiten bereichert. Derweil man glaubt, daß er in Gedanken die erinnerungsreichen Wasser der alten Welt, von den Säulen des Herkules bis zu dem Hellespot durchschifft, bald da bald dort einen geheimnißvollen Knoten auswerfend, schürzt er solche Knoten unmittelbar in Frankreich selbst — und an welchem Netze? An dem der imperialen Conspiration gegen die Freiheit der Welt, die er nicht besser berücken zu können vermeint, als indem er den Franzosen einige bedeutungslose Freiheiten hinwirft. Denn darin liegt die wahre Bedeutung dieser neuesten Aeußerungen des gallischen Cäsarismus; und freilich kennzeichnend genug bleibt es für den politischen Schlummer, dem wir in die Arme gesunken sind, daß gerade von diesem Sinne, von dieser — Bedeutung der jüngsten Ueberraschungen Niemand Etwas zu ahnen scheint. Man trifft aber den schwarzen Punkt nicht, wenn man die Beweggründe der imperialen Entschließung überhaupt in einer höheren Würdigung der inneren Zustände Frankreichs, zumal in der Absicht des Gewalthabers, seine Partei dem Clerus gegenüber zu verstärken, glaubt aufsuchen zu müssen. Der französische Gewalthaber bedarf keiner Partei, seine Partei ist Frankreich, Frankreich, wie es dermals ist, und wie es auch ohne die neuen Freiheitsbriefe geblieben sein würde. Diese Freiheitsbriefe wurden nicht den Franzosen, sondern den Revolutionairen aller Länder, mit einem Wort, sie wurden der europäischen Demokratie hingeworfen, welche dieses Symbols bedurfte, um nicht ganz und gar auf die Seite der britischen Revolutionaire hinüberzutaumeln. Der „Moniteur“ gab lediglich Antwort auf die berüchtigte Note vom 27. October. Der gallische Cäsar will damit sagen, daß das Register seiner Orgel um keinen Ton ärmer sei als jenes der britischen. Das ist der einzige Sinn und Zweck der so überraschend hervorgetretenen Ordres des „Moniteur“.

Wir sehen also das Spiel der beiden Mächte, die ein offen eingestandenes Geschäft daraus machen, Europa zu revolutioniren, sich nur weiter in den Consequenzen des aufgerichteten Princips vom 27. October entwickeln. Beide treiben ein heuchlerisches, verabscheuungswürdiges Spiel mit den höchsten und

heiligsten Gütern der Gesellschaft. Sie treiben es nicht der Völker wegen, deren Freiheit sie im Munde führen, sondern ihrer selbst wegen. Sie bemißtrauen und beargwöhnen, ja sie *hassen* heut bereits einander. Lange genug hatte Lord Palmerston gedroht, im äußersten Falle die Freiheit der Völker aufrufen zu wollen, um mit diesem Trumpf den Boden unter den Füßen des zweideutigen Freundes zu zertrümmern. Nun wohl. Der Anfang schien gemacht. Aber weit entfernt, zurückzubeben, zeigt der französische Machthaber, daß er auch für ein solches Spiel nicht *ohne* Karten sei, und wehe über England, wenn seine Staatsmänner träumen könnten, der Napoleonide sei unvermögend, dieselben am Ende eben so verwegen auszuspielen, wie der offizielle Mordbrenner vom 27. October. Je weniger Frankreich an Freiheiten besitzt, desto berechtigter erscheint das bonapartistische Freiheits-Füllhorn. Dies Verhältniß ist ein natürliches; und es sicherte für den Fall, daß das mit der berüchtigten Russell'schen Depesche begonnene verzweifelte Spiel fortgesetzt würde, dem französischen Spieler den unbemeßbaren Vorsprung, daß seine Karte rücksichtlich ihrer nächsten unmittelbaren Beziehung noch rein sittlich, rechtlich, menschlich erschiene, während die des britischen Spielers, wie es schon die erste gewesen, mit jedem Zuge verbrecherischer werden und am Ende den Fluch einer ganzen Welt auf England herablocken müßte.

Möglich daher, daß die Erlasse des Moniteur in England nachdenklich machen. Je weniger Frankreich hat, desto mehr vermag ihm der Cäsar zu geben: *und er wird geben*, im reichen, vollen Maaße wird er geben, sobald das gemeinsame Geschäft der Revolutionirung Europa's jenen unheimlichen Punkt erreicht haben wird, wo es kein „gemeinsames" mehr sein kann. Kein Mensch wird leugnen, daß in diesem ehrlosen Spiel das *Verbrechen* mit stärkerem Gewicht auf die Seite Englands neigt, und so ist es denn keine Frage, daß sich auch die Strafe auf seine Seite neigen wird. Vor dieser Schickung wird es kein Dämonismus seiner Staatsmänner zu bewahren vermögen, und sie irren gar sehr, wenn sie den Meister der Ueberraschung überraschen zu können hoffen.

Das ist der einzige Schluß, den wir aus den Freiheitsanwandlungen des gallischen Cäsars zu ziehen vermögen.

Das System Hinckeldey.

Es ist eine unerquickliche Verpflichtung der Presse, sich mit Gegenständen beschäftigen zu müssen, die, einmal an die Oeffentlichkeit gelangt, nicht ignorirt werden können und dürfen, es ist aber in solchen Fällen eine heilige Pflicht der Presse, die Wahrheit und zwar die volle Wahrheit zu sagen.

Die öffentlichen Blätter haben in den letzten Tagen wiederholt sich mit dem Zerwürfnisse beschäftigt, welches zwischen dem Ober-Staats-Anwalt Schwarck und dem Polizei-Director Stieber in Rede und Gegenrede, sowie in Zeitungs-Artikeln zu Tage getreten ist, und selbst die officiöse „Preußische Zeitung" hat den Drang gefühlt, sich zur Sache zu äußern, leider jedoch einigermaßen verspätet und damit sich begnügend, beide zunächst betheiligte Beamte der Taktlosigkeit und des verfehlten Instanzenzuges zu bezüchtigen.

Wir unserer Seits haben die Absicht, den Verhältnissen in den folgenden Zeilen offen in's Auge zu schauen.

Die Meisten, welche sich bisher zur Sache geäußert haben, sind überrascht resp. entrüstet über die Enthüllungen, welche über den Geschäftsgang zu Tage gefördert sind, der bei der Ober-Staatsanwaltschaft, sowie bei dem Polizei-Präsidium eine Zeit lang maßgebend gewesen sei; und die, welche sich anstellen, als wollten sie unparteiisch den Grund dieser Ungeheuerlichkeiten aufdecken, sind mit wenigen Ausnahmen bis zu dem Punkte gelangt, die Schuld auf das sogenannte System Manteuffel-Hinckeldey zu wälzen und höchstens nebenbei diesen oder jenen Tadel auch dem Ober-Staats-Anwalt Schwarck zuzutheilen.

Wir unserer Seits können nicht zugeben, daß hiermit die Sache abgethan, daß die volle Wahrheit gesagt sei.

Herr v. Hinckeldey war bis zum November 1848 Ober-Regierungs-Rath in Merseburg, er ward von dem Ministerium Brandenburg als Polizei-Präsident nach Berlin berufen und fand mit Recht seine erste Aufgabe darin, unter Hülfe der militärischen Macht à tout prix in der Hauptstadt die öffentliche Ruhe und Ordnung wieder herzustellen, die so gründlich abhanden gekommen war, daß Anarchie nicht nur Berlin, sondern von dort aus auch das ganze Land bedrohte.

Nicht diejenigen Männer, welche sich dieser schwierigen Aufgabe unterzogen, sondern die, welche die Berliner Bevölkerung, und von dieser aus viele Theile der Monarchie bis zu diesem Punkte gebracht hatten, werden daher zunächst das Polizei-Regiment zu verantworten haben.

Wer die öffentlichen Zustände des Jahres 1848 unbefangen erwägt, wird unschwer zu der Ueberzeugung gelangen, daß diese entweder zu der Republik oder zu einer energischen Reaction führen mußten. Bis zu dem republikanischen Ausgangspunkte die Sache hinzuleiten, gelang nicht; naturgemäß trat also die zweite Alternative ein. Hier stand den leitenden Staatsmännern die Wahl offen, entweder die absoluteste Monarchie oder ein freisinniges Regierungs-System, umgeben und gestützt von den unentbehrlichen Mitteln starker Executive

in Vorſchlag und Ausführung zu bringen. Das Miniſterium Brandenburg wählte das letztere, und gerade hierdurch iſt das Palladium der Herren Schwarck und Genoſſen, die jetzt noch in Kraft und Ausübung ſtehende Verfaſſungs-Urkunde ermöglicht worden.

Die Partei des Umſturzes erkannte jedoch auch dann noch nicht, daß ſie mit ihren Beſtrebungen lediglich dem Polizei-Regimente in die Hände arbeite; ſie machte auch in der damaligen zweiten Kammer im Frühling 1849 noch fernere revolutionäre Beſtrebungen, und ließ die Frucht derſelben, die in Berlin ſchon nicht mehr gedeihen wollte, in verſchiedenen anderen deutſchen Staaten, im Königreich Sachſen, im Großherzogthum Baden zur Reife kommen.

Der Erfolg, den jeder Einſichtige vorausſehen konnte, blieb nicht aus; die Revolution ward unterdrückt, und die Stellung und Macht der Polizei ſtieg und befeſtigte ſich.

Es wird für Jeden, der nicht zu den tief Eingeweihten gehört, ſchwer ſein, den Zeitpunkt zu beſtimmen, zu welchem behauptet werden konnte, die Revolution ſei unterdrückt. Wir unſerer Seits glauben, daß dies auch heute noch nicht der Fall iſt. Jedenfalls trug die nie raſtende Umſturzpartei dazu bei, der Polizei fortwährend ſelbſt die Unterlage für ihre Action zu gewähren. Wiederholte Attentate auf die geheiligte Perſon des Königs befleckten die Preußiſche Geſchichte.

So bedurfte es gar keines beſonderen Syſtems, man bezeichne dies nach Perſonen, nach welchen man wolle, um die Berliner Polizei-Behörde zu einer Macht und zu einer Stellung gelangen zu laſſen, die, wie wir zugeben, gelinde geſagt, eine unnatürliche war, und die von der damaligen leitenden Perſönlichkeit in ungehöriger Weiſe ausgenutzt ward.

Wir ſind hiermit zu dem Punkte gelangt, wo wir das frühere Miniſterium von Schuld nicht freiſprechen können.

Die Stellung des Polizei-Präſidenten v. Hinckeldey außerhalb, ja, oberhalb des Miniſteriums durfte nicht ertragen, es mußte dieſe Macht entweder beſeitigt oder ihr das Feld ganz überlaſſen werden.

Es ergiebt ſich jedoch gleichzeitig, wie ſehr die irren, welche von einem Syſtem Hinckeldey's, in Gemeinſchaft mit einem andern der damaligen Staats-Miniſter, ſprechen. Die damaligen Miniſter — mag man den Miniſter-Präſidenten v. Manteuffel oder den unmittelbaren Vorgeſetzten des Polizei-Präſidenten, den Miniſter des Innern v. Weſtphalen, oder den noch jetzt fungirenden Juſtiz-Miniſter Simons nennen — waren viel mehr Gegner als Förderer der Hinckeldey'ſchen Omnipotenz.

Es drängt ſich jedoch, wenn die damaligen Miniſter getadelt werden, daß ſie das Hinckeldey'ſche Regiment theils neben, theils über ſich ertrugen, gleichzeitig die Frage auf, wie die öffentliche Meinung ſich zu dieſen Verhältniſſen ſtellte, dieſe Macht, die ja von dem jetzt herrſchenden Syſteme ſo hoch gehalten wird.

Herr v. Hinckeldey war der gefeiertſte Mann der Haupt- und Reſidenzſtadt Berlin, Ovationen auf Ovationen folgten, und die Männer, welche jetzt

von polizeilicher Knechtſchaft ſprechen, zerſtreuten ihr ſchwer bedrängtes Gemüth bei öffentlichen Gaſtmählern zu Ehren Hinckeldey's.

Nur Wenige ſtellten ſich deſſen Einfluß, deſſen Richtung entgegen. Es ſei hier nur ein Name genannt, deſſen Träger jetzt bereits den irdiſchen Kampfplatz verlaſſen hat, der würdige Feldmarſchall Graf zu Dohna.

Wahrſcheinlich ſchwieg Berlin, weil deſſen Einwohner in zu vielen Beziehungen, die man auf dieſer irdiſchen Welt zu berückſichtigen hat, von dem jeweiligen Polizei-Präſidenten abhängig ſind.

Mit Spannung durfte man daher der Haltung der Landes-Vertretung entgegenſehen; dieſer ward die Frage in ihrem eigentlichen Kerne vorgelegt, als auf dem zu genehmigenden Etat des Miniſteriums des Innern ein neuer Ausgabepoſten von — irren wir nicht — 1200 Thlr. ſich befand, beſtimmt als Gehaltszuſchuß für den Polizei-Präſidenten v. Hinckeldey bei ſeiner Ernennung zum General-Polizeidirector, eine Stellung, die hierdurch auch der Landes-Vertretung zur Billigung vorgelegt ward.

Da ſaßen die Männer der Oppoſition, die Auerswald, Schwerin, Patow, Wentzel und Andere und ſchwiegen, ſie ſchwiegen, wie der Ober-Staatsanwalt Schwarck zur ſelbigen Zeit auch geſchwiegen hat.

Dem Herrenhauſe war leider bei ſeiner beſchränkten Kompetenz in Etatsſachen eine Einwirkung gar nicht geſtattet.

Der Tod des Herrn v. Hinckeldey machte ſeinem Regimente ein Ende.

Wer einigermaßen deſſen Wirkſamkeit gekannt hat, kann von einem Syſteme gar nicht reden; es war eben ein ſolches bei Herrn v. Hinckeldey gar nicht vorhanden.

Hiermit würde bei naturgemäßem Verlaufe der Dinge dieſe Angelegenheit beſeitigt und dem Ober-Staatsanwalt Schwark das Loos erſpart worden ſein, eine gänzlich verfehlte Rede im Jahre 1860 zu halten.

Unſerem Preußiſchen Vaterlande war jedoch das traurige Loos nicht erſpart, ſeinen König erkranken zu ſehen.

Das damalige Miniſterium blieb im Amte und verwaltete die öffentlichen Angelegenheiten nach den Befehlen des mit Allerhöchſter Vollmacht verſehenen Königlichen Bruders.

Nach Jahresfriſt ward die Form, unter welcher das Königliche Regiment bis dahin geführt worden war, nach Maßgabe der Beſtimmungen der Verfaſſungs-Urkunde geändert, und da mit einem Male fiel das Schloß von dem Munde der Oppoſition, welche noch bei dem neugeſchaffenen Polizei-Director ſo beharrlich geſchwiegen hatte.

Mit wahrem Widerwillen erinnern wir uns der Schmutz-Artikel, die urplötzlich in den liberalen Zeitungen über das bisherige Miniſterium ausgeſchüttet wurden, in denſelben Zeitungen, welche ſpäter als am beſten unterrichtet ſich erwieſen und ſchon bis dahin als das Organ dieſes oder jenes Abgeordneten, dieſer oder jener Partei gegolten hatten. Ein Staatsanwalts-Gehilfe ſah ſich veranlaßt, auf eigene Fauſt ſogar gegen den Miniſter-Präſidenten zu Felde zu ziehen, und die bis dahin zurückgehaltene Verfolgungs- und Schmäh-

ſucht eröffnete rückſichtslos alle Schleuſen. Die Haupt- und Reſidenzſtadt Berlin blieb nicht zurück, ſie, die bis vor Kurzem zu den Füßen des Herrn von Hinckeldey geſeſſen und deſſen Wünſchen gelauſcht hatte.

Die neue Aera begann, ein neues Miniſterium, wenigſtens der Mehrzahl nach, ſaß der Landes-Vertretung gegenüber, und auch in dieſer ergoſſen ſich die Schleuſen parlamentariſcher Beredſamkeit in Invektiven gegen die Männer, welche bis zu zehn Jahren von S. Majeſtät dem Könige, der noch in Sansſouci die von Gott ihm auferlegten Prüfungen erträgt und ertrug, mit dem Allerhöchſten Vertrauen beehrt worden waren.

Eine Vertheidigung der abgetretenen Miniſter durch die gegenwärtigen haben wir niemals erwartet, nicht einmal gewünſcht, wohl aber mußten wir es ſchmerzlich vermiſſen, daß auch nicht ein einziges Wort vom Miniſtertiſche aus (und an dieſem Tiſche ſaßen zwei Männer der früheren Verwaltung) erhoben ward, um den Tadel auf diejenige Form zurückzuführen, welche jeder Unterthan S. Majeſtät dem Könige und deſſen unter Gnaden-Beweiſen entlaſſenen bisherigen Räthen ſchuldig iſt.

Zu dieſen ſchweigenden Herren gehört auch der Juſtiz-Miniſter Simons, der Vorgeſetzte deſſelben Ober-Staatsanwalt Schwarck, der jetzt im Jahre 1860 ſeine Zeit auch für gekommen erachtet hat.

Es konnte nicht ausbleiben, daß dieſe Haltung des Miniſteriums nicht bloß auf den Ober-Staatsanwalt Schwarck, daß ſie auch in weiteren Kreiſen ihre Wirkung äußerte.

Berlin, dieſelbe Stadt, welche dem Feldmarſchall Frhrn. v. Wrangel und dem Miniſter-Präſidenten Frhrn. v. Manteuffel das Ehren-Bürgerrecht verliehen hat, ging mit dem leidenſchaftlichſten Beiſpiele voran, und wir vermögen uns, nachdem auch Herr v. Unruh unter den Vätern der Stadt Platz nehmen ſoll, der Verwunderung nicht zu entſchlagen, daß dem früheren Kommandeur der Bürgerwehr, Herrn Rimpler, nicht bereits eine Statue votirt worden iſt.

Noch jüngſt haben wir es in den Zeitungen geleſen, daß der Geh. Juſtizrath Beſeler unter der neuen Aera nach Berlin berufen, öffentlich erklärte, die auswärtigen Verhältniſſe ſeien unter dem Miniſterium Manteuffel in einer Weiſe geleitet worden, daß die Ehre Preußens hierbei Abbruch erlitten habe, und daß hierauf die Berliner Wahlmänner per majora beſchloſſen, dieſem Hrn. Beſeler die Vertretung der Stadt im Abgeordneten-Hauſe zu übertragen.

So wenig es uns in den Sinn kommt, Herrn Beſeler anzuſinnen, daß jene Leitung von ihm geprieſen werden ſolle, ſo ſehr mußten wir doch von ihm erwarten, daß er ſich des Willens bewußt war, der ſchon damals wie noch heute gerade auf dieſem Gebiete zur Geltung gelangt.

Es ſind dies nur einzelne Züge des traurigen Bildes, welches die Jetztzeit gewährt; der Unbefangene wird aber als charakteriſtiſches Zeichen herauszufinden wiſſen, daß es in der neuen Aera darauf ankam, gerade alles das herabzuzerren, was bis dahin geprieſen, was bis dahin wenigſtens mit Achtung genannt ward.

Stellen wir nun den Ober-Staatsanwalt Schwarck mitten in eine ſolche

Strömung, so werden wir es, wenn auch nicht entschuldbar, doch aber erklärlich finden, daß auch ihm die Zeit gekommen dünkte, einen Schlag dahin zu führen, wohin ganz andere Leute bis dahin mit Wohlgefallen geschlagen hatten.

Daß Herr Schwarck nicht ganz sich verrechnet hatte, beweist der Erfolg seiner celebren Rede. Der Vorsitzende des Gerichtshofes glaubte sich nicht berechtigt, dem Vortrage Einhalt zu thun, während das Mittel, äußersten Falles die Sitzung aufzuheben, ziemlich nahe lag.

Das Ministerium und ganz besonders der Justiz-Minister schwieg gleichfalls Tage lang.

Dagegen hatte sich Herr Schwarck und die Partei, welche hinter ihm steht, allerdings nach zwei Richtungen hin verrechnet.

Der Gerichtshof verkündete ein freisprechendes Erkenntniß, und der Polizei-Director Stieber verlor jede Fassung und Resignation und eröffnete die Schleusen seiner Enthüllungen, die nach vorläufigen Verkündigungen noch reichlich fließen sollen.

Die beklagenswerthen Verhältnisse, in welche unser Vaterland hierdurch versetzt worden ist, liegen zu klar auf der Hand, als daß es hierüber noch eines Wortes bedürfen könnte.

Wir unsererseits haben diese Zeilen geschrieben, damit in diesem die jetzigen Celebritäten sich spiegeln mögen.

Die Affaire Schwarck-Stieber kann noch gute Früchte tragen, wenn sie endlich die Ueberzeugung hervorruft, daß keine öffentliche Verwaltung ungestraft Verhältnisse herabziehen lassen darf, die selbst bei dem Gegner Achtung verdienen, und daß Jedermann, er stehe rechts, er stehe links, zuerst an die eigene Brust schlagen und fragen möge, nicht blos, wie ist es heute, sondern wie war es früher. Erst wer sich nach solcher Prüfung ganz rein und frei fühlt von jeglichem Vorwurfe, der mag tadeln, aber auch dann noch in dem Bewußtsein, daß vielleicht schon die nächste Stunde auch ihm die Versuchung nahe bringt, welcher er, der bisher Glorioſe, alsdann erliegen wird.

Schwarck und Stieber.

Der sogenannte „Prozeß Stieber" hat in den Blättern unserer Partei bereits eine so sachgemäße und erschöpfende Beurtheilung gefunden, daß wir dieser nichts Wesentliches hinzuzufügen haben, als höchstens die Bemerkung, daß es fast ausschließlich noch die Blätter der Demokratie sind, „Nationalzeitung" und „Volkszeitung", welche den Herrn Schwarck als den ihrigen vertreten.

Inzwischen ist die Sache in ein neues Stadium getreten, der Tendenzscandal hat sich zum Wirthshaus-Spektakel, die Anarchie von oben zur Anarchie von unten entwickelt. In Stelle der Herren Stieber und des verewigten Hinckeldey,

die Herr Schwarck auf die Anklagebank des Kammergerichts setzte, hat der bisherige Direktor der Berliner Criminalpolizei versucht, den lebenden Justizminister und den Oberstaatsanwalt von Berlin auf die Anklagebank der öffentlichen Meinung zu bringen.

Die Situation ist jetzt folgende. Der Ober-Staatsanwalt klagte Namens und wie er wörtlich sagte, mit Ermächtigung des Justizministers das Polizei-Präsidium öffentlich an, in einem bestimmten Fall (dem berüchtigten Depeschen-Diebstahl) das Gesetz in einer Weise gebrochen zu haben, welche das Strafgesetzbuch bei namhafter Strafe verpönt.

Der Director Stieber veröffentlicht auf diese Anklage in den Zeitungen Dokumente — die er vorsichtiger Weise aufbewahrt, und die man vielleicht vergessen oder mit Herrn v. Hinckeldey begraben wähnte, welche, wenn sie echt, was man einstweilen präsumiren muß, beweisen, daß die incriminirten Rechtswidrigkeiten vom Justizminister befohlen wurden, daß der Ober-Staatsanwalt darum wußte, daß das Polizei-Präsidium dagegen remonstrirte, und daß sie endlich nur auf die Drohungen des gegenwärtigen Polizei-Präsidenten aufgehoben wurden. Nicht minder hat der Staatsanwalt z. D. Herr Nörner eine Rechtfertigung veröffentlicht, in welcher ein entsprechender Passus eines von dem Herrn Schwarck an den Herrn Justizminister erstatteten Berichts mitgetheilt wird, und in dem, wenn er echt ist, was man kaum bezweifeln kann, ungefähr das Gegentheil von dem enthalten ist, was Herr Schwarck jetzt in seinem Plaidoyer vor dem Kammergericht zu sagen für gut befunden hat.

Endlich kündigen mehrere der von Herrn Schwarck angegriffenen Beamten außer ihren gerichtlichen — des mangelnden Instanzenzuges wegen sehr schwierigen — Verläumdungsklagen eine ganze Reihenfolge von öffentlichen Beweisführungen an, daß Herr Schwarck in den von ihm angeführten Fällen unwahre Behauptungen aufgestellt habe.

Niemand kann zweifelhaft sein, daß solche Vorgänge in dem Beamtenorganismus eines monarchischen Staates der Anfang der inneren Auflösung und des Zerfallens aller Ordnung sind. Wahrscheinlich um diesen Stimmungen „Rechnung zu tragen," brachte die officielle Zeitung einen Leitartikel, worin man zunächst das öffentliche Zerwürfniß zweier Staatsbehörden bedauert, sodann es der „Beurtheilung anheim giebt," ob der Ober-Staatsanwalt mit Takt und Würde gehandelt habe, die selbstständige öffentliche Ehrenwahrung der öffentlich Angegriffenen als bureaukratische Anarchie bezeichnet; „vorläufig von den Schritten absehen will, zu welchen die Staatsregierung sich veranlaßt sehen könnte", und in sehr diplomatischen Ausdrücken ankündigt, daß eine „unnachsichtliche" Untersuchung des „angeblichen Thatbestandes und was mit ihm in Verbindung steht" erfolgen solle. Nicht mit Unrecht nennt die „Volkszeitung" diesen Artikel ein läppisches Machwerk." Die einzige factische Erklärung des Artikels ist die, daß der Ober-Staatsanwalt nie behindert gewesen sei, diejenigen Polizeibeamten, gegen welche nach seiner Meinung dazu Veranlassung vorlag, vor den Criminalrichter zu stellen, und an diese thatsächliche Erklärurg knüpfen wir zunächst an.

Der Ober-Staatsanwalt hatte in seinem Plaidoyer bestimmt erklärt: er habe die ihm obliegende Pflicht der gerichtlichen Verfolgung nicht erfüllt. Die Staatsregierung erklärt, ihrerseits sei er nie an Erfüllung dieser Pflicht behindert worden.

Es wird also — wahrscheinlich vom Disciplinargericht zu prüfen sein, ob solche jetzt vielleicht verjährte strafbare Handlungen vorlagen, und ob der Ober-Staatsanwalt Kenntniß davon hatte. Entscheidet man, daß keine solche Vergehen vorlagen, nun so zerfällt das ganze Plaidoyer des Herrn Ober-Staatsanwalts in sich — im andern Fall — —

Was nun weiter das „Befremden" des officiellen Blattes über das öffentliche Auftreten des Ober-Staatsanwalts und die von demselben erhobenen schweren „Beschuldigungen" gegen eine andere Behörde betrifft, so scheint uns dies Befremden etwas spät zu kommen. Seit Jahresfrist giebt es in Berlin wohl kaum einen Mann mit Ausnahme vielleicht des Verfassers jenes Artikels, dem die neue Stellung des Herrn Schwarck zum Polizei-Präsidium unbekannt geblieben. Die Anklage erster Instanz, die zahlreichen Nachforschungen und Vernehmungen des Herrn Schwarck, die sicherlich auch Geld gekostet haben, die Mittheilungen der öffentlichen Blätter, die Eichhoff'schen Angriffe und das Verfahren darin, die sehr dürftig begründete Appellation, die beantragten Amtssuspensionen und vieles Andere, sind doch Dinge, die in jeder Manns Munde sind. Außerdem erklärt Herr Schwarck, daß er mit dem Justizminister conferirt habe, daß er von ihm Ermächtigungen erhalten — und so viel wir wissen, hatte doch der Herr Justizminister damals noch nicht aufgehört ein Mitglied der Staatsregierung zu sein.

Allerdings wollen wir damit nicht in Abrede stellen, daß die Stieber'sche „Nothgedrungene Erklärung" gegenüber dem gesetzlichen und würdigen Verfahren des Polizei-Präsidenten v. Zedlitz, der sich mit seiner Beschwerde an das Staats-Ministerium gewandt und Ernennung einer Commission zur Untersuchung seiner Amtsführung verlangt hat, eine Anarchie in der Staatsordnung genannt werden darf; indeß ist dabei doch auch wohl die Frage berechtigt, ob Herr Stieber bei seinen Vorgesetzten vorher hat den Schutz gefunden, den er — nicht für gesetzwidrige Handlungen — sondern für seine amtliche Stellung erwarten durfte? — Hat der Ober-Staatsanwalt nicht auch, gegen alle amtliche Tradition und Befugniß, seine Angriffe und Behauptungen gegen ihn zuerst in die Oeffentlichkeit der Presse geschleudert?

Wir glauben nicht fehlzugreifen, wenn wir annehmen, daß Herr Stieber von vornherein seine Stellung als Criminal-Polizeidirector in Berlin selbst unhaltbar gefunden und im Stillen darauf verzichtet hat. Es fielen also viele Rücksichten für ihn weg und es galt einen Kampf Mann gegen Mann, denn die Verdächtigung war bestimmt und eclatant. Von den Resultaten langwieriger Disciplinaruntersuchungen kommt schließlich sehr selten etwas in's Publikum und man hat Beispiele, daß Voruntersuchungen gegen Beamte sechszehn Monate lang ohne Resultat dauern können! Es ist aber nicht Jedermanns Sache, geduldig Angriffe und Verdächtigungen auszuhalten, bis man Erlaubniß

erhält, von ſeinen Waffen Gebrauch zu machen — oder auch nicht, wie dies vor dem Gerichtshofe der Fall war.

Noch mehr ſcheint uns aber der Staatsanwalt Nörner, der abweſend und ohne jedes Vertheidigungsmittel angegriffen wurde, zu der ganz ſachlichen Zurückweiſung und Darlegung berechtigt, die er gleichfalls in der Preſſe veröffentlicht hat. Herr Schwarck beſchuldigte ihn, an polizeilicher Willkür gegen den ſogenannten Prinzen von Armenien, einen „harmloſen Wanderer", Theil genommen und ſeine Amtspflicht verletzt zu haben, Herr Nörner weiſt nach, daß der harmloſe Wanderer ein viel beſtrafter Gauner war, und daß Herr Schwarck ſelbſt in einem amtlichen Bericht an den Juſtizminiſter das Verfahren gebilligt und als geſetzlich anerkannt hat!

Wir wollen hoffen, daß die Enthüllungen nicht noch weiter gehen, wir wollen es hoffen, um der Preußiſchen Ehre willen, aber wir wollen eben ſo hoffen, daß der diplomatiſchen Mißbilligung der „Preußiſchen Zeitung" die reelle der That auf dem Fuße folge.

Wie es heißt, iſt Herr Schwarck bereits zur Dispoſition geſtellt, und dürfte auch der Rücktritt des Herrn Juſtizminiſters in der Kürze zu erwarten ſein.

Die Staatsſchulden der fünf europäiſchen Großmächte und Sardiniens.

Die Finanzverhältniſſe der Staaten bilden bei der ſteigenden Verwicklung der politiſchen Weltlage ein ſo hervorragendes Moment und ſind ſowohl für ſo vielfache Privat-Intereſſen, als auch in politiſcher und national-ökonomiſcher Rückſicht von ſo außerordentlicher Wichtigkeit, daß eine Mittheilung derſelben, wenigſtens von den bedeutenderen europäiſchen Staaten eben ſo viel Intereſſe als Gelegenheit bieten dürfte, nahe liegende Nutzanwendungen daraus zu ziehen. Der beſſeren Ueberſicht wegen ſind ſämmtliche Beträge auf Thaler in runder Summe reducirt.

Die engliſche Nationalſchuld betrug

im Jahre 1821:

5344,000,000 Thlr. mit einem jährlichen Zinsaufwand von 187,100,000 Thlr.;

im Jahre 1841:

5109,000,000 Thlr. mit einem jährlichen Zinsaufwand von 161,900,000 Thlr.;

im Jahre 1851:

5128,000,000 Thlr. mit einem jährlichen Zinsaufwand von 158,100,000 Thlr.;

im Jahre 1859:

5367,000,000 Thlr. mit einem jährlichen Zinsaufwand von 190,800,000 Thlr.

Die ungefähr gleiche Höhe der Staatsſchuld jetzt und im Jahre 1859 kommt bei der außerordentlichen Zunahme des Nationalwohlſtandes in England in den letzten 40 Jahren ſelbſtredend einer beträchtlichen Minderlaſt für die Gegenwart

gleich, und wenn in dieser Zeit die Ziffer der englischen Schuld sich nicht bedeutend vermindert hat, so mag der Grund dafür in den neuen Anleihen gesucht werden, welche England zu verschiedenen Zeiten abgeschlossen hat, z. B. 1830 für die Emancipation der Sclaven in den Colonieen, 1847 für die irische Hungersnoth, 1854 und 1855 für den russischen Krieg u. m. a.

Das nominelle Capital der französischen Staatsschuld betrug

im Jahre 1842: 1410,000,000 Thlr.
" " 1860: 2353,000,000 "

Da indeß die französische Staatsschuld nur nach Rente und nicht nach Capital berechnet wird, so dürfte eine Nachweisung der Zunahme der zu zahlenden jährlichen Rente einen angemesseneren Maßstab bieten. Die Summe der zu zahlenden Rente betrug nach officiellen Angaben

am 1. April 1814: 16,880,000 Thlr.
" 1. August 1830: 53,140,000 "
" 1. März 1848: 65,140,000 "
" 1. Januar 1858: 82,900,000 "
" 1. Januar 1859: 84,260,000 "

Im Budget für 1861 werden die Ausgaben für die öffentliche Schuld einschließlich Verwaltungskosten und Amortisation, mit 570,950,000 Franken oder 152,250,000 Thlr. aufgeführt, doch muß sich dieser Betrag in Folge der Kosten für die Truppensendungen nach Italien, Syrien und China noch bedeutend gesteigert haben.

Der Stand der russischen Staatsschuld, über welche die vorige Revue in einem Separatartikel bereits sehr ausführliche Mittheilungen brachte, war

am 1. Januar 1845: 314,300,000 Thlr. consolidirte Schuld und
203,000,000 " Reichscreditbillets,
zusammen: 517,300,000 Thlr., wogegen ca. 87,500,000 Thlr. baarer Einwechslungsfond für die Reichscreditbillets vorhanden war;

am 1. Januar 1859: 546,120,000 Thlr. consolidirte Schuld und
1128,000,000 " Reichscreditbillets ꝛc.,
zusammen: 1664,120,000 Thlr., gegen einen baaren Einwechslungsfond für die Reichscreditbillets von ca. 120,000,000 Thlr.

Für das Jahr 1859 waren 36,000,000 Thlr. zur Verzinsung angewiesen und neuerdings wurden 12 Millionen Pfd. St. für Eisenbahnen contrahirt, und die Schuld der Leihbank und anderer Institute zum Betrage von 350 Millionen S.-R. consolidirt.

Ueber die östreichische Staatsschuld verweisen wir auf den in der Revue vom 30. September c. (23. Band, 1. Heft) befindlichen Aufsatz über „die Finanzlage Oestreichs", und bemerken daher hier nur noch, daß nach den officiellen Angaben der Gesammtbetrag der Staatsschuld

im Jahre 1846: 725,900,000 Thlr. mit ca. 35,000,000 Thlr. Zinsen,
dagegen im Jahre 1860: 1554,700,000 " " " 65,200,000 " "
betragen hat.

Preußens Staatsschuld belief sich mit Einschluß der Kassen-Anweisungen

nach dem Etat für 1843 auf 150,134,000 Thlr. mit ca. 7,000,000 Thlr. für Zinsen, Amortisation und Unkosten, und für 1860 auf 263,152,000 Thlr. mit ca. 15,274,000 Thlr. für dergleichen Ausgaben.

In dem für 1860 berechneten Betrage befinden sich etwa 20 Millionen Thaler für Eisenbahnbauten, und von den Ausgaben für Zinsen und dergleichen kommen 10,701,000 Thlr. auf die Verzinsung, 4,107,000 Thlr. auf Amortisation und 466,000 Thlr. auf die Verwaltungskosten. Nach Abzug der 20 Millionen Eisenbahn-Anleihen hat sich also die Staatsschuld seit 17 Jahren um nur 93 Millionen Thaler vermehrt, was zwar an und für sich ein recht hübsches Sümmchen ist, aber doch in keinem Vergleich steht zu der enormen Schuldvermehrung der übrigen großen Continental-Mächte.

Von der sardinischen Staatsschuld läßt sich vorläufig nur der Schuldbetrag der alten Provinzen angeben, so daß also die Schulden der neu eroberten und annectirten Staaten, als der Lombardei, Toscana, Modena, Parma, der Romagna und beider Sicilien noch nicht in Betracht kommen. Es betrug also die Staatsschuld des eigentlichen alten Sardiniens

im Jahre 1845 ca. 39,000,000 Thlr.,
am 1. Januar 1857 = 181,500,000 Thlr. mit 8,325,000 Thlr. Zinsen,
am 1. Januar 1860 = 300,900,000 = = 14,323,000 = =

Rund gerechnet betragen demnach die Staatsschulden der vier continentalen Großmächte und Sardiniens circa 6200 Millionen Thaler, von welchem Betrage über die Hälfte erst seit dem unglücklichen Jahre 1848 contrahirt worden ist.

Diese Zahlen bedürfen weiter keines Commentars. Ein Fortschreiten auf dieser Bahn des Systems einer unaufhörlichen Steigerung der Staatsschulden und der Anspannung der Steuerkräfte des Landes muß bald zu seinen äußersten Consequenzen führen, und es läßt sich kaum in Abrede stellen, daß bei einer Fortdauer der jetzigen politischen Situation die meisten Staaten gewaltsam diesen „äußersten Consequenzen" entgegen getrieben werden, sei es durch den Ausbruch und die längere Dauer eines europäischen Krieges, sei es durch eine Fortsetzung des jetzigen bewaffneten Friedens, da beide Fälle ohne neue Anleihen nicht durchzuführen sind. Und dennoch drängen sich die großen Geldmächte, namentlich in Frankreich, zum Contrahiren neuer Anleihen; während man doch dort gerade am ehesten hätte zu der Erkenntniß gelangen müssen, daß man den kriegerischen Gelüsten und dem ewigen Unruhestiften Louis Napoleons, so wie den dadurch herbeigeführten Erschütterungen und dem gänzlichen Darniederliegen des Verkehrs am nachdrücklichsten würde entgegentreten können, wenn künftig die Kapitalisten ihm nicht mehr so bereitwillig ihre Fonds zur Erreichung seiner Zwecke zur Verfügung stellten und in Frankreich die richtige Einsicht von der Gefährdung der „Renten" durch einen großen Krieg zur Geltung käme. Schlimm nur, daß die Verwaltungen der großen Creditanstalten alle dem allgewaltigen Willen des allmächtigen Kaisers untergeordnet sind, und nicht nur das anvertraute Eigenthum der Actionäre, sondern auch ihren Einfluß und ihren Credit ihm willig zur Verfügung stellen.

Wir werden später Gelegenheit nehmen, auch den Werth und die Sicherheit der verschiedenen Staatsanleihen einer eingehenden Beurtheilung zu unterziehen, und daran zugleich eine Beleuchtung derjenigen Effecten und Actien knüpfen, welche vorzugsweise geeignet sind, das Interesse der Kapitalisten zu erregen.

Berthold Auerbach als — „Hofjude."

Die Nachricht gewisser orientalisch-inspirirter Blätter, als würde Einer von ihren Leuten in nächster Zeit eine Stellung bei Hofe einnehmen, scheint wohl auf einem Irrthum zu beruhen. Ein gänzlicher Umschlag der Grundsätze müßte stattgefunden haben, ehe der Verfasser des „Tagebuch aus Wien. Von Latour bis auf Windischgrätz. (September bis November 1848) von Berthold Auerbach. (Breslau, Verlag der Schletter'schen Buchhandlung, H. Boas 1849)" sich entschließen dürfte in die Umgebung der Fürsten zu treten. Hier lesen wir:

„S. 5 .... Im Gasthofe traf ich mit meinem Freund Schuselka (Jude) zusammen, dieser ehedem so gehetzt und verfolgt vom alten Systeme ist jetzt Einer der Wenigen, die mit großartigem Blicke und politischer Einsicht ausgestattet, als berufen angesehen werden, das neue Oestreich zu gestalten..."

„... S. 9. Es gehört zu den müßigsten Philisterphrasen: Was würde ein Joseph, was ein Friedrich II. in unserer Zeit sein? Sie waren der letzte Glanz der Fürstenmacht, von der Geschichte für ihre eigene Zeit geschaffen und für keine andere. Nicht umsonst sammelten diese Fürsten die Glorie der Humanität um ihr Haupt, Joseph vor allen; und nicht umsonst sitzen **jetzt** Carricaturen auf den Thronen..."

„.... S. 12. Der Abgeordnete Strasser hielt eine lange und langweilige Rede, in der er sich darüber ereiferte, daß man dem siegenden Heere in Italien nicht seine jubelnden Sympathieen ausgedrückt habe. Borkowski, Violand (einer der zur Todesstrafe verurtheilten Mörder des Kriegsministers), Füster und Borrosch sprechen ausführlich und zum Theil begeistert über den Unterschied zwischen bloßer Waffenehre und dem Ruhme der höheren Gesittung zu dienen..."

„.... S. 52. Die That an Auerswald und Lichnowski, der in seinen Reden von Reitgerten gesprochen, läßt fast befürchten, daß der Bildung die Zügel aus der Hand genommen und Alles dem dunklen Instincte der Massen anheimgestellt ist. Wenn Deutschland, wenn unsere Civilisation dem Untergange entgegengeht, oder nur aus Blut und Mord sich rettet, so sind nicht die sogenannten Wächter von heute die Grund-Ursache davon, sondern mit einem Worte — die Fürsten. Durch länger als ein Menschenalter haben sie die Besten im Vaterlande gezwungen, das Gesetz zu untergraben und zur Auflehnung gegen dasselbe zu reizen; darum wird es jetzt so

unſäglich ſchwer, eine Achtung vor dem Geſetz wieder in den Gemüthern aufzuerbauen.

„.... S. 60. Der Kriegsminiſter Latour, der vor dem Reichstage laut und öffentlich jede Verbindung mit Jellachich geläugnet hatte, wird durch einen aufgefangenen Briefwechſel überwieſen, daß er ihm Geld u. ſ. w. geſchickt; er ſucht dies nun zu beſchönigen. Lamberg wird abgeſetzt und ermordet. Der Kaiſer ſetzt das ungariſche Miniſterium ab, und das neue, zu Allem willige, ſeine eigene Ernennung kontraſignirende, Miniſterium Reſcey ein. Man wagt es, jetzt frei herauszugehen; das Manifeſt an die Ungarn erſcheint. Es ſollten vorgeſtern deutſche Truppen, die in Wien garniſoniren, zur Bekämpfung der Ungarn abziehen. Sie weigern ſich und die Bevölkerung erkennt offen das alte Syſtem: eine Nation durch die andere zu bändigen. Gewiß haben auch Aufreizungen von Seiten Ungarns her das ihrige gethan. Ein Theil der Bürgerwehr und der akademiſchen Legion kommt unverſehens den ſich weigernden Soldaten zur Hilfe, die von Dragonern zur Abfahrt gezwungen werden ſollten. Man verlangt von Latour die Zurücknahme des Marſchbefehls. Er weigert ſolche. Es kommt am Tabor zum Kampfe, die übergegangenen Soldaten ſiegen. An der Stephanskirche kämpft Bürgerwehr gegen Bürgerwehr und das wüthende Volk hängt Latour für ſeine Hartnäckigkeit und Perfidie. Der Reichstag, wohl einſehend, daß hier keine Revolution vorgegangen, ſondern ein gräßlicher Ausbruch des Affekts, verlangt vom Kaiſer Bildung eines neuen volksthümlichen Miniſteriums und Amneſtie für alles Geſchehene....“

„.... S. 64 und 65. Dieſe abermalige Flucht des Kaiſers iſt von bedeutſamen Folgen. „„Hat der Kaiſer ſeinen Poſten verlaſſen, warum darf's ich nicht auch?““ ſagte ein übergegangener Grenadier zu einem Freunde.....“

„.... S. 140. Nichts konnte das Volk mehr aufreizen, als die erkannte Perfidie Latour's. Hätte er offen geſtanden: ich muß mit den Ungarn Krieg führen, — es hätte ſich vielleicht wenig darum gekümmert. Aber immer zu ſagen: ich weiß und will nichts von Jellachich, bis zuletzt der Briefwechſel aufgefangen wird und dann deutſche Truppen fortſchicken — das empörte das innerſte Herz. Dies Gefühl hob jene Axt, die Latour das Hirn einſchlug und wand ihm den Säbelgurt um den Hals. Jetzt iſt nur Eine empörte Stimmung gegen die Umgebung des Kaiſers (ihn ſelbſt taſtet man noch immer wenig an), weil man Wien zum Aufruhr zwingen will, um es dann niederzuwerfen ...“

„S. 225 Blum's letztes Wort war: „„Aus jedem Blutstropfen von mir wird ein Freiheitsmärthyrer erſtehen.““ Und das Wort wird Wahrheit werden, aber wehe denen, die die verrathenen Völker zwingen, über Ströme Bluts hinweg die Freiheit zu erobern. Wenn man ſo die Rachegeiſter alle losbindet, wo bleibt da eine Macht, die ihnen Einhalt zu thun vermag? Wo wird das enden? Welchen entſetzlichen Gräueln ſehen wir entgegen! Im erſten Sturme der Eroberung, mit den heißen Waffen in der Hand, den Widerſacher niederſtoßen, oder ihn nach kurzem Verfahren zum

Tode verurtheilen, das läßt sich mit Affekten, mit einer Nothwendigkeit der Sicherung, mit der Abschreckung erklären oder auch entschuldigen, da nun einmal die Menschen nicht davon lassen, das Gewicht ihrer Gründe endlich mit der rohen Gewalt, mit den Waffen, zu entscheiden. Aber jetzt, nachdem die Stadt wehrlos, gebeugt in den Händen des Entsetzlichen jetzt in wenig Stunden, heimlich, ohne Vertheidigung, ohne öffentlichen Zeugenaufruf einen Mann, mit der Weihe des Volks erwählten, unbekannt und ungeahnt in den Tod senden, wer will da auftreten und sagen: das durfte geschehen, weil er in den Tag allgemeiner gesetzlicher (dies Wort ist mit gesperrten Lettern gedruckt) Erhebung gleiches Wort und gleiche Waffen führte mit fast allen Einwohnern der Stadt?" —

Dies nur einzelne charakteristische Stellen des Buchs, die wir bei Beschränktheit des Raumes herausnehmen konnten, aber erst dies in einem ganzen Zusammenhange würde ein richtiges Bild der politischen Gesinnungsweise des Verfassers liefern. Wenn das aber die Loyalität eines Hofjuden wäre, was ließe sich da erst von den Volksjuden erwarten.

Correspondenzen.

Aus der Hauptstadt.

30. November.

In dem Befinden Sr. Majestät des Königs ist keine Veränderung eingetreten.

Se. Königliche Hoheit der Prinz Carl kam am Freitag von Petersburg zurück, wo Höchstderselbe mit JJ. KK. HH. den Prinzen Albrecht und Albrecht Sohn der Beisetzungsfeier Ihrer Majestät der Kaiserin Mutter von Rußland, der erlauchten Tochter Friedrich Wilhelms III. und der hochseligen Königin Louise, beigewohnt hatte.

Prinz Albrecht kam am Sonntag gleichfalls aus Rußland zurück und wird sich in den nächsten Tagen wieder nach Schloß Albrechtsburg bei Dresden begeben. Prinz Albrecht Sohn hat vor Höchstseiner Rückkehr noch die alte russische Stadt Moskau besucht.

Ihre Königl. Hoheit die Frau Großherzogin Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin kam am Donnerstag wieder hier an und reiste zum Besuche JJ. KK. HH. des Prinzen und der Frau Prinzessin Friedrich der Niederlande nach dem Haag weiter.

Nicht ganz mit Unrecht stellt die officiöse Presse die deutsch-dänische Angelegenheit in den Vordergrund und hebt hervor, daß Oestreich und Preußen in der Beurtheilung derselben und über das, was demnächst zu thun sei, vollkommen einig seien. Unsererseits vermögen wir jedoch diese Einigkeit keineswegs so hoffnungsvoll anzusehen, bevor wir nicht dem Ende näher sind. Allerdings ist es zur Zeit Princip des östreichischen Cabinets, Preußen ganz freie Hand zu lassen in der Behandlung der deutsch-dänischen Frage, also selbstverständlich nichts einzuwenden gegen die betreffenden Vorschläge des preußischen Cabinets. Ob aber dies östreichische Princip aufrecht erhalten bleiben wird, wenn Preußen von den lang gewechselten Worten zu endlichen Thaten wird übergehen müssen, dessen sind wir so ganz sicher noch nicht. Uebrigens stehen Preußische Erklärungen, vielleicht auch Anträge in der deutsch-dänischen Frage am Bunde bevor. Nicht unbemerkt wollen wir hierbei lassen, daß nach den von den verschiedensten Seiten uns

zugehenden Mittheilungen nicht blos der bevorstehende Preußische Landtag, sondern auch die Kammern aller deutschen Staaten möglichst gleichzeitig ihr Votum in dieser Angelegenheit abgeben werden. Wie es mit den Thaten stehen wird? Wir bleiben dabei, nur eine Politik zu befürworten, von der wir überzeugt sind, sie auch hindurch führen zu können, wenn wir selbst in der Regierung säßen.

Im Kriegsministerium herrscht zur Zeit in allen Abtheilungen eine überaus lebhafte Thätigkeit, obgleich ein nicht unerheblicher Theil der neuen Armee-Organisation in der Ausführung vorläufig sistirt worden ist. Es handelt sich nämlich um den innern Ausbau der Formationen, die bereits festgestellt sind, — einen Ausbau — der um so mehr die vollste Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, als in der Ausführung des Details sich Erfahrungen geltend machen, die nicht immer innerhalb der ersten Berechnungen lagen. Die Verhandlungen zwischen dem Kriegsministerium und dem Finanzministerium, die in Betreff des nächstjährigen Militär-Budgets sogleich nach dem Schlusse des Landtages, im Juni begannen, scheinen im Allgemeinen bereits vor Wochen einen beiden Theilen genehmen Abschluß erfahren zu haben. Bei dieser Sachlage dürfte die Annahme nicht ganz unbegründet sein, daß die auf das Militär bezüglichen Vorlagen, insbesondere das Militär-Budget, dem Landtage sofort nach seinem Zusammentritt vorgelegt würden.

Die Verhandlungen in Betreff eines neuen Jagdpolizeigesetzes zwischen den betheiligten Ministerien befinden sich zur Zeit noch in den allerersten Stadien, und wenn nicht Alles täuscht, so sind es Gründe der Opportunität, welche dem Einbringen eines betreffenden Gesetzentwurfes nicht besonders förderlich sind. Es ist deshalb leicht möglich, daß, wenn diese Frage auf dem Landtage angeregt werden sollte, vom Ministertische die Erklärung abgegeben werden wird, daß die Regierung sich damit beschäftige, und hiermit die Sache vorläufig wieder ihr Ende hat.

In der eben geschlossenen Sitzung des Landes-Oeconomie-Collegiums ist auch der Antrag eingebracht worden, dafür sich auszusprechen, daß, nachdem einmal das Princip der freien Versicherung anerkannt worden, auch den ständischen Feuer-Societäten die Berechtigung ertheilt werden möge, neben den Immobiliar-Versicherungen auch Mobiliar-Versicherungen übernehmen zu dürfen. Den Antrag an sich müssen auch wir als vollständig berechtigt anerkennen, denn abgesehen von den vielfachen Nachtheilen, in welchen sich die ständischen Societäten den in größerer Freiheit sich bewegenden Privat-Gesellschaften gegenüber befinden, wird der Versichernde immer eine Gesellschaft — ob ständische, ob private — vorziehen, welche sein Mobiliar wie sein Immobiliar in Versicherung nimmt. Wenn aber der Herr Antragsteller meinte, daß das Princip der freien Versicherung bereits zur Anwendung gekommen, so ist das irrthümlich. Noch heute wie seit fünf Jahren erfreuen sich in Preußen die bis dahin concessionirten eilf Feuer-Versicherungs-Gesellschaften des Privilegiums der Immobiliar-Feuer-Versicherung, indem seit fünf Jahren allen neuen Gesellschaften die Mobiliar-Versicherung mit großer Liberalität bewilligt, die Concession zur Immobiliar-Versicherung aber bis zur Erledigung der sogenannten Principienfrage vorenthalten wird. Gern geben wir indessen zu, daß jetzt, nach dem Wechsel des betreffenden Decernenten im Ministerium des Innern, Hoffnung vorhanden ist, es werde die seit fünf Jahren schwebende Principienfrage auf die eine oder die andere Weise ihre endliche Erledigung finden.

Ein in der Provinz Preußen erscheinendes Blatt wünscht sich besonders dazu Glück, daß eben erst wieder vier dortige Güter in den Besitz von Holsteinern und Mecklenburgern übergegangen seien, und daß überhaupt schon auf diesem Wege viel Geld der Hansestädte in die preußische Provinz eingewandert sei. Wir müssen gestehen, daß es uns lieber gewesen wäre, wenn diese und hundert andere Güter, die in der Neuzeit in

dortiger Gegend einen fremdländischen Besitzer erhalten haben, in dem Besitze alter preußischer Familien geblieben wären. Uebrigens ist die oben erwähnte Anschauung nicht neu. Als am Ende der zwanziger Jahre ein volles Drittheil aller ostpreußischen Landgüter den Besitzer wechseln mußte, da sah man gleichfalls mitleidlos die alten preußischen Familien von Haus und Hof gehen, und sprach an oberster Stelle der Provinz: „Das ist kein Unglück, wenn das Grundstück vom armen Besitzer verlassen wird und in den Besitz eines Wohlhabenden übergeht, der ihm mit seinen Mitteln aufhilft.“ So kann man eben nur sprechen, wenn man das Geld für den einzigen Werth und patriotische Traditionen für Nichts erachtet.

Man würde es eben so gut vertheidigen können, alle alten Männer zu erschlagen, um jüngeren rüstigeren Kräften Platz zu machen!

Aus Holstein.

19. November.

In Nr. 534 der ministeriellen »Preuß. Ztg.« findet sich ein Artikel, der durch »*†* Flensburg« als eine Correspondenz aus Flensburg bezeichnet ist, die aber dafür zu halten durch den Inhalt fast unmöglich gemacht wird. Es wird darin gesagt: »Unbekümmert und rücksichtslos fahren die Dänen fort einen Rechtsbruch auf den andern zu häufen. Dies wird dadurch bewiesen, daß die dänische Regierung hat Termine ansetzen lassen, um von den »Augustenburger Gütern« zu verkaufen; das wären, meint der Correspondent, Domänen, und die dürfe die Regierung nicht verkaufen.« Es heißt weiter: »Uebrigens sind wir sehr gespannt darauf, wie sich der Herzog von Augustenburg zu dieser Angelegenheit verhalten wird. — — Soviel wir wissen, wird die Kaufsumme, für welche der Herzog verkauft hat — — erst bis 1865 ausbezahlt sein. Bis dahin sind — — die Revenuen verpfändet. — — Man vermuthet deshalb, daß sich schwerlich Käufer zu diesen Gütern finden werden, welche zu verkaufen die gegenwärtigen Besitzer nicht berechtigt sind.“ — Alles Unklare und Unwahre in diesem Artikel zu widerlegen, würde zu weit führen, ich will also nur erwähnen, daß seit mehreren Jahren schon zu mehreren Malen »Augustenburger Güter« öffentlich verkauft worden sind. Es mag in Flensburg Menschen geben, die von den Verhandlungen im deutschen Reichsrath nichts wissen, oder den Unterschied zwischen diesen Gütern und Domänen nicht kennen; aber daß es einen Flensburger giebt, der nicht weiß, daß von den Gütern, die doch nicht weit von Flensburg liegen, einige schon verkauft sind, das glaube ich nicht. Hat jenen Artikel ein Flensburger wirklich geschrieben, so hat er einfach sich gestützt auf die Unkenntniß der jetzigen Redaction der »Pr. Z.«, und die ist, wenigstens im vorliegenden Falle, wahrhaft erstaunenswerth. Schon in der ersten Reichsraths-Versammlung ward ein Gesetz-Entwurf vorgelegt über den Verkauf von Domänen und »Augustenburger Gütern“. Gegen den Verkauf der Ersteren ward vielseitig opponirt, gegen den der Letzteren aber nicht.

Es wird genügen, hier Worte vom Baron Blome anzuführen; denn er ist bekanntlich einer der Führer der holsteinischen Opposition. Er sagte in der 42. Sitzung (S. „Reichsrathszeitung“ von 1856, Spalte 2039 ꝛc.): „Herr Präsident! Da heute über den Verkauf mehrerer Domänen abgestimmt werden soll, und ich bisher noch nicht Gelegenheit gehabt habe, mich über die Domänenfrage zu äußern, so möchte ich um die Erlaubniß bitten, bei dieser Gelegenheit kurz die Grundsätze anzudeuten, welche mich und meine Gesinnungsgenossen bei Beurtheilung dieser Frage leiten.“ Er spricht sich nun gegen den Verkauf der Domänen aus und beendet seinen Vortrag also:

„Schließlich wollte ich nur bemerken, daß ich, was die Augustenburgischen Güter betrifft, diese nicht als Domänen, sondern als Staatsactiva ansehe, und daß kein Hinderniß für mich vorliegen würde, für die Veräußerung derselben zu stimmen, wenn nicht im §. 2 (des Gesetz-Entwurfes) „„eine Bestimmung getroffen wäre, die mich sehr bedenklich macht, so daß ich auch dafür nicht stimmen kann."" Dieser §. 2 aber lautet so: „Bei der Veräußerung der im § 1 unter Nr. 1—5 (Augustenburger Güter) aufgeführten Grundstücke fallen die mit denselben in ihrer Eigenschaft als adlige Güter oder aus sonstigen Gründen bisher verbundenen besonderen Gerechtigkeiten und Freiheiten hinweg, dergestalt jedoch, daß die Regierung einzelne derselben durch eine ausdrückliche desfallsige Bestimmung in den Uebertragungs-Documenten aufrecht erhalten kann." Man sieht, daß hier von ganz anderen Dingen die Rede ist, als von der Frage, ob die „Augustenburger Güter" Domänen sind, und ob sie verkauft werden sollen oder nicht.

Also: Seit 1856 sind die Reichsraths-Gesetz-Entwürfe über den Verkauf von „Augustenburger Gütern" vorgelegt; Niemand hat sie für Domänen oder für unverkaufbar erklärt; seit 1856 sind deshalb Verkaufs-Termine angesetzt, Niemand, also auch nicht der Herzog von Augustenburg hat dagegen protestirt; auf allen Terminen sind Käufer gekommen und haben gekauft. Was bleibt aber Wahres von jenem „*†* Flensburg-Artikel" der „Pr. Z." übrig? Wollte die Redaction aber sagen, sie habe das Alles recht gut gewußt, was ich hier sage, dann kann ihr freilich der Vorwurf der Unkenntniß nicht gemacht werden, wohl aber ein anderer und viel schwererer! Nein, zu solchen Artikeln, meine ich, braucht man nicht einen Redacteur aus dem Auslande kommen zu lassen.

Aus Kopenhagen.

Den 18. November.

Verschiedene auch in deutsche, namentlich Hamburger Blätter übergegangene Gerüchte wegen einer bevorstehenden Anklage gegen zwei der jetzigen und einen früheren Minister veranlassen uns, um Entstellungen vorzubeugen, den dadurch beregten Sachverhalt auseinanderzusetzen. Bei der Staatsrechnung pro 1858—1859 haben die Staats-Revisoren einige Budgetüberschreitungen des damaligen Ministers des Cultus, jetzigen Conseilpräsidenten Geheimrath Hall, nicht zu bewilligen vorgeschlagen, so wie auch außerdem eine Finanzmaßregel in Betreff jütischer Eisenbahnactien zu Beschuldigungen gegen den jetzigen Finanzminister Fenger und den früheren Minister des Innern Krieger Veranlassung gegeben haben.

Was zuerst die Budgetüberschreitungen anbelangt, so sind dieselben, da in dem Finanzgesetz für das Königreich kein Conto für unvorhergesehene Ausgaben existirt, ganz unvermeidlich. Zur Erlangung ihrer Approbation stehen dem Minister zwei Wege offen, indem er entweder dem nächsten Reichstage einen Vorschlag zur Nachbewilligung unterbreitet, oder aber, wenn er die Approbation nicht für zweifelhaft hält, die Mehrausgabe in Rechnung bringt und die Erledigung der Sache bis zur stattfindenden Revision der betreffenden Staatsrechnung hinstehen läßt. Das Letztere findet, wie alle Staatsrechnungen zeigen, sehr häufig statt, und der Reichstag hat dann zu entscheiden, ob er die Ueberschreitungen gut heißen will oder nicht. Im letztern Falle steht es dem Folkething frei, den betreffenden Minister anzuklagen. Ein solcher Fall liegt auch jetzt vor, indem die Staatsrevisoren in ihrem Bedenken vorgeschlagen, einige Ueberschreitungen des Theater- und anderer Conto's des Cultusministerii, welche in der Zeit, wo der jetzige Conseils-Präsident und Minister der auswärtigen Angelegenheiten jenes Ministerium hatte, ge-

ſchehen ſind, nicht zu bewilligen. Von dieſem Vorſchlage der Staatsreviſoren bis zu einer Anklage des Miniſters iſt es aber noch weit. Sollte es indeſſen den oppoſitionellen Bauernfreunden, die den Miniſter Hall gründlich haſſen, gelingen, im Folkething eine Anklage durchzuſetzen, ſo würde das Reichsgericht über die Erſtattungspflicht der verausgabten Summe Seitens des angeklagten Miniſters zu entſcheiden haben. — In der That iſt es indeſſen wenig wahrſcheinlich, daß die Sache in der Weiſe auf die Spitze getrieben werden wird, denn wie man auch über die Ueberſchreitungen urtheilen will, iſt doch die betreffende Summe gar zu unbedeutend und die bona fides des Miniſters völlig unbeſtreitbar.

Der andere Fall betrifft den jetzigen Finanzminiſter Herrn Fenger und den früheren Miniſter des Innern, Etatsrath Krieger, und iſt namentlich in einem Hamburger Blatte ſo durchaus irreleitend dargeſtellt, daß man daraus auf ein vorliegendes Falſum ſchließen ſollte. Der einfache Sachverhalt iſt aber folgender: Der Finanzminiſter Fenger forderte ſeiner Zeit eine Meinungsäußerung vom Miniſter des Innern Krieger darüber, ob er es für zweckmäßig halte, wenn die Finanzen für einen Theil des Kaſſenbehalts eine gewiſſe Anzahl Actien der jütiſchen Querbahn, die zu 100 ausgeſtellt und 5 pCt. trügen, für 90 pCt. erſtänden. Nachdem Miniſter Krieger ſein Bedenken darüber abgegeben und das Weitere dem Finanzminiſter anheimgeſtellt hatte, führte dieſer den Plan aus, oder verband ſich wenigſtens, unter gewiſſen Umſtänden dies zu thun, da er denſelben für vortheilhaft hielt; indem dadurch einestheils das Eiſenbahnunternehmen gefördert werden mußte, mithin gegründete Ausſicht zu einem Steigen der Actien verbunden war, anderntheils die 5procentigen Renten ſchon an und für ſich einen Gewinn für die Finanzen abgaben, der die ſonſt gewöhnliche Fruchtbarmachung des Kaſſenbehalts, die nie mehr als 3 pCt., häufig nur 1—1½ pCt. ergab, weit übertraf und alſo auch einen nicht zu erwartenden Verluſt bei den ſo guten Kaufs erſtandenen Actien zu decken im Stande ſein würde. Es war alſo das Ganze nichts weiter als eine bona fide übernommene finanzielle Manipulation, begründet auf die Ueberzeugung, daß ſie durchaus vortheilhaft für die disponiblen Staatsmittel ſei; jede andere Darſtellung des Sachverhalts iſt daher unberechtigt.

Aus Paris.

26. November.

Der Kaiſerin muß es ja bei ihrer Ankunft in Schottland geweſen ſein, als ob ſie aus einem gemalten Theaterhimmel in ein wirkliches Paradies eintrete. Hier — jedes Hoſianna auf Flaſchen gezogen, die im beſtimmten Augenblick entkorkt werden: dort in Edinburgh der naturwüchſige Jubel der Straßenjungen und Philiſter, denen eine poetiſche Erinnerung an ihre Maria aufſteigt. Hier der mit Goldpapier beklebte Becher der Freude, der nur zum Schein an die Lippen geſetzt wird, dort die volle ſprudelnde Luſt des Kehrmichnichtdran. Hier der ewige Herr Pietri, der als Maſchinenmeiſter die Statiſten der officiellen Huldigung an der Leine hinter ſich herſchleppt, dort die Häuflein Hurrah ſchreiender, deren Demonſtration auf dem unverkünſtelten Boden der Galanterie und der Neubegier entſpringen. Wenn der Lord Provoſt von Edingburgh halb verlegen, halb ſchmunzelnd nach Douglas Hotel getrottet kommt, um der hohen Beſucherin eine Adreſſe vorzuleſen, wenn Oberſt Ewart ſein Regiment Hochländer im Paradezuge vor dem Hotel vorbeiführt und vom ſtolzen Roß herab den Degen ſenkt (daſſelbe Regiment von Helden, welches den Mord der Dulderinnen von Cawnpore rächte und auf deſſen Bajonneten noch der Abglanz der Sonne von Lucknow glitzert), wenn die

Bürger und Bürgerinnen in ihrem Sonntagsputz nach dem Bahnhofe wandeln, um der fremden Dame ihre Glückwünsche zuzurufen, so hat das allerdings keine Form im Couliſſenſinne, weil das Textbuch, der Souffleur und das Stichwort fehlen, aber deſto unmittelbarer muß der Eindruck ſein. Die Kaiſerin blieb, wie man ſagt, während ihres Aufenthalts in der Hauptſtadt Schottlands in unaufhörlichem Lachen. Nun gut, Lachen macht geſund, auch war es wohl etwa das Lachen eines lange eingeſperrten Kindchens, welches ſich unverhofft unter erwachſene Leute verſetzt ſieht. Wie ergötzlich, dieſe ungeſchlachten Geſtalten, beſonders wenn ſie ſich alle um das Wunderkindchen drängen und es mit der Frage beſtürmen: how do you do? Bei dem Abſchiede von Herrn und Frau Flaneh, dem ehrenwerthen Ehepaare, welches in der Küche des Hotel Douglas dem Gott der Gaſtlichkeit Brandopfer anzündet und dafür die Gäſte bezahlen läßt, ſoll die Kaiſerin erklärt haben, ſie habe ſich nie ſo ſehr „zu Hauſe“ gefühlt, wie in jenem Hotel. Ein hübſcher Anfang in der Sprache der Menſchen! Nur Eines gefällt uns nicht: Eugenie ſoll, als ſie aus ihrem Coupé den letzten Gruß nickte, ſich faſt vor Lachen ausgeſchüttet haben. Wahrſcheinlich hatte der Marquis de la Grange einen ſchlechten Witz gemacht. Solche Marquis, deren Feinheit nur das Pariſer Pflaſter ausdauert, ſind mit ihren Witzen höchſt gefährliche Menſchen. Wir loben uns eher einen engliſchen Ceremonienmeiſter, wie den Herzog von Newcaſtle: etwas peinlich und wähleriſch, aber geſetzt und vornehm, und nicht Glaubens, die Welt gehe unter, wenn er nicht auf jeden Caſus die Pointe ſeines Einfalles ſetze.

Die Kundgebungen, die in Amerika dem Prinzen von Wales zu Theil wurden, hat man als Beweiſe der Verbrüderung zwiſchen England und der Republik aufgefaßt. Werden die Franzoſen aus dem volksthümlichen Empfang ihrer Kaiſerin durch die Schotten einen ähnlichen Schluß auf die Beziehungen zwiſchen Frankreich und Schottland ziehen? Will man ihnen jenſeits des Canals das Recht hierzu beſtreiten, ſo können ſie mit dem engliſchen Sprüchworte erwiedern: what's sauce for the gander is sauce for the goose. Jedenfalls beſtehen zwiſchen Frankreich und Schottland, zwiſchen den Galliern von hüben und den Galen von drüben tiefe ſympathetiſche Anklänge. Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts trugen die Schotten den ſtuartiſchen Prinzen, der auf galliſchen Schiffen und mit galliſchem Gelde an ihre Geſtade kam, triumphirend bis in das Herz Englands. Wir wollen uns mit unſeren Combinationen nicht zu weit zurück verlieren, aber ein politiſcher Zweck liegt der Reiſe der Kaiſerin ſicher zu Grunde. Und zwar denken wir, daß derſelbe in allem häuslichen Frieden zwiſchen Kaiſer und Kaiſerin beſprochen worden iſt.

Eugenie langweilte ſich in Paris. Die Räthſelſpiele in ihren Geſellſchaftszimmer löſten ihr das Räthſel nicht, das ſie leibhaftig vor ſich hatte. Den geſtrengen Ehegemahl tagtäglich auf dem Seile kippen und wippen zu ſehen, ihn mit der Balancierſtange bald, einen Stützpunkt ſuchend, nach der dreifachen Krone des Papſtes, bald nach der Jacobinermütze des Staatspriеſters Robespierre, bald nach dem Dreigeſtirn in Warſchau, bald nach der Fackel der Revolution tupfen zu ſehen, dabei befürchten zu müſſen, daß der Hochachtbare eines ſchönen Morgens mit ſeiner Schwebekunſt auf die Naſe falle. das muß für die Frau eine Pein geweſen ſein. Entſcheide Dich, mag ſie oft zu ihm geſagt haben. Ich kann noch nicht, mag er erwiedert haben. In dieſer Noth ſahen Beide, daß die Kaiſerin eine Abwechſelung bedürfe. Warum alſo nicht ein Ausflug nach England, der ſicherlich mit einem Allianzfeſt in Windſor ſchließen muß, warum nicht auch dem klügelnden Philiſter den geheimnißvollen Brocken hinwerfen, daß religiöſe Scrupel im Spiele ſeien, warum nicht einen romantiſchen Duft über die Reiſe breiten? Nun ſpricht man gar von einem Zerwürfniß, von einer in der Ferne dämmernden Eheſcheidung. Prächtiges Gerücht für ein Paar Wochen. Aber daß Napoleon dem Spieß-

bürger das Herzeleid anthun wird, Eugenien zu opfern? Wer kennt ihn und kann's glauben? Nein, die Kaiſerin wird ganz friſch, durch die Prüfungen des Weihnachts-Roaſtbeefs von Windſor geläutert, nach Frankreich zurückkehren. Weiß man denn, was ſie mitbringen wird? Iſt es die Engliſche Luft, welche den Einfall nach den Ufern der Seine getragen, den kaiſerlich franzöſiſchen Unterthanen ein conſtitutionelles Weihnachtsgeſchenk zu beſcheeren?

Sie werden daſſelbe wie dankbare Kinder entgegennehmen, — gleich Kindern, die ſie immer bleiben werden und denen die Zuchtruthe an den Rockſchooß gebunden iſt. Darum hat es mit der erweiterten Freiheit keine Gefahr. In einem Staate, welcher, wie der franzöſiſche nicht ein gegliederter Körper, ſondern eine maſſive Pyramide iſt, muß man den Leuten ſchon ein wenig Bewegung gönnen, ſobald es gilt, den Coloß in Bewegung zu ſetzen. Soviel erkennt man aus der Geſchichte des Kaiſerthums, daß daſſelbe nicht fortſchreitet, wie eine organiſche Geſtaltung, ſondern ſich ſchiebt, ſich drängt, wie eine ſteinige Maſſe. Es ſpringt nicht, es macht ab und zu — um mich des einzig paſſenden Ausdruckes zu bedienen — einen Wuppdich, und deckt mit dieſen abrupten Motionen ein Terrain nach dem andern. Wo es dann einen Augenblick anhält (wie in Villafranca) da ſteht es, und was darunter liegt, iſt erdrückt. Dann folgt eine Pauſe, während welcher die Leute verwundert auf das Ungethüm ſchauen, vergebens an der Pyramide zu kritzeln und zu rücken ſuchen und ſich ſchließlich mit der Erwägung vertröſten: nach welcher Seite wird es ſich wohl das nächſte Mal wälzen? Iſt die Pauſe vorüber, ſo kommt es darauf an, daß die Unterthanen Seiner Majeſtät die Schultern anſetzen, damit der Coloß eine Strecke weiter geſchoben würde. Und um ihnen Luſt hierzu zu machen, wird das »conſtitutionelle Weihnachtsgeſchenk« verliehen.

Man vergleiche das, was Franz Joſeph gegeben, mit dem Bröcklein, welches von dem Tiſche des Imperator gefallen. Den Kammern ſoll es künftig erlaubt ſein, bei der Eröffnung der Sitzungen eine Anwortsadreſſe auf die Thronrede zu discutiren — meinen Kindern ſoll es künftig freiſtehen, des Morgens beim Aufwachen ſich die Augen zu reiben und das Geſicht zu waſchen. Daß der Volksvertretung eine Förmlichkeit, welche nur bei dem Verfalle des conſtitutionellen Weſens Wichtigkeit gewinnt und auf welche man in geſunden Staaten, wie England, kein Gewicht legt, eingeräumt wird, ſoll als ein »ſchlagender Beweis« für das Vertrauen der Kaiſerlichen Regierung und für ihre Bereitwilligkeit, den großen Körperſchaften des Staates eine unmittelbare Theilnahme an der Politik zu geſtatten, gelten. Und nun bedenke man, daß der Akt des Kaiſers von Oeſtreich, durch den ein Syſtem umgeſtoßen und den Ständen des Reiches die Bauſteine in die Hand geliefert wurden, von den hieſigen Zeitungen wie ein Schlag in's Waſſer verlacht ward. Freilich, man darf nicht blos die Koſtbarkeit der Geſchenke gegen einander abwägen, man muß auch den Eindruck verſtehen, den ſie hervorbringen, die Manier, in welcher ſie aufgenommen werden. Denn der Werth einer Sache hängt von der Geſinnung, mit der man ſie entgegennimmt, ab. Das öſtreichiſche Präſent hat verwirrt, das franzöſiſche wird angeſtaunt und verherrlicht, zumal da es die Hoffnung auf weitere Gaben wach erhält. Wenn Jemand mit einem Federmeſſer das vollbringt, was der Andere mit einer Streitaxt nicht durchſetzt, ſo iſt Jener allerdings der größere Meiſter. Napoleon's Decret vom 24. November ſollte nach der Abſicht des Kaiſers als Gegenbild zu Franz Joſeph's Diplom vom 20. October dienen, und in Wahrheit tritt uns da das Widerſpiel der imperialiſtiſchen Knappheit und der legitimiſtiſchen Freigebigkeit vor Augen: doch nicht blos dies, ſondern auch das Widerſpiel zwiſchen der imperialiſtiſchen Wirkſamkeit und der legitimiſtiſchen Verlaſſenheit. Das Kaiſerliche Federmeſſer ſchneidet, Napoleon erzielt mit dem kleinen Mittel einen großen Effect. Dies iſt ein gefährlicher Punkt in dem ganzen Handel! Wehe, wenn die Völker ſelber die

Lehre predigen, daß ihnen am beſten gedient ſei, ſobald man ſie wie Päppelkinder behandelt! Napoleon's Kunſt beſteht darin, daß er ſich nie ausgiebt, daß er ſeinen Säckel gefüllt läßt, während er ab und zu ein Paar vergoldete Pfennige — heute einen Brief an Perſigny, morgen eine Broſchüre, übermorgen ein Decret — unter die Maſſe wirft. Das Schlimmſte iſt: England wird ebenfalls mit jenen Pfennigen beſtochen. Nach der Wiedergeburt Oeſtreichs wurden, wie bekannt, auf Grund der Rechtsbaſis, welche den Zuſtänden des mitteleuropäiſchen Kaiſerreiches verliehen war, Anknüpfungen zwiſchen Wien und London verſucht; es entwickelte ſich in Oeſtreich eine Art inſtinctmäßiger Sympathie für denjenigen Staat, der in Gemeinde, Gericht und Geſetzgebung ſeine alten hiſtoriſchen Wurzeln gewahrt hatte, ein Mitgefühl, welches, ſo wenig ihm die Preſſe, die liberale Volksſtimmung, das Cabinet Englands entgegenkam, doch zu ſehr durch den Charakter des von Oeſtreich gethanen Schrittes, motivirt war, als daß es nicht wenigſtens ſeine Fäden verſuchsweiſe nach Großbritannien hin hätte ausſtrecken ſollen. Anfänglich ſchnöde zurückgewieſen, war gleichwohl Gefahr vorhanden, daß die öſtreichiſchen Fühlfäden endlich auf verwandte Stellen im britiſchen Herzen träfen. Dieſer Gefahr hat Napoleon mit ſeinem Decrete vorgebeugt. Nun iſt Frankreich wieder das liberale Land, mit dem ſich der Engländer ohne Gewiſſensbiſſe verbinden darf. Iſt es alſo die engliſche Luft geweſen, welche den Saamen zu Napoleon's Erlaß hierhertrug? Haben Palmerſton'ſche Rathſchläge mitgeholfen? Wäre nur nicht die Ernennung Peliſſiers für Algerien!

Die Kammern werden nunmehr von der ihnen bewilligten Freiheit Gebrauch machen, die Frucht jedoch wird in den Mund des Kaiſerthums ſpazieren. Die Adreß-Debatten werden eine Art Proceßverhandlungen über die Politik Seiner Majeſtät ſein, die Vertheidigung des Kaiſers wird von einer neuen Sorte von Advocaten, Miniſtern ohne Portefeuille, Rechtsanwalten ohne Verantwortlichkeit, geführt werden. Eine eigentliche Sentenz wird man nicht fällen, weil kein Angeklagter, den das Urtheil treffen könnte, vorhanden iſt; nur inſofern wird es einen Abſchluß geben, als das Gerede der Kammern und ihre Adreſſe dem Kaiſer in beſter Form einen Freikauf ausſtellen und die Vollmachten deſſelben beſiegeln wird.

Aus London.

26. November.

Es giebt hier in der That Leute, welche ſich durch die Propoſitionen, die von London aus nach Wien dirigirt worden, zu dem Glauben verleiten ließen, daß das Cabinet ernſtlich an eine Verſtändigung mit Oeſtreich denke; man erzählte ſich ſogar, Lord Palmerſton wolle die franzöſiſche Allianz, die ihm läſtig geworden, durch eine öſtreichiſche verdrängen. Im Grunde ſeines Herzens meine es der Premier gut mit dem deutſchen Kaiſerſtaate; wenn er dem Kaiſer Franz Joſeph zumuthe, den italieniſchen Boden zu räumen, ſo hege er den Plan, daß Oeſtreich, den Italienern die Feſſeln abnehmend, zugleich dem Kaiſer der Franzoſen, den Ruhm eines Befreiers von Italien rauben und auf der Bahn der Völkerfreiheit den Engländern die Hand reichen ſolle. Kurz, Oeſtreich ſolle den franzöſiſchen Herrſcher iſoliren, indem es das Gewand eines Freundes der Nationalitäten über die eigenen Schultern decke. Der Anfang ſei ja ſchon in Ungarn gemacht.

Bis der Wiener Hof dieſen Mahnungen Gehör ſchenkt, hat Lord Palmerſton ſich damit vergnügt, dem Kaiſer Napoleon eine Gaſſe zu eröffnen, durch die er ſich aus ſeinen italieniſchen Verlegenheiten herausziehen kann. Napoleon hatte hier von den Schutz-

maßregeln, die er durch ſeinen Admiral zu Gunſten des Königs Franz von Neapel treffen ließ, Anzeige gemacht, und zugleich ſich erkundigt, ob nicht England im Namen der Menſchlichkeit dieſen Maßregeln beitreten wolle. Es erſchallte von London aus die Antwort, auf die man in Paris gerechnet hatte: England erkenne die Rechtmäßigkeit der Handlungen Victor Emanuel's an; auch müſſe es dagegen Einſpruch einlegen, daß Napoleon bei Gaeta das Prinzip der Nichteinmiſchung verletze. — Wenn nun Frankreich es endlich müde wird, ſeinen Schirm über den König Franz zu breiten, ſo iſt England allein die Schuld beizumeſſen. Das böſe England! Das Aeußerſte, was es für Franz II. thun will, iſt, ihm mit Manier aus ſeinen Staaten hinauszubringen.

Für heute Nachmittag iſt ein Cabinetsrath berufen. Wahrſcheinlich um wieder die chineſiſche Angelegenheit zu beſprechen. Am 8. September waren die Alliirten von Tientſing nach Peking abmarſchirt, am 23. September ſtanden ſie etwa noch zwei Meilen von der Hauptſtadt; zwiſchen Tientſing und Peking iſt eine Entfernung von 15 Meilen. In zwei Wochen dreizehn Meilen gemacht, und die tartariſchen Reiter zweimal — „zerſprengt." Nehmen wir nun das Beſte an: mögen die Alliirten in Peking einmarſchiren. Der Erfolg wäre etwa ſo groß, als wenn ein Häuflein von zehntauſend Franzoſen ohne Möglichkeit weiterer Verſtärkungen, ermüdet, abgeriſſen, verhungert ſich in einem Winkel Londons einniſtete. Es giebt auch in China Rifle-Volunteers. Mögen die engliſchen Miniſter ſich mit der Lehre tröſten, daß Invaſionen heutzutage nicht mehr eine leichte Sache ſind. Nicht einmal in China! — Vor dem Parlament, glauben wir, hegt das Cabinet keine große Furcht, ſelbſt wenn's in Peking ſchlecht geht. Palmerſton hat immer die Entſchuldigung, daß Lord Malmesbury mit ſeiner koſtbaren Inſtruction an Lord Elgin der wahrhafte Urheber des chineſiſchen Krieges ſei.

Börſen-Revue.

(Vom 21. bis 28. November.)

Die Banken von England und Frankreich haben Frieden geſchloſſen, im Geſundheitszuſtande der Kaiſerin der Franzoſen iſt „eine merkliche Beſſerung" eingetreten, ſeitdem Fould entlaſſen und die Civilliſte des alten Jerôme nicht auf den Prinzen Napoleon übergegangen iſt, das preußiſche Geſandtſchaftsperſonal in Paris iſt wieder vollzählig und von den Verſuchen einer Entente cordiale zwiſchen Preußen und Frankreich iſt nicht mehr die Rede. Was Louis Napoleon ſonſt mit den Miniſter-Veränderungen, was er mit den erweiterten Befugniſſen des geſetzgebenden Körpers im Schilde führt, gehört in das Reich der Conjectural-Politik. Man iſt aber gewohnt, daß Louis Napoleon hinter allen ſeinen Handlungen einen Zweck verbirgt, und da man dieſen nicht kennt, aber vorausſetzt, daß er ſich nicht ohne Grund neue Stützpunkte im Volke zu ſchaffen ſucht, ſo ſieht man vorläufig darin „Zeichen ernſter, auswärtiger Ereigniſſe."

Die Pariſer Börſe konnte daher auch nicht die Steigerung der Courſe behaupten, welche auf den erſten Eindruck des Decrets vom Sonntag eingetreten war, und während bis zum Montag Rente um 45 Centimen, Mobilier um 12 und Franzoſen (Autrichiens) um 5 Franken geſtiegen waren, gingen dieſe Notirungen ſeitdem wieder um reſp. 40 Centimen und 12 und 14 Franken zurück, und ſelbſt die Anſtrengungen der vereinten Kräfte Pereire-Mirès konnten dieſen Rückgang nicht verhindern. Nichtsdeſtoweniger darf man dieſes Weichen doch nur als einen Zwiſchenfall betrachten, denn es werden hohe Courſe zu den Jahres-Abſchlüſſen der großen Geſellſchaften und zur neuen

Anleihe gebraucht, und man wird um so mehr alle zu Gebote stehenden Mittel anwenden, um dieses Ziel zu erreichen, als von irgend welcher Verlegenheit in der Wahl der Mittel schon lange nicht mehr die Rede ist. Es läßt sich daher aber auch vor der Hand eine auf die Börse ungünstig einwirkende Wendung in der Politik Louis Napoleons nicht erwarten, da er seine treuen Freunde nicht im Stiche lassen wird; außer den Dividende- und Tantième-Rücksichten ist es ja auch noch die vom Kaiser selbst genehmigte 6procentige türkische Anleihe, welche erst noch zu 53¾ placirt sein muß, ehe an „ernste auswärtige Ereignisse" zu denken sein dürfte. Louis Napoleon muß seine besondern Gründe dazu gehabt haben, die Contrahirung einer türkischen Anleihe zu gestatten in einem Augenblicke, wo Frankreich selbst seinen Geldbedarf sich mit Opfern beschaffen muß und seine Truppen in Syrien gegen den türkischen Fanatismus kämpfen, und hat der Kaiser der Franzosen dabei „ein Pfund Fleisch zunächst dem Herzen" sich ausbedungen, so wird er seine Freunde nicht als Opfer fallen lassen, es sei denn, daß England noch im letzten Augenblicke als Porzia „dem kranken Manne" zu Hülfe kommt, um das „Blutvergießen" zu verhindern.

Betrachtet man überhaupt das schon seit Jahren so sehr hervorgetretene Streben des französischen Kapitals, bei so vielen wichtigen ausländischen Unternehmungen den Vorrang und dadurch überall das Uebergewicht zu gewinnen, so kann man in der That kaum umhin, diesem Streben eben so sehr und vielleicht noch mehr politische Motive unterzulegen und es als Ergebniß eines in Frankreich nach allen Richtungen hin gebietenden höheren Willens zu betrachten, als darin das Produkt finanzieller Speculationen zu finden. Wie viel Geld verschlangen nicht schon die Eisenbahnanlagen in Oestreich, Rußland, Algier, Italien und Spanien, und wie viel werden sie noch erfordern? Kaum hat man dem Pascha von Egypten eine Anleihe bewilligt, als man auch schon mit dem Sultan contrahirt und bereits wieder von der Consolidirung von 150 Millionen russischer schwebender Schuld spricht; auch wird nächstens Victor Emanuel anklopfen und Frankreich wird sich den Anforderungen der una Italia eben so wenig verschließen, als man sich wundern dürfte, wenn Louis Napoleon schließlich noch 1½ Milliarde Lire für Venetien vorschösse*) oder auch Oestreich eine Anleihe gewährte, wenn es sich etwa an das französische Kapital wenden sollte. Und dabei nun die eigenen Ausgaben? Die Anlage neuer Straßen und Boulevards in Paris, die Umgestaltung der Marine und Artillerie, die vierten Bataillone, die Kosten für die Truppen in Italien, Syrien und China und bei alle dem noch eine Mißernte und große Getreidebezüge vom Auslande.

Alle diese Umstände hatten den Keim zu der jetzigen Krisis gelegt und die Bank suchte schon seit langer Zeit sich lieber theures Gold von England zu beschaffen, als durch Erhöhung ihres Discont's, ihre Verlegenheit zu documentiren und ungünstig auf die Course zu wirken, denn in Frankreich ist der Stand der Course ein Gegenstand der Politik und es ist daher erklärlich, wenn sich die Leiter der Politik dort mehr mit den Coursen befassen und einen größeren Einfluß auf dieselben ausüben als irgendwo anders. Als aber die englische Bank mit der Discounterhöhung voranging, da konnte die französische Bank nicht länger mit einer gleichen Maßregel zurückhalten.

Die Artikel der „Kreuzzeitung" über die russisch-französischen Eisenbahnen haben in Paris vielen Unmuth erregt. Namentlich war man am Vendôme-Platz über die gemachten Enthüllungen sehr ungehalten und um so mehr, als sie den Stempel der unverkennbarsten Logik und Wahrheit tragen. Man ist sehr begierig, wer hinter dem pseudonymen „Orest Hidkedorf" steckt! —

---

*) Wem? Anm. d. Setzers.

Die Londoner Börse discutirt noch immer die Bankfrage. Man ist dort mit dem Arrangement der beiden großen Banken nicht so ganz zufrieden; erstens weiß man nicht, ob nicht die Goldbezüge der französischen Bank sich doch wieder erneuern werden, und dann darf die englische Bank, da deren Noten nur in Gold bezahlt werden, statutenmäßig nur ⅖ des Baarvorraths, also jetzt ca. 2,700,000 Pfd. St., in Silber besitzen, und es ist daher durch den abgeschlossenen Vertrag diese Position der Bank erheblich geschwächt worden. Indessen lassen sich die englischen Geldverhältnisse nicht mit den französischen vergleichen; Frankreich besitzt kein Californien, kein Australien und kein Ostindien, die ihm Gold vollauf liefern. Frankreich muß seine chinesische Expedition baar bezahlen, während England dazu seine Manchester- und Birmingham-Fabrikate verwendet. Dabei hat Frankreich durch den englischen Handelsvertrag in diesem Jahre gegen 1859 einen Ausfall von 50 bis 60 Millionen in seinen Zollergebnissen, und man betrachtet daher die Lage des Geldmarktes um so beruhigter, als bereits der letzte Bankausweis wieder eine, wenn auch nur kleine, Zunahme des Baarvorraths (42,320 Pfd.) giebt und daher wohl bald, vielleicht schon morgen, wieder eine Ermäßigung des Bankdisconto's zu erwarten steht. Consols haben sich daher auch sehr fest und gut behauptet und waren sogar am letzten Donnerstag, da eine weitere Erhöhung des Bankdisconto's nicht eingetreten war, ¼ pCt. höher; doch will man auch dieses Steigen auf die Manipulationen der Herren vom Vendôme-Platz zurückführen, die möglicher Weise auch jenseits des Canals die Mittel zum Steigen ihrer Course aufsuchen.

Das wichtigste Ereigniß für die Börsen war in dieser Woche unstreitig die enorme Verschlechterung der Wiener Valuta. Die Bewegungen der Wiener Börse in den letzten acht Tagen geben einen unwiderlegbaren Beweis von der bereits öfter in der „Revue" ausgesprochenen Ansicht, daß bei der östreichischen Finanzcalamität der Hauptsitz des Uebels nicht in dem gesunkenen Staatscredit, sondern in den erbärmlichen Valuta-Verhältnissen zu suchen ist. Während Fonds mehr oder weniger, zum Theil erheblich gestiegen sind (Nordbahn 6, Staatsbahn 12 Gulden, auch National-Anleihe mehr als 1 pCt.), hat sich die Valuta neuerdings um fast 7 pCt. verschlechtert, indem London und mit ihm das Silberagio von 135 auf 142 gestiegen ist. Der Gründe für diese traurige Erscheinung werden viele angegeben. Während Einige durch die auf unbestimmte Zeit vertagten Graner Conferenzen die „ungarische Frage" in ein gefährlicheres Stadium gelangt zu sehen glauben, finden Andere in der Emission der mehrerwähnten 12 Millionen papierner Scheidemünze einen Grund der allgemeinen Verstimmung, da diese ohne alle Deckung, also rein als eine neue Staatsschuld, einfach in Circulation gesetzt werden und dafür nicht, wie nach dem Kaiserlichen Diplom vom 20. October zu erwarten war, „die Zustimmung des Reichsraths" abgewartet, sondern demselben nur die nachträgliche „verfassungsmäßige Behandlung vorbehalten" worden ist. Man glaubt in diesem Verfahren wohl nicht ohne Grund das dringende Gebot der Noth zu sehen und denkt, wenn bei 12 Millionen die nachträgliche „Behandlung" des Reichsraths für zulässig erachtet wird, so läßt sich dies auch bei größeren Summen bewerkstelligen. Was nun die weitersehenden und vorsichtigen Leute schon früher gethan, — ihr Geld in ausländischen Wechseln anzulegen, um es „im Fall" im Auslande disponibel zu haben — das beeilte sich in letzter Zeit die große Menge nachzuholen, und da mit den schlechten Coursen bekanntlich das Mißtrauen steigt, so schlägt man den Betrag, der in den letzten Tagen in fremden Devisen angelegt ist, wohl nicht zu hoch auf mehr als 50 Millionen an. Endlich aber glauben Viele, daß auch das Steigen der Devisencourse in Wien von Frankreich ausgeht, um durch die dadurch herbeigeführte Entwerthung der östreichischen Valuta Oestreich gewissermaßen zu einem Arrangement mit Venetien zu forciren.

Ueberhaupt spukt der Verkauf Venetiens noch immer in vielen Köpfen und hält Manchen von einer Baisse-Operation zurück, da die 1½ Milliarde Lire oder 500 Mill. Gulden, die für Venetien offerirt sein sollen, gewiß sofort einen sehr günstigen Einfluß auf den Stand der Valuta ausüben würden, zumal damit auch das Aufhören der Kriegsbereitschaft verbunden wäre. Irgend eine Finanzoperation scheint jedenfalls im Werke zu sein und will man eine Bestätigung für diese Annahme sogar in dem im Richter'schen Prozesse eingegangenen Schreiben des Hrn. Brentano, dem notorischen Unterhändler bei den meisten früheren Anlehen, finden, der dem Gerichte darin anzeigt, daß er möglicherweise rechtzeitig zur Zeugenaussage verhindert sein dürfte. Wahrscheinlich wird sich aber auch diese Finanzoperation wieder auf irgend eine Palliativ-Maßregel beschränken, da Hr. v. Plener bei seiner Ansicht, »die gewissenhafteste Achtung der Rechte der Staatsgläubiger und die genaueste Erfüllung aller gegen sie übernommenen Verbindlichkeiten als leitenden und unabänderlichen Grundsatz« aufzustellen, während er nicht einmal 10 Kreuzer baarer Münze für den kleinen Verkehr schaffen kann, wohl nicht die geeignete Persönlichkeit sein dürfte, eine radicale Abhülfe für die östreichische Finanzcalamität zu finden. Oestreich hatte im Jahre 1811 1 Milliarde Papiergeld auf den fünften Theil und die Zinsen seiner Staatsschuld auf die Hälfte herabgesetzt, hatte trotz seines Versprechens, das Papiergeld nicht weiter zu vermehren, bis zum Jahre 1817 doch wieder weit über 500 Millionen in Circulation gesetzt und wieder die Zinsen der inzwischen auf 716 Millionen gestiegenen Staatsschuld auf den fünften Theil reducirt. Außerdem wurde zu verschiedenen Zeiten noch das Papiergeld in 1 und 2½ prozentige Metalliques umgeschrieben, und trotzdem und während der beispiellosesten Finanzverwaltung hat Oestreich doch bis zum Jahre 1847 noch über 1 Milliarde verschiedener Staatsanleihen unter zunehmend günstigen Bedingungen gemacht, so daß z. B. im Jahre 1835 40 Millionen 3prozentige Anleihe zu 75, im Jahre 1841 eine gleiche Summe 5prozentige zu 102 und im Jahre 1843 sogar ein noch größerer Betrag zu 106 abgeschlossen wurde. Es ist dies ein deutlicher Beweis, daß es nicht auf die „gewissenhafteste Achtung der Rechte der Staatsgläubiger" ꝛc. ankommt, um den Credit zu erhalten oder wieder herzustellen. Diese »gewissenhafteste Achtung« hat nur Werth, wenn man sie durchführen kann, sonst ist sie grau wie alle Theorie und eine unhaltbare Doctrin. Im gewöhnlichen kaufmännischen Leben ist man mehr mit einem den Umständen angemessenen Accorde als mit schönen Versprechungen zufrieden und wer durch einen seinen Verhältnissen gemäßen Accord mit der Vergangenheit gebrochen und sich von seinen Schuld-Verwickelungen befreit hat, genießt selbstredend vielmehr Credit, als Derjenige, der »die genaueste Erfüllung aller übernommenen Verbindlichkeiten« zwar verspricht, dabei aber seine Mittel und seinen Credit schon vollständig erschöpft hat, daß diese nicht einmal mehr für seine Existenz ausreichen und er überhaupt damit schon »an den äußersten Consequenzen angelangt« ist.

Aus Wien wird übrigens noch über zwei Uebelstände geklagt. Das über 40 pCt. gestiegene Silberagio hat eine große Theuerung selbst der gewöhnlichen Lebensmittel herbeigeführt, die drückend auf die ganze Bevölkerung Oestreichs lastet. Außerdem hat die Regierung erklärt, die neuen 10 Kreuzer-Schnitzel nur bis unter einem Gulden bei den Kassen annehmen zu wollen. Bei den Kaufleuten sammeln sich aber natürlich große Summen dieser Scheine; es muß sich also nothwendig entweder damit ein Handel bilden, der deren Entwerthung beschleunigt, oder die Kaufleute werden deren Annahme verweigern, und es würden dadurch bedenkliche Verwickelungen und Verlegenheiten herbeigeführt werden, welche das Uebel jedenfalls eher vermehren als beseitigen dürften.

Auch an der Berliner Börse war bei dem starken Besitzstande unseres Publicums in östreichischen Effecten eine erhebliche Verstimmung über die unglücklichen Valuta-Verhältnisse des Kaiserstaates vorherrschend, und wir erlebten hier die eigenthümliche Erscheinung, daß, während in Wien die dortigen Fonds- und Actien-Course stiegen, diese hier um etwa 2½—3 pCt. heruntergingen, und selbst Staatsbahn-Actien, bei einem Steigen von 12 Gulden in Wien, hier noch um 2 Thlr. pro Stück wichen, da gleichzeitig die Valuta um 3½ pCt. zurückging. Wer also in östreichischen Papieren speculiren will, kann dies demnach mit Erfolg nur in Wien selbst thun, da ihm dort der erlangte Gewinn — wenigstens in Banknoten — gesichert bleibt, während er hier, wenn er hier glücklich die Scylla der Effectencourse umschifft, von der Charibdis der sinkenden Valuta zerschellt wird. Im Ganzen war der Verkehr und die Speculation in diesen Effecten nur durch die bevorstehende Monats-Liquidation von einiger Bedeutung, sonst aber ziemlich be-

schränkt, da die Haussiers von der täglich zunehmenden Entwerthung der Valuta, die Baissiers von der möglichen „Abtretung" Venetiens zurückgeschreckt werden. Auch in anderen Fonds und Actien erhielt sich das Geschäft meistens in den engsten Grenzen und die Coursveränderung bei meist nicht sehr erheblichen Schwankungen und größtentheils weichender Tendenz im Bereich eines Bruchtheils. Von den Credit-Actien sind nur Berliner Handelsgesellschaft, Genfer, Schlesischer Bankverein und Coburger ausgenommen, welche resp. 1—1½ pCt., letztere 2½ pCt. zurückgingen. Dasselbe gilt von den Eisenbahnactien, von denen nur Stettiner und Cöln-Mindener, welche 1¼—1 pCt. höher waren, und Rhein-Nahe-Bahn und Brieg-Neisse, welche resp. 2¼ und 1⅛ pCt. aus bereits angeführten Gründen zurückgingen, mit der Coursveränderung der letzten acht Tage einen Bruchtheil überschritten.

Von Fonds waren besonders preußische 4- und 5procent. Anleihen niedriger, letztere größtentheils durch starkes Angebot auf spätere Lieferung, dagegen Pfandbriefe gefragt und Prioritäten nicht ohne Leben, auch russische Fonds fest.

Zu den Eisenbahnen ist noch zu bemerken, daß die deutschen Eisenbahnen am 7. December c. ihr Jubiläum feiern. Am 7. December 1835 wurde die erste Locomotiv-Eisenbahn (Nürnberg-Fürth) dem Betriebe eröffnet und jetzt werden in Deutschland bereits 1200 Meilen befahren, welche in den ersten 9 Monaten d. J. eine Einnahme von 50 Millionen Thalern hatten. In Betreff des Anschlusses der Mecklenburger Bahn an die Vorpommersche verlautet, daß zwar mecklenburgischer Seits der Weiterbau von Güstrow nach Staffenhagen und Neu-Brandenburg nach der preußischen Grenze als ziemlich gesichert betrachtet werden dürfte, daß aber die diesseitige Regierung die erforderliche Genehmigung noch von dem Aufhören der Transitzölle abhängig macht, welche Mecklenburg noch immer von den mit der Eisenbahn nach und von Preußen gehenden Gütern erhebt.

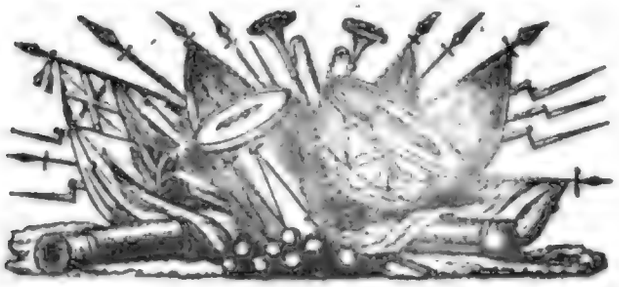
Die directen Nachrichten aus New-York vom 7. d. M. (per Asia) stimmen mit der vor 8 Tagen in der „Revue" ausgesprochenen Ansicht überein, „daß die Wahl Lincoln's wieder das Signal zu einer Wendung zum Besseren gewesen sein wird." Die so drohende Aufregung ist bereits einer ruhigen Anschauung gewichen, von dem schon befürchteten Verfall der Union ist nicht mehr die Rede und es zeigt sich immer deutlicher, daß Alles nur Manoeuvre war, um auf die Börse zu wirken und zugleich auch die Panique der Börse wieder auf die Wahl zu reguliren. Die Börse schämt sich jetzt ihrer Furcht, die steigende Tendenz hat wieder die Oberhand gewonnen und selbst die in voriger Woche zu so niedrigen Coursen offerirten Fonds der südlichen Staaten haben sich bereits fast vollständig wieder von ihrem Rückgange erholt. Die Banken hatten sich auch von all' dem Lärmen nicht beirren lassen, und weder ihren Discont erhöht noch ihre Geschäfte beschränkt, so daß die von ihnen bewilligten Darlehne in letzter Woche um fast 2 Millionen zugenommen haben; trotzdem haben sich auch die Baarbestände erhöht, da ein Abgang von 800,000 Dollars durch das Eintreffen von 1,200,000 Dollars californischen Goldes Ende voriger Woche wieder mehr als ersetzt ist. Die Goldausfuhr ist in diesem Jahre erheblich geringer als sonst, sie betrug in den letzten 14 Tagen nur ½ Million und seit Anfang d. J. nur 43 Millionen gegen 70 Millionen in derselben Zeit v. J.

Auch die Getreidebörse war hier ziemlich geschäftslos und im Allgemeinen in flauer Haltung. Weizen stellt sich 1 à 3, Gerste 2 und Hafer 1 Thlr. niedriger; Roggen Anfangs für kurze Termine 1½, für spätere 1 Thlr. höher, schließt noch ½ à ¾ Thlr. niedriger als vor 8 Tagen, auch Rüböl war geschäftslos und matt, während Spiritus nach mehrfachen kleinen Schwankungen und einer kleinen Steigerung noch etwa ¼ pCt. niedriger schließt als vor acht Tagen.

N. S. vom 29. Die heutige Börse war fest und für östreichische Effecten sowohl als für Wiener Valuta um 1 à 1½ pCt. besser, da uns Wiener Valuta über 2 pCt. günstiger gemeldet wurde; außerdem wurden noch Darmstädter durch die fortgesetzten Directionskäufe um 1 pCt. im Course getrieben; andere Fonds und Actien waren wenig verändert. Möglicherweise hat die durch Unruhen in Palermo verhinderte Reise Victor Emanuel's dorthin einen günstigen Eindruck in Wien hervorgerufen. Die heutige Herabsetzung des englischen Bankdisconto's um 1 pCt. (auf 5 pCt.) war an der Börse noch nicht bekannt. Die Getreidebörse war matt und geschäftslos und für Spiritus ferner weichend. Für Roggen auf spätere Termine zum Schlusse wieder etwas fester.

Militärische Revue.

Sonntag, den 2. December 1860.



Avis. Beiträge ꝛc. für die militärische Revue werden unter der Adresse der Expedition, Kronenstraße Nr. 21, erbeten.

Geschichtskalender.

2. Decbr. 1744. Gefecht von Mittenwalde: die Oesterreicher werden geschlagen.
3. Decbr. 1704. Eroberung von Landau: die Preußen unter Gen.-Maj. v. Stille.
4. Decbr. 1757. Gefecht von Neumarkt: Friedrich II. läßt die Oesterreicher durch abgesessene Husaren vertreiben.
5. Decbr. 1757. Schlacht von Leuthen.
6. Decbr. 1793. Gefecht von Zweibrücken: Gen. v. Blücher schlägt die Franzosen.
7. Decbr. 1700. Einnahme von Geldern durch die Preußen.
8. Decbr. 1715. Erstürmung des gedeckten Weges von Stralsund durch den Feldm. Fürst Leopold von Dessau.

Inhalt:

Elitetruppen in Preußen.
Tagesereignisse.

Elitetruppen in Preußen.

Nachfolgende Zeilen bringen keinen in der Hauptsache neuen Gedanken, sie enthalten vielmehr nur eine weitere Ausführung dessen, was schon früher angeregt und besprochen wurde. Die Eliten sind nicht eine Erfindung unseres Jahrhunderts; fast überall und zu allen Zeiten hat es deren gegeben; sei es nun, daß sie sorgfältig im Frieden herangebildet wurden, sei es, daß sich im Verlaufe eines Krieges eine tüchtige Truppe, fortgerissen von der Energie und dem Geschick ihrer Führer, selbst dazu erzog und ihre Ueberlegenheit gleich auf dem Schlachtfeld bewies. Das läßt auf ihre Brauchbarkeit schließen, und in der That, man kann derselben sogar nur schwer entbehren. Jede Armee, sie mag noch so tapfer sein, hat Truppen, welche den andern nachstehn, welche nicht immer ihre Schuldigkeit thun, und sie bedarf deshalb der Anfeurung durch die hinreißende Gewalt eines leuchtenden Beispiels. (Unsere Heere in den Freiheitskriegen, vom ersten bis zum letzten Mann von der Begeisterung für eine erhabene Sache durchdrungen, machen vielleicht eine Ausnahme hiervon.) Sie bedarf einer Truppe, welche nicht nur ein Muster der Tapferkeit ist und vor keiner Aufgabe zurückschreckt, denn der aufopferndste Heldenmuth muß oft der größeren Geschicklichkeit

weichen, ſondern die auch vermöge ihrer Ausbildung fähig iſt die höchſten Anforderungen zu erfüllen. In kritiſchen Momenten, wo vielleicht viel oder alles auf dem Spiel ſteht, wo der Angriff ſtockt, die Vertheidigung ermattet, wo vor dem verheerenden Feuer des Feindes die Reihen zu wanken beginnen, zeigt ſich der Werth einer ſolchen auserwählten Schaar, ſie wirkt Wunder und begeiſtert die Andern zu Wundern.

Wenn die Vorzüge einer Elitetruppe alſo gewiß von Bedeutung ſind, wenn ſie augenſcheinlich die Siegesfähigkeit des Heeres erhöhen, wird es ſich darum handeln, auf eine einfache Weiſe tüchtige derartige Corps ſchon im Frieden zu bilden, damit man im Kriege in ihnen eine wohlorganiſirte Macht beſitzt, auf die man in allen Fällen zählen kann.

Wie dies bei uns etwa gemacht werden könnte, erlauben wir uns im Folgenden zu betrachten.

Mit der Reorganiſation haben wir in Preußen bei jedem Armeecorps ein Füſilierregiment, und dieſe 27 Bat. glauben wir zu den Eliten am geeignetſten; auch ſcheinen ſie nach einigen neueren Beſtimmungen, wie die Anſchaffung leichterer Gewehre für dieſelben, die Verbeſſerung ihres Erſatzes ꝛc. bereits zu einem ſolchen Zwecke beſtimmt.

Wir halten es für vortheilhaft, zu den Füſilierregimentern Leute zu nehmen, welche ihr Rekrutenjahr ſchon bei anderen Regimentern durchgemacht haben. Man wähle jährlich von jeder Compagnie der 8 übrigen Infanterieregimenter der betreffenden Armeecorps 8 (bei der Garde wegen des höheren Etats der Bataillone 10) einjährige Mannſchaften aus, welche ſich für ihren künftigen Zweck am beſten qualificiren, alſo gute Führung (jugendliche Ausgelaſſenheit in gewiſſen Grenzen mag man immerhin paſſiren laſſen) mit Gewandtheit, Kraft und leichter Auffaſſungsgabe verbinden. Ob Jemand dieſe Eigenſchaften beſitzt, und in welchem Maaße, läßt ſich nach dem einen Probejahr mit ziemlicher Sicherheit und weit beſſer als bei der Aushebung beurtheilen, oft wird man ſogar über den Muth des jungen Soldaten, dies Haupterforderniß unſeres Standes, einige genauere Aufſchlüſſe gewonnen haben. Dieſe 8 reſp. 10 Mann pro Compagnie müſſen natürlich über den bisherigen Etat bei den Regimentern ausgebildet werden. Will man die daraus entſtehenden Mehrausgaben beſeitigen, ſo entlaſſe man eine entſprechende Anzahl Leute des 3ten Jahrganges als ſogenannte Ordreurlauber. Eine Compagnie der Linie würde demnach aus ca. 30 Leuten 3ten Jahrganges, 40 des 2ten und 50 Recruten, Summa 120, eine der Garde aus ca. 40 Leuten 3ten Jahrganges, 50 des 2ten und 60 Rekruten, Summa 150 Mann, beſtehen. — Obige 8 Mann (reſp. 10) per Compagnie ergeben 768 (reſp. 960) Mann für ſämmtliche 8 Infanterie-Regimenter des Armeecorps oder ca. die Hälfte des Etats der Füſilier Regimenter bei 2jähriger Dienſtzeit, was in letzterem grade das richtige Verhältniß iſt. Die etwaige Verſchiedenheit in der Vorbildung (während der Rekrutenzeit), die übrigens nie weſentlich ſein kann, wird im neuen Verbande bald ausgeglichen werden.

Was das Unterofficiercorps betrifft, ſo ſchlagen wir vor, daſſelbe aus bewährten und gewandten, womöglich nicht verheiratheten Unterofficieren der übrigen Regimenter zuſammenzuſtellen und zu ergänzen, und nur ausnahmsweiſe ſolche Capitulanten gleichfalls darin aufzunehmen, welche ſich in einer länger als 3jährigen Dienſtzeit in jeder Weiſe hervorgethan haben. — Jedem ſei es alſo möglich, zur Elitetruppe zu kommen, aber man laſſe es den Soldaten als die größte Belohnung für wackere Dienſte, als die höchſte Stufe militairiſcher Ehren erſcheinen, die er erringen kann. Ganz beſonders im Felde, wo ſich der wahre Werth des Mannes erſt zeigt, laſſe man dem Tap-

feren eine ſolche Auszeichnung angedeihen. Wenn man dann mit der Anerkennung des Verdienſtes noch einen materiellen Vortheil für den Betreffenden, einen erhöhten Sold verbinden kann, ſo wird man ſich einen um ſo größeren Hebel für den Ehrgeiz des Soldaten ſchaffen. Und letzteren anzuſtacheln, ihn ſtets rege zu erhalten, iſt gewiß eine Sache von der größten Wichtigkeit; denn der Ehrgeiz ſteigert die Willenskraft, hebt den Muth des gemeinen Mannes, wie den des hochſtehenden, und iſt für erſteren um ſo bedeutſamer, als der Enthuſiasmus für König und Vaterland ſo vielen unter ihnen noch immer zu fernliegend iſt, um ſich ihm auf die Dauer zu ergeben.

Selbſt die Officiere dürfte es paſſend ſein nach ihren perſönlichen Eigenſchaften zu den Eliten zu wählen, denn nicht jeder iſt geeignet, eine leichte Truppe zu erziehen und ſo beweglich und lebendig zu erhalten, wie es der Zweck der Füſilierregimenter erheiſchen würde. Die Verſetzung zu einem ſolchen möge zugleich eine Anerkennung ſein und ein Sporn ſelbſt für den Subalternofficier, der noch nicht ſo viel Gelegenheit hat, ſich Ordens- und Ehrenzeichen zu erwerben, und dem vielleicht ein langjähriges ſchlechtes Avancement die Luſt zu ſeinem Stande verminderte.

Die Ausbildung der Elitetruppen muß den Anforderungen entſprechen, die man an ſie zu ſtellen berechtigt iſt, d. h. den einer gutgeſchulten und leichten Infanterie. Turnen, Bajonnettiren, Laufen, Schwimmen lehre man ihnen alſo mehr noch als den andern; vor allem aber achte man auf gutes Tirailliren, Schießen und Patrouilliren.

Je mehr man die Uebungen dem Bilde der Wirklichkeit nähert, je mehr man ſich auf die ſpeciellen Aufgaben vorbereitet, die der Krieg dereinſt an uns ſtellen wird, um ſo vollkommener erreicht man ſein Ziel. Welchen Nutzen würde es z. B. gewähren, zahlreiche und ſorgfältig geleitete Uebungen im Tirailliren nach Scheiben auf unbekannte Diſtancen anzuſtellen, wobei man genaues Schätzen derſelben und die ſo ſehr nöthige aber wenig vorhandene Ruhe im Feuer erlangte; oder ſeine Leute an anſtrengende, mehrere Tage hintereinander wiederholte Märſche zu gewöhnen, die doch weiter nichts als ein Paar Sohlen mehr zu koſten brauchten. Auch eine größere Gewandtheit im Pionierdienſt wäre gewiß ſehr wünſchenswerth. Die Franzoſen haben ihre Sappeurs an der Tête jeder Compagnie; ſobald ſie ein Gehöfte, ein Haus genommen haben, befeſtigen ſie es, oder beſſern das Schadhafte aus, wenn es ſchon zur Vertheidigung eingerichtet war, und das Alles mit der größten Geſchwindigkeit und Acurateſſe. Wie werden wir ähnliches leiſten (und wenn wir die entſchiedene Ueberlegenheit der Franzoſen im Ortsgefechte aufheben wollen, müſſen wir das), wenn wir unſere Leute nicht alles genau einüben laſſen, was ſie ſpäter im Felde unter noch weit ſchwierigern Verhältniſſen ausführen ſollen? — Oft bietet ſich auch im Frieden bei der Ausbildung des jungen Soldaten Gelegenheit, ſeinen Muth, ſein Selbſtvertrauen zu heben; Uebungen im Turnen, Schwimmen ꝛc. ſind ſolche; dann verſäume man bei einer Elitetruppe am allerwenigſten, auf dieſen wichtigſten Punkt nach Kräften hinzuarbeiten. Der hier verlangten Dinge ſind viele, aber man vergeſſe nicht, daß man es nicht mehr mit ganz Unwiſſenden, vor allem, daß man es mit den Fähigſten zu thun hat. Die erſten Begriffe ſitzen ſo ziemlich feſt, das Lehrerperſonal iſt ſtets disponibel, da kein Rekrutenexercieren monatelang den beſten Theil deſſelben abſorbirt, und ſo kann in 2 Jahren Großes geleiſtet werden, beſonders wenn man bei der Dislocation der Füſilier-Regimenter darauf Rückſicht nimmt, ſie möglichſt mit Garniſondienſt, als Wachen Patronenarbeiten ꝛc., und mit den zahlreichen Abkommandirungen zu verſchonen, die in vielen größeren Städten dem Dienſtbetriebe ſo verderblich ſind.

Noch bleibt ein Punkt übrig, den wir als wichtig erwähnen zu müſſen glauben, die Ausrüſtung. Gewiß wäre es wünſchenswerth, wenn die immer noch ſehr ſchwere

Kopfbedeckung unſerer Infanterie für die Eliten wenigſtens abgeſchafft, ebenſo ihr Gepäck erleichtert, die Fußbekleidung möglichſt verbeſſert würde, ſie überhaupt das in jeder Beziehung Vollkommenſte erhielten.

Da die Eliten, welche dieſen Namen in Wahrheit verdienen, Truppen ſind, auf die man ſich in jeder Beziehung verlaſſen kann, ſo wird man ihnen im Felde die wichtigſten Punkte einer Poſition, die entſcheidendſte Stelle im Angriff anvertrauen. Wenn ein gefährlicher Auftrag Muth und Tüchtigkeit in erhöhtem Maaße erfordert, laſſe man ihn durch die Eliten ausführen und ſcheue ſich nicht, ſie in erſter Linie zu verwenden, ſobald das Beſte des Ganzen es verlangt. Die andern Truppen, welche die guten Erfolge jener ſehen, werden dadurch ſelbſt vertrauensvoller gemacht. Unrichtig wäre es wohl, den brauchbarſten Kern des Heeres bis zum letzten Augenblick in Reſerve zu halten, weil dadurch viele bedeutende Vortheile im Anfange verloren gehen können, die ſpäter ſelbſt durch die größte Aufopferung nicht wieder zu erringen ſind; dagegen iſt es gewiß ſehr wichtig, im Moment der Kriſis noch einige friſche Elitebataillone zu haben, welche den Feind vollends erſchüttern. Wie im Kleinen auf dem Schlachtfelde, ſo iſt es auch im Großen vortheilhaft, Eliten an den wichtigſten Punkten zu haben, alſo in einem Feldzug gegen Frankreich möglichſt viele Füſilierregimenter am Rhein zu vereinigen, wenn auch die betreffenden Armeecorps vielleicht zum Theil zur Deckung der Küſten, oder in Reſerve weiter rückwärts aufgeſtellt wären. Dieſelben können dann ganz aus dem Corpsverbande genommen und in Brigaden zuſammengezogen werden, um in Maſſe verwendet zu werden, wo es die Umſtände praktiſch erſcheinen laſſen.

So wären die Füſilierregimenter wohl am geeignetſten zur Verwandlung in Eliten; noch weitere zu bilden, würde gewiß der Qualität Eintrag thun und außerdem die übrigen Truppentheile zu vieler brauchbarer Leute berauben. Unſere jetzigen Füſilierbataillone übertreffen, wie zahlreiche Beiſpiele beweiſen, die Grenadiere und Musketiere nicht ſo ſehr, als daß der Unterſchied (nur entſtanden aus etwas beſſer gewähltem Erſatz) nicht durch eine tüchtige Ausbildung, namentlich im Tirailliren und Feldwachtdienſt, ausgeglichen werden könnte. Jede Compagnie aber vermag ſich eine Art Elite zu ſchaffen, wenn ſie ihr drittes Glied und ſomit den Schützenzug, ohne Rückſicht auf die Größe, aus den gewandteſten Leuten, den beſten Schützen und Patrouilleurs, zuſammenſtellt was um ſo wichtiger iſt, als der Schützenzug doch immer zuerſt und zwar in zerſtreuter Ordnung in's Gefecht kommt und deshalb vor allen andern Selbſtſtändigkeit haben und mit der Schußwaffe gut umzugehen wiſſen muß.

Tagesereigniſſe.

Wir brachten neulich das uns zu Ohren gekommene Gerücht, daß der Finanzminiſter die Aufſtellungen des Militair-Etats einer Kritik unterwerfe und demgemäß reducire. Wir erklärten ſchon damals die Sache für ein bloßes Gerücht, wir freuen uns aber mittheilen zu können, daß, wie wir neuerdings hören, dies Gerücht unbegründet iſt, und zwiſchen dem Herrn Finanz- und dem Herrn Kriegsminiſter eine Uebereinſtimmung ſtattfindet, d. h. daß für die Armee gethan werden wird, was irgend die finanziellen Kräfte des Staates erlauben.

In der erſten Hälfte dieſer Woche fanden in München, wie die „N. M. Z." berichtet, abermals Proben mit dem neuen Heinlein'ſchen von rückwärts zu ladenden Präciſionsgewehre hier Statt, zu denen Herr Heinlein vom Königl. Kriegsminiſterium hieher berufen worden war. Außer der

bereits erwähnten Muskete kam auch ein von Hrn. Heinlein unterdessen verfertigter und mit bedeutend vereinfachtem Systeme versehener Carabiner für Reiterei zur Prüfung. Diese Waffe, deren Lauf nur 17 Zoll lang ist, ergab das Resultat, daß die Kugel, welche aus derselben auf eine Distanz von 800 Schritt geschossen wurde, drei je einen Zoll dicke Bretter durchschlug. Die Patrone und das Caliber dieses Carabiners sind von gleicher Größe, wie bei der Muskete, welche letztere auf eine Distanz von 1300 Schritten auch bei dieser zweiten Probe dieselben überraschenden Resultate lieferte wie früher. Für Techniker und Kenner mag aber der Umstand von besonderem Interesse sein, daß der Carabiner zuletzt mit halbem und Viertelsverschluß des Rohres probirt wurde und sich auch bei dieser gewiß höchst scharfen Probe vollkommen bewährte.

Die Oesterreichische Armee besteht gegenwärtig aus folgenden Truppen;

80	Infanterie-Regt. zu 3 Bats.	240	Bts.
14	Grenz-Inf.-Regt " . .	42	"
	Titler-Bataillon	1	"
	Kaiser-Jäger-Regiment . . .	8	"
	Einzelne Jäger-Bataillone . .	32	"
	Summa der Infanterie:	323	Bts.
12	Cüraſſier-Regimenter . . .	72	Esc.
2	Dragoner " . . .	12	"
12	Husaren " . . .	72	"
2	Freiw. Huſ. " . . .	16	"
12	Ulanen " . . .	72	"
	Freiw. Ulanen " . . .	8	"
	Summa der Cavallerie:	252	Esc.
12	Artillerie-Regimenter . . .	120	Batt.
		960	Geſch.

Von der Infanterie werden indessen wohl nicht alle 3 Bataillone mobil gemacht, sondern die dritten Bataillone zu Festungsbesatzungen, wenigstens zum größten Theil, verwendet werden. Die für den Feldkrieg verfügbare Armee dürfte daher aus 270 Bats., 252 Esc. und 120 Batt. oder in runden Zahlen aus höchstens 381,000 Mann bestehen.

Die Preußische Feld-Armee besteht aus:

81	Infanterie-Regt. zu 3 Bats.	243	Bts.
	Jäger-Bataillone	10	"
		253	Bts.
10	Cüraſſier-Regimenter . . .	40	Esc.
10	Dragoner " . . .	40	"
13	Husaren " . . .	52	"
15	Ulanen " . . .	60	"
		192	Esc.
9	Artillerie-Regimenter . .	108	Batt.
		864	Geſch.

oder in runder Summe zu 308,000 Mann. Diese sämmtlichen Truppen sind nicht allein für den Feldkrieg disponibel, sondern können jeden Augenblick durch 108 Bats. und 136 Esc. Landwehr des ersten Aufgebotes verstärkt werden. Mit einem mehr oder minder großen Theile der Cavallerie der Art dürfte dies auch bei einer nahe bevorstehenden Mobilmachung ohne Zweifel geschehen. Hierbei bleibt aber noch zu bemerken, daß für die österreichische Armee an im Lande zurückbleibenden Truppen nur 50 dritte Bats. und die Depots — 160 Comp. oder, als Bats. gerechnet, 26⅔ Bats. — im Ganzen 76⅔ Bats. bei der obigen Annahme veranschlagt worden sind, während der preußischen Armee, selbst wenn das gesammte erste Aufgebot der Landwehr mit ausrückt, die Feldarmee also 437,000 M. stark gemacht wird, für den Besatzungsdienst immer noch 81 Ersatz-Bats., 8 Ldw.-Bats. ersten und 116 Bats. zweiten Aufgebots, im Ganzen also 205 Bats. verfügbar bleiben.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Kronenstr. 21.

Miniſterium und Demokratie.

I.

Nachdem die Flitterwochen der „neuen Aera" ſchon lange ihre Endſchaft erreicht, ſcheint nunmehr auch die „unnatürliche Verbindung" zwiſchen Demokratie und Miniſterium ſelbſt ihrer raſchen Auflöſung entgegen zu gehen.

Es iſt dies ein Ereigniß, das wir mit Gewißheit prognoſticirt. Wir wußten, daß und wann der Zeitpunkt eintreten müßte, wo die Demokratie es müde ſein würde, mit conſtitutionellen Attrappen bewirthet zu werden; wir wußten, daß jedes Gouvernement, auch das liberalſte und energieloſeſte, wenigſtens den Verſuch machen muß, Regierung zu ſein.

Wenn nichts deſto weniger das Miniſterium ſelbſt durch die forcirte Kriegs-Erklärung ſeiner bisherigen Freunde einigermaßen überraſcht zu ſein ſcheint, ſo beweiſet das nur, daß Einſicht und Vorausſicht nicht Jedermanns Sache ſind.

Der gegenwärtige Tendenzlärm und die ſittliche Entrüſtung von Leuten, die jederzeit auf Beſtellung arbeiten: ſollte der „gute Schwarck" ſich vielleicht zufällig in der Täuſchung bewegen, ſelbſt Zweck und Gegenſtand dieſes Spektakels zu ſein? Man benutzt ihn, wie man ſeiner Zeit den Hrn. v. Hinckeldey benutzt, und man wird ſich ihm eben ſo dankbar beweiſen.

Welches aber iſt das Ziel, das die Demokratie zunächſt im Auge hat. Handelt es ſich in der That um ſentimentale Rechtsgefühle von Perſonen, die ſelbſt aus der Uebertretung der Geſetze ein Gewerbe machen und deren Leben eine zuſammenhängende Conſpiration? Man blicke — falls man die Vorgänge des Jahres 1848 ſchon vergeſſen haben ſollte — nach Neapel, wenn man lernen will, wie die Demokratie prompte Juſtiz und geſetzliche Polizei praktiſch zu handhaben pflegt! Oder macht die Demokratie dieſen gewaltigen Anlauf mit Kriegesgeſchrei, weil ſie ſich mit der Hoffnung ſchmeichelt, noch in der bevorſtehenden Seſſion große Eroberungen für ſich machen zu können? Wir halten die Führer der Bewegung für ſcharfſichtiger, als daß ſie von den Bewohnern des „Vinckenbauers" und von dem „vereinigten Kreisrichter" plötzlich den beliebten „Mannesmuth vor Königsthronen" erwarten ſollten.

Wenn jedoch dies nicht, was will man denn? Man will zunächſt mißliebige Perſonen entfernen und die erledigten Stellen, wenn nicht mit eigenen Kreaturen, ſo doch mit „unparteiiſchen," umgänglicheren Männern beſetzen; man will ſich von der Partei des Miniſteriums unterſcheiden und trennen, um ſich

ſelbſt ralliiren zu können; man will das Miniſterium ſelbſt nach oben und nach unten diskreditiren, um demſelben möglichſt viel Anhänger und Bedeutung zu entziehen; man will bei Zeiten einen deutlichen Ton geben, um ſeine eigene Stärke zu probiren; man will ſich ſchon jetzt darauf vorbereiten, bei den bevorſtehenden Neuwahlen ſelbſtſtändig auftreten und auf ſeinen eigenen Füßen ſtehen zu können.

Selbſtredend iſt dies für das Miniſterium nicht gerade eine angenehme Poſition. Man weiß, daß man das günſtige Reſultat der letzten Wahl hauptſächlich der Freundſchaft und Rührigkeit der Demokratie zu danken hat und man hat bereits ſowohl in der Hauptſtadt, als in dem eigenen Wahlkreiſe des Grafen Schwerin einen kleinen Vorſchmack empfangen, über welche Kräfte die Demokratie ſchon heute gebietet.

Wohin ſich alſo wenden, rechts oder links? Hier deſavouirt, dort zurückgewieſen, ſcheint dem Miniſterio einſtweilen Nichts zu bleiben, als der bekannte „graue Eſel," der von Jedem geritten wird, der gerade das Glück hat, Excellenz genannt zu werden und über gewiſſe kleine patriotiſche Nebeneinkünfte zu disponiren.

Doch fragt man uns zunächſt, auf weſſen Seite wir Recht und Unrecht in dieſem häuslichen Streite erblicken, ſo tragen wir keinen Augenblick Bedenken, das Begehren der Demokratie von ihrem Standpunkte aus als durchaus begründet zu bezeichnen. Was die Demokratie heute verlangt, es iſt Nichts, als die unabweisliche Conſequenz der Principien und Verheißungen, mit welchen die „neue Aera" ſich eingeführt und als die logiſche Fortſetzung aller der Worte und Thaten, deren die zeitigen Miniſter ſich bis dahin mit ſo vieler naiver Selbſtberäucherung gerühmt und die ſie als eine reine Quelle neuen Glückes angeprieſen haben.

Wenn daher das jetzige Syſtem ihren Hinterleuten heute nicht beſſer gefällt als ihnen ſelbſt das ihrer Vorgänger, ſo werden ſie wohl thun an dieſer Erfahrung, zuerſt Beſcheidenheit, dann aber auch das zu lernen, daß die Triumphe des Liberalismus immer nur von kurzer Dauer ſind, und daß die Füße derer, welche ſie begraben ſollen, bereits vor ihrer Thür ſtehen.

Unſerer Seits ſtehen wir noch immer auf dem Standpunkt, „der akuten Krankheit der Demokratie vor der chroniſchen des Liberalismus" den Vorzug zu geben, und wenn man dies Peſſimismus nennt, ſo bekennen wir uns gern zu dieſem oft mißverſtandenen Begriff. Es ſind nicht die gewagten Entſchlüſſe, ſondern die Entſchluß- und Energieloſigkeit, an welcher die Staaten und Dynaſtieen zu Grunde gehen, und Nichts iſt für alle politiſchen Parteien gefährlicher und verhängnißvoller, als ein Regiment, welches allmälig und unmerklich alle politiſchen Principien und Poſtulate in eine Phraſe verwandelt und ſeine Portefeuilles hauptſächlich dazu benutzt, ſeine eigene Vergangenheit darin zu verbergen.

Die zarte Linie angreifen und zugleich ſchonen, welche das Königthum von der demokratiſchen Maſſe trennt; Veränderungen fordern mit dem geheimen Wunſch, daß die eigenen Anträge zu Boden fallen; Anträge, die man vordem

als „ceterum censeo“ zu behandeln gewohnt war, heute ſtillſchweigend zu den Akten legen (Miniſter-Verantwortlichkeit!); Maßregeln zu den ſeinigen machen, die man in anderer Stellung mit ſiegender Beredſamkeit und ſittlicher Entrüſtung bekämpft (Armee-Organiſation!); Axſchwenkungen bewerkſtelligen, neben denen ein Wetterhahn als Polarſtern erſcheint (Ehe- und Diſſidenten-Frage!): was heißt dies anders, als das, was man fordert und bekämpft und zugleich den Kampf ſelbſt zu einer Phraſe zu machen.

Es bedarf keiner großen Weisheit, um unſeren Freunden den Rath zu geben, ſich mit einer ſolchen Staatskunſt unverwirrt zu erhalten.

Wie aber, wenn das Miniſterium ſelbſt ſich entſchlöſſe, ſo ganz ſanft der Demokratie in die Arme zu gleiten? Sehen wir hier einmal davon ab, daß es zu einer ſolchen Rutſch-Partie noch eines höheren, jedenfalls nicht ſo ganz leicht zu beſtimmenden Willens bedürfte: es würde ein ſolcher Rettungsverſuch ſchwerlich einen andern Ausgang haben, als in dem bekannten Liede: „Halb zog ſie ihn, halb ſank er hin und ward nicht mehr geſehn.“ Nur eine Galgenfriſt würde es ſein, die man auf dieſe Weiſe zu gewinnen vermöchte. Die Demokratie hat ja ſelbſt auch keinen Mangel an Männern, die opferfreudig genug ſind, die Miniſter-Stühle mit mehr Hingebung als Logik zu beſteigen, und die dabei von der nicht ganz unbegründeten Vorausſetzung ausgehen, ihre eigenen Angelegenheiten beſſer zu verſtehen, als jene kleine Schaar edler Männer, die es ſo gut mit ſich meinen.

Vielleicht alſo, daß man dort auf den ſonderbaren Gedanken verfällt, ſich auf die Rechte zurückziehen zu können und hier als verlorener Sohn mit Jubel empfangen zu werden. Wir bedauern hier vorweg mit dem ſel. Präſidenten Wenzel erwidern zu müſſen, daß ein ſolcher Empfang im Preußiſchen Landtage nicht üblich iſt, und daß die politiſch Bußfertigen nach öffentlich abgelegter Beichte einſtweilen aufhören müſſen Miniſter zu ſein. Doch aber kommen wir hiermit bei der Frage an, welche wir als die Lebensfrage für unſere Partei bezeichnen zu müſſen glauben, bei der Frage: welche Stellung wir unter den obwaltenden Umſtänden ſowohl der Demokratie als dem Miniſterium gegenüber einzunehmen haben? „Peſſimismus,“ ſagen viele unſerer Freunde, und wir ſagen, richtig verſtanden, nicht nein. Peſſimismus nicht in dem Sinne, wie Manche wollen, daß Alles „erſt Kopf über Kopf unter gehen muß, bevor es wieder beſſer werden kann,“ das hieße Zahnſchmerzen durch Nervenfieber kuriren, und wer möchte vermeſſen die Verantwortung tragen, daß es noch einmal gelingt alsdann auch Alles wieder in Ordnung zu bringen.

Wenn wir unſerer Seits von „Peſſimismus“ ſprechen, ſo verſtehen wir darunter nichts Anderes, als der Phraſe und der Vertuſchung der Gegenſätze alsbald ein Ende zu machen, die Frage, um deren Beantwortung es ſich handelt für Jedermann klar zu legen und auf die Entſcheidung zu drängen, ſo lange dieſelbe überhaupt noch im rechten Sinne möglich bleibt.

Die Zeit hat manche Illuſion zerſtört, wie der Miniſter Graf Schwerin an ſeine Wähler ſchreibt, und es iſt hohe Zeit auch diejenigen Illuſionen zu beſeitigen, welche man bis dahin noch künſtlich aufrecht erhält.

Die Aufgabe der großen conservativen Parthei aber kann in keinem Falle darin beschlossen sein, Andern als Basis und Rückhalt zu dienen, um auf ihre Kosten mit der Demokratie coquettiren zu können!

Umschau.

Gewiß hat schon jeder Beobachter der napoleonischen Politik irgend einmal vor dem Bilde ihres Urhebers still verweilt, um sich zu fragen, ob er denselben anstaunen oder vielleicht gar bewundern solle. Wir sprechen selbstredend nur von solchen Beobachtern, die zugleich Gegner des Mannes und des in seiner Person wiederbelebten Prinzips des Cäsarismus sind. Denn daß Louis Napoleon die große Menge an seinen Triumphwagen gefesselt hat und diese dem reichbekränzten Imperator „in stiller Bewunderung" folgt, ist eben so gewiß eine unbestrittene Thatsache dieser Zeit wie jene, daß der moderne europäische Demokratismus, inwiefern er irgendwo noch zu wünschen hat, hoffend zu dem Manne der zweiten Hälfte des Jahrhunderts emporblickt. Das versteht sich bereits von selbst. Die Demokratie hat auch ihr Calcul; und wenn in diesem die Person des französischen Gewalthabers einige Zahlen vertritt, so verschlägt es nichts, daß die Person Louis Napoleons desto weniger gilt.

Aber auch unter Denen, die den Mann nicht lieben, die ihn hassen, muß nothwendig zuweilen eine gewisse Bewunderung rege werden. Wir bedienen uns des Ausdrucks: hassen, dann allerdings glauben wir nicht nur an die Existenz der damit bezeichneten politischen Leidenschaft, sondern auch an die Berechtigung dieser Leidenschaft. Wir gehen weiter. Wir behaupten sogar, daß dieser Haß eine besondere Mission für die theils noch schlummernden, theils bereits geweckten Kämpfe der Zeit habe, eine tiefe und bedeutsame, in ihrem Wesen wahrhaft sittliche und menschheitliche Mission, ohne Aussicht auf deren Zwischenkunft wir uns immerhin verloren geben möchten. Können wir nun für Augenblicke dieses Hasses in Bezug auf Louis Napoleon vergessen, dann scheint die Frage geboten: worin ist der Grund dieser Erscheinung zu suchen?

Unzweifelhaft beruht die widerwärtige Anomalie auf der Wahrnehmung, daß dieser Mensch einen Willen hat und mit demselben zugleich den entschiedenen Muth, diesen Willen in dem Gewicht und Ansehen einer überall entscheidenden Potenz einzusetzen und geltend zu machen. Denn wenn es eben das ist, was die Freunde des Rechts und der Ordnung in dem eigenen Lager so schmerzlich vermissen: so werden sie andererseits dadurch in der Hoffnung angeregt, daß der geheimnißvolle Willenskünstler an der Seine (wie jeder gute Lehrmeister) eines Tages sogar unter seinen Gegnern Jünger, und wäre es selbst nur Einer! also Einen Jünger erzeugen werde, der ihm die so arg mißbrauchte Kunst der persönlichen Willenstüchtigkeit abgesehen hat, um dieselbe zum wahren und dauernden Heile der Gesellschaft, im Namen Gottes und der

öffentlichen Gerechtigkeit, auf die allgemeine Rennbahn der ſtreitenden Principien zu verſetzen. Dies iſt ſchon eine Vorſtellung, die uns für Augenblicke mit dem galliſchen Cäſar verſöhnt; und trifft es ſich dann gar, daß er die Potenz ſeines Willens einſetzt, um auch einmal die Grundſätze und Menſchen der Revolution zu erinnern, daß ſie in all' der heroiſchen Ueberſchwenglichkeit ihrer Phraſen doch nichts weniger als ſouverain ſind, daß ſie auch in der lügneriſchen Macht und Herrlichkeit ihrer heutigen Größe noch dependiren, zuletzt wohl gar dependiren von dem Willen eines Einzigen, der den Muth fand, ihnen rückſichtslos entgegenzutreten: dann glaubt auch der Verzagteſte in dieſem Hergange eine höhere Vorbedeutung und die Annäherung jenes Tags der Abrechnung zu erkennen, wo die mißhandelten Principien der Wahrheit und Gerechtigkeit ſich erheben werden, um die Mächte der Lüge zu überwinden „durch ihre eigenen Künſte." So wenigſtens war es zu allen Zeiten — was ſollte uns mithin hindern, auch für die Zukunft zu hoffen, daß es ſo ſein werde? Louis Napoleon iſt in Wahrheit nur der Lehrmeiſter jenes erſehnten wahrhafteren Retters der Geſellſchaft, den Gott auserſehen haben wird, die Revolution endgiltig zu überwinden: und weil wir dies fühlen, eben darum miſcht ſich ſo häufig eine gewiſſe verſöhnlichere Stimmung auch in unſere Beobachtung des heilloſen Künſtlers. Wenn er den Geſandten eines durch die Revolution dethroniſirten Fürſten bei ſich empfängt, ſeinen eigenen Geſandten von dem Hofe des Sardenkönigs dagegen abberuft, in Rom die Bayonnete einer Armee entfaltet, um das Oberhaupt der Kirche zu „ſchützen", im Hafen von Gaeta ein gebieteriſches Veto einlegt, daß dieſer letzte Zufluchtsort des Bourbon'ſchen Königshauſes auch von der Seeſeite beſchoſſen werde: ſo weiß Jedermann, was davon zu halten ſei, und wahrhaftig, Niemand wird geneigt ſein, alle dieſe Künſte auf die Rechnung irgend welcher Sympathieen für das Princip der Autorität zu ſetzen, das unter den Lebenden Keiner ſo tödtlich verletzte, und welchem Dienſte zu leiſten Keiner ſo beſtimmt abgelehnt hat, als gerade er. Aber es thut darum dennoch wohl, die Revolution, in Folge dieſer verzwickten Schachzüge, einigermaßen gehemmt und in ihrem Laufe, ob auch nur für Augenblicke, unterbrochen und an die innere Hinfälligkeit ihres Weſens, das ohne den franzöſiſchen Beiſtand kaum auf ſeinen Füßen zu ſtehen vermöchte, eindringlich erinnert zu ſehen. Es thut wohl, ſagen wir, zu ſehen, daß die Revolution noch irgendwo und irgenwie abhängig, alſo ſehr fern von dem erträumten Ausgange ihres Triumphaufzuges iſt, wenn es der Vorſehung gefallen ſollte, Herrſcher zu erwecken, welche die geheime Macht des perſönlichen Willens an dieſem zu ſtudiren den — Willen hätten. Denn der Einwand, daß dieſem imperatoriſchen Willen, der nicht nur nach der einen Seite hin Wunden ſchlägt, ſondern zeitweiſe auch nach der andern, Frankreich zur Verfügung ſtehe, Frankreich, das Land, „unerſchöpflich an Menſchen und an Gelde", wie der alte Napoleon von ihm ſagte — dieſer Einwand weilt doch zu auffällig auf der phyſiſchen Oberfläche des beginnenden Kampfes, eines Kampfes, der zumal durch und durch ein Kampf der moraliſchen Kräfte iſt, als daß er hier von einigem Gewicht ſein könnte. Vielmehr erinnert gerade der arge Mißbrauch, den ein

abſoluter Wille von den moraliſchen Kräften eines mächtigen Reiches machen darf und mit ſo großem Erfolge macht, weit eher an den wunden Punkt dieſer imperatoriſchen Kunſt, und ſcheint er jeder wirklich ſittlich intonirten Politik, wäre ſie ſelbſt die Politik einer phyſiſch-ſchwächeren Macht, das endliche, gewiſſe Uebergewicht verbürgen zu ſollen. Inſofern hätte Lord Palmerſton, der intime Freund und Gegner des galliſchen Cäſar's, ſchon ganz richtig gerechnet, wenn wahr iſt, daß er ſich vorbehalten habe, für den äußerſten Fall die moraliſche Kraft der Völker aufrufen zu wollen, und die Rechnung wäre nur inſofern unrichtig zu nennen, als es ein Brite und britiſche Politik iſt, die von ihr noch Vortheil ziehen zu können glaubt. Es iſt nicht nur unwahrſcheinlich, es iſt geradeswegs unmöglich, daß die moraliſche Ordnung durch Hebel von unmoraliſcher Herkunft in Bewegung geſetzt werden könnte. Niemand würdigt dieſes übermächtige „impossible“ beſſer, als der franzöſiſche Gewalthaber ſelber; und ſo zeigt denn der ungeſtörte Verlauf ſeiner italieniſchen Politik, welche eben ſo oſtenſibel die Complicität mit der Revolution wie die Allianz mit der Legitimität von ſich lehnt, daß ihn die Note vom 27. October ſehr wenig zu erſchüttern vermochte. Hat aber dieſes Mittel verſagt, welches andere bliebe England noch? Kurz und rund: der galliſche Cäſar iſt immerhin ein Mann, den man zeitweiſe anſtaunen, wenn nicht ſelbſt bewundern darf. Er hat vollkommene Einſicht in das Weſen der revolutionairen Situation ſeiner Zeit; und er hat vollkommen den Muth, über dieſe Situation nach ſeinem Wohlgefallen zu verfügen. . . .

In dieſem Sinne, das heißt, ſeinem Willen gemäß hat ſich denn die Revolution bisher entwickelt und wird ſie, dafern nicht die Kraft einer gewaltigeren Hand den Dingen eine andere Richtung mittheilt, auch fernerhin ſich entwickeln. Bei dieſer entſchiedenen Willensſchlüſſigkeit tritt für den Augenblick insbeſondere eins ſehr bemerkbar hervor. Der franzöſiſche Cäſar hält mit Italien, ja mittels Italiens, zugleich den Orient und die große Frage, die der Orient birgt, eng umſchlungen. Von Algier angefangen, wo der Erſtürmer Sebaſtopols Platz genommen, als ſei es auf ein Aufrollen der orientaliſchen Frage von der Rückſeite her abgeſehen, über Tunis und das waffnende Egypten hinaus bis zu den Mündungen der Donau, wo der Katholicismus als ein neuer furchtbarer Gegner der Pläne Rußlands zu erſtehen droht, ja von dort aus in ſcharfer Rückwendung durch die ganze ſüdſlaviſche Völkergruppe hindurch bis zu dem weſtlichen Abhang der ſchwarzen Berge, ſcheint der Imperator einen Bannkreis ſchon heut um das Reich Mahomeds geſchlagen zu haben, in deſſen Mittelpunkte die ſyriſche Expedition wie ein unbekanntes Lebendiges ruht, das eben ſo geneigt wie befähigt iſt, ſeine Fühlfäden in alle Windroſen dieſer eingeſchloſſenen kleinen Welt auszubreiten. Man fängt an zu ahnen, daß die Sendung des Herzogs von Malakoff — eines Mannes, den eben ſo wenig nach einem Ruheposten verlangt wie ſeinen Herrn nach der Ruhe Europa's — eine gewiſſe kriegeriſche Bedeutung haben könne und wäre es ſelbſt nur die, daß er, wie einſt die numidiſchen Könige (dies Mal durch die Hand des wohlverſtändigten Dey von Tunis) Egypten und Syrien die Hand reichen ſolle,

während im Nordoſt des geſchlagenen Kreiſes und weit über ſeine Linie hinaus unzufriedene Völkerſchaften die „Tragödie innen“ zu verdecken beſtimmt ſind. Gewiß, wir befinden uns am Vorabende einer ganz neuen (und da und dort ſogar überraſchenden) Inſcenirung eines alten Stückes, und haben wir Angeſichts dieſer Ausſicht noch 'was zu wünſchen, ſo kann es nur darin beſtehen, daß unſer Herr Gott im Himmel einen Mann, einen Fürſten erwecke, der dem Fürſten dieſer Zeit und ihrer Menſchen die Kunſt abgelernt hat, einen Willen zu haben und die Zuverſicht, dieſen Willen, der dann freilich ein heiliger wäre, dem ſataniſchen Willen dieſes Geſchlechtes zu ſeinem wahren und dauernden Heile, quand même entgegenzuſetzen.

Die Agitation der Juden gegen die preußiſche Armee im Jahre 1848.

I.

Schon in jener Anſprache, die General von Webern am 24. Mai an die Berliner Landwehrmänner hielt, in der er ſie an die Pflicht ihrer Kampfbereitſchaft erinnerte, und die demokratiſchen Wühler, Redner und Scribenten mit jenem draſtiſchen und der Geſchichte des Jahres 1848 angehörigen Worte bezeichnete, ſprach derſelbe von den fremdländiſchen Elementen, denen die Revolution von 1848 zu verdanken ſei. Eben ſo hob er in ſeiner Zuſchrift an die Berliner „Zeitungshalle“ vom 4. Juni unter den Wühlern insbeſondere das fremde ausländiſche Element hervor, welches das geſunde deutſche Blut der Berliner Landwehr habe verderben wollen.

In einem früheren Artikel haben wir bereits den Wuthſchrei der „Zeitungshalle“ angeführt, in welchem dieſes Blatt wenige Tage nach dem 18. März die ſich allmählich beruhigenden Leidenſchaften wieder aufzuſtacheln und zum Vernichtungskampfe gegen die Armee zu entflammen ſuchte. Die eigenthümliche Erſcheinung, daß die öffentlichen Blätter und die Volksredner jenes Jahres gerade die preußiſche, aus den Landeskindern aller Klaſſen und Stände beſtehende Armee zum Gegenſtand von gehäſſigen Angriffen und Agitationen machten, wie ſie ſelbſt in der erſten franzöſiſchen Revolution gegen die Armee des damaligen Frankreichs nicht ſtattgefunden hatten, erklärt ſich nur daraus, daß der Franzoſe bei allem Kosmopolitismus und bei allen abſtracten Rechts- und Humanitäts-Grundſätzen ſeiner Revolution ſeine nationale Tradition bewahrt hatte und den Träger derſelben in ſeiner Armee achtete, während der Bewegung des Jahres 1848 in Preußen durch die zahlreich an ihr betheiligten Juden ein fremdes, unnationales, ja antinationales Element beigemiſcht war. Dieſem fremden Beſtandtheil, der ſich ſogar durch ſeine Rührigkeit und dreiſte Aufdringlichkeit der Leitung der Bewegung auf lange Zeit zu bemächtigen wußte, fehlte nicht nur jede Theilnahme und Pietät für das aus unſerem Volksgeiſt Heraus-

gewachsene, sondern er hatte sogar ein Interesse daran, daß alles uns Angehörige, unsere preußischen und deutschen Besitzthümer, vor Allem aber die geborenen Vertheidiger derselben, die Armee, zerstreut, vergeudet, ruinirt und von dummen Deutschen weggeworfen wurden. In dem Vernichtungskriege, welchen die Juden seit dem Frieden von 1815 auf den Gebieten der Literatur, Industrie und Finanz gegen alles Deutsch-Nationale geführt hatten, kannten sie sehr wohl das letzte Bollwerk, welches, um den früher angeführten Ausdruck des „jüdischen Athenäum" zu gebrauchen, unterminirt werden müsse. Soweit hatte sich von ihnen die deutsche Nation an sich selbst irre und in sich uneins machen lassen, daß ihren Gegnern zur Vollendung ihres Sieges nur noch der Angriff auf die Armee und deren Zerrüttung und Auflösung übrig blieb. Ueberall, wo in Zeitungen, Clubbs und Volksversammlungen auf die Vernichtung der stehenden Heere hingearbeitet wurde, sei es durch kühne Behauptung ihrer völligen Entbehrlichkeit im Allgemeinen, sei es durch Versagung der finanziellen Mittel, sei es durch Declamationen gegen die Militairbildungsanstalten, gegen die Garde und das Traditionelle in der Armee überhaupt, sei es durch rhetorische Ausfälle gegen die „reactionären" Officiere, sei es durch die Verläumdung der Vorgesetzten, um dieselben in den Augen ihrer Untergebenen herabzusetzen, sei es durch öffentliche In-Schutznahme von vermeintlich gekränkten Soldaten ihren Officieren gegenüber, sei es endlich durch künstliche Erregung der Unzufriedenheit der Soldaten mittelst entstellter Mittheilungen über Dienstvorfälle — kurz, durch allmähliche Lockerung und endlich völlige Auflösung der Disciplin die Armee zu ruiniren — da finden wir überall die Juden voran.

Da notorisch kein Volksstamm der Welt weniger als der jüdische zu militärischer Organisation und Tüchtigkeit geeignet ist, — keiner in kriegerischer Hinsicht weniger geleistet hat, so würden die positiven Organisationsvorschläge, mit denen die Juden Preußen beglücken wollten, eigentlich nur einen erheiternden Eindruck machen, wenn nicht hinter diesen ergötzlichen Vorschlägen der Haß und die unverwüstliche Leidenschaft gegen den Kern des preußischen und deutschen Volkslebens ständen.

Man betrachte z. B. die militärische Idylle, die bald nach dem 18. März in der bei Springer zu Berlin erschienenen „Ansprache an das Volk" unsern Augen vorgeführt wird: „eine theils stationäre, theils mobile Nationalgarde, eine Wehr, die je nach den Dienstjahren vor oder in den Thoren, am Heerde oder auf dem Marsche verwandt wird, hat ihre frühere, von oben befohlene Einrichtung aufzugeben! Von unten herauf findet die Wahl der Officiere Statt! Auch wird das Wahlrecht, frei aus dem Herzen kommend, der schönste Orden, der die Brust des Bürgers schmückt, eingeführt. So erst wird Stadt- und Landwehr wahres Volkseigenthum. Und in diese Reihen darf keine Anmaaßung sich drängen, kein von oben decretirter Major darf es wagen, Euch mit dem vertraulichen Du zu begrüßen! Die Uebernahme der Officiersstelle ist eine Gefälligkeit, die man dem vielleicht zu viel beschäftigten, tapfern und gebildeten Gemeinen, der noch größere Ansprüche darauf hätte, zu danken hat."

Wer würde Barbar genug sein, um sich nicht durch diese auf lauter Her-

zens-Gefälligkeit und Edelmuth gegründete Lauberhütten-Idylle rühren zu lassen! Wenn nur nicht im Herzen dieser Schäfer-Soldaten Ausrottung und Vertilgung dem wirklichen Soldaten geschworen wäre! Wenn nur nicht dieser Edelmuth, der aus der militärischen Disciplin ein harmloses Kinderspiel zu machen verspricht, mit gehässiger Berührung jedes Tagesereigniß, selbst notorische Unthaten der Soldatenfeinde für sein Anklagesystem gegen die Armee zu benutzen wüßte! Als z. B. durch die Erklärung des Belagerungszustandes in Mainz sowohl den dortigen meuchlerischen Anfällen auf preußische Soldaten wie der Vertheidigung der Meuteſtifter von Seiten des Juden Bamberger in der Mainzer Zeitung ein Ende gemacht war, zog die Berliner Zeitungshalle, indem sie die Erbitterung der Soldaten (nachsichtig genug), erklärlich findet, aus den Mainzer Wirren bei alledem den Schluß, daß Verhältnissen, die das Volk an Einrichtungen schmieden, „die ihm verhaßt sind und ewig verhaßt sein werden", — Verhältnissen, in denen der Soldat im alten Sinne des Wortes repräsentirt ist, ein Ende gemacht werden müsse." Während das Frankfurter Parlament über die Mainzer Ereignisse berieth (übrigens zur Tagesordnung überging) und ein Schleswig-Holsteinischer Abgeordnete, wie er sich ausdrückte, „die Pflicht der Dankbarkeit übte, mit patriotischem Gefühl das Zeugniß über die Musterhaftigkeit, Tapferkeit und Tüchtigkeit der preußischen Truppen auszusprechen", setzten die jüdischen Correspondenten in der Zeitungshalle ihr Verdächtigungssystem gegen die Armee fort, zogen sie aus ihren Uebertreibungen den Schluß, daß man an Aufreizung der Soldaten durch die Offiziere glauben müsse, legten sie die schon früher erwähnte orientalische Racherede an den Juden Bamberger dem General v. Hüser in den Mund und brachten sie, als auch Welcker Schonung gegen ein Heer empfahl, das man jeden Tag vielleicht gegen den Feind gebrauchen könne, die Insinuation: „man solle also wohl die Soldaten loben, daß sie Bürgerzwist angefacht (!) und tapfer niedergeschossen haben."

Und gleichwohl mußte derselbe Bamberger, der einen preußischen Commandanten über seine Berufspflichten hatte aufklären wollen, nach den traurigen Erfahrungen, die er im Mai 1849 als einer der Befehlshaber in der pfälzischen Freiheitsarmee gemacht hatte, (in seiner Schrift: „Erlebnisse aus der pfälzischen Erhebung im Mai 1849) das naive Geständniß ablegen: „die soldatische Disciplin ist ein unmenschliches Wesen, wie das ganze Soldatenthum selbst. Es ist ein für allemal unmöglich, sie unter denkenden und fühlenden Menschen einzuführen, und wenn ihre Zweckmäßigkeit noch so sehr von jedem Einzelnen begriffen wird. Gleichwohl waren wir gezwungen, sie einzuführen, — aber mit welchem Erfolg und mit welcher Noth! Es gehören dazu nicht bloß die gewöhnlichen Soldaten, sondern auch die gewöhnlichen Junkerofficiere." Außer Willich, sagt er ferner, sei ihm „nicht ein einziger Bataillonscommandeur vorgekommen, der sein Geschäft verstanden hätte" — sein Geschäft, darunter versteht der verunglückte jüdische Befehlshaber den militärischen, auf Ehre und Treue beruhenden Dienst.

Die Verläumdungs- und Entstellungswuth, die sich in dem Gezänk

äußerten, welches ſich die jüdiſchen Zeitungen und Volksredner mit den militäriſchen Obern ſelbſt machten, ſprach ſich ſogleich nach dem 18. März in den wahrhaft kindiſchen, aber auf Erringung von Haß und Verachtung berechneten Beſchreibungen der Kämpfe dieſes Tages aus. So heißt es in einer Schrift, die einen Juden zum Verfaſſer, einen Juden zum Verleger und ein Motto von Börne an ihrer Stirn hatte: „Preußiſche Mißverſtändniſſe" von Wilhelm Fürſt, bei Berendſon in Hamburg, nachdem der Freudenjubel der durch die Königlichen Zugeſtändniſſe entzückten Bürger beſchrieben war: „Kaum war aber das Hoch der freudeerfüllten Menge verhallt, da (!) ſtürzten wie auf verabredetes Zeichen die „„treuen tapfern Soldaten"", blutdürſtigen Kannibalen gleich, auf die wehrloſen Bürger, und ſchoſſen und hieben nieder, wuthſchnaubend und ohne Erbarmen" u. ſ. w.

Dieſelbe Verläumdungswuth verfolgte ſelbſt die Edelſten Preußens ohne Grund und Urſach über das Grab hinaus. Wir gedenken z. B. der hämiſchen Nachrede der „Rheiniſchen Zeitung" auf den Prinzen Waldemar, jenen Hohenzoller, an deſſen Seite ſein Leibarzt, der Dr. Hoffmeiſter, in der Schlacht bei Ferozajur am 21. December 1845 beim Angriff auf die Batterieen des Shiklagers tödtlich getroffen wurde. Der ſtrengen Abfertigung, welche der damalige Oberſt Engels dagegen erließ und in der der beſondern Anerkennung des engliſchen Feldherrn aus den officiellen Berichten des Generallieutenants Sir Henry Hardinge als zweiten Oberbefehlshaber der Armee, ſowie des commandirenden Generals in Indien, Sir Hugh Gough, endlich des von der Königin Victoria verliehenen Großkreuzes des Bathordens und des von der oſtindiſchen Compagnie durch Lord Hardinge überreichten Ehrenſäbels, wie der zwei den Shiks abgenommenen zwölfpfündigen Geſchütze Erwähnung gethan wurde, konnte zwar die Aufnahme nicht verſagt werden, indeſſen ſuchte man die Wahrheit durch die hämiſche Bemerkung zu entkräftigen, daß Militärbehörden, auch engliſche, den Prinzen ja immer unwahre Zeugniſſe ausſtellen.

Einen eigenthümlichen Pendant zu der Schmähung, welche das eine Blatt im Februar 1849 gegen eine der ſchönſten Zierden der Preußiſchen Armee brachte, bildet die hochtrabende Ueberſchrift: „Krackrügge und die Soldateska", welche die „Zeitungshalle" (Nr. 132) einem Artikel vorſetzte, in welchem ſie ein unredliches Lamento über die Wachſamkeit erhob, die die Commandantur in der Feſtung Erfurt in Folge von „unbedeutenden Exceſſen und Erſcheinungen" entwickelte.

Preußens Zukunft.

Eine Warnungsſtimme. Leipzig. Ad. Lehmann. 1860. (321 S.)

Es giebt Bücher, die das Anſehen einer Wildniß haben. Wie man in dieſe eintritt, ohne irgendwo Weg oder Wegweiſer zu gewahren und ohne zu wiſſen, wohin man am Ende geführt ſein wird, ſo tritt man zu derartigen Bü-

chern. Soll man ſie leſen? Soll man ſie nicht leſen? Das iſt in ſolchen Fällen die erſte Frage, denn man ſchaudert vor einer Bemühung, bei der man dem Autor auf unbedingte Discretion überlaſſen ſein ſoll. Da iſt nirgend eine Abtheilung noch Unterabtheilung, nicht einmal ein Vorwort, das über den Plan und Gedankengang des Verfaſſers auch nur das mindeſte Licht verriethe.

Solche Bücher ſollten bei den Anſprüchen, welche der gute Geſchmack heut zu erheben berechtigt iſt, eigentlich gar nicht mehr geſchrieben werden: werden ſie dennoch geſchrieben, dann ſollten ſie wenigſtens den Namen des Autors nicht auch noch verheimlichen. Es heißt eine ſtärkere Unbilde zu einer ſtarken fügen, wenn man ein ſo ungegliedertes Ganzes dem Publikum mit der Zumuthung überreicht, daß es die Reiſe durch ein ſolches Chaos auf gutes Glück unternehmen ſolle.

Freilich hat es Autoren gegeben, die das Recht hatten, ſolche Bücher zu ſchreiben. Ja noch mehr. Es hat Autoren gegeben, die ſogar das Glück hatten, ihre Schriften trotzdem verſchlungen zu ſehen. Aber ihr Name vertrat vollkommen das, was für Bücher gewöhnlichen Schlags Vorwort und Inhaltsverzeichniß ſind. Solche glücklichen Schriftſteller waren z. B. Luther, Joſeph v. Görres, ſelbſt Arndt in ſeinen jüngeren Jahren. Dies Titanengeſchlecht von Publiziſten iſt jedoch für ausgeſtorben zu betrachten, und Niemand, der nicht in der Lage iſt, das Publikum durch eine ähnliche geiſtige Ueberlegenheit feſſeln zu können, ſollte es wagen, ihre erhabenen Prärogativen uſurpiren zu wollen, am wenigſten zuletzt ein Anonymus.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß uns dieſe Rügen durch das vorliegende Buch ausgepreßt worden ſind. Und doch zürnen wir dem Verfaſſer nicht unſertwegen, ſondern um ſeiner und der guten Sache willen, der er einen ſo ſchätzbaren Dienſt geleiſtet hat. Das Buch „Preußens Zukunft“ iſt werth von Allen geleſen zu werden, in denen der zerſtörende Tritt der conſtitutionellen Geſetzgebung den Geiſt der Vaterlandsliebe noch nicht ganz bis zu dem unſeligen Grade abgeſchwächt hat, in welchem er, nach dem Urtheil des Verfaſſers, bei der eigentlichen Maſſe des preußiſchen Volkes bereits abgeſchwächt worden ſein ſoll. Der Verfaſſer ſagt auf keiner Seite Neues, er ſagt durchgängig nur Altes, (er gehört überhaupt nicht zu den geiſtreichen Naturen); aber er ſagt es auf eine ſo dämoniſch trockene Weiſe und zugleich ſo ausſchließlich an der Hand ſtatiſtiſcher Vergleiche und Zahlen, daß auch derjenige, der vollkommen zu wiſſen glaubte, wie es um Preußen ſteht, Neues zu vernehmen meint und ſich dem mächtigen Eindrucke ſeiner überaus ruhigen Auseinanderſetzung bis zu deren Schluſſe willig überläßt und hingiebt. Die Schrift könnte eben ſo wohl den Titel führen: „Revolution und Judenthum“. Denn herab von der berüchtigten „ſchwarzen Bande“, die der franzöſiſchen Revolution von 1789 auf Schritt und Tritt folgte, um aus deren ſtaatsräuberiſchen Unternehmungen unbemeſſene Kapitale zuſammen zu gaunern, während rings um ſie her das ausgeplünderte Volk zur Bettelhaftigkeit verarmte, bis zu dem heutigen Tage, wo das mit der Revolution verſchwiſterte Judenthum in der Plutokratie die tonangebende Macht im Staate nun wirklich geworden, ſehen wir nur die beiden

Mächte Revolution und Judenthum auf der hiſtoriſchen Tenne als die alleinigen Sieger zurückbleiben. Inſofern gewinnt die Schrift auf ganz unabſichtliche Weiſe und trotz des ſie durchdringenden trockenen Tons ſogar eine tiefere culturhiſtoriſche Bedeutung, denn es kann und wird nicht ausbleiben, daß vorurtheilsloſe Geſchichtsſchreiber ſich der darin niedergelegten Fingerzeige bemächtigen, um genauer darzuthun, welchen Antheil das Judenthum an der Revolutionirung der chriſtlich-europäiſchen Welt überhaupt gehabt und von welchen landesverrätheriſchen und ſchmutzigen Beweggründen es dabei geleitet geweſen. Auch der Verfaſſer iſt der Anſicht, daß dieſes Anſchmiegen des Judenthums an die revolutionären Beſtrebungen der Zeit, lediglich um ſich an denſelben zu bereichern, dem Judenvolke ſchon in ſehr naher Zeit theuer auf ſeinen Kopf kommen werde; und es hat etwas Schreckhaftes, wenn ein ſo kühler Beobachter im ruhigen Fluß ſeiner Rede und ſo ganz beiläufig niederſchreiben kann, daß der Haß des Volkes gegen das Judenthum ſich bis zur „Wuth" geſteigert habe.

So viel über die allgemeine Richtung der Schrift. Was nun ihre nähere, auf dem Titel in hinlänglicher Deutlichkeit ausgeſprochene Aufgabe anbelangt, ſo haben wir zu tadeln, daß der Verfaſſer es völlig im Dunkel läßt, von welcher politiſchen und ſtaatsrechtlichen Baſis aus er ſelbſt den Entwickelungsgang der Geſetzgebung in Preußen betrachtet. Denn alle Achtung vor den Reſultaten ſtatiſtiſcher Vergleiche, der Verfaſſer dürfte wohl ſelbſt nicht glauben, daß ſie über den Werth und Unwerth legislativer Grundſätze endgültig entſcheiden. Nach dieſer Seite hin macht ſich überhaupt eine erhebliche Lücke in der politiſchen Erkenntniß des Verfaſſers bemerkbar; und wenn er den Conſtitutionalismus einfach als „die Brücke zur Republik" bezeichnet, eine Anſicht, die für viele Tauſende vollkommen den Rang einer höchſten politiſchen Ueberzeugung einnimmt, ſo ſagt er zwar Etwas, das Alle unbeſehen unterſchreiben, am liebſten ſchon die enragirten Conſtitutionellen ſelbſt, aber er wird ſelber zugeben, daß er damit vorläufig nur ein vereinzeltes Urtheil aufſtellt, und zwar ein ſolches, das an und für ſich weder die Mittel noch die Berechtigung enthält, über die Principien der Preußiſchen Staatsgeſetzgebung von 1807—1810 zu entſcheiden. Und in dieſer Geſetzgebung iſt doch am Ende die Quelle, ja der virtuelle Anbahner der Geſetzgebung von 1848—1860 zu ſuchen! Die eben ſo gewaltige wie gewaltthätige Alteration, welche das Preußiſche Staats- und Volksleben vor einem halben Jahrhundert erlitt, wird zwar nach der gemeinen Lüderlichkeit ihres revolutionären Charakters vollkommen richtig bezeichnet, wenn der Verfaſſer ihre Urheber „Ideologen" und „Tugendbündler" ſchilt; aber es heißt denn doch die Tiefe der hiſtoriſchen Auffaſſung verfehlen, wenn er jene Alteration damit abfertigen zu können vermeint, und völlig ununterſucht läßt, woher dieſe politiſchen „Ideologen" ſo plötzlich gekommen, aus welchen Gründen ſie ſo mächtig geworden und wie viel wirklich abgelebte Zuſtände, wirklich entgeiſtigte ältere Formen des Preußiſchen Staatsweſens dazu beitrugen, wie wenig endlich dieſe Zuſtände geſunden Stoffs zu geſunderen Umbildungen in ſich enthalten haben. Mit dem gelegentlichen Hinweis auf die franzöſiſche Revolution iſt dieſe Kernfrage bei weitem noch nicht

gelöst. Lange vor der Revolution von 1789 hatte sich, angesteckt durch die Lehren Rousseau's und der Encyclopädisten, mitten im Herzen Deutschlands (Erlangen 1772) eine geheime Gesellschaft zu dem bestimmten Zwecke gebildet, die Monarchie nach den neueren Grundsätzen umzuformen, insbesondere die landesherrliche Gewalt durch Beamte aus ihrem Schooße einschränkend zu zustutzen. Aus dieser Gesellschaft, deren Adepten sich vorzugsweise an die protestantischen Regierungen Norddeutschlands heranzudrängen wußten und die ausgesprochenermaßen die Preußische Monarchie als den Heerd ihrer Pläne ersehen hatten, waren jene Neuerer hervorgegangen, die in der Gesetzgebung von 1807—1812 ihren Ideen den ersten praktischen Ausdruck gaben und in ihrer Person und Wirksamkeit zugleich das Fundament des seitdem eben so gewaltig wie berüchtigt gewordenen Büreaukratismus in Preußen legten. Inwiefern aber diese politische Sekte bei dem von ihr in den Vordergrund gestellten Zwecke, das Königliche Cabinet, als die Immediat-Instanz der landesherrlichen Machtvollkommenheit, von sich unbedingt abhängig zu machen — eine Intention, die ihr dann auch mit entschiedenem und bleibendem Erfolge geglückt ist — inwiefern sie dafür gerade damals geebnete Bahn in den Verhältnissen vorfand, wie viel der von der ruhmreichen Höhe einer gesunden echt Preußischen Staatseinsicht und kräftiger Betheiligung an der Regierung herabgekommene Adel zu dem Gelingen dieser Umsturzpläne selbst beitrug, wie schonungslos die Königliche Souveränität selbst die Keime und Triebe eines freien selbstständigen Volkslebens bis auf den Rest in sich absorbirt und dadurch jeglicherlei Revolutionirung überhaupt den Boden zubereitet hatte — das und Anderes ist denn doch von zu entscheidendem Einflusse bei jener Gesetzgebung geworden und deutet zu bemerkbar auf Zustände eigenthümlicher Art, als daß dieselbe so ohne Weiteres der Revolution von 1789 oder was in dem Lager der Gegner ebenso gebräuchlich geworden, dem Mißgeschick des Kriegs von 1806 und 1807 in die Schuhe geschoben werden dürfte. Und davon abgesehen, so entschlüpft einer derartigen Auffassung auch das einzige Medium, das innere (büreaukratische) Getriebe der gesammten modernen Gesetzgebung in Preußen zu verstehen. Indem nun aber unser Verfasser in diesen Fehler gleichfalls verfällt, erscheint er völlig in dem Lichte eines Beurtheilers ohne Basis, ja, wenn wir seine Ansicht über die Städteordnung vom 19. November 1808 (S. 38—40) genau zergliedern, so will uns sogar bedünken, als ob er wirklich keine solche eigne Basis unter sich habe. Zum mindesten dürfte er heut, und selbst bei Denen, die sonst überall mit ihm einverstanden sind, nicht so gar Viele finden, die sein Urtheil über das erwähnte Gesetz unterschreiben. Es deutet dies wie so manches Andere in dem schätzbaren Buche auf ein gänzliches Verkennen, wenn nicht auf geflissentliche Ablenguung der ständischen Staatsform zurück. Kurz, es ist eine häßliche Lücke an dieser Arbeit, daß ihr höchst ehrenwerther Verfasser keinen erkennbaren festen politischen Standpunkt für sich selbst einnimmt, noch auch nur beansprucht.

Wir glaubten diese Bemerkungen im Interesse der guten Sache, der ja auch unser Verfasser dienen will, um so weniger verschweigen zu dürfen, als es

immerhin ein bedeutungsvolles Zeichen der Zeit ist, daß selbst Männer, die sich auf keinem der erkennbaren Parteistandpunkte bewegen, die recht eigentlich zu den sogenannten „Unabhängigen" zählen, in ihrem Urtheil über die actuellen vaterländischen Zustände zu dem nämlichen traurigen, fast möchten wir sagen, aussichtslosen Schlusse gelangen, der dermals die Edelsten und Besten des Landes wie zu Einem Zeugnisse gegen dieselben vereinigt. Wie es scheint, von Fach Statistiker oder der statistischen Denk- und Beurtheilungsweise jedenfalls vorzugsweise ergeben, setzt der Verfasser auf dem breiten Theater vom Jahre 1807 — 1860 eine Figuration von Thatsachen in Bewegung, die, wie bekannt auch jede einzelne sein mag, in dieser dichten und geschlossenen Reihenfolge von wahrhaft ergreifender Wirkung werden. Seine Forderung lautet einfach: Volkswohl oder Revolution? und er stellt sie als ein Mann, der den der Revolution ergebenen, mit Judenthum stark verquickten dermaligen Liberalismus in seinen Werkstätten, unmittelbar über seiner Arbeit ertappt und beobachtet hat. Er nennt es einen Hohn, dem Volke eine papierne Constitution als Heilmittel für die Drangsale und Gebrechen, die und an denen es leidet, darzubieten. „Befremdend," sagt er, „mag es Manchem erscheinen, daß gerade der materielle Wohlstand eines Volkes der Revolutionspartei ein Dorn im Auge ist. Wir sagen: der materielle Wohlstand eines Volkes — denn Plutokraten, Actien- und andere Spekulanten, Juden und Wucherer mögen reich werden, wie sie wollen, dagegen hat der Revolutionismus nicht das Mindeste einzuwenden, eben, weil er mit der Geld-Aristokratie, dem Industrialismus, dem Judenthum alten und neuen Styls und dem Wucherthum unter einer Decke steckt. Aber auf den Wohlstand eines ganzen Volkes blickt die Revolutionspartei mit dem bittersten Ingrimm. Und weshalb? Weil, wenn schon meist ein Volk überhaupt, so nun vollends ein wohlhabendes Volk keine Lust hat, sich revolutioniren zu lassen, jene Partei einem solchen Volke nur schwer oder gar nicht beikommen kann. Mit klaren deutlichen Worten sprach dies einst ein eingefleischter Revolutionair, der als politischer Flüchtling in Zürich gestorbene Georg Büchner, folgendermaßen aus: Ich denke, schrieb er, mit Schrecken daran, daß es den Fürsten einmal einfallen könnte, den materiellen Zustand des Volkes zu verbessern. Dann ist die Sache der Revolution in Deutschland auf ewig verloren, wenn der Himmel sich nicht erbarmt." Also der Himmel (setzt unser äußerst kühner Verfasser hinzu) soll sich der Revolution in Deutschland erbarmen, damit der materielle Zustand des Volkes nur ja nicht verbessert werde!!!

Zu weit würde es indeß führen, ja wir müßten besorgen, nach einer Seite hin anzustoßen, mit der uns schon jede leise Berührung unwillkommen sein darf, wollten wir dem Verfasser durch sein lehrreiches Buch folgen, um ihn öfter redend einzuführen. Wir beschränken uns daher darauf, das Buch allen Denen zu empfehlen, die sich über die Zustände im preußischen Vaterlande, dem „neuen Kanaan der Juden", wie es der Verfasser zu öfterm nennt, aus dem Augenschein der Thatsachen, nicht aus amtlicher und parlamentarischer Schönrednerei überzeugen wollen. Ein compacteres Gemälde der socialen Zustände, ihrer Ursachen und Quellen hat beziehungsweise noch kein anderer Autor in so beschei-

denen Raum zusammengedrängt. Von der „neuen Aera" erwartet der Verfasser sich nichts. „Was," so ruft er aus, „frommt dem preußischen Vaterlande in so ernster Lage Selbsttäuschung und Schönfärberei?" mit diesem Seufzer auf die innere wie die äußere Politik der „neuen Aera", auf die dem Revolutionismus, der Freigeisterei, der Plutokratie, dem Industrialismus und dem Judenthum gemachten Zugeständnisse hinweisend. „Durch das Alles", sagt er, „sind die Grundvesten des Staates mächtig erschüttert, das geschichtlich begründete legitime Königthum ernstlich bedroht, die Vaterlandsliebe bedeutend abgeschwächt, die moralische Kraft der Nation gelähmt, die materiellen Kräfte des Staates theils nutzlos verbraucht, theils zum Nutzen des Industrialismus, der Geldherrschaft und der Juden verwendet und der ganze Staatskörper seiner früheren Kraftfülle beraubt und beinahe zu einem Knochengerippe heruntergebracht, so daß er schon Mühe hatte, die Katastrophe von 1848 zu überstehen und daher bei einem neuen Stoße, wie damals, zusammenbrechen muß."

Bei einer solchen Ansicht — und sie dürfte eine tief berechtigte sein — kann es dann auch nicht befremden, wenn der Verfasser der Frage nach den Heilmitteln aus dem Wege geht und ihr kaum anderthalb Seiten widmet. Er hofft eben von keinem Mittel mehr was. Das von ihm angegebene ist, auch von anderer Seite, oft in Erwägung gezogen und edle, hochherzige Männer haben ihm Aufmerksamkeit und patriotische Opfer geweiht. Aber, ob es auch auf dem Standpunkte der bis zum Erschrecken weit vorgerückten dermaligen Zerfahrenheit unseres bürgerlichen und socialen Lebens noch von nachhaltig heilender Wirkung sein möchte — das ist die Frage. Dennoch werden wir uns dieser Frage unterziehen, und schon im nächsten Hefte dieses Blattes darauf zurückkommen.

Literarisches.

Der Wildanger. Skizzen aus dem Gebiete der Jagd und ihrer Geschichte, mit besonderer Rücksicht auf Baiern, von Franz von Kobell. Mit Bildern von Ernst Fröhlich (Holzschnitte aus Braun und Schneider's xylographischer Anstalt). Stuttgart bei J. G. Cotta.

Jedem gebildeten Jäger und Jagdfreunde wird dieses äußerlich eben so zierlich und geschmackvoll ausgestattete, als seinem Inhalt nach zu empfehlende Werk in hohem Grade willkommen sein. Es enthält vorzugsweise Darstellungen aus der Geschichte der Jagd. Der Verfasser hat hierbei außer einigen älteren Werken dieses Inhalts auch Archive und mündliche Ueberlieferungen benutzt und einige Erlebnisse eingeflochten. Er lebt in einer jagdreichen Gegend, im südlichen Baiern, und fand daher Gelegenheit, manche lehrreiche Erfahrung zu sammeln. Auch die in der Jägerwelt häufigen Sagen und Mährchen werden gebührender Maßen berücksichtigt. Obgleich der Verfasser fleißig in alten Büchern geforscht hat, so ist seine Darstellung doch keineswegs eine pedantisch gelehrte, sondern vielmehr eine sehr gemüthliche, und nicht selten eine wahrhaft poetische. Der Verfasser ist offenbar mit Leib und Seele

Jäger und äußert dieſe ſeine Vorliebe in beſonders anſprechender Weiſe. Daneben entwickelt er ein nicht zu verachtendes humoriſtiſches Talent, wenn er die verſchiedenen Fährlichkeiten und Verlegenheiten ſchildert, in die der eifrige Jäger gelegentlich geräth, oder auch die wunderbar gemiſchte Geſellſchaft, welche ſich bei größeren Jagden wohl zuſammenfindet.

Aber auch die Freunde der Culturgeſchichte werden viele der hier mitgetheilten Nachrichten und Schilderungen mit Vergnügen leſen. Die Jagd nahm bekanntlich in früheren Zeiten eine viel größere Bedeutung im menſchlichen Leben ein als heutzutage. Da es damals auch in Deutſchland noch eine nicht unbeträchtliche Zahl gefährlicher Raubthiere gab, war die Jagd dem Kriege noch ähnlicher als jetzt und durfte um ſo mehr auf geſchichtliche Bedeutung Anſpruch machen. In Folge deſſen ſind uns viele Erzählungen von Jagdabenteuern aufbewahrt worden, welche ſehr bezeichnend für die Culturzuſtände jener Zeit ſind. In den folgenden Jahrhunderten, und namentlich im achtzehnten, nahmen dagegen die Jagdfeſte, die an fürſtlichen Höfen veranſtaltet wurden, eine in hohem Grade burleske Phyſiognomie an. Im Mittelalter galt bekanntlich das harmloſe Schauſpiel der Reiherbaize als ein beſonders fürſtenwürdiges Vergnügen; in ſpäterer Zeit dagegen nahmen die Parforcejagden den erſten Rang unter den Jagdluſtbarkeiten ein und wurden häufig durch die wunderlichſten Veranſtaltungen in den Kreis der geſelligen Vergnügungen der Höfe hinübergezogen.

Als eine Probe der humoriſtiſchen Schilderungen aus der Gegenwart, welche der Verfaſſer ſeiner Darſtellung gelegentlich einfügt, mögen hier die Bemerkungen folgen, welche ſich an der Spitze des Abſchnittes von der Hühnerjagd finden.

Jemehr ſich für ein Jagdgehege die Reize der Einſamkeit und Wildniß verlieren deſto weniger Poeſie erhebt die Jagd. Einen Haſen im Krautgarten ſchießen, ein Rebhuhn neben einem alten Weib, welches Kartoffeln ausgräbt, will nicht viel heißen; es iſt auch wenig anziehend, wenn man Landſtraßen paſſiren muß und einem ein Handwerksburſche zupfeift und auf den Acker hindeutet, wo die Hühner eingefallen, oder wenn ein Bauer von ſeinem Wagen ein „links oder rechts“ commandirt, wo man hingehen ſoll, und dergleichen. — Die Proſa beherrſcht das Revier, ja ſie zieht ſogar Juchtenſtiefel an, ſetzt einen grünen Hut auf mit allerlei Federputz, worunter ſelten der Flügel des guten Nußhehers fehlt, trägt eine Flinte und miſcht ſich unter die Jäger. Man erkennt ſie leicht, dieſe Pſeudo-Diana, denn ſie hat immer Hunger und Durſt, und die Knackwurſt in der einen, die Weinflaſche in der andern Hand, iſt ſie oft zu ſehen; ſelbſt in Augenblicken, wo das kleine Gewild aufrauſcht aus den ſtarrenden Stoppeln; dann flucht und lacht ſie zu gleicher Zeit und zählt ſolche Vorfälle zu ihren notabelſten Abenteuern. Gilt es gar ein geflügeltes Huhn zu fangen und ſie fällt einige Mal auf den Bauch, ſo geht nichts darüber und wird ſelbſt die Poeſie angerufen, das Ereigniß mit ihren Zierden zu feiern, oder die Kunſt, es auf einem Pfeifenkopf zu verewigen. Dieſe Diana hat großen Anhang und wird von vielem Volk verehrt. Sie iſt ja ſo tolerant, ſo gut und harmlos, ſie verlangt keine Waidmannswiſſenſchaft, ſie kennt ja ſelber keine, ſie verlangt keine Waidmannsſprache, warum ſollte auch nicht Jeder reden, wie es ihm beliebt, warum ſollte er nicht ſagen dürfen, daß der Haſe lange Ohren hat und das Reh vier Füße und dergleichen, es iſt doch ſo wahr, ſie verlangt keine Weidmannskleidung, denn das Kleid macht ja nicht den Mann, und ein abgetragener Frack und ditto Felber iſt oft nicht beſſer zu verwenden, als da draußen, wo es regnen kann, und wo man nicht immer ein Dach zum Unterſtehen findet. Und wie lockend für eine Jagd, und wie beruhigend iſt der

Gedanke, daß, nachdem die Jagdtasche ihres Proviants ledig, die Gefahr, von Hunger und Durst gequält zu werden, bei einiger Kenntniß der Gegend und ihrer Wirthshäuser, wenn nicht gänzlich zu beseitigen, doch gewiß so zu reduciren ist, daß ihr das wirklich Erschreckende genommen wird, daß sie nur dient, die Genüsse zu erhöhen, um derentwillen man ausgezogen. Wenn es eine Seelenwanderung giebt, oder wenn es im Kreislauf der Materie nach einer modernen Philosophie in Aussicht steht, daß ein Jäger zum Wild, und warum dann nicht auch zum Rebhuhn werden kann, und es muß ihn das Schicksal treffen, vom Schusse eines solchen Schützen zu fallen, wie die oben erwähnten, so mag es wohl eine Strafe und Sühne sein für alle Sünden, die er je begangen hat und hätte begehen können.

Die zahlreichen Vignetten, welche für einzelne Abschnitte des Werkes beigefügt sind, enthalten zierliche und naturgetreue Abbildungen der meisten jagdbaren Thiere, welche hier besprochen werden, und außerdem finden sich hier noch 12 größere Tafeln, welche Jagdscenen darstellen, und ebenfalls mit Sorgfalt und Geschick ausgeführt sind.

Im Mittelalter gehörte bekanntlich eine Falknerei zu den wesentlichen Bestandtheilen eines wohlausgerüsteten fürstlichen Hofes. Das Abrichten der Falken oder das „Abtragen" wie man es waidmännisch nannte, ihre Pflege, der Handel mit denselben, und ihre Jagden haben viele Tausende von Menschen ihr ganzes Leben hindurch beschäftigt, und ungeheure Summen Geldes sind darauf verwendet worden. Die geschätzteste Art der Vögel, die man zur Jagd abrichtete, waren Falco islandicus und candicanus; man nannte sie Saker falken oder Gerfalken. Sie wurden sehr hoch gehalten und wenn sie in ihrer Art vollkommen und wohl abgetragen waren, mit 1000 Gulden und mehr bezahlt. Man erhielt sie aus Island über Dänemark, aus Schweden und Norwegen und aus der Tartarei. Außerdem wurden der Wanderfalke, der gewöhnliche Edelfalke, der Blaufuß, der Würgfalke, der Habicht und der Sperber zur Jagd abgerichtet.

Die Dressur dieser Vögel war eine höchst mühevolle und harte. Man begann damit, den Falken durch Hunger und Schlaflosigkeit in die äußerste Ermattung zu versetzen. Drei Tage und Nächte und noch länger ließ man ihn nicht zur Ruhe kommen, wobei sich die Falkner ablösen mußten. Nach dergleichen Quälereien wurde der Falke aber, wenn Zähmung zu bemerken war, sehr sanft und liebkosend behandelt, aber erst, wenn er mit seinem Wärter ganz vertraut und gehorsam geworden war, ließ man ihn ein Rebhuhn oder dergleichen fangen, wobei man zu heiße oder kalte Tage vermied, um ihn nicht zu „vergrämen." Erst wenn diese Erziehung schon ziemlich weit vorgeschritten war, begannen die Vorübungen zur Reiherbaize. Man band einem zahmen Reiher ein Tuch um den Hals um ihn vor den Bissen der Falken zu schützen, und steckte an die Spitzen seines Schnabels Hollunderröhrchen, so daß auch er die Falken nicht verletzen konnte. Hierauf setzte man den Reiher aus und ließ ihn durch den Falken aufjagen. Wenn dieser jenen gefaßt hatte, liefen die Jäger hinzu und boten dem Falken ein Huhn dar, während sie ihm den Reiher entzogen.

Bei der Baize selbst wurden die Reiher durch Stöberhunde aufgetrieben, dann zu rechter Zeit der Falke von dem Falkner abgeworfen, und nun begann das Schauspiel. Der Reiher schwang sich, sowie er den Falken erblickte, immer höher und höher, so daß er kaum noch zu sehen war. Der Falke aber folgte ihm pfeilschnell und suchte mit mancherlei Wendungen über den Reiher zu kommen. War ihm dies gelungen, so stieß er auf ihn herunter, und suchte ihn mit den Fängen zu fassen, wobei sich der Reiher mit seinem spitzigen Schnabel wehrte, so gut es ging. Mancher Falke wurde dann vom Schnabel des Reihers gespießt, ein gewandter Kämpfer packte

aber endlich den Gegner und nun fielen sie Beide mit den Flügeln schlagend zu Boden nieder. Nun beeilten die auf ihren Pferden haltenden Zuschauer sich, an den Ort zu kommen, wo die Vögel niederfielen. Dieses Reiten war in mancher Hinsicht gefährlicher, als bei der Parforcejagd, weil man die Augen fast immer in die Luft erhob, um die Vögel zu sehen, und daher Gräben und andere Hindernisse nicht beachten konnte. Ein Berichterstatter meint, es sei sehr zu bezweifeln, ob die Zuschauer wohl den Himmel jemals aus inbrünstigem Verlangen einmal hinein zu kommen, so unverwendet betrachtet haben, als es bei solchem Kampf und Wettflug geschah.

Die Falkenjagd war übrigens auch im Orient bei Türken und Persern gebräuchlich. Marco Polo, der im 13. Jahrhundert Mittel-Asien bereiste, giebt uns folgende Beschreibung von den Falkenjagden, wie sie die Nachkommen des Dschingischan damals trieben. „Im Anfang März", sagt er, „bricht der große Chan, mit beiläufig 10,000 Voglern auf, welche Falken, Habichte, Gerfalken und andere zur Jagd abgerichtete Vögel, an der Zahl 500, mit sich führen. Der Kaiser sitzt in einer hölzernen von vier Elephanten getragenen, inwendig vergoldeten, auswendig mit Löwenhäuten bedeckten Sänfte und hat zu seinem Vergnügen einige Führer und zwölf auserlesene Falken bei sich. Neben den Elephanten reiten viele Edele und Soldaten, welche, wenn sie Fasanen, Kraniche und andere Vögel sehen, davon den Voglern, die um den Kaiser sind, Kunde geben. Diese benachrichtigen davon den Kaiser, öffnen die kaiserliche Sänfte, und lassen die Falken und Habichte los, während der Kaiser auf Matten sitzend, dem Kampfe der Vögel zuschaut. Außer diesen 10,000 Voglern begleiten den Kaiser noch andere 10,000 Menschen, welche paarweise die Haiden durchstreifen und dem Fluge der Falken folgen, um ihnen, wenn nöthig, zu helfen und sie zurück zu bringen.

In Europa war die Falkenjagd schon im sechsten Jahrhundert üblich. Die alten burgundischen und bajuarischen Gesetze erwähnen derselben. Karl der Große und die gleichzeitigen englischen Könige hielten Falken. Die deutschen Kaiser, Heinrich I., Heinrich III., Friedrich Barbarossa und Friedrich II. werden als eifrige Falkenjäger genannt. Friedrich Barbarossa verstand selbst die Kunst, diese Vögel abzurichten und Friedrich II. schrieb ein ausführliches Werk über die Falkenjagd. — Im 14. Jahrhundert waren die Falken der preußischen Lande in besonderem Ruf und bestanden dort eigene Falkenschulen, die berühmteste am großmeisterlichen Hofe zu Marienburg. Die wohl abgerichteten Vögel gingen a ls Geschenke der Hochmeister an die deutschen Höfe, nach England, Frankreich, Ungarn u. s. w. Die Falkner trugen sie auf diesen Reisen bis zu 10 Stück auf Rahmen, Kasen genannt, wie man es oft auf Bildern sieht.

Sogar im Zimmer wurden zuweilen Reiher gebaizt. Bei einem festlichen Banket, welches Karl VII. von Frankreich zu Lille 1453 dem Herzog von Burgund gab, ließ man an einem Ende des Saales einen Reiher steigen und sogleich darauf am andern Ende einen Falken. Dieser stürzte sich auf den Reiher und brachte ihn nach kurzem Kampf mitten im Saal auf den Boden, der so gebaizte Reiher wurde dem Herzog überreicht.

Auch im vorigen Jahrhundert noch war die Jagd mit Falken sehr gebräuchlich. Viele deutsche Fürsten hatten damals noch Oberfalkenmeister-Aemter, welche oft mit 30 bis 40 Personen besetzt waren. Markgraf Wilhelm Friedrich von Anspach und Baireuth baizte in 25 Jahren nicht weniger als 34,429 Stücke Wild. In Holland und England wird diese Jagd noch gegenwärtig betrieben. In Holland sind vorzügliche Reiherstände in der Nähe des königlichen Schlosses Loo in Geldern. Die vor-

tige Falknerei beſteht in zwei Compagnien, jede zu 2 Mann mit 6 Pferden und 20 Falken.

Neben der Reiherbaize, welche von Männern und Frauen mit gleichem Eifer betrieben wurde, war ſchon im Mittelalter die Parforcejagd, an welcher in der Regel nur Männer ſich betheiligten, gebräuchlich und beliebt, vorzugsweiſe in Frankreich. Schon Ludwig XI. wird als großer Parforcejäger genannt, und unter Karl VI. glänzte der Graf Gaſton de Foix der unter dem Namen Phöbus, über die Jagd und beſonders die Parforcejagd ſchrieb, als einer der berühmteſten Jäger ſeiner Zeit. Franz I., Heinrich II. und deſſen Gemahlin Catharina von Medici liebten dieſe Jagd und Letztere ritt auf einem Männerſattel mit, obgleich ſie mehrmals abgeworfen wurde. Karl IX., Catharina's Sohn, ſchrieb ein berühmt gewordenes Werk über die Hirſchjagd. Heinrich IV. forcirte oft an einem Tage 4 bis 6 Hirſche, und Ludwig der XIV. wußte auch dieſe Jagdfeſte mit Glanz und Luxus zu umgeben. Im Jahre 1671 gab er zu Chanlilly eine Parforcejagd bei Nacht, wobei der Wald von Lampen und Fackeln erhellt war, und in dem Glanz ebenfalls ſchöne Damen funkelten, ein Feſt, welches ein Prinz von Conde ſpäter eben da in ähnlicher Weiſe wiederholte.

Erſt um dieſe Zeit kam die Parforcejagd nebſt anderen franzöſiſchen Sitten nach Deutſchland, und wurde ſeitdem von den meiſten deutſchen Fürſten leidenſchaftlich betrieben. — Auch hier bemühte man ſich zuweilen, dieſe Jagden in möglichſt bequeme und glänzende Hoffeſtlichkeiten zu verwandeln. Im Jahre 1722 begaben ſich der Kurfürſt Max Emanuel von Baiern mit der Kurfürſtin, mehreren Prinzeſſinnen und der Kurfürſt von Köln nebſt zahlreichem Gefolge nach dem Stahrenberger See und beſtiegen daſelbſt Schiffe, welche in der Nähe des Parks von Forſtenried aufgeſtellt waren. In dieſem Park war ein Auslaß ſo eingerichtet, daß der gejagte Hirſch gezwungen werden konnte, dort auszubrechen und ſich in den See zu ſtürzen. Wohl 20 Mal kam er an das Ufer, und ging jedesmal, durch den Anblick der Schiffe geſchreckt, wieder zurück. Endlich durch die Hunde gedrängt, ſprang er in das Waſſer und die Hunde ſetzten ihm ſchwimmend nach und umringten ihn. Sogleich tauchte er unter und verlor ſich aus dem Geſicht, aber bald erſchien er wieder auf dem Waſſer und wurde auf's neue von den Hunden verfolgt. Dieſer Kampf dauerte beinah eine Stunde und gewährte „unendliches Vergnügen."

Eine kunſtgerechte Parforcejagd wurde faſt immer folgendermaßen veranſtaltet: Nachdem der Hirſch durch den Leithund beſtätigt war, wurden theils berittene Jäger, theils ſolche zu Fuß mit Hunden auf die ſogenannte Fürlagen, Relais, vertheilt, d. h. an Orte, welche der Hirſch paſſiren mußte. Auf einer ſolchen Fürlage waren 20 bis 30 Hunde. Der Jagdherr und ſein Gefolge begaben ſich alsdann zu Fuß an den Standort des Hirſches und vertheilten ſich ſo, daß der aufgeſprengte Hirſch von dem einen oder andern geſehen werden mußte. Darauf wurde der Hirſch von der Jägerei mit den Leithunden aufgeſucht und angejagt. Sowie dies geſchehen war, ging die eigentliche Jagd mit der Meute, die manchmal bis hundert und mehr Hunde zählte, an, denn wenn der Hirſch auf die Fürlagen kam, mit den dort aufgeſtellten Hunden weiter und mit Reiten und Laufen, mit Waidgeſchrei und Hornruf, durch Wald und Feld gings dahin oft bis in die Nacht hinein. Die Piqueurs leiteten die Jagd, die Hunde wurden öfters zum Halten gebracht, theils um andere nachkommen zu laſſen, oder wenn ſie die Fährte verloren hatten. Man nannte das Stopfen. So oft der Hirſch erblickt wurde, erſchallte der Ruf „Tajo." — Der Hirſch machte häufig Wiedergänge, ſchwamm lange Strecken in einem Fluß hinab, geſellte ſich zu andern Hirſchen,

und es war oft ſchwer ihn auszumachen, aber endlich mußte er doch der Meute erliegen. Viele Hirſche wurden, beſonders bei den ſpäteren Parforcejagden, gradezu todtgejagt und waren die Hunde abgerichtet, den Hirſch nicht anzufallen, damit die Jagd länger dauere. Geſchah es aber, wie das oft der Fall war, daß ſich der Hirſch vor den Hunden ſtellte, ſo birſchte ſich ein Jäger an und gab ihm den Fang mit dem Hirſchfänger, oder einen Schuß auf den Kopf. Es geſchah dieſes meiſtens in Gegenwart der ganzen Jägerei und wurde das Halali dabei geblaſen:

Nun waren auch die Jäger kommen,
Umringten ihn mit Lärm und Schall
Zum Abfang blaſend mit lautem Hall.
(Triſtan und Iſolde.)

Um dem Jagdherrn die Ehre des Abfangens oder Fallens zu laſſen, wurden die Hunde oft zurückgehalten, wenn der Hirſch nicht mehr weiter konnte, und der Fürſtenruf geblaſen.

War der Hirſch gefällt, ſo wurde ihm der rechte Vorderlauf abgelöſt und dem Jagdherrn als Ehrengabe überreicht. Dann folgte das Curee-Machen, ſchon bei Gaſton de Foix unter dieſem Namen erwähnt, welches darin beſtand, daß man über den zerwirkten und klein zerlegten Hirſch die Decke mit dem Kopf und Geweih legte, dann die Hunde in die Nähe brachte, ihnen den Kopf zeigte und mit raſchem Wegziehn der Decke den Hirſch preisgab.

In ähnlicher Weiſe, wie dieſe beiden Arten der Jagd ſchildert Herr von Kobell nun auch die Jagd auf Bären, Wölfe, Luchſe, Wildſchweine, Gemſen, Steinböcke, Rehe, Füchſe, Haſen, Murmelthiere, Biber, Fiſchottern, Auerhähne, Birkhühner, Haſel- und Rebhühner, Faſanen, Schnepfen, wilde Enten und Gänſe u. ſ. w. und umfaßt ſo alle Zweige der Jagd, die in Europa und namentlich in Deutſchland und der Schweiz betrieben werden.

Maria Regina. Eine Erzählung aus der Gegenwart von Ida, Gräfin Hahn-Hahn. 2 Bände. Mainz bei Kirchheim.

Die Gräfin Hahn war früher bekanntlich eine ſogenannte emancipirte Frau; ſie erklärte, die höchſte Aufgabe des Menſchen ſei, ſeine Neigungen zu befriedigen, und faſt jede Regel, welche die Willkür des Einzelnen beſchränke, ſei eine Thorheit, welche jeder Gebildete zu bekämpfen habe. Dies that ſie auch mit Eifer und Ausdauer in ihren zahlreichen Werken, in denen ſie der Leidenſchaft, und namentlich der Geſchlechtsliebe Altäre erbaute und dabei bekanntlich Sitte und Anſtand oft ſchwer beleidigte.

Allmählig aber erſchienen ihr die Entzückungen der Leidenſchaft denn doch unbefriedigend, und ſie lebte nun einige Jahre in einem Zuſtande vollkommener, blaſirter Gleichgültigkeit, den ſie nicht verabſäumt hat, ebenfalls in einem ihrer Romane zu ſchildern. Ihr Geiſt war aber noch zu lebendig, als daß ſie in dieſem Zuſtande hätte verbleiben können, und da ſie zu den „Emotionen" wie ſie ſich gern ausdrückte, ihrer Jugend natürlich nicht zurückkehren konnte, ſo erhob ſie ſich zu den Entzückungen der Andacht, der Aſceſe. Und um dieſelbe inbrünſtige Begeiſterung, welche ihr Gemüth nun erfüllte, auch in Anderen zu erwecken, hat ſie die vorliegende Erzählung geſchrieben, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieſelbe wirklich einen derartigen Einfluß ausüben

wird, denn ſie iſt mit Feuer und Schwung geſchrieben und alſo ganz geeignet, zündende Funken in Gemüther zu werfen, welche durch angeborene Anlage oder durch Erziehung darauf vorbereitet ſind, ſich für aſcetiſche Lebensanſichten zu begeiſtern.

Wir finden hier alſo eine Verherrlichung des Kloſterlebens, als deren Weſen eine vollſtändige Abtödtung des natürlichen Menſchen, ein vollſtändiges Aufgehen in Gott bezeichnet wird. Es wird ausdrücklich geſagt, daß, wer ſich in würdiger Weiſe dieſem höchſten Gottesdienſte widmen wolle, nicht nur das Sündhafte in ſich abzutödten habe, ſondern auch das Gute und Edle, in ſo weit es noch ein Natürliches iſt; er ſoll ganz „leer von ſich," gleichſam eine leere Hülſe werden, welche alsdann vollſtändig von Gott ausgefüllt wird. Als das wirkſamſte Mittel, zu dieſem Ziele zu gelangen, wird der Schmerz bezeichnet, und deshalb wird nicht nur jedes Unglück, das dem Einzelnen widerfährt, als ein Act der Gnade, als ein Beweis beſonderer Vorliebe Gottes für den alſo Heimgeſuchten betrachtet, ſondern es wird auch dem, der einen höheren Grad dieſer Begnadigung zu erlangen trachtet, gerathen, ſich ſelber Schmerzen zu bereiten, und zu dieſem Ende namentlich die drei Gelübde des Kloſterlebens, welche als drei Kreuzesnägel bezeichnet werden, auf ſich zu nehmen und gewiſſenhaft zu befolgen. Je mehr Schmerzen die Erfüllung dieſer Gelübde ihm bereitet, für deſto begnadigter darf er ſich anſehen; aber auch dieſes Gefühl darf er nicht zu lebhaft in ſich werden laſſen. Wer etwa einen Genuß im „übernatürlichen Leben" fände, der wäre nur ein Lohndiener, er bewieſe, daß es ihm noch nicht gelungen wäre, ſich ganz frei von weltlichen Gelüſten zu machen. Wer ohne Widerſtreben in ein Kloſter geht oder darin lebt, befindet ſich ebenfalls nicht auf der höchſten Stufe der Heiligkeit, denn ihm entgeht ja dann die Gelegenheit, Opfer zu bringen, aus Liebe zu Gott zu leiden. Weil es daher der Verfaſſerin nicht paſſend erſchien ihrer Maria Regina eine lebhafte Sehnſucht nach irdiſchen Freuden zuzuſchreiben, und weil dieſe dennoch zur höchſten Stufe der Heiligkeit erhoben werden ſollte, ſo wird ſie noch mit einer entſetzlichen, unheilbaren Krankheit begnadigt, und nun erſt als eine ächte Braut Chriſti geprieſen. „Das ſind ſo recht die unergründlichen Schickungen Gottes, an denen der Unglaube ſolchen Anſtoß nimmt, und worin wir ein Geheimniß voll himmliſcher Liebe ahnen. Wodurch belohnt er das freudige Opfer, daß Regina ihm bringt? Durch ein ſchauerliches Leiden, durch einen martervollen Kreuzgang, deſſen Ende der gewiſſe und nahe Tod iſt. Er konnte ſie leben und im Schatten ſeiner Gnade friedlich blühen laſſen, wie eine Blume des Waldes zu ſeiner Ehre und Anderen zum Troſt und zur Erbauung. Statt deſſen wendet er ihr das volle Licht, ja die Flammenpfeile ſeiner Gnade zu, und kränzt ſie mit grauſamen Dornen. Das iſt die ächte Braut Chriſti."

Auch bei der Wahl des Ordens kommt dieſe Theorie zur Anwendung. Als ein junger Mann von vornehmer Geburt erklärt, er wolle Kapuziner werden, wird ihm eingewendet, daß er wegen der feinen Weltbildung, die ihm eigen iſt, vielleicht beſſer thäte, Jeſuit zu werden. Er aber erwiedert: „Der Weltgeiſt haßt den Jeſuiten. Im Haß liegt ein Etwas, das meiner Eigenliebe ſchmeicheln könnte. Der Weltgeiſt verachtet den Kapuziner: Verachtung kann ich nur durch Gottes Gnade ertragen, und da ich leben und weben will nach der Ordnung der Gnade, ſo werde ich Kapuziner." — Auf die practiſchen Zwecke der Kirche wird dabei durchaus keine Rückſicht genommen. Nach dem Eintritt in das Kloſterleben wird den Vorgeſetzten unbedingter Gehorſam entgegen getragen; vorher aber bei dem Entſchluß einzutreten, kommt nur das eigene religiöſe Bedürfniß in Betracht. Jeder Gedanke daran, daß man vielleicht für dieſes oder jenes Kirchenamt brauchbar wäre, würde überdies ſchon als weltlicher Hochmuth erſcheinen.

Die Einwirkung auf Andere wird hierbei nicht ganz ausgeſchloſſen; doch wird dabei hauptſächlich auf die Kraft des Gebetes gebaut, durch welches der Fromme die Gnade Gottes nicht nur auf ſich ſelbſt herabzuziehen vermag, ſondern auch auf Andere. Eine eigentlich ſeelſorgende Thätigkeit wird hier in der Regel nur dann geübt, wenn eine Aufforderung von Außen dazu den Anlaß giebt. Dann aber wird auch das höchſte Maaß von Eifer enthüllt; unter Anderem zieht ein fünfundſiebenzigjähriger Greis ſich den Tod durch die fromme Eile zu, mit welcher er in ſtürmiſcher Winternacht der Aufforderung, einem Sterbenden beizuſtehen, folgt.

Mit beſonders lebhafter Freude wird es natürlich aufgenommen, wenn ſich Gelegenheit darbietet, eine Bekehrung herbeizuführen. Der Uebertritt einer Jüdin zum Katholicismus iſt eine der Hauptbegebenheiten der Erzählung, und wird mit ganz beſonderer Vorliebe behandelt. Neben ihr finden ſich noch mehrere Bekehrungen, faſt immer aber folgt ihnen auch der Eintritt in das Kloſterleben. Daß Jemand ein gläubiger Katholik ſein könne, ohne wenigſtens den lebhaften Wunſch zu fühlen, Kloſtergeiſtlicher zu werden, liegt offenbar gleichſam außerhalb des Geſichtskreiſes der Verfaſſerin. Als dem ſchon erwähnten vornehmen Jünglinge eingewendet wird, er könne auch in der Welt Gott dienen, erwidert er: „Die Welt iſt ſo vermorſcht und verweſ't, daß man bei jedem Schritt in ihren Moder von Lüge und Sinnlichkeit verſinkt, und ihr nur dadurch helfen kann, daß man ſich außerhalb ihrer Strömung hält, um die Schiffbrüchigen und die gefährlich Schwimmenden zu retten. Wenn ſich der Maſſe der abgefallenen Geiſter gegenüber nicht andere erheben, welche ſich der Gnade in die Arme werfen, und genau den entgegengeſetzten Weg gehen, den die Welt geht, was ſoll dann aus dem Chriſtenthum werden?“ Der Papſt, welcher ſeine weltliche Herrſchaft vertheidigt, ſcheint nicht ganz derſelben Anſicht zu ſein.

Es ſind für die Verfaſſerin offenbar nur zwei Lebenskreiſe vorhanden, jene vermorſchte Welt und das Kloſter. Es darf wohl kaum bemerkt werden, daß ſie religiöſe Vorſtellungen, die von der ihrigen abweichen, für ſie ganz unbegreiflich, ja gewiſſermaßen für unmöglich erklärt. „Ich begreife eher, ſagt ſie unter Anderem, die rohe Negation aller göttlichen Offenbarung, als den Vorſchlag, eine Offenbarung außerhalb der katholiſchen Kirche anzunehmen. Welche Verwirrung des Verſtandes und Verirrung der Vernunft gehört dazu, um die ewige Wahrheit irgend wo anders zu ſuchen als dort, wo der Weltheiland ſie niedergelegt hat.“ Das Wo iſt ja aber eben die Streitfrage!

Als Kunſtwerk betrachtet, iſt die Erzählung ſehr ungleich gearbeitet; die Tendenz derſelben fordert die Unterbrechung der eigentlichen Geſchichtserzählung durch längere Abhandlungen, und die handelnden Perſönlichkeiten ſind meiſt nur ſchwach characteriſirt, und zwar gerade die Hauptperſon, Maria Regina ſelbſt, am ſchwächſten. Dagegen ſind manche einzelne Scenen ſehr lebendig und anſchaulich geſchildert. Die Beſchreibung einer Wallfahrerandacht zu Einſiedeln und der damit verbundenen Bekehrung eines Freigeiſtes, die Erzählung von dem Tode eines alten Tagelöhners nebſt dem daran geknüpften Abſcheiden des frommen Geiſtlichen, welcher jenem die letzte Wegzehrung gereicht hat, und manche andere ſind wahrhaft anſchauliche und ergreifende Gemälde. Der Ton der geſammten Darſtellung unterſcheidet ſich von dem, welcher in den früheren Werken der Verfaſſerin vorherrſchte in ſehr bedeutender Weiſe. Er iſt ernſt und würdig; man fühlt bei jedem Worte, daß hier tiefgefühlte Ueberzeugungen zum Ausdruck gelangen.

Correſpondenzen.

Aus der Hauptſtadt.

8. December.

Se. Majeſtät der König iſt in der letzten Woche weniger mittheilſam geweſen als dies bisher der Fall war. Nach dem erſten Erſcheinen des Ausſchlages auf dem Kopfe, war der hohe Leidende unverkennbar aufgemunterter; die Aerzte haben aber gleich von Anfang an dieſer Erſcheinung keine erhebliche Bedeutung beigelegt, wenigſtens nicht angenommen, daß dieſelbe das Zeichen einer Kriſis ſei. Die aſthmatiſchen Beſchwerden, von denen Ihre Majeſtät die Königin ſeit einiger Zeit heimgeſucht war, haben ſich in den letzten Wochen erheblich gemindert.

Se. Königliche Hoheit der Prinz Albrecht iſt am 30. November nach Dresden abgereiſt.

Ihre Königliche Hoheit die Frau Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin iſt am 29. November Nachmittags von Schwerin hier eingetroffen und einige Stunden ſpäter zu einem Beſuche bei Ihren Königlichen Hoheiten dem Prinzen und der Frau Prinzeſſin Friedrich der Niederlande weitergereiſt.

Se. Königliche Hoheit der Prinz Friedrich Carl traf am 3. December von Deſſau wieder in Potsdam ein. Ihre Königliche Hoheit die Frau Prinzeſſin Friedrich Carl kehrte am folgenden Tage ebenfalls über Berlin nach Potsdam zurück.

Die Aufſtellung der Liſte der zu den Hofjagden in Letzlingen einzuladenden Perſonen gehört begreiflicher Weiſe nicht zu den unbedenklichſten Obliegenheiten des Oberjägermeiſters, wenn auch die Liſte, durch das Hofmarſchallamt dem Allerhöchſten Herrn vorgelegt, von Dieſem Selbſt ihre definitive Feſtſtellung erhält. Auch in dieſem Jahre hat ſich die Sehnſucht nach einer ſolchen Einladung recht lebendig erwieſen. Von den Miniſtern haben eine ſolche erhalten die Herren von Auerswald, von Schleinitz und Graf Schwerin; der Letztere zumeiſt in ſeiner Eigenſchaft als Gutsbeſitzer in der Provinz Sachſen. Die diesjährige Hofjagd wird ſich in ſofern von den vorjährigen unterſcheiden, als am zweiten Tage nicht wie ſonſt, Jagd im Freien, ſondern wie am erſten Tage ein eingeſtelltes Jagen ſtattfinden ſoll.

In den Hofkreiſen erzählt man ſich als zuverläſſig, daß die Oberhofmeiſterin Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzeſſin Friedrich Wilhelm, die Gräfin zu Dohna, demnächſt von dieſer ihrer Stellung zurücktreten werde. Die Oberhofmeiſterin iſt die Wittwe des Ober-Marſchalls im Königreich Preußen, Reichs-Burggrafen, Grafen Heinrich zu Dohna-Wundlachen und Schweſter des Burggrafen und Grafen Otto zu Dohna-Reichertswalde, Majoratsherrn auf Reichertswalde.

Die Harmonie, die bisher in unſern liberalſten Beamtenkreiſen geherrſcht hat, wird ſich auch daraus entnehmen laſſen, daß der jetzt zur Disvoſition geſtellte Ober-Staatsanwalt Schwarck als Berliner Wahlmann für Schulze-Delitzſch als Abgeordneten geſtimmt hat, während der Miniſter des Innern, Graf Schwerin, die Wahl eben dieſes Schulze-Delitzſch in Anclam wenigſtens nicht gefördert hat.

Die verſchiedenen Gerüchte über den Rücktritt des Juſtizminiſters Simons finden durch die Unterhandlungen in Betreff ſeines Nachfolgers ihre Erledigung. Der Rücktritt des Herrn Simons wird jedoch, wie wir gehört haben, erſt in einigen Wochen ſtattfinden, und ſoll derſelbe hierin einem ausgeſprochenen Wunſche des Staatsminiſteriums nachkommen, welches den Schein vermeiden will, als gebe es dem bezüglichen Drucke von außen nach, der ſich in Folge der Stieber'ſchen Unterſuchung ſo be-

merklich gemacht hatte. Was seinen Nachfolger anbetrifft, so steht es unzweifelhaft fest daß Unterhandlungen mit dem Vice-Präsidenten Simson, und zwar auf Antrieb des Ministers v. Auerswald gepflogen worden sind. Daß Herr Simson dem Rufe in's Ministerium gern folgen werde, nahm man in der vergangenen Woche mit voller Bestimmtheit an. Dieser Herr versteht Alles gleich schlecht und gleich gut.

Nun nur noch Herr Kosch als Cultusminister, und wir sind genau auf dem Punkte, von wo Herr v. Unruh wieder seine Carriere beginnen kann. Wer wird ihn wieder stören?

Aus Kopenhagen.

Den 27. November.

Die preußische officiöse Presse beschäftigt sich wiederum sehr eifrig mit der sogenannten schleswigschen Frage; die „Elberfelder Zeitung" deutet in diplomatisch-mysteriöser Weise an, daß die dänische Regierung mit Maßnahmen zur Incorporation Schleswigs schwanger gehe, die „Preuß. Ztg." wärmt Herrn Dr. Veit's Klagepunkte aus den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses über Schleswig wieder auf; man muß daher, gemäß der reichlich gemachten Erfahrungen, des Baldigsten neue Schritte der preußischen Regierung gegen Dänemark erwarten, und zwar um so mehr, als die Zeit immer näher rückt, wo sie gewisse Kammerschwierigkeiten wegen Provisoriums oder Definitivums der Armeeorganisation zu überwinden haben wird, und daher nach Besänftigungsmitteln aussehen muß; — ein besseres aber, als erneutes Herauskehren der rauhen Seite gegen Dänemark, etwaige Beantragung der Bundesexecution in Holstein ꝛc., würde man wohl schwerlich finden können, um seine gefährlichen Freunde zu einem gefälligen Hinweggleiten über constitutionelle Schwächen zu bewegen.

Es ist natürlich vergeblich, die preußischen Liberalen darauf aufmerksam machen zu wollen, daß namentlich unter den jetzt obwaltenden Zuständen in Europa eine aggressive Politik Deutschlands gegen Dänemark nichts weniger als klug ist; die liberale Weisheit ist ja viel zu erhaben, als daß sie sich durch einfache Klugheitsrücksichten sollte beirren lassen. Wir wollen daher uns auch heute nur darauf beschränken, einige Irrthümer und falsche Auffassungen der „Preuß. Ztg." zu berichtigen, die sie ihren Lesern aufgetischt hat. — Das Blatt behauptet, Dänemark sei vermeintlichen Verpflichtungen dem deutschen Bunde gegenüber hinsichtlich des Herzogthums Schleswig nicht nachgekommen und führt als Beweis dafür die Ordnung der Sprachverhältnisse in genanntem Herzogthum an.

Dieselbe war aber beim Beginn der Verhandlungen von 1851—52, auf welche man seine Rechtsansprüche, sich in die inneren Angelegenheiten Schleswigs zu mischen, basirt, bereits eine vollendete Thatsache, die den verhandelnden Mächten bekannt war, gegen welche damals von keiner Seite ein Einwand erhoben wurde, und an welcher Nichts seitdem verändert worden ist und Nichts verändert werden konnte, da die Sprachordnung bekanntlich ein integrirender Theil der Verfassung für das Herzogthum Schleswig ist. Es ist also unrichtig, wenn die „Preuß. Ztg." sagt, daß dänische Kirchen- und Schulsprache in Kirchspielen, deren Bevölkerung zum überwiegenden Theile der dänischen Sprache nicht mächtig ist, (noch) eingeführt wird; die Sprachverhältnisse sind heute noch in ganz derselben Weise geordnet wie 1851, und also so, wie es als gerecht von Preußen und Oestreich damals stillschweigend anerkannt ist.

Auch des angeblichen Verbots, deutsche Hauslehrer zu halten, thut das Blatt Er-

wähnung. Es verhält ſich aber damit folgender Maßen: In Schleswig exiſtirt, wie in der ganzen Monarchie der Schulzwang, d. h. es muß Jeder ſeine Kinder in die Schule ſenden, oder aber ſie den für dieſe gegebenen Beſtimmungen gemäß unterrichten laſſen, ſo daß ſie ſtets den Anforderungen entſprechen, welche in den öffentlichen Schulen geſtellt werden. Um dies controlliren zu können, müſſen diejenigen Kinder, welche in Privatſchulen oder durch Hauslehrer unterrichtet werden, bei Gelegenheit der Schulinſpectionen in den Schulen und bei den faſt das ganze Jahr hindurch in den Kirchen ſtattfindenden wöchentlichen Katechiſationen dort erſcheinen, um mit den anderen Kindern geprüft zu werden. In den Theilen des Herzogthums, wo Däniſch Schulſprache iſt, verlangt man nur, daß jene Kinder der däniſchen Sprache ſo mächtig ſind, daß ſie bei den Prüfungen in der Schule, wie bei den Katechiſationen, in derſelben antworten können. Vermögen ſie dies, ſo fragt man nicht darnach, ob der Hauslehrer ſie deutſch, franzöſiſch, oder in welcher andern Sprache unterrichtet. Die geſetzlichen Beſtimmungen wegen der Haus- und Privatlehrer ſind übrigens den einſchlägigen in Preußen durchaus ähnlich und unterſcheiden ſich von dieſen einzig und allein durch ihre geringere Strenge. Wir erinnern in dieſer Beziehung nur an die vor Kurzem in preußiſchen Blättern beſprochene Beſtimmung wegen Unterſuchung des politiſchen Glaubensbekenntniſſes der Gouvernanten ꝛc.

Auch die Aufhebung der früheren Vorſchrift des Kieler Bienniums für Schleswiger, welche übrigens bekanntlich nur noch für Juriſten beſtand, da für die andern Fakultäten die Kopenhagener Univerſität ſchon Ende des vorigen und Anfang des jetzigen Jahrhunderts der Kieler gleichgeſtellt war, — datirt ſchon von einer Zeit vor 1851 und war durch den ſtaatsfeindlichen Zwiſt, der ſich auf dieſer Hochſchule kund gegeben hatte, motivirt. Bei Neuordnung der ſchleswigſchen Verhältniſſe hatte man die Wahl, das Schuljahr den Semeſtern der Kopenhagener oder denen der Kieler Univerſität anzupaſſen, und wählte nach den gemachten traurigen Erfahrungen begreiflicherweiſe das Erſtere. Uebrigens ſind die Abiturienten der Gelehrten-Schulen Schleswigs keineswegs genöthigt, auf Kiel zu verzichten und Kopenhagen zu wählen, können vielmehr ſchon zu Oſtern ſich examiniren laſſen und treffen dann in Kiel mit dem Beginn des Sommerſemeſters ein. Der ganze Unterſchied gegen früher beſteht nämlich darin, daß der eine der Abgangstermine von Michaelis auf den Auguſt verlegt iſt, ſo daß er mit dem Anfange des Kopenhagener Semeſters correſpondirt.

Was nun die Klage anbelangt, daß zu den erledigten geiſtlichen und weltlichen Bedienungen im Staat, in Kirche und Schule mit wenigen Ausnahmen nur Eingeborene aus dem Königreiche oder doch ſolche Schleswiger befördert werden, welche ausſchließlich auf der Univerſität zu Kopenhagen gebildet wurden, und daß faſt alle ſolche Schleswiger, die auf deutſchen Univerſitäten und beſonders in Kiel ihre Studien gemacht, trotz ihrer mit Auszeichnung in Schleswig beſtandenen vorſchriftsmäßigen Prüfung ſich vergeblich um eine Anſtellung in ihrer Heimath bemühten, — eine Klage des akademiſchen Conſiſtoriums der Univerſität Kiel, welche die officiöſe „Preuß. Ztg." zu der ihren macht, ſo muß dieſelbe uns geſtatten, ſolche Klagen als völlig ungehörig zu bezeichnen, denn, ganz abgeſehen davon, ob die behaupteten Thatſachen wahr ſind oder nicht, iſt die Anſtellung der Beamten ein Prärogativ der Krone, das weder der Kritik der eigenen Unterthanen unterliegt, noch auch durch irgend welche angebliche Verpflichtung der däniſchen Regierung andern gegenüber irgendwie beeinträchtigt ſein kann und iſt.*)

*) Bei Anſtellung der Beamten wird natürlich hier ſo gut wie überall, neben ihrer ſonſtigen Qualification auch auf ihre politiſche Geſinnung Rückſicht genommen, und ſollte man preußiſcher Seits das doch als vollkommen gerechtfertigt anerkennen, da gerade darin Preußen mit gutem Beiſpiele vorangeht, und zwar nicht allein ſolche Rückſichten bei Beſetzung ſeiner

Verbote von Büchern und Schriften, worüber auch geklagt wird, sind administrative Maßregeln, über deren Nothwendigkeit man verschiedener Meinung sein kann, welche also schon deswegen local sein können; außerdem aber kann bekanntlich bei der im Königreiche herrschenden Preßfreiheit dort kein solches Verbot erlassen werden, und wenn dergleichen für Schleswig bestehen, ohne zugleich für Holstein zu gelten, so ist das Umgekehrte ebenso der Fall.

---

eigenen Staatsbedienungen nimmt, sondern ihnen auch in andern Ländern Geltung zu verschaffen sucht, ja, was noch stärker ist, jetzt nicht blos keine „reactionären" Beamten anstellt, sondern sie auch zu beseitigen eifrig bestrebt ist.

Aus Paris.

Mitte November.

Während der halboffizielle „Constitutionnel", Organ des Geldjuden Mirès, den revolutionären Kampf gegen die rechtmäßig bestehende Ordnung in Italien, worunter auch die Unabhängigkeit des geistlichen und öfters selbst geistigen Oberhaupts von 165 Millionen Christen als einen berechtigten hinzustellen bemüht ist, wird in der officiösen „Patrie" die Nothwendigkeit des Auseinanderfallens Oestreichs durch den schlesischen Juden Eduard Simon, der früher in Berlin constitutionell anbahnte und jetzt zu Paris in Bonapartismus „macht", nachzuweisen gesucht. So findet der Bonapartismus mit seiner Feindschaft gegen die geschichtliche Welt in den Juden mit ihrem Absonderungsgelüst von den Völkern und den Ueberlieferungen derselben überall seinen natürlichen Bundesgenossen. Führte das in ihrem Wesen liegende gemeinsame Interesse Beide unter dem alten Napoleon schon zusammen, so ist diese Gemeinschaft heute, nachdem ihnen ihre finanzielle Ueberlegenheit Thor und Thür vermittelst des goldenen Schlüssels geöffnet, von ungleich höher greifender Bedeutung. Daher ist wohl Niemand in Europa so gut bedient, wie der zeitige Gewalthaber an der Seine. Die sehr reellen Erfolge hiervon können auch seiner Zeit nicht ausbleiben, und die über das enorme Kriegsglück gleich einem untoward event entsetzten Gemüther werden dort die Erklärung suchen müssen. Leistete ja bereits in dem letzten italienischen Kriege das schlau organisirte französische Kundschafterwesen die hauptsächlichsten Dienste, und der meisterhaft durchdachte Plan des sach- und terrainkundigen Heß würde wahrlich nicht mißglückt sein, wenn die eben so genau in Kenntniß gesetzten Franzosen bei Solferino am frühen Morgen vor dem Abkochen den etwas langsamen Oestreichern nicht flink zuvor gekommen wären. Es war mir übrigens interessant, die Anschauungen über den jüngsten Feldzug kennen zu lernen, wie sie selbst in Familien, die durchaus nicht mit der Revolution gehen, und das sind hier solche, wo noch der christliche Einfluß herrscht, gäng und gäbe sind. Und wiederum fand sich die alte Bestätigung, daß der „Völkerbefreier" seine Franzosen lediglich das wissen läßt, was dem imperialistischen Systeme angemessen ist und den Glauben an die Unwiderstehligkeit der französischen Armee erhöht. Daß bei den Oestreichern kein Zusammenwirken der disponiblen Kräfte stattfand, und jedes Mal Mangel an Artillerie sich kund that, daß bei den Oestreichern die braven deutschen Truppen häufig ausgehungert in den Kampf gingen und es ihnen factisch an Munition mangelte, davon hatten die guten Leute in Frankreich keine Ahnung. Im Gegentheil wird es den Franzosen daheim wohlweislich verschwiegen, daß ihre Truppen allemal den Oestreichern numerisch überlegen waren, dazu kam noch die außerordentlich gute Verpflegung der

Ersteren. Vollends ist es in Anschlag zu bringen, daß man bei dem an und für sich mäßigen französischen Naturell dem ungeachtet nicht vergessen hatte, die Feldflaschen mit magenerwärmendem und belebendem Getränk zu füllen. Die seit Jahrhunderten bekannte furia francese zeigte sich auch dies Mal in der Fechtart der französischen Infanterie; würden aber ihre Offensivstöße überhaupt den Erfolg gehabt haben, wenn man nicht, wie geschehen, dieselben erst ruhig abgewartet, sondern, gleichfalls beweglich, ihnen hierzu keine Zeit gelassen hätte? Ich hoffe, gerade in dieser Beziehung wird unser preußisches Zündnadelgewehr mit seiner Leichtigkeit und Art des Ladens in gedeckter Stellung eine bedeutende Zukunft haben. Und dann das „Zur Attaque Gewehr rechts!" mit dem preußischen „Hurrah!" das uns, den Franzosen gegenüber, noch niemals im Stich gelassen hat. Sie müssen es nun schon einem preußischen Berichterstatter zu Gute halten, daß er immer wieder auf das zurückkommt, was ihm in Paris auf jedem Schritt begegnet, die Soldaten und den Eindruck des Kriegsbereiten, welchen sie auf jedes nur einigermaßen militairische Auge machen müssen. Alles im Anzuge des einzelnen Mannes scheint hier auf die Campagne berechnet zu sein, selbst die von so vielen Infanteristen getragenen wollenen hellblauen Halsbinden, die sehr häßlich aussehen und einen Geschmack verrathen, der sonst dem feinen Farbensinne der Franzosen nicht zuzutrauen ist, mögen wohl ebenfalls aus solchem Zweckmäßigkeitsgrunde entstanden sein, da sie nur von den Truppen, welche in Algerien waren, getragen werden. Als ich gestern, von der vielen Preußen bekannten Rue de Lille Nr. 78 kommend, an der am Quai d'Orsay gelegenen Cavallerie-Kaserne vorüberging, hatte ich Gelegenheit, wieder einmal die französische Cavallerie zu betrachten, zumal daselbst Mannschaften und Pferde mehrerer Regimenter vertreten waren. Seit dem Regierungsantritte des Soldatenkaisers ist es sein eifrigstes Bestreben gewesen, im Allgemeinen für die Verbesserung der Pferdezucht etwas zu thun. Der Pferdestand ist auch bereits ein ungleich besserer geworden, als er unter der Regierung des Bürgerkönigs war, der mehr Interesse für die Börse zeigte. Allerdings sind die Verbindungen mit Nord-Afrika, welche nach und nach aus dem Besitze Algeriens erwuchsen, noch hinzugekommen. Daß der Kaiser, ein gewissenhafter Schüler aus der deutschen Reitschule des seligen Stallmeister Mayer in Mannheim, das Möglichste für seine Cavallerie, namentlich seine leichten Regimenter, geleistet hat, ist sehr erklärlich. Ein Freund, der auch vielen deutschen Schriftstellern bekannte alte Herr v. D., welcher schon seit Mitte der zwanziger Jahre Paris bewohnt, machte mich auf die verhältnißmäßig wenigen Kriegszeichen aufmerksam. Liegt auch bei diesem Fall irgend welche politische Absicht zu Grunde, um bei einem etwaigen Mißgeschick die Truppen durch den Verlust derselben nicht noch mehr zu demüthigen und dem siegreichen Feinde die Zahl der Trophäen thunlichst zu verringern? Was den Futter- und Putzstand der Pferde anbetrifft, so muß ich offen gestehen, daß ich mich einmal nicht von dem „Vorurtheil" losmachen kann, daß die französische Cavallerie, obwohl dieselbe ganz vorzugsweise aus Elsässern, Lothringern und Normannen rekrutirt wird — sich in nicht so gutem Zustande als irgend eine deutsche Cavallerie befindet. Wenn ich unsere hannöverschen Husaren, mecklenburgischen Dragoner, zweiten preußischen Leibhusaren und lithauischen Dragoner oder östreichischen Husaren vergleiche, so macht der Cavallerist der französischen Armee stets den Eindruck, als liebe er sein Pferd nicht. Es ist schon kein gutes Zeichen, wenn dem Reitersmann erst Alles hinsichtlich der Wartung und Pflege der Thiere anbefohlen werden muß, von dem eigentlichen Reiten nun gänzlich zu schweigen. Vollends ihr Sitz, die Schenkel bis zu den Kniekehlen nicht zu strecken, und die Absätze nicht niedriger als die Spitzen der Füße zu halten, wodurch doch ein jeder Theil des Körpers den andern unterstützt, ein richtiges Gleichgewicht hergestellt und dem Reiter

alle ſeine Handlungen zu Pferde erleichtert werden. Dieſem aus dem Sitz und der unſteten Hand hervorgehenden Mangel an den richtigen Hülfen iſt es meiſt zuzuſchreiben, daß man ſo häufig die franzöſiſchen Cavalleriepferde unter ihrem Reiter hinfallen ſieht, ein Umſtand, den ich vielfach beobachten konnte, als ich jahrelang in dem kleinen am Pont neuf gelegenen Café de l'école meinen Kaffee zu trinken pflegte und vor welchem allmorgendlich die die Quais berührenden Fourage-Colonnen dahinzogen und regelmäßig immer ein Mann mit ſeinem Pferde auf dem freilich etwas glitſchigen Thonboden Lutetia's — il fait gras dans les rues ſagt der Pariſer — umpurzelte. So gewandt der franzöſiſche Infanteriſt, ſo ungelenkig erſcheint der franzöſiſche Cavalleriſt auf ſeinem ziemlich ſchweren Pferde. Die Ausbildung des Mannes iſt bei uns eine beſſere, und ich glaube daher, daß ein deutſcher Reitersmann es im Einzelkampfe gewiß mit zwei franzöſiſchen Cavalleriſten aufnehmen kann; hatte man ja ſchon von jeher auf die Maſſenwirkung der franzöſiſchen Cavallerie gerechnet. Damit ſoll aber dieſer Waffengattung keineswegs die Leiſtungsfähigkeit abgeſprochen ſein; denn man findet namentlich bei ihr meiſt jugendlich entſchloſſene, an freie Selbſtſtändigkeit gewöhnte Führer. Wie ſich überhaupt bei jenem Manne in Frankreich, der in den mannigfachſten Lebenslagen in der Schweiz und in Deutſchland, in England und in Amerika die Menſchen kennen und beurtheilen gelernt hatte, die Durchführung des Grundſatzes aufdrängt, überall, im Civil und Militair, die Fähigkeit auf den rechten Platz zu ſtellen.

Aus London.

3. December.

Die letzte Poſt aus Amerika (New-York, 21. November) meldet nichts von einer Ausdehnung der Seceſſionsbewegung in den ſüdlichen Staaten der Union, vielmehr will man uns nun glauben machen, daß, wenn ſich auch Süd-Carolina losreißen ſollte, kein anderer Staat dieſem Beiſpiele folgen werde. Wir müſſen uns darauf gefaßt machen, daß es uns für lange Zeit mit Amerika ſo gehen wird, wie mit Europa. Fortwährend wechſelnde Geſtalt der Ereigniſſe, und ſtetes Schwanken in den Nachrichten — heute friedlich, morgen kriegeriſch. Die einzige Thatſache, die ſtehen bleibt, iſt, daß die neue Welt, trotz ihrer gerühmten Friſche und Strammheit, in derſelben Zerſetzung begriffen iſt, wie die alte, ja daß die Kriſis in Amerika ſchärfer und unwiderſtehlicher iſt als in Europa. Dieſelben Urſachen der Krankheit wirken hüben wie drüben —, der Verluſt einer über dem Gemeinweſen lagernden Souverainität, die Herrſchaft des allgemeinen Stimmrechtes, die Unterjochung der Staatsgewalt unter das Intereſſe.

Wir führen da drei Urſachen an, obwohl alle drei im Grunde eine und dieſelbe ſind. Eine Perſon, die ihre echte Souverainität verliert, das heißt eine Perſon, welcher die Beſcheidenheit abhanden gekommen, zu wiſſen, daß ihre Exiſtenz nicht in ihrer Einzelheit, in ihren individuellen Wünſchen, Leidenſchaften, Ideen abgeſchloſſen iſt, ſondern daß in und über ihr eine allgemeine Macht lebt, an die ſie nicht rühren darf — eine ſolche Perſon iſt ein Selbſtmörder. Statt der echten Souverainität, welche den Einzelnen gehorſam macht und ihn ewigen Zwecken unterordnet, beſitzt jene Perſon eine falſche und ſchwindelhafte Souverainität, deren höchſter Bewährungsact dann allerdings die Selbſtvernichtung iſt. Ebenſo geht es mit den Staaten: ein Staat, der ſeine Souverainität einbüßt, das heißt, ein Staat, der aufgehört hat, ſich als das Glied eines geſchichtlichen Körpers zu betrachten, deſſen Aufgaben langlebiger ſind, als die augenblick-

liche Form und Exiſtenz des einzelnen Staates, — ein ſolcher Staat iſt auf dem beſten Wege zum Ruin. Auch er hat nur noch die unechte Souverainität des Trotzes, der Eitelkeit und Ueberhebung, die ihn zuletzt an den Abgrund führt, in den er ſich werfen muß. Wie die Perſönlichkeit, welche ſich rühmt, nur auf ſich ſelber zu ſtehen, in Wahrheit der Vereinſamung, der Verdörrung, dem Untergange verfällt, ſo der Staat, der nur das Maaß des momentanen Intereſſes an ſeine Handlungen legt. Nach dem Obigen brauchen wir kaum zu ſagen, daß wir unter Souverainität nicht den Begriff der kahlen und glatten Independenz meinen. Die bloße Independenz iſt etwas Unfruchtbares. Der Menſch, der 'was leiſten will, er, der wider Fehlſchläge ausdauern will, muß ſich nicht unabhängig, ſondern abhängig fühlen, abhängig von einer Potenz, die gewaltiger iſt als er, abhängig von einem Ziele, welches weit von ihm liegt, abhängig von einer Miſſion, deren Werkzeug er iſt. Erſt dieſe Abhängigkeit macht ihn independent. Die erlogene Independenz iſt diejenige der freien Hand. Ein Staat, der etwas vor ſich bringen will, muß ebenfalls von dem Bewußtſein der Abhängigkeit getränkt und gehoben ſein, der Abhängigkeit von einer Aufgabe, der er ſich im Nothfalle auch wie ein Held opfert, gewiß, aus dem Opfer mit verjüngtem und verſtärktem Leibe wieder aufzuſtehen: er iſt nur dann im Beſitze der ſchaffenden Independenz, wenn ihn jenes ritterliche Gefühl der Abhängigkeit beherrſcht. Was alſo die Klugen unſerer Zeit Independenz eines Staates nennen, hat nichts mit der Souverainität zu thun. Jene iſt krankhaft und zerſtöreriſch und leitet, wie ſo manche Figura zeigt, zum Stillſtande, oder zur Anarchie, oder zu Beidem, denn fauler Stillſtand iſt ſchon Anarchie. Die Souverainität dagegen iſt ſchöpferiſch, weil ſie allein erhaltend iſt. Die Souverainität darf nicht, wie die Politiker es wohl von der Independenz behaupten, „*in dem Staate verkörpert*“ ſein, ſie darf *nicht ganz* in den Staat aufgehen, nein, ſie muß zum Theil *über* den Staat *hinausragen*, ſie muß zum Theil dem Staate etwas *Fremdes* ſein, wenigſtens inſofern, als es dem Staate nicht einfallen darf, ſie zu verletzen; gleich wie der einzelne Menſch zu wiſſen hat, daß Körper und Leben, ſo ſehr er im Beſitze derſelben zu ſein ſcheint, ihm nicht gehören, und daß ſein Leben ihm nicht zur Dispoſition ſteht, außer wo er es einem Zwecke opfert, der *höher* ſteht als er ſelber. Die Souverainität erhält den Zuſammenhang zwiſchen dem Staate und der Geſchichte aufrecht, ſie bleibt das Feſte inmitten der Schwankungen von Gränzen, von Plänen, von Niederlagen und Siegen. Wo die Souverainität aufhört, da hört auch die Geſchichte auf; und da fangen die feigen Halbheiten, die mumienhafte Genügſamkeit, die Wankelmüthigkeit, kurz die vergänglichen Bildungen der Angſt, des Zornes, der Verlegenheit an. Was jene Bemerkung betrifft, daß die *Souverainität* etwas dem Staate zum Theil *Fremdes* ſein müſſe, ſo trifft dieſelbe ſo ſehr zu, daß es ſogar für die Bewährung eines Volkes vortheilhaft ausſchlägt, wenn der *Souverain* ihm zum Theil fremd. Rein nationale Fürſten pflegen ihre Völker wohl in Abenteuer zu führen, aber gute Baumeiſter, Errichter eines ſoliden Gemeinweſens ſind ſie nicht. Die Königsfamilie des britiſchen Volkes hat ſonſt keinen Tropfen nationalen Blutes in ſich, ſie iſt rein deutſch. In Petersburg herrſcht eine holſteiniſche Familie, in Copenhagen eine oldenburgiſche, in Stockholm eine franzöſiſche; — man möchte faſt ſagen, daß das hiſtoriſche Leben eines Volkes erſt dann anfange, wenn es einen ausgeborenen Souverain über ſich erhebt; — die Mark Brandenburg wuchs zur Macht heran durch die ihr fremde Familie der Hohenzollern. Selbſt der corſiſche Stamm der Napoleoniden iſt ein Beleg für dieſes Geſetz. Die Staatsmänner vergangener Jahrhunderte kannten daſſelbe; daher die Erſcheinung, die man heute als Länderſchacher verſchreit. Die Staatsmänner von heute drohen, jenes Geſetz zu vergeſſen; daher die Eintagsgeſtalten eines ſardiniſch-neapolitaniſchen, eines moldau-wallachiſchen

Staates, daher das Coquettiren mit den Aufwallungen der Ungarn, die nie vergeſſen ſollten, daß ſie nur unter dem fremden Hauſe Habsburg eine Rolle ſpielten.

Alſo die Vereinigten Staaten löſen ſich auf wegen Mangel an Souverainität, wegen ihrer Abhängigkeit vom Augenblick, die nichts anderes iſt als die Herrſchaft des deſpotiſchen und doch auch immer gegen ſich ſelber rebellirenden suffrage universel, und wegen der Erhebung des Intereſſes zum alleingültigen Maaße der Staatsactionen. Sie löſen ſich auf, ſelbſt wenn es für eine kurze Periode gelingen ſollte, die äußere Form des Zuſammenhanges zu bewahren. Wo ſoll denn das Heilmittel liegen, welches die Ausſchweifungen des allgemeinen Stimmrechtes unſchädlich macht? Man kann es immer wieder nirgends anders finden, als im allgemeinen Stimmrecht ſelber! Das suffrage universel der Bürger hat bei der Wahl eines Präſidenten mitgewirkt, welcher einzelnen Parteien ein Gräuel iſt. Das suffrage universel unterwirft ſich nicht ſich ſelber, es proteſtirt gegen ſein Reſultat. Die Gouverneurs der ſüdlichen Staaten appelliren gegen das allgemeine Stimmrecht an die allgemeine Abſtimmung, indem ſie die ſogenannten „Volksconventionen“ berufen, welche den Austritt aus der Union beſchließen ſollen. —

Selbſt diejenigen Gouverneurs, welche nicht offen die Losreißung anrathen, ſchlagen doch Maaßregeln vor, welche die Union in feindſelige Gebiete ſcheiden würde. Gouverneur Brown von Georgia verlangt, daß vom 1. Januar 1861 ab ein hoher Eingangszoll auf alle Manufacturwaaren gelegt werde, die aus den nördlichen Staaten kommen; er verlangt, daß alle Waaren und Baarſummen, welche den Bürgern der nördlichen Staaten gehören, in Georgia mit Beſchlag belegt werden, damit aus ihnen diejenigen Georgiſchen Einwohner entſchädigt werden, welche unter den Folgen der ſclavenfreundlichen Geſetze nördlicher Staaten leiden. Er fordert, daß die Geſetze aufgehoben werden, welche das Leben, das Eigenthum und die perſönliche Freiheit der Eingeborenen nördlicher Staaten beſchützen. Und damit zum Schluß der gehörige Trumpf nicht fehle, betheuert er, daß, falls die Legislatur von Georgia dieſe Vorſchläge nicht genehmigen ſollte, „das ganze Volk in ſeiner Majeſtät ſich erheben und ihre Annahme am Stimmkaſten erzwingen würde.“ — Wunderbarſter aller Cirkelſchlüſſe: die Legislatur iſt aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgegangen; der Gouverneur wünſcht, daß ſie den Ergebniſſen der Präſidentenwahl, die ebenfalls ein Geſchöpf des allgemeinen Stimmrechtes iſt, vorbeuge; und wenn ſie das nicht thut, ſo wird der Präſident wiederum die Stimmkäſten wider ſie in's Feld ſchicken. Welch eine Teufelei!

Die Vermittelungsvorſchläge, deren ſich halbſchlächtige Staaten, wie Virginien, befleißigen, laufen doch auch einerſeits auf eine Trennung der Union und andererſeits auf eine Bloßſtellung der ſouverainen Abſtimmungsdiablerie hinaus.

Virginien meint, es ſolle künftig kein Präſident für rechtlich gewählt gelten, der nicht im Süden wie im Norden die Majorität der Stimmen auf ſich vereinige. Mit andern Worten: man muß den großen Gottſeibeiuns, der bisher halb ſchwarz, halb weiß war, in einen ſchwarzen und in einen weißen zerſchneiden, und dann muß man abwarten, ob der ſchwarze Gottſeibeiuns B ſagt, wenn der weiße A geſagt hat.

Wie werden ſich nun die europäiſchen Mächte zu den Kataſtrophen in Amerika ſtellen? Schon entwickelt man ſonderliche Projecte. Der Norden der vereinigten Staaten, der ja weſentlich angelſächſiſch ſei, ſolle einen engliſchen Souverain erhalten, der Süden mit ſeinen romaniſchen Anklängen ſollte entweder unter eine rein franzöſiſche oder wenigſtens unter allgemeine europäiſche Protection gerathen. Die nicht ſo weit gehen, ſuchen ſich darüber klar zu werden, wo England ſeine natürlichen Parteigänger habe. Die Republikaner, ſagen ſie, ſeien die engliſche Partei, denn ſie kämpfen, wie England,

gegen die Sclaverei; hierauf iſt zu erwidern, daß die Wohlfahrt Englands mit dem Frieden der Sclavenſtaaten eng verknüpft iſt; denn wenn dieſe keine Baumwolle mehr liefern, ſo ſtehen die Fabriken Englands ſtill. Außerdem weiß England ſchon ſeit den Zeiten des Sir Joſiah Child, welcher die nördlichen Colonieen die Todfeinde Englands nannte, weil ſie dieſelben Produkte wie England hervorbringen, daß eine Störung der Fabrikarbeit in den Nordſtaaten ihm die Concurrenz mit denſelben erleichtern würde — ein Grund mehr, die Rebellion der Südſtaaten mit holden Augen zu betrachten. Hieraus ergiebt ſich, daß England am wahrſcheinlichſten neutral bleiben und auch Frankreich zur Neutralität zwingen wird.

Aus San Francisko vernimmt man von einem intereſſanten Conflicte zwiſchen dem däniſchen und dem hamburgiſchen Conſul in dieſer Stadt. Ein Hamburger Schiff, die „Johanna Stoll", lief in den Hafen von San Francisko ein. Bald verbreitete ſich das Gerücht, daß an Bord des Schiffes ſich ein Matroſe, Namens Burmeiſter, geborener Däne, befinde, der von dem Führer der „Johanna Stoll", Capitain Berg, auf das grauſamſte gemißhandelt worden ſei. Burmeiſter, erzählte man, ſei auf ein Brett gebunden worden, man habe ihn mit einer Eiſenſtange den Arm zerſchlagen, der Capitain habe ihn ſo zugerichtet, daß der Unglückliche, der vorher ſchon tiefſinnig geweſen, ſeit mehreren Wochen wahnſinnig ſei. Während der ganzen Fahrt von Hamburg nach Californien habe der Capitain ſich den Burmeiſter zum Gegenſtande ſeiner Grauſamkeit ausgeſucht, endlich habe er ihn, nachdem er ihn untauglich geſchlagen, in Eiſen ſchmieden laſſen. In Folge ſolcher Angaben bemühten ſich mehrere Menſchenfreunde, nicht blos die Befreiung des Burmeiſter aus der Gewalt des Berg, ſondern auch die Beſtrafung des Letzteren zu erwirken. Sie wandten ſich zunächſt an den hamburgiſchen Conſul Stockfleth. Wider alles Erwarten weigerte ſich dieſer, etwas zu thun, weil Capitain Berg durch die zwiſchen Hamburg und den Vereinigten Staaten beſtehenden Verträge geſchützt ſei und weder von ihm, dem Conſul, noch von den amerikaniſchen Gerichten für Verbrechen, die er zur See begangen, zur Rechenſchaft gezogen werden könne. Das Einzige, was er zu thun vermöge, ſei, die Sache nach Hamburg zu berichten. Mittlerweile trieb ſich Berg unangefochten in San Francisko umher; einem ſeiner Schiffsleute, Namens Bartels, der vor dem Richter eine eidliche Ausſage über die Behandlung des Unglücklichen abgelegt, drohte er, wenn er nach Hamburg komme, werde er ihn zwei Jahre in's Zuchthaus ſtecken laſſen, worauf Bartels ſpurlos verſchwand. Auch rühmte ſich Berg, der Burmeiſter gehöre ihm und er werde den Menſchen mit nach Hamburg zurücknehmen. Trotz der eifrigen Anſtrengungen des däniſchen Conſuls, Herrn O'Hara Taaſe, blieb Herr Stockfleth längere Zeit gegen das Verlangen, Zeugen über die Sache zu verhören, taub. Die amerikaniſchen Gerichte, die um Hülfe angegangen wurden, erklärten ſich für incompetent. Zuletzt, da die Sache ein immer unangenehmeres Aufſehen machte, ließ ſich Herr Stockfleth aus ſeiner Läſſigkeit aufrütteln, und er bewirkte die Loslaſſung Burmeiſters. Dieſen fand man in einem elenden Zuſtande. Der däniſche Conſul brachte den Mann vor den Richter, wo derſelbe ärztlich unterſucht wurde. Es ergab ſich, daß Burmeiſter vollſtändig blödſinnig, und daß ſein Geiſteszuſtand die Folge eines kürzlich mit einem ſtumpfen Inſtrument auf den Hinterkopf geführten Schlages ſei. O'Hara Taaſe forderte den hamburgiſchen Conſul auf, nunmehr, da die Spuren eines Verbrechens vorlägen, gerichtliche Schritte zu thun, damit mindeſtens ein Schadenerſatz für den Beſchädigten erzielt werde; doch ſcheint Herr Stockfleth ſich außer der Zuſage eines Berichtes nach Hamburg auf nichts eingelaſſen zu haben. Die Sache iſt in ſofern wichtig, als die Rhederei von Hamburg nicht ohne Schaden davon kommen möchte, wenn man erfährt, daß die Paſſagiere und Matroſen von Hamburger Schiffen dem Capitain gegenüber ſo gut wie vogelfrei ſeien. Wer möchte ſich dann einem Emigrantenſchiffe anvertrauen? Bekanntlich geſchehen auf den Auswandererſchiffen, auch ohne die Brutalität des Capitains, unſägliche Gräuel genug, ſo daß amerikaniſche Blätter, die die Sache verſtehen müſſen, ſolch ein Schiff eine Zuſammenſetzung von Bordell und Zuchthaus genannt haben. Die Enthüllung des Vorfalles haben wir den Deutſchen Blättern von San Francisko zu verdanken, welche lebhaft für den gemißhandelten Dänen agitirten.

Militärische Revue.

Sonntag, den 9. December 1860.

Avis. Beiträge ꝛc. für die militärische Revue werden unter der Adresse der Expedition, Kronenstraße Nr. 28, erbeten.

Geschichtskalender.

9. Decbr. 1728. Gen.-Lieut. v. Stille † zu Fretzdorff.
10. Decbr. 1808. Einrücken der Preußischen Truppen in Berlin.
11. Decbr. 1761. Gen.-Major v. Schenckendorff schlägt die Russen bei Drenow.
12. Decbr. 1703. Geldern ergiebt sich an den Gen. Gr. Lottum.
13. Decbr. 1745. Gefecht von Zehra: Fürst Leopold von Anhalt-Dessau schlägt den sächsischen General Sibielski.
14. Decbr. 1677. Stettin ergiebt sich dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm.
15. Decbr. 1745. Schlacht von Kesselsdorf: Fürst Leopold v. Anhalt-Dessau schlägt den Kursächs. Feldmarschall Gr. Rutowski.

Inhalt:

Der italienische Krieg von 1859. XIII.
Tagesereignisse.

Der italienische Krieg von 1859

aus taktischem und strategischem Gesichtspunkte.

(Nach dem „Spectateur militaire", nebst Anmerkungen, Zusätzen, Karten und Plänen.

XIII.

Am 27. Mai schob sich die ganze Armee links. Die sardinische Armee marschirte zuerst ab. Drei Divisionen (Fanti, Durando und Castelborgo) kamen am 28sten in Vercelli an. Die Division Cucciari blieb vorläufig bei Casale stehen, um diesen Platz gegen einen möglichen Angriff der Oesterreicher zu decken. Die Division Cialdini stand bereits seit dem 21. in Vercelli, wohin sie in Folge des Rückzuges des Generals Zobel gerückt war, welcher sich seinerseits seit dem 19. mehr dem Po genähert hatte. Es war ihr selbst gelungen, bei der Verfolgung der Oesterreicher auf dem linken Sesia-Ufer festen Fuß zu fassen; jedoch hatte der Regen der letzten Tage im Mai den Fluß bedeutend angeschwellt und die Brücken bedroht, so daß sie sich gezwungen sah, auf das andere Ufer zurückzukehren.

Die Bewegung der ſardiniſchen Diviſionen geſchah ohne Unterbrechung; es war aber auch in der That von der höchſten Wichtigkeit, Vercelli ſo bald als möglich zu erreichen und die Eiſenbahn nach Novara zu beſetzen. Waren die Alliirten Herren von Vercelli, ſo konnten ſie die Oeſterreicher zurückwerfen, wenn dieſe an der Seſia erſchienen und die Verbindung zwiſchen Vercelli und Novara bedrohten.

Das 3. franzöſiſche Corps (Canrobert) ſetzte ſich von Pontecurone aus in Bewegung und gelangte am 28. mit der Eiſenbahn über Aleſſandria und Valenza nach Caſale, wo es ſtehen blieb. Dies Corps marſchirte zuerſt ab, weil es hinter dem des Marſchalls Baraguey d'Hilliers in zweiter Linie ſtand und daher abrücken und transportirt werden konnte, ohne von den Oeſterreichern bemerkt zu werden. Es blieb bei Caſale ſtehen, um die unterdeſſen auf das linke Seſia-Ufer übergegangene piemonteſiſche Armee zu unterſtützen und ihr beizuſtehen, um die Oeſterreicher in ihren Stellungen feſtzuhalten oder ſie in dieſelben zurückzuwerfen, wenn ſie in ſüdlicher oder ſüdweſtlicher Richtung über Mortara und Robbio hinausgingen und die Schwenkungslinie bedrohten. Für dieſen möglichen Zweck verſtärkte der Kaiſer das dritte Corps durch das 3. Zuaven-Regiment vom 5. Corps (Prinz Napoleon).

Das 4. Corps (Niel) rückte am 28. auf demſelben Wege von Valenza ab und kam an demſelben Tage in Pamaro und Lazzarone, zwiſchen Valenza und Occimiano an. Es ging nicht über Occimiano hinaus, um rechts Fühlung mit dem 2. Corps und einer der beiden Brigaden d'Autemarre zu behalten. Dieſes Corps rückte gleich nach dem dritten ab, weil ſein Abgangspunkt von dem neuen Concentrationspunkte (Novara) weniger entfernt war als die Abgangspunkte des erſten und zweiten Corps, und ſein Abmarſch, ſowie ſeine Vereinigung mit dem dritten Corps ſich in kürzerer Zeit bewerkſtelligen ließ. Um dem Feinde das Verſchwinden des vierten Corps, welches bei Valenza in erſter Linie ſtand, zu verbergen, ließ der General Mac-Mahon den links von ſich leer gewordenen Platz durch eine der beiden Brigaden von der Diviſion d'Autemarre *) beſetzen.

Am 27. marſchirte das zweite Corps (Mac-Mahon) zu Fuß von Caſtelnuovo bis in die Höhe von Baſſignana zur Unterſtützung des vierten Corps, doch ließ General Mac-Mahon an ſeiner Stelle die 2. Brigade d'Autemarre zurück. Die beiden Brigaden von der Diviſion d'Autemarre, welche die Front des zweiten Corps beſetzt hatten, waren demgemäß neben einander auf derſelben Linie aufgeſtellt, ſo daß die eine ſich rechts an das erſte Corps und die andere ſich rückwärts an das zweite Corps und links an das vierte anlehnte.

Das erſte Corps zog ſich am 27. und 28. nach links um Voghera zuſammen und ſendete mehrere Recognoscirungen und Patrouillen in der Richtung gegen den Feind vor.

Die Kaiſerliche Garde ging am 28. mit der Eiſenbahn von Aleſſandria ab und kam des Abends in der Höhe von Occimiano an, wo ſie halten blieb. Sie diente hier zu gleicher Zeit dem dritten Corps in der Richtung auf Caſale und dem vierten in der auf Valenza zur Unterſtützung. Hält man die ſeit dem 28. bis Vercelli ausgeführte Bewegung der ſardiniſchen Armee mit der correſpondirenden Bewegung der franzöſiſchen Armee zuſammen, welche an dieſem Tage bis Caſale gelangte, ſo ſieht man, daß die Defenſivſtellung der Alliirten den Oeſterreichern gegenüber hinter dem Po zwiſchen Voghera und Caſale unangreifbar war, daß aber von Caſale bis Vercelli

*) Die Diviſion d'Autemarre vom 5. franzöſiſchen Corps (Prinz Napoleon) war bereits ſeit dem Beginne des Feldzuges dem zweiten Corps zugewieſen worden und ſollte die Bewegungen der Franzoſen erleichtern und maskiren.

eine Ausdehnung von 50 Kilometern (6½ Meilen) vollſtändig ungedeckt blieb. Der öſterreichiſche General ſah vor ſeiner Front eine compacte feindliche Maſſe und mußte daher einen Angriff für bevorſtehend halten. Von dieſem Gedanken ganz eingenommen und nur mit ſeiner Vertheidigung beſchäftigt, ſah er weder die auf dem rechten Flügel der Alliirten nach Placenza hin gelaſſene Lücke, noch die Entblößung der Linie zwiſchen Caſale und Vercelli.

Am 29. ging das dritte Corps hinter den ſardiſchen Diviſionen durch Caſale bis auf den halben Weg nach Vercelli. Auf dieſe Weiſe wurde der am 28. zwiſchen Vercelli und Caſale vorhandene leere Raum ausgefüllt; und an demſelben Tage ſtellte ſich auch das vierte Corps zwiſchen Vercelli und Caſale auf. Die Garde beſetzte Caſale, das dritte Corps Occimiano. Das erſte Corps erreichte Baſſignana und Sale, während es ſeine Recognoscirungen und Patrouillen vom vorigen Tage wiederholte. Es waren auf dieſe Weiſe die Corps der Alliirten am 29. eins durch das andere unterſtützt zwiſchen Vercelli und Baſſignana aufgeſtellt und daher die Vertheidigungslinie vollſtändig geſichert, nur der rechte Flügel, d. h. Voghera, war entblößt, aber unter den obwaltenden Umſtänden war von dieſer Seite her nichts zu befürchten.

Um dem öſterreichiſchen General jeden Verdacht, jemals umgangen zu werden, zu nehmen, ließ der Kaiſer am 30. durch das vierte Corps und die ſardiſche Armee eine directe Demonſtration auf der Seite von Mortara ausführen.

Sowie der General davon benachrichtigt wurde, daß die vier piemonteſiſchen Diviſionen die Seſia paſſirt hatten, ſtieg das ganze vierte Corps in die Waggons und kam bis Borgo-Vercelli, 16 Kilometer (2¼ Meilen) von Novara; das zweite Corps ging durch Caſale, das erſte folgte dem zweiten, und die Kaiſerliche Garde marſchirte über Trino nach Vercelli.

Die Oeſterreicher konnten am 30. die umgehende Bewegung der Alliirten nicht vermuthen, denn den Verſuch, welchen die Piemonteſen auf Paleſtro machten, mußten ſie für das Vorſpiel eines allgemeinen Angriffs anſehen, welcher von der Seſia her auf ihre Stellungen im Weſten des piemonteſiſchen Po's ausgeführt werden ſollte.

Am 30. Mai beſetzte die Diviſion Lilia vom 7. öſterreichiſchen Armee-Corps, welche den äußerſten rechten Flügel bildete, die Dörfer Caſalino, Confienza, Vinzaglio und Paleſtro auf dem linken Ufer der Seſia. Sie beſtand aus den Brigaden Weigl (53. Regiment Erzherzog Ludwig) und Dondorf (22. Regiment Wimpffen). Das Stabsquartier dieſer Diviſion befand ſich in Robbio und das Hauptquartier des Corps, zu dem ſie gehörte, in Mortara. Die zweite Diviſion (Raiſchach) dieſes Corps beſetzte das linke Ufer der unteren Seſia.

Die vier eben genannten Dörfer liegen öſtlich der Seſia in einem Niederungsterrain, welches wie ein großes Netz von natürlichen und künſtlichen Gewäſſern, Gräben ꝛc. geſtaltet iſt, die dazu dienen, die Ueberſchwemmungen von den zahlreichen Reisfeldern zwiſchen der Seſia und der Agogna abzuhalten. Dieſe Terrainhinderniſſe nehmen in dem Maaße zu, als man ſich den vier Ortſchaften nähert, und ſind in demſelben Grade dem Marſche der Truppen hinderlich. Die vier Dörfer ſind auf eben ſo vielen kleinen Plateau's erbaut, welche ſich wie Inſeln aus den ſie umgebenden Kanälen herausheben. — Paleſtro, das bedeutendſte derſelben, liegt auf der Straße von Vercelli nach Robbio, 7 Kilometer (⅞ Meile) von jeder dieſer beiden Städte und 2 Kilometer (2657 Schritt) von der Seſia entfernt und beherrſcht ein erhöhtes Plateau, deſſen unmittelbare Abfälle nach Norden und Weſten ſteil und faſt unerſteiglich ſind. Die Straße, welche von Norden in das Dorf führt, iſt in der Nähe deſſelben auf einer Strecke von 300 Metern (400 Schritt) in einen engen Hohlweg eingezwängt.

Ein ernſthaftes Gefecht kann nur auf der Höhe ſelbſt ſtattfinden, und um hierhin zu gelangen, muß man von Süden eindringen, wo ſie erſteiglicher iſt. Am ſüdlichen Fuße des Plateau's befindet ſich die Roggio-Gamara, ein tiefer Kanal, der mit der Seſia in Verbindung ſteht und über welchen eine Brücke nach dem Dorfe führt.

Caſalino liegt 6 Kilometer (¾ Meile) nördlich von Paleſtro und 2 Kilometer (2657 Schritt) öſtlich, etwas nördlich von Borgo-Vercelli.

Vinzaglio liegt 2 Kilometer nordweſtlich von Paleſtro und 4 Kilometer öſtlich von Vercelli.

Confienza liegt 4 Kilometer nordöſtlich von Paleſtro und 8 Kilometer öſtlich von Vercelli.

Dieſe vier Dörfer, welche unter ſich durch gute Wege verbunden ſind, die nach den Straßen von Vercelli, Borgo-Vercelli und Robbio führen, bilden ein Viereck zur ſtrategiſchen Offenſive, deſſen ſtumpfeſter Winkel durch Vinzaglio gebildet wird. Von dieſen vier durch die Oeſterreicher beſetzten Stellungen war Paleſtro für die Alliirten ohne Zweifel die wichtigſte, ſowohl wegen ſeiner Nähe von den Linien der Alliirten, als wegen ſeiner defenſiven und offenſiven Stärke. Es ſollten deshalb die drei ſardiſchen Diviſionen von Norden und Süden her convergirend auf Paleſtro vorgehen, und hierauf in Gemeinſchaft mit der vierten, direkt auf Paleſtro vorgeſchickten Diviſion die Oeſterreicher aus Caſalino, Vinzaglio und Confienza vertreiben.

Am frühen Morgen des 30. ging die vierte ſardiſche Diviſion (Cialdini) auf das Hauptobject Paleſtro vor, die dritte Diviſion (Durando) auf Vinzaglio, die erſte (Caſtelborgo) auf Caſalino und die zweite (Fanti) auf Confienza. An der Spitze der Diviſion Cialdini marſchirte die erſte Brigade (Villamarina) mit dem 7. Bataillon Berſaglieri. Die Avantgarde, aus dieſem Bataillon und den beiden Bataillonen des 9. Regiments Königin zuſammengeſetzt, überraſchte den öſterreichiſchen Poſten an der Brücke über die Roggia-Gamara und warf ihn auf die Höhen zurück, worauf Cialdini ſeine Bataillone ſofort auf das Plateau führte, welches nur durch ein halbes Bataillon Grenadiere vom 53. Regiment, Erzherzog Leopold, beſetzt war. Die Oeſterreicher wurden an das äußerſte Ende des Dorfes zurückgedrängt; als ſie hier aber durch ein Bataillon vom 22. Regiment Wimpffen und durch zwei Compagnieen vom 53. Regiment Erzherzog Leopold verſtärkt wurden, verſuchten ſie nicht nur neuen Widerſtand, ſondern ſelbſt das Ergreifen der Offenſive. Sie wurden jedoch durch die überlegenen Kräfte der Sarden erdrückt und zogen ſich unter blutigen Verluſten zurück, wobei ſie mehr als 300, meiſt verwundete Gefangene in den Händen des Feindes ließen. General Cialdini giebt ſeinerſeits ſeinen Verluſt zu 140 Mann außer Gefecht an.

Die dritte ſardiſche Diviſion (Durando), verſtärkt durch die beiden Cavallerie-Regimenter Genua und Piemont, ging über Torrione auf Vinzaglio. Als Durando 2 Kilometer nordweſtlich von Vinzaglio vor Parnasco anlangte, griff er den kleinen öſterreichiſchen Poſten gleich nach Mittag mit überlegenen Kräften in der Front an, indem er noch durch Truppen der zweiten Diviſion und durch die Brigade Savona von der vierten Diviſion verſtärkt worden war, welche nach dem Gefecht von Paleſtro disponibel wurde. Die Oeſterreicher wurden zum Rückzug gezwungen, und zogen ſich in guter Ordnung auf Confienza, indem ſie nur Schritt vor Schritt wichen. Durando giebt ſeinen Verluſt zu 188 Mann außer Gefecht an. Da die Oeſterreicher hinter Häuſern und Verſchanzungen gedeckt ſtanden, ſo ſcheint ihr Verluſt hier geringer geweſen zu ſein als bei Paleſtro. Sie wurden nicht verfolgt, weil ihre Rückzugslinie ſich für die Cavallerie als impraktikabel erwies.

Die zweite ſardiſche Diviſion (Fanti) ging über Borgo Vercelli auf Caſalino, um von hier nach Confienza zu rücken. Da der General Fanti auf ſeinem Marſche durch öſterreichiſche Vorpoſten aufgehalten wurde, ſo kam er erſt am Nachmittage in der Höhe von Caſalino an. Auf den Kanonendonner von Vinzaglio hin theilte er ſeine Diviſion in zwei Kolonnen, von denen die eine noch ſo rechtzeitig in Vinzaglio eintraf, daß ſie hier am Ende des Kampfes theilnehmen konnte, während die andere das von den Oeſterreichern verlaſſene Confienza beſetzte.

Die erſte ſardiniſche Diviſion (Caſtelborgo) kam, wir wiſſen nicht warum, erſt bei einbrechender Nacht in Caſalino an und nahm davon ohne Schwertſtreich Beſitz.

Der König Victor Emanuel nahm ſein Hauptquartier in Torrione in der Höhe von Vercelli, Borgo-Vercelli, Paleſtro und Robbio, einige Kilometer weſtlich von den vier Ortſchaften, in denen ſich die ſiegreichen Diviſionen ſeiner Armee feſtgeſetzt hatten.

Das Unternehmen von Paleſtro, das wir ſoeben ſkizzirten, wurde thatſächlich durch die ſardiſchen Diviſionen allein ausgeführt; ſie ſollten jedoch nicht lange ihren eigenen Kräften überlaſſen bleiben. Man hatte befürchtet, daß die vier erwähnten Punkte — Paleſtro, Confienza, Vinzaglio nebſt Parnaſſo und Caſalino, aus denen die Oeſterreicher zu vertreiben wegen der Nähe der Eiſenbahn, oder mit andern Worten, der Umgehungslinie für die Alliirten von der höchſten Wichtigkeit war — durch überlegene feindliche Kräfte beſetzt werden könnten. Der Kaiſer hatte deshalb bereits am 27. Mai dem Marſchall Canrobert befohlen, ſo ſchnell als möglich bis in die Höhe von Prarolo auf dem rechten Seſia-Ufer vorzugehen. Der Marſchall war am 29. an ſeinem Beſtimmungsorte angekommen und befand ſich am 30. drei Kilometer von der vierten ſardiſchen Diviſion entfernt, welche auf Paleſtro operirte. Er wartete unter dem Gewehr den Augenblick ab, in welchem der König Victor Emanuel ſeine Unterſtützung anrufen würde, um die Oeſterreicher aus dieſer Vercelli ſo nahe gelegenen Stellung zu delogiren. Die ſardiniſchen Kräfte hatten ſich mehr als hinreichend erwieſen, um dies Reſultat herbeizuführen, die Unterſtützung durch das dritte Corps war vorläufig überflüſſig geworden; aber daſſelbe ſollte nicht lange in ſeiner Unthätigkeit verharren.

Vercelli liegt in der Spitze eines ſtumpfen Winkels, deſſen Schenkel durch zwei gerade Linien gebildet werden, von denen der eine längere, von 22 Kilometern, Vercelli mit Caſale, und der andere kürzere, von 21 Kilometern, Vercelli mit Novara verbindet. Die beiden Schenkel dieſes Winkels bilden daher eine convex gebrochene Linie von 40 Kilometern Länge, deren Endpunkte durch eine faſt gerade, 36 Kilometer lange Linie verbunden werden, welche bei Robbio auf der weſtlichen Grenze der öſterreichiſchen Stellungen vorüberzieht. Dieſe gebrochene Linie ſchließt eine zweite ein, welche dieſelben Endpunkte wie die erſte hat, und in der Paleſtro in ähnlicher Weiſe die Winkelſpitze bildet, wie Vercelli in der einſchließenden Linie. Beide Linien beſtimmen zwei Dreiecke, welche eine gemeinſchaftliche Grundlinie haben, nämlich die Linie von Caſale über Robbio bis Novara.

Man könnte das kleinere der beiden Dreiecke das öſterreichiſche, und das größere das franzöſiſche nennen. Das Erſtere bedrohte, als eine vom Feinde beſetzte Offenſivſtellung betrachtet, fortwährend den Rücken, die Front und den rechten Flügel der umgehenden Armee. Dieſe Gefahr war ſelbſt nach vollendeter Umgehung noch nicht beſeitigt, ſobald die erſten franzöſiſchen Kolonnen nicht einen beträchtlichen Vorſprung in der Lombardei hatten. Von Paleſtro, von Robbio und ſelbſt von Mortara aus, welche auf einer faſt graden Linie von 14 Kilometern Länge gelegen ſind, konnten ſich

die Oeſterreicher in Maſſen auf Vercelli werfen und die franzöſiſche Armee in zwei Theile zerſpalten; von denſelben Punkten aus aber konnten ſie auch nach Willkür, entweder vereint oder getrennt, auf Caſale gehen, um die Rückzugslinie zu durchſchneiden, oder auf Novara, um die Front anzugreifen.

Wenn eine einzige dieſer Eventualitäten wirklich eintrat, ſo war das Schickſal der umgehenden Armee ſchwer bedroht und der ganze Feldzug konnte ein verfehlter ſein. In dieſer Vorausſicht hatte der Marſchall Canrobert den beſtimmten Befehl erhalten, das öſterreichiſche Dreieck für die Alliirten inoffenſiv zu machen. Paleſtro, der am meiſten vorgeſchobene und folglich der gefährlichſte Punkt für die Linie der Alliirten, war dem Feinde abgenommen worden. Dieſe Stellung mußte daher um jeden Preis behauptet werden, denn nur unter dieſer Bedingung konnte man hoffen, der öſterreichiſchen Armee die Umgehung noch zwei oder drei Tage zu verheimlichen. Der Feind, geblendet und durch die Täuſchung eines Frontalangriffes in ſeine Stellungen feſtgebannt, hätte nur auf der empfindlichen und entblößten Linie von Mortara, Robbio, Paleſtro und Vercelli die ihn umgehende Bewegung bemerken können; die äußerſten Punkte von Caſale und Novara waren daher geſichert, ſo lange ſich Paleſtro in den Händen der Alliirten befand.

In dem wahrſcheinlichen Falle, daß der Feind wiederum die Offenſive ergriff, um die Tages zuvor verlorenen Stellungen zurück zu erobern, konnte eine von den beiden Eventualitäten eintreten; die feindlichen Kräfte waren den ſardiniſchen untergeordnet oder überlegen. Griff der Feind nur mit ähnlichen Kräften an wie Tages zuvor, ſo konnte man daraus ſchließen, daß er die Umgehung, deren Gegenſtand er war, noch nicht vermuthete; in dieſem Falle genügte die ſardiſche Armee, um Paleſtro nebſt den drei bezüglichen Punkten zu halten, und man brauchte ſich nicht einmal wegen einer Bewegung von Robbio und Mortara aus vorläufig zu beunruhigen; mit einem Worte, es waren ſämmtliche Punkte der Umgehungslinie von Caſale bis Novara außer nächſter Gefahr. Das dritte Corps konnte alsdann bequem hinter der ſardiniſchen Armee fort auf Novara gehen, und die anderen franzöſiſchen Corps konnten ſich in zweiter Linie hinter dem dritten Corps fortziehen.

Wenn im Gegentheil die Oeſterreicher zur Wiedernahme von Paleſtro impoſante Streitkräfte entwickelten, ſo war es nicht mehr möglich, ſich über den Zweck eines ſolchen Angriffs zu täuſchen, das Netz war zerriſſen und die vier ſardiſchen Diviſionen nebſt dem dritten franzöſiſchen Corps und dem 3. Zuaven-Regiment waren nicht zu viel, um den Feind zurück zu werfen und die Umgehungslinie um jeden Preis zu retten. Damit das höchſte Ziel von dem Plane des Kaiſers nicht verfehlt würde, ſollte der Marſchall Canrobert nöthigenfalls mit den größten Opfern bis Robbio und ſelbſt bis Mortara vordringen und das von uns bezeichnete öſterreichiſche Dreieck vollſtändig reinigen. Man war zu der Vorausſetzung berechtigt, daß der Feind ſelbſt für den Fall, daß er völlig aus ſeinem Traume erwachte, dennoch nicht die Zeit gewinnen würde, um überlegene Kräfte ſofort auf ſeinem äußerſten rechten Flügel zu vereinigen, und daß folglich die dem Marſchall Canrobert zur Dispoſition geſtellten Kräfte genügen würden, um die ihm geſtellte Aufgabe zu erfüllen. Unterdeß wären die anderen franzöſiſchen Corps, dem Feinde zum Trotz und ohne beunruhigt zu werden, zuerſt bei Novara angelangt.

In Vorausſicht einer Offenſive der Oeſterreicher war der Marſchall mit dem König Victor Emanuel über die zu treffenden Anordnungen übereingekommen. Seit dem 30. Mai Abends ſtand das 3. Zuaven-Regiment zwiſchen der Seſietta und der Geſta Paleſtro gegenüber zur Unterſtützung der Diviſion Cialdini bereit, ſowohl um

einen Angriff der Oeſterreicher zurückzuweiſen, als auch um auf Robbio zu marſchiren; es hatte auf dem rechten Ufer der Seſietta, zwei Kilometer ſüdweſtlich vom Dorfe, Stellung genommen. Die drei Diviſionen des 3. Corps konnten ſich wegen des ſtrömenden Regens, welcher die Stege fortriß, erſt am andern Tage mit dem 3. Zuaven-Regiment vereinigen. Am 31. früh um 4 Uhr ſtellte ſich die zweite Diviſion (Trochu, früher Bouat) und die dritte Diviſion (Renault) links vom 3. Zuaven-Regiment an der Hauptſtraße in gleicher Entfernung von Paleſtro, Torrione und Vinzaglio auf; die erſte Diviſion (Bourbaki) folgte erſt ſpäter. Die Linie der Seſietta, d. h. der ſüdliche und weſtliche Zugang von Paleſtro, war auf dieſe Weiſe gegen eine Ueberraſchung geſichert. Cialdini ſeinerſeits hätte die Nacht vom 30. zum 31. dazu benutzt, um ſich im Oſten zu verſchanzen. Der General Cialdini rechnete darauf, daß die Oeſterreicher ihre am Tage zuvor erlittene Niederlage rächen wollten und traf daher ernſthafte und geſchickte Anſtalten. Er hatte die vier Regimenter ſeiner Diviſion auf allen für den Feind am erſteiglichſten Punkten im Oſten, Süden und Norden vertheilt. Im Oſten, auf der Straße von Robbio, dem zunächſt gefährdetſten Punkte wurde das 10. Regiment Königin von der Brigade Villamarina nebſt 8 Geſchützen aufgeſtellt. Im Norden, da wo die leicht zu erſteigenden Straßen von Confienza und Vinzaglio zuſammenſtoßen, placirten ſich das 16. Regiment Savona von der Brigade Broglio di Montebello, ein Bataillon vom 15. Regiment Savona von derſelben Brigade und das 6. Bataillon Berſaglieri. Im Süden, der am meiſten verwundbaren Seite, beſetzte das 9. Regiment Königin von der Brigade Villamarina, alle Punkte, wo die Wege die Kanäle ſchnitten. Das 6. und 10 Regiment ſtanden nahe genug bei einander, um je nach Umſtänden gegen Oſten oder Süden gemeinſchaftlich handeln zu können. Der rechte Flügel des Generals Cialdini war der ſchwächſte Punkt; das 6. Regiment verlängerte ſeine Vorpoſten bis zu den Kanälen Scotti, La Gamara und der Brücke über die Brida, wodurch er in directe Verbindung mit dem 3. Zuaven-Regiment gelangte. Der Reſt der Diviſion des Generals Cialdini, drei Bataillone vom 15. Regiment und das 7. Bataillon Berſaglieri nebſt der Artillerie-Reſerve ſtellte ſich in der Mitte des Dorfes auf, um überall da, wo es nothwendig wurde, eingreifen zu können.

Tagesereigniſſe.

Durch die Zeitungen läuft die Notiz, daß die für die deutſchen Staaten beſtimmten gezogenen Geſchütze in der Fabrik von Wöhlert gebohrt wurden. Wir bemerken dazu, daß das Bohren und Ziehen ſämmtlicher Gußſtahlröhre bereits früher in dieſer Fabrik geſchah, und daß Herr Wöhlert ſeither bereits mehrere practiſche kleine Erfindungen an den dazu nöthigen Maſchinen gemacht hat. Herr Krupp in Eſſen liefert lediglich die abgedrehten Blöcke, während Herr Wöhlert ſie bohrt und zieht. Dagegen werden alle eiſernen Röhre in der Königlichen Fabrik zu Spandau gezogen.

St. Petersburg, 15. Nov. Das Militair-Magazin bringt den Rechenſchafts-Bericht des Kriegsminiſters für das Jahr 1858, der einige anziehende Daten enthält. Die wichtigſte Maaßregel, welche dem Miniſter Suchoſanet oblag, war die weitere Verminderung des Heeres. Es hatte in den letzten vier Jahren vor dem Krieg 1,140,000 Mann auf dem Friedensfuß gezählt; es war ſchon im Jahr 1858 auf 850,000 Mann vermindert, und ſollte noch um weitere 62,000 Mann durch Aufhebung der nichteingereihten Commando's vermindert werden. Durch dieſe Verminderung wird die Zahl der auszuhebenden Rekruten um 25 pCt. verringert, die Quartierlaſt

um ein Fünftel erleichtert. Zur Ergänzung des Heeres während dieser Jahre, in welchen keine Rekrutirung stattfand, wurden aus den nach dem Krieg entlassenen Mannschaften zwei Reserven gebildet, die eine, 264,000 Mann stark, zur laufenden Vervollständigung, die andere, 232,000 Mann stark, für den Fall eines Krieges. Durch diese Maßregel ist es erreicht worden, daß auch nach den Jahren 1860 und 1861 — wenn kein Krieg eintritt — keine Rekrutirung stattzufinden braucht, bis wohin die Bauernfrage wohl gelöst sein wird; denn sonst wäre eine Rekrutirung jedenfalls gefährlich. Als sehr günstig wird der Einfluß gerühmt, den die Herabsetzung der Dienstzeit auf die Moral der Soldaten gehabt hat. Eine andere Maßregel in diesem Sinne geht dahin, daß Verbrecher nicht mehr zur Strafe in das Militair eingestellt werden sollen. Schon vor diesem allgemeinen Erlaß, der erst in diesem Jahr ergangen, sind aber mehr als 13,000 bestrafte Soldaten zur Auswanderung nach dem Amur bestimmt und zum größten Theil auch schon dahin gebracht worden. Durch die Aufhebung der Cantonisten (die schon 1856 verfügt wurde) sind 378,800 Kinder dem Schooß ihrer Familien wiedergegeben worden. (Allg. Ztg.)

Königreich Sachsen, Hannover, Baiern, Würtemberg, Großherzogthum Baden und Hessen sind gegenwärtig mit gezogenen Geschützen preußischen Modell's versehen, oder werden sie doch erhalten; so daß von den Artillerie führenden deutschen Staaten nur noch Nassau, Braunschweig, Holstein, Kurhessen, Mecklenburg und Oldenburg damit im Rückstande sind.

Die Kölnische Zeitung brachte neulich folgende gewiß recht gut gemeinte Expectoration:

(Eingesandt.)

Die Wichtigkeit der nationalen Bewaffnung für die Rheinprovinz.

Mit inniger Freude hat Einsender den Leitartikel der Kölnischen Zeitung vom 13. d. M. gelesen, durch welchen die Errichtung von Schützen-Gesellschaften zum Zwecke der Vermehrung der nationalen Wehrkraft empfohlen wird. Gerade Köln hätte die dringendste Veranlassung hierin mit einem guten Beispiele voranzugehen. Ganz gewiß würde die Rheinprovinz, deren lebendige und aufgeweckte Bewohner niemals ihre Freude am Waffenwerk ganz haben verläugnen können, dem Beispiele folgen. Wir glauben nicht, daß irgend ein anderer Theil des deutschen Vaterlandes so zahlreiche Schützen-Vereine aufzuweisen hat, als gerade die Rheinprovinz. Wenn es daher auch wahr ist, daß das Bisherige in keiner Weise genügt, so ist doch für nationale Bewaffnung und Vertheidigung ein empfänglicher Boden in unserer echt deutsch gesinnten Provinz schon vorhanden. Glücklicher Weise liegen die Zeiten hinter uns, wo eine trübe Reaction in jeder männlichen Regung des Volkes eine Gefahr für den Thron und für die gesellschaftliche Ordnung erblickte, als ein auf dem ganzen Lande lastender Polizeidruck nicht nur die geistige, sondern auch die physische Verkümmerung fast einer ganzen Generation zu Wege brachte. Jetzt dagegen haben wir das Glück, eine Regierung zu besitzen, die sich (weil sie selbst auf dem Wege des Gesetzes und des Fortschritts wandelt) eins fühlt mit dem Volke, die daher auch keine kindische Furcht vor einer nationalen Erhebung kennt. In dieser Zeit, wo die unnatürliche Knechtung eines sonst so freiheitliebenden und edlen Nachbarvolkes alle Welt bedroht, wo freche Gelüste nach dem linken Ufer des Rheines in kurzer Zeit die Kriegsfurie in unser Land bringen können, in einer solchen Zeit kann es unser Königshaus und unser Ministerium nur mit Freude sehen, wenn sich das freie und gesetzliebende Volk in Preußen in den Waffen übt, um nöthigen Falles in Gemeinschaft mit den tapferen deutschen Heeren das Vaterland zu vertheidigen. Nichts würde aber auch mehr zur Wiederbefestigung der europäischen Zustände beitragen, als die vollendete Thatsache der Bewaffnung des deutschen Volkes. Es ist noch nicht lange her, daß England von dem Invasionsfieber förmlich geschüttelt wurde, daß alle Geschäfte in diesem reichen Lande darniederlagen. Was geschah aber? Das Volk bewaffnete sich. In kurzer Zeit stand eine Armee von über hunderttausend Freiwilligen, mit trefflichen Gewehren ausgerüstet, bereit, um nöthigen Falles jeden Feind zurückzutreiben. Seit dieser Zeit ist Alt-England ruhig; es weiß, daß kein Eroberer diese Stätte der bürgerlichen Freiheit *besiegen kann*, und die Geschäfte gehen dort vortrefflich. Aehnliches haben wir in Belgien erlebt, aber in Deutschland wird die Nation noch von dem Gefühle der Unsicherheit beherrscht. Das wird sich

ändern, sobald neben den Heeren eine brüderlich mit ihnen vereinte Macht des bewaffneten Volkes steht. Der Bonapartismus wird wohl den Krieg gegen die Cabinette, aber schwerlich gegen die deutsche Nation wagen, und thäte er es dennoch, so wäre der Sieg uns gewiß, denn kein Eroberer ist mächtig genug, um ein freies Volk zu besiegen, welches nicht geknechtet sein will. So gehen die Wünsche der Vaterlandsliebe mit den materiellen Interessen Hand in Hand.

Mögen sich daher überall und auch in Köln angesehene Männer aus dem Volke an die Spitze stellen und die Sache anregen. Zunächst wäre nach der unmaßgeblichen Meinung des Einsenders ein Verein von solchen Mitgliedern zu bilden, die sich selbst die Waffen anschaffen. Als Waffe würde man am besten die Schweizer- oder Enfield-Büchse mit den kleinen Spitzkugeln und mit einem als Bajonnet aufzusetzenden Hirschfänger wählen. Es wäre von vorn herein auf die Vorzüglichkeit der Waffen zu sehen. Eine militairische Organisation mit Geldstrafen für Ausbleibende müßte freiwillig angenommen werden und unter kundiger militairischer Leitung müßten (vielleicht am besten des Sonntags) nicht nur Schieß-, sondern auch Felddienst-Uebungen Statt finden. Wer zu alt ist, sich persönlich daran zu betheiligen, kann doch der guten Sache dienen, indem er für einen Anderen die Ausrüstung besorgt. Würde der Verein vernünftig geleitet, nähme man die Zeit der Bürger nicht zu viel in Anspruch, und machte die Sache nicht durch militärische Pedanterie verhaßt, so würde das Institut sogar eine Quelle des Genusses für seine Mitglieder sein; denn jeder Mann empfindet Freude an der Uebung in den Waffen. Der Deutsche ist es müde geworden, trotzdem, daß er der Väter Kraft in seinem Arme fühlt, unter den Völkern Europa's wie ein Schwächling im Hintergrunde zu stehen. B.

Wir bemerken hierzu, daß der verehrliche Verfasser des „Eingesandt" sich über Louis Napoleon und die Franzosen vollständig täuscht, wenn er glaubt, daß diese sich durch Redensarten abspeisen ließen. Ein „Volk, das nicht geknechtet sein will" ist aber eine Phrase und weiter nichts. Welches Volk in der Welt möchte wohl gern „geknechtet" sein! — Wenn es damit abgemacht wäre — ! — Ueber die englischen Freiwilligen und ihren Uniformsschwindel lachen die Franzosen eben so gut wie jeder andere Unbefangene, aber fürchten — — Der Herr Einsender frage darüber einmal die erste beste rothe Hose. Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß gut organisirte, vor Allem aber unter militairischen Befehl gestellte Schützengesellschaften bei unmittelbarer Landesvertheidigung recht nützlich sein und auch durch Uebernahme gewisser Dienste im Inneren Truppen disponibel machen können. Aber auf das Strohfeuer von ein Bischen „Freiwilligenthum" seine Politik basiren, wäre nahezu toll. Selbst die rauhen abgehärteten Söhne Tyrols erlagen in ihren Bergen dem Ansturm geschulter Truppen; nun aber Kölner Schoppenstecher — — ! Die wallenden Federbüsche und die begeisterten Toaste thun es nicht, wenn die liebliche Musik schwirrender Flintenkugeln um „freiwillige" Ohren saust, oder wenn ein leise, aber gemüthlich anhaltender Regen nicht nur den Freiwilligen mit seinem schmucken Costüm, sondern auch sein lehmiges Bett in einen halben Brei verwandelt und „Mutter" nicht bei der Hand ist, ein trockenes Hemd, den warmen Ofen und den — Schoppen herbei zu schaffen.

An die geehrten Abonnenten der „Berliner Revue".

Wie uns mitgetheilt wird, haben einzelne Post-Expeditionen in den Provinzen die Annahme von neuen Abonnements auf die „Berliner Revue" unter dem Vorgeben verweigert, daß solche mitten im Quartal nicht mehr angenommen werden könnten. Wir bemerken darauf, daß die Postämter zu jeder Zeit verpflichtet sind, neue Bestellungen anzunehmen, natürlich gegen Entrichtung des Abonnements-Betrages für das ganze Quartal, wogegen den geehrten Bestellern auch die bereits erschienenen Hefte des Quartals nachgeliefert werden, so weit solche noch vorräthig sind.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Kronenstr. 11.

Miniſterium und Demokratie.

II.

„Im Bett ſchießt man keine Wölfe" und durch Nichtsthun darf man nicht erwarten, eine politiſch mächtige und einflußreiche Partei zu werden. Was wäre aus der Demokratie geworden, wenn ſie ſich, ebenſo wie ſo viele unſerer Freunde, auf das jedesmalige Miniſterium verlaſſen, wenn ſie gewartet hätte, bis es etwa der Regierung gefallen würde, wieder Etwas aus ihr zu machen. Sie hat gearbeitet, ſie hat gelitten und der Lohn ihrer Mühen iſt, daß ſie ſich ſchon heute wieder in der Lage befindet, die Leiter, auf welcher ſie in die Höhe geſtiegen, unter ihren Füßen wegzuſtoßen.

Und wir, wir, die noch in dem — allerdings traditionellen — Gefühle befangen ſind, ohne die Regierung Nichts zu ſein und Nichts zu vermögen, wollen wir politiſch abdanken, weil man uns dort zeitweilig bei Seite geſchoben; wollen wir uns grollend zurückziehen, weil wir nun endlich auf uns ſelbſt und unſere eigenen Kräfte angewieſen ſind; wollen wir unſere Principien und Intereſſen aus Mißmuth ſelbſt verleugnen, weil wir ſie an der Stelle Preis gegeben ſehen, welche wir bis dahin als deren ſtärkſte Garantie zu betrachten gewohnt waren? Das wäre das Thun politiſcher Kinder, aber nicht einer politiſchen Partei.

Was aber haben wir denn zu thun? Vor Allem der Wirklichkeit ernſt und ruhig in das Auge zu ſehen und uns nicht mit der Illuſion hinzuhalten, als könnte ein Gouvernement, welches uns verleugnete, da wir noch ſtärker erſchienen, als wir waren, ſich wieder zu uns wenden, wenn wir je länger deſto mehr kleinmüthig und einflußlos werden. Haben wir bis dahin Politik getrieben unter der Vorausſetzung, daß die Fürſten ſelbſt regieren und regieren wollen: wir müſſen lernen, uns auch in Verhältniſſe zu ſchicken, wo wir es nur noch mit „Miniſtern der Krone" zu thun haben. Aber freilich müſſen wir alsdann ſolche Miniſter auch anders behandeln, als wir bis dahin mit Miniſtern zu verkehren gewohnt waren.

Mit dem Beginne der neuen Aera haben wir den unzweideutigen Beweis empfangen, daß die „Miniſter der Krone" nicht das mindeſte Bedenken tragen, gegen uns mit der Demokratie gemeinſchaftliche Sache zu machen und zwar nicht in dieſer oder jener Frage, wo man deren Principien und Poſtulate als begründet und berechtigt anerkannte, ſondern auf allen Gebieten, ſo weit und ſo lange die Demokratie ſich gebrauchen laſſen wollte, den perſönlichen Zwecken der liberalen Biedermänner Vorſchub zu leiſten.

Warum also unserer Seits so schüchtern, warum stets bedenklich mit der Demokratie auch nur in solchen Fragen Hand in Hand zu gehen, wo nicht allein die beiderseitigen Interessen, sondern auch die Principien und Postulate sich berühren.*) Was der Liberalismus, ja sagen wir mehr, was die Regierung darf, das dürfen wir auch und die Aufgabe der Preußischen Aristokratie kann schwerlich darin beschlossen sein, zu allen Kreuz- und Querzügen der Politik ein loyales verbindliches Gesicht zu machen und sich, was auch geschehen mag, nach wie vor zur Möblirung der Staatsgemächer verwenden zu lassen.

Die Majorität des Abgeordnetenhauses, mit welcher die Regierung heute noch debütirt, sie ist Nichts als ein selbstgefertigtes Götzenbild, in welchem das Ministerium lediglich den Werkmeister, d. h. sich selbst verehrt und wir überschätzen uns nicht, wenn wir die Behauptung aussprechen, im Besitze der Gewalt und des Regierungs-Mechanismus in ruhigen Zeiten eine mindestens eben so starke und zuverlässige Majorität für uns zu Stande zu bringen. Freilich wissen wir eben so aus Erfahrung, was es mit einer solchen Majorität eigentlich auf sich hat; heute ministeriell und morgen demokratisch, je nachdem die Strömung von oben oder von unten die stärkere ist.

Aus diesem Grunde muß unser Streben weniger auf die Majorität des Abgeordnetenhauses, als darauf berechnet und gerichtet sein, die fernere Verdunkelung und Vertuschung der socialen und politischen Gegensätze so viel an uns liegt zu erschweren und unmöglich zu machen, Freund und Feind zur Entscheidung zu drängen und damit den Rückhalt der Demokratie in den Herzen des Volkes selbst anzugreifen.

Vielleicht, daß eine Rückkehr zu den rechten Grundsätzen und zu den rechten Männern durch ein Interregnum der Demokratie hindurchgehen und dadurch dem Volke selbst die Ueberzeugung in die Hand gegeben werden muß, daß seine vermeintlichen Wohlthäter seine schlimmsten Feinde sind.

Ist aber dies das Ziel, auf welches wir losgehen und halten wir dabei den Gesichtspunkt fest, daß wir als Partei Nichts sein und leisten werden, was wir nicht selbst aus uns machen: dann werden die Modalitäten unserer Action sich leicht von selbst ergeben.

Fort also zuerst mit allen bureaukratischen Reminiscenzen und Sympathieen, in welchen wir uns leider nur zu lange haben gefangen nehmen lassen, und endlich Ernst gemacht mit Selbstregierung und Verwaltung, ohne welche wir niemals die Allianz der uns verwandten Elemente zu gewinnen und eine selbstständige regierungsfähige Partei zu bilden vermögen. Alle, welche die Freiheit ernsthaft erstreben, haben — wie dies auch die neuesten Erfahrungen in Oestreich wieder bestätigen — keinen schlimmeren Feind, als die liberale Bu-

*) Beispielsweise haben wir es lebhaft bedauert, daß unsere Freunde bei der Wahl im Anklamer Kreise durch ihre Stimmen dem liberalen ministeriellen Candidaten zum Siege verholfen haben. Herr Schultze-Delitzsch ist zwar ein richtiger Demokrat, doch können wir uns mit demselben leichter verständigen und resp. auseinandersetzen, als mit jenen schwächlichen Geistern und confusen Seelen, welche der Graf Schwerin unter seine besondere Protection genommen. D. R.

reaukratie, und unſere Freunde haben kaum jemals einen verhängnißvolleren Fehler gemacht, als die Aburtheilung der politiſchen und Preßvergehen aus der Hand der Geſchworenen-Gerichte in die Hände unſerer, lediglich auf ihre moraliſche Ueberzeugung verwieſenen liberalen Juriſten zu legen.

Wir ſind es den geſunden Elementen des Beamtenthums, wir ſind es der Krone ſelbſt ſchuldig, nicht länger dem Liberalismus, der Bureaukratie als Folie und Rückhalt zu dienen, ſondern denſelben vielmehr durch die Demokratie gründlich abſorbiren zu laſſen, und wenn auch der Graf Schwerin — wie man uns ſagt — der Meinung iſt, „daß unſere Partei mauſetodt ſei," wir befinden uns in der glücklichen Lage, denſelben ſchneller, als ihm lieb ſein wird, zu dem Anerkenntniß zu zwingen, daß er ſich mit dieſem Sterbe-Atteſt noch mehr geirrt, als mit der übereilten Beſtattung der Demokratie.

Wenn wir aber den Grafen Schwerin dies Mal begraben, dann iſt er wirklich todt!

Umſchau.

Das legitime Königthum von Neapel neigt in dieſem Augenblicke wohl ſeinem Ende zu. Ob für immer, iſt freilich eine Frage, die von den Zeitgenoſſen am Ende nur diejenigen bejahen dürften, die den Wahnſinn hegen, daß es mit den monarchiſchen Formen in Europa überhaupt zu Ende gehe. Mit den „Formen" dieſer Verfaſſung, ſagen wir, denn ihre Grundlagen wurden von den Waſſern der Revolution freilich ſchon vorlängſt hinweggeſpült oder doch dermaßen unterhöhlt, daß ſie kaum noch auf einem Punkte eine längere, am wenigſten eine geſicherte Dauer in Ausſicht ſtellen. Es iſt ein Irrthum, ein tiefgehender Irrthum dieſer Zeit, daß das Königthum nur bei den romaniſchen Völkern bis zu dieſem Punkte in ſich gebrochen und verbröckelt worden, bei den germaniſchen hingegen, unter den Fittigen des conſtitutionellen Syſtems, ein neues Leben zu beginnen beſtimmt ſei. Umgekehrt hat eben dieſes Syſtem den Tod auch über das germaniſche Königthum gebracht und das Blut der germaniſchen Race mit einem Gifte gemiſcht, deſſen eigenthümliche Eigenſchaft die iſt, daß es die Fäulniß bei lebendigem Leibe bewirkt.

Und doch haben wir es Wahnſinn genannt zu glauben, daß es mit den monarchiſchen „Formen" überhaupt zu Ende gehe? ... Sind denn die Formen noch von einigem Werthe, ſobald erſt die Prinzipien gebrochen worden? Sind ſie dauerhafter als die Prinzipien? Könnten ſie einen Auftrag haben, den jene nicht hätten? Ja, die Formen ſind dauerhafter! Auch vollführen ſie eine Miſſion, welche die Prinzipien niemals würden vollführen können. Es iſt eine geheimnißvolle, kaum in ihren nächſten, geſchweige in ihren entfernteren Urſachen aufgedeckte Thatſache, daß die politiſchen Formen auf dem ekraſirten Boden zurückbleiben, wenn die Grundſätze längſt geſchwunden ſind, daß ſie unmerklich, aber hartnäckig fortfahren, die geſchwundenen Grundſätze zu repräſentiren, die-

ſelben in der allgemeinen Erinnerung zu erhalten und für ſie zu arbeiten, derweil ſie die Miene tragen, als wären ſie der Dinge ſo vergeſſen wie die Menſchen ihrer vergeſſen ſind. Nur die großen Volksbetrüger ſcheinen zu allen Zeiten eine wunderbare Ahnung von dieſem Geheimauftrage der politiſchen Formen gehabt zu haben, denn man ſieht ſie häufig auf dieſelben mit einer Haſt zurückgreifen, die völlig unerklärlich wäre, dürfte man ſie nicht auf die Einſicht zurückführen, daß die Formen nicht blos widerſpenſtiger als die Grundſätze, ſondern auch unentbehrlicher in der Oekonomie des geſellſchaftlichen Weſens ſind. Die Art und Weiſe, wie der erſte Napoleon die Gewalt über ein Volk in ſeine Hand zu ſpielen verſtand, ganz ähnlich den Wegen, die ſich Julius Cäſar erſah — ſie ſind zumal verglichen mit dem Titanenſchritte, den Beide auf dem Schlachtfelde gehen, nur der Ausdruck dieſer ebenſo unerläßlichen, wie demüthigen Unterwerfung unter die ſouveraine Machtvollkommenheit der Formen. Der Philoſoph könnte über dieſe unfreiwillige Huldigung, welche den Formen ſelbſt dann noch dargebracht wird, wenn die Grundſätze gebrochen ſind und von denen dargebracht wird, deren Hand eben die Grundſätze brach, ein unendlich lehrreiches Buch ſchreiben.

Man kann daher immerhin zugeben, daß das monarchiſche Prinzip in Europa gebrochen ſei, ohne das Nämliche auch von den Formen der Monarchie ſagen zu dürfen. Sie vielmehr blieben und weil ſie geblieben, darum eben wiſſen wir, daß in den monarchiſchen Grundlagen noch nicht die Monarchie als ſolche, in den Grundſätzen der Legitimität noch nicht das legitime Königthum gebrochen wurde. Mehr oder weniger haben Beide auch jetzt in Neapel gelitten und ſteht auch König Franz II. auf dem Punkte, dieſelben in ſeiner Perſon opfern zu müſſen — aber für immer? Wer wollte das behaupten! Auch dort blieben die monarchiſchen Formen zurück und je weniger der fremde Uſurpator in der Lage iſt, dieſelben von ſich ſtreifen zu dürfen, deſto ſchneller werden ſie erſtarken, um die ſchmähliche Lüge, der ſie zu dienen gezwungen ſind und deren Königlicher Erfinder doch am Ende nur von *ihrem* Anſehen, von *ihrer* Macht, *ihrer* Herrlichkeit lebt, eines Tags unter der Wucht eines tauſendjährigen Daſeyns zu erdrücken. Das wäre keineswegs der Fall, wenn ſtatt des Sardenkönigs etwa Garibaldi oder Mazzini das Geſchick jener Völker in die Hand genommen hätte. Denn es liegt nicht allein in dem natürlichen Verhältniß gegebener Gegenſätze, daß ſie einander fern halten ſo lange als möglich, ſondern auch die Erfahrung lehrt, daß die Republik, wenn und wo ſie auf monarchiſche Lebenskreiſe übertragen wurde, erſt auf dem Umwege einer langſamen, gleichſam ſchrittweiſen Annäherung an die monarchiſchen Formen — eine derartige Form iſt in dieſem Falle z. B. die Inſtallirung der höchſten Staatsgewalt auf „*Lebenslänglichkeit*“ — ihren Auslauf in die Monarchie wiederfindet, wie dann hinwieder dieſe den ihrigen in die — *legitime* Monarchie. Wir dürfen mithin, wie ſehr es uns auch betrübe, in dem Diamantgebäude der europäiſchen Monarchie abermals eine Säule zuſammenſtürzen zu ſehen, darum doch nichts weniger als kleinmüthig ſein, ſondern getroſten Muths erwarten, daß das (vorläufig auf die Augen des dermaligen

französischen Gewalthabers gestellte) Reich revolutionärer Vergewaltigung schon in nächster Zeit ein Ende mit Schrecken nehmen werde, ob auch darüber halb Europa, ja wir selbst noch ersehen wären, aus dem Taumelbecher der modern cäsaristischen Barbarei mitzutrinken. Die Revolution irrt, wenn sie glaubt, daß wir uns Muth einsprächen, wo wir keinen hätten, Hoffnungen, die wir nicht hegten, frohe und gewisse Zukunft, deren Anblick uns nicht vollkommen herzenswarm zu machen vermöchte — das von der Demokratie herbeigewünschte „Drunter und Drüber" wird so gewiß kommen, als es gewiß ist, daß die angesteckte europäische Gesellschaft eines Blutbades bedarf, um an Haupt und Gliedern desinfizirt zu werden. Aber Diejenigen dringen nicht in den wahren Zusammenhang der Dinge, die sich von dieser allgemeinen Blutwäsche den endlichen und vollendeten Sturz der Monarchie versprechen. Noch sehen wir ihre geweiheten Formen das Antlitz überall unversehrt in die Gesellschaft hineinrecken, und wenn wir inmitten der ihnen unverkürzt dargebrachten allgemeinen Huldigung uns erinnern, auf welcher Seite diese Huldigung die Frucht einer heuchlerischen Furcht und auf welcher sie das Werk einer treuen Ergebenheit ist, dann sind wir im Unterliegen noch siegreicher als unsre Untertreter und möchten um Alles nicht mit ihnen getauscht haben. Es ist nicht nur wahrscheinlich, nein, es ist nahezu Gewißheit, daß die moderne Revolution unter dem Vormarsche des ihr alliirten Militair-Despotismus ihre Eroberungen auch ferner noch ausdehnen, daß sie die schmutzige Sohle auf so manche andere geweihete Stätte auch fernerhin noch frech niedersetzen wird, aber doch ständen wir mit dem Allen kaum erst am Anfang vom — Ende...

Es bedurfte dieses flüchtigen Blicks, um uns einigermaßen für den Eindruck gewappnet zu finden, den die vom König Franz II. an seine Vertreter bei den europäischen Höfen erlassenen Note auch bei Solchen unserer Freunde hervorgebracht haben muß, die es längst gewohnt sind, die allertrübsten Vorwürfe gerade (und mit vollem Rechte!) an die allerhöchsten Adressen gerichtet zu sehen. Der Minister des jungen Königlichen Heroen schreibt: „Seit sieben Monaten, seit welchen die Revolution durch eine treu- und eidbrüchige Regierung immer offener unterstützt, in dem Königreich triumphirte, hat der König, unser Herr, von Seiten der europäischen Souveraine, von denen er hoffte, daß seine Sache auch ihnen theuer sein würde, nichts weiter erhalten als leere Versicherungen und theilnehmende (??) Sympathie. Nicht die Interessen der Legitimität, nicht die gemeinsamen Gefahren, nicht alte Freundschaften und Bündnisse sind im Stande gewesen, die europäischen Cabinette der politischen Gleichgültigkeit zu entreißen, mit welcher sie theilnahmlos dem Sturze einer hundertjährigen Dynastie zugesehen haben." Diese Sprache, man wird es zugeben, ist nicht neu, aber jedenfalls ist es neu, daß sie einen so offenen und unumwundenen Ausdruck in der öffentlichen Kundgebung eines Königs an — Könige findet. Auch das ist eine Signatur unserer Zeit und ihrer hochwogenden Noth, daß der freimüthige Ton der Publizistik bereits die Stufen eines Königlichen Throns herabsteigt, um auf demselben Wege wieder empor zu steigen. Man fühlt es solchem Hergange ab, daß die Beziehungen concreter werden, die Verhältnisse sich

gleichſam handgreiflich an einander ſchieben und verdichten: man ſieht ganze „gewohnte“ Zwiſchenräume gleichſam für das Auge verſchwinden, um nur noch ein enges Plätzchen zu laſſen, auf dem das Herz, dieſe höchſte Inſtanz alles Heiligen und Höheren, ſein Urtheil unverhalten ausſpreche.

Nichts deſto weniger haben wir den Muth, dieſe auffällige Verkürzung ſonſt ziemlich lang bemeſſener Räume, in der Art, wie ſie die Note des jugendlichen Königs vollbringt, auch noch für etwas Erfreulicheres als für ein bloßes Zeichen der Zeit und ihrer Noth zu halten. Wir begrüßen in der ungeſchminkten Königlichen Sprache auch ein Vorzeichen davon, daß die Stunde nicht fern iſt, wo die dermals verſtreuten und in der Zerſtreutheit ohnmächtigen Glieder der conſervativen Gemeinde von Europa überhaupt näher zuſammenzurücken genöthigt ſein werden, um in ähnlicher unumwundener Weiſe über die Zukunft der monarchiſchen Welt zu rathen und zu thaten. Wer dieſe einmüthige Erhebung der Guten — und den Fürſten ziemt es, unter den Guten die Vorderſten zu ſein — für ein Gebilde der Schwärmerei halten möchte, der ermißt weder die Nähe der allgemeinen Gefahr, noch die ganze Tiefe ihrer Noth, oder er weiß aus den Irrſalen einer völlig entfeſſelten Lüge, des Aufruhrs, der Empörung wider Gott geeignetere Führer namhaft zu machen als ein heiliges unerſchütterliches Zuſammenſtehen in den einfachen Grundwahrheiten der europäiſchen Ordnung. Der ſchauende Geiſt kann ſich über das, was uns bevorſteht, aber unmöglich länger täuſchen, und wäre er ſelbſt geneigt zu zweifeln, daß die Gefahr ſchon ſo unmittelbar nahe gekommen ſein ſolle, die unabweisliche Deutlichkeit ihrer anderswo zurückgelaſſenen Spuren müßte ihn überzeugen, daß die Politik ihre Geheimmittel erſchöpft, mit anderen Worten, daß dieſer alte Trödler ſich vollſtändig überlebt hat. Gegen offene Lüge wird am Ende nur die Wahrheit ſiegreich in's Feld geführt, und der Miniſter König Franz' II. bedeutet die Richtung auffällig genau, in der dieſe letzte, aber auch beſte Armee lediglich wird zu finden ſein.

Blicken wir um uns, in welcher Lage ſind wir ſchon heute, und wäre es wirklich möglich, daß wir uns länger täuſchen? Von Meſſina bis zu den Ausflüſſen der Weichſel, von Genf bis zu den Mündungen der Donau iſt der Continent in Belagerungszuſtand verſetzt, und innerhalb dieſes geſchloſſenen Kreiſes ſind die Bevölkerungen, hier mehr dort weniger bereit, auf den erſten Wink des Belagerers die blutige Gaſſenemeute zu beginnen. Schon in unſerem Letzten machten wir auf die vollendete franzöſiſche Umgarnung des ottomaniſchen Reichs aufmerkſam, aber wir ſelber ſind weit ſtärker umgarnt, inſofern der Angreifer überall geöffnete Bahnen und demokratiſche Herzen findet. Unter dieſen Umſtänden verliert die Frage: auf welchem Punkte die cäſariſtiſche Revolutionirung Europa's in ihren zweiten Act treten werde, beinahe jede höhere Bedeutung. Ob im Orient, ob an der Donau, ob am Rhein, ob an der Weichſel, ob (was das Wahrſcheinlichſte iſt) an verſchiedenen Punkten gleichzeitig, das iſt wenig erheblich und am Ende nur Zeitfrage. Bis in das Innere von (Britiſch-) Indien hinein ward die Parole des bevorſtehenden Revolutionskrieges ausgegeben,*)

*) Da wird denn der „treue“ britiſche Alliirte bei dem europäiſchen Spiel ſchon „paſſen“ müſſen, ſelbſt wenn er eines Beſſeren ſich beſinnen möchte!

bei uns, trotzdem er Propheten genug gehabt, nun doch wie der Dieb in der Nacht scheint überraschen zu sollen, um uns zu der reumüthigen Anerkennung jener einfachen Wahrheiten aufzurütteln und zu ermuntern, die das letzte Wort eines jungen Heldenkönigs gewesen, dessen seine verklügelte Zeit leider wenig werth war.

Die Junker und die Constitutionellen.

Wir vermögen eine geraume Zeit Preußischer Geschichte aus eigener Wahrnehmung zu überschauen, wir finden aber bei einem solchen Ueberblicke keinen Abschnitt, in welchem tendenziöse Unwahrheiten in solchem Umfange und mit solcher Beharrlichkeit in die Welt hinein geschrieen worden wären, wie den gegenwärtigen. Wir geben gern zu, daß es im Jahre 1848 einzelne Momente gab, wo die politische Partei-Leidenschaft noch Schlimmeres that als lügen, lügen auf Kosten der politischen Gegner, indessen gingen die damaligen revolutionären Ereignisse nicht aus verdrehten und verdrehenden Ansichten der herrschenden Partei, sondern aus Schwäche hervor und zerfielen daher sehr bald, als die obrigkeitliche Autorität den Willen wieder gewonnen hatte, ihrerseits positive Anordnungen der Revolution entgegen zu stellen.

Anders liegen die Verhältnisse heute; es wird tendenziös gelogen, durch die Lüge die öffentliche Meinung irre geleitet und dergestalt das Terrain für die „neue Aera" vorbereitet, die, wenn sie eintritt, zu ganz anderen Eruptionen führen wird, als die des Jahres 1848.

Wir haben es uns daher in diesen Blättern bereits wiederholt zur Aufgabe gestellt, die Lügen, die jetzt auf politischem Gebiete ausgeboten werden, aufzudecken und wollen dies auch heute bezüglich derjenigen Behauptung thun, welche gegen die sogenannte Junker-Partei mit großer Keckheit dahin aufgestellt wird, als sei der Endzweck ihrer politischen Anschauungen und Bestrebungen geradezu auf eine Beschränkung des Königthums gerichtet und zwar ganz besonders im Gegensatze zu den Grundsätzen derjenigen, welche mit und in der modernen Constitution allein die Blüthe des Fürstenthums von Gottes Gnaden zu fördern vorgeben.

Fragen wir nun, wer und wo sind diese Junker, so fällt uns die Antwort schwer. Im Adel allein sind sie gewiß nicht zu suchen; sehen wir ja doch die Träger der berühmtesten adligen Namen unter ihren entschiedensten Gegnern, während die sogenannte Junker-Partei an ihrer Spitze Männer ehrt und als Führer anerkennt, die dem Adel nicht angehören. Die Junker-Partei bildet sich vielmehr aus Männern aller Stände und es ist eine der hervorragendsten Lügen, wenn die Bezeichnung der Junker dazu benutzt wird, einen Gegensatz gegen den bäuerlichen Stand zu markiren. Wir behaupten vielmehr, daß jeder wahre Bauer gleichzeitig ein Junker ist. Unsre Gegner wissen dies sehr wohl und gerade

darauf ist ein großer Theil ihrer Verdrehungen gerichtet, das conservative Element im Bauernstande zu vernichten.

Die Junker-Partei erstreckt sich über alle Stände unseres Vaterlandes und sie hat zunächst und hauptsächlich als gemeinschaftliches Band ein gläubiges Christenthum, welches sie auch in allen politischen Fragen zur Geltung bringen, zur Richtschnur machen will. Die unmittelbare Folge hiervon ist das Verlangen nach einem Königthume von Gottes Gnaden, welches um deshalb ein starkes sein soll und sein muß.

Die sogenannte Junker-Partei kämpft nicht für Partikular-Rechte als solche, sie hat, da sie sich auf einen einzelnen Stand nicht beschränkt, hierzu gar keine Veranlassung; wohl aber tritt sie ein für die Rechte Einzelner, in soweit sie dieselben zur Erhaltung und Führung eines starken Königthums von Gottes Gnaden für erforderlich hält. Daher und zunächst keine Verletzung wohlbegründeter Privatrechte; das Königthum von Gottes Gnaden leidet Abbruch an seiner eigenen Begründung und Stärke, wenn unter seinem Regimente Unrecht an die Stelle des Rechtes durch öffentliche Akte gesetzt wird. Fernerweit Erhaltung derjenigen politischen Rechte, ohne welche ein Königthum von Gottes Gnaden im Lande nicht wurzeln, nicht gedeihen kann. Die obrigkeitliche Autorität soll aufrecht erhalten werden, nicht weil sie Diesem oder Jenem verliehen worden ist, sondern weil durch ihre Entziehung ein Unrecht begangen werden würde, und weil ihre Ausübung für eine Nothwendigkeit zur Stütze des Königlichen Regimentes erachtet werden muß.

Die praktischen Folgen einer solchen Auffassung können sich daher niemals gegen das Königthum wenden, wohl aber gegen diejenigen Zwischeninstanzen, welche sich selbst an Stelle des Königthums zu setzen nur zu geneigt sind, und dies war und ist noch heute vor allen Dingen die „Bureaukratie."

Die Junker ehren, achten und fördern jeglichen Beamten; sie wollen aber nicht, daß deren Omnipotenz einen Wall bilde zwischen dem König und dessen Unterthanen; sie wollen, daß der Beamte in dem Einzelnen, er mag hoch oder niedrig stehen, den Unterthan des Königs respectire.

Eben so wenig soll aber heutigen Tages die Landesvertretung dazu benutzt werden, König von Unterthan zu trennen, dem Könige den persönlichen Willen des Herrschers zu nehmen, dem Unterthan die Zuversicht, daß die Entscheidung des Königs von dem ausgehe, welcher von Gottes Gnaden auf dem Throne sitzt.

Wir möchten wohl, daß die Gegner des jetzigen Junkerthums diesem nachwiesen, wo jemals eine Beeinträchtigung des Königthums erstrebt worden sei.

Andererseits können wir wohl mit Stolz auf das zurückblicken, was die Junker in den letzten Jahren erstrebt, was sie erreicht haben.

Die „Junker" unter den Geistlichen waren es, die laut ihre Stimmen erhoben und noch erheben, als im Königlichen Preußen wir ziemlich nahe daran waren, jegliches Christenthum innerhalb der staatlichen Einrichtungen für entbehrlich zu erachten; die „Junker" unter den Bauern waren es, die theils sich selbst, theils ihre Söhne zur Verfügung ihres Landesherrn stellten, um die

freche Revolution zu Boden zu ſchlagen; es waren Junker aller Stände, welche die Verletzung des Königthums auch damals nicht wollten, als ſich dieſe zwar nicht unmittelbar gegen den zeitigen Inhaber des Thrones, wohl aber gegen den richtete, welcher durch Gottes Gnaden zu des Königs Nachfolger berufen war.

Es ſoll die Aufgabe dieſer Zeilen nicht ſein, eine Geſchichte des Preußiſchen Junkerthums ſeit dem Jahre 1848 zu ſchreiben, nur einige Andeutungen haben wir uns erlaubt, die geeignet ſind als Gegenſatz zu der Skizze zu dienen, die wir von den ſogenannten Conſtitutionellen zu entwerfen haben.

Bevor wir dies thun, verwahren wir uns ausdrücklich dagegen, als wollten wir auf die Beſeitigung unſerer Conſtitution drängen. Dieſe Frage nebenbei zu erörtern, iſt nicht unſere Abſicht, nur an den Einen Punkt wollen wir näher herantreten, nämlich an eine Erörterung, welche der beiden politiſchen Parteien in ihren Grundſätzen und in ihren bisherigen Handlungen das Königthum geſtützt hat, ob die Junker, ob die Conſtitutionellen.

Die Conſtitutionellen ſind zwar bis zur Abſchaffung des Königthums von Gottes Gnaden noch nicht gediehen, aber ſie geben der göttlichen Ordnung keinen Effekt, bis ſich nicht der Königliche Wille vor der Verfaſſungs-Urkunde feierlichſt gebeugt hat. Selbſt nachdem dies geſchehen, bleibt das Königliche Regiment ein beſchränktes; es wird getheilt zwiſchen dem Könige und deſſen bisherigen Unterthanen, die „ſouveraines Volk" genannt werden. Die Conſtitutionellen ſind es, die vermöge ihres Grundſatzes der Gleichberechtigung dahin gelangen, chriſtliches Bekenntniß für überflüſſig zu erachten zur Uebung obrigkeitlicher Befugniſſe. Die Conſtitutionellen ſind es, die den ſchlimmſten Auswuchs des Bureaukratismus erzeugen, den Bureaukratismus, der ausſchließlich in dem jeweiligen Miniſterium ſelbſt ruht und wurzelt. Das Miniſterium ſchiebt ſich als undurchdringliche Wand zwiſchen König und Volk, in dem Miniſterium verſchwindet ſelbſt das übrige Beamtenthum. Es iſt Nichts als eine Redensart, wenn dieſer oder jener Miniſter von der ſelbſtſtändigen Ueberzeugung ſeiner Untergebenen ſpricht. Der conſtitutionelle Miniſter muß centraliſiren, denn ſonſt kann er in ſeinem eigenen Amte der Landesvertretung gegenüber gar nicht beſtehen. Der Ober-Präſident, der Regierungs-Präſident, der Landrath, Alle müſſen aufhören dem conſtitutionellen Miniſter gegenüber einen eigenen Willen zu haben, ſelbſt wenn dieſer ihr Wille ſich des Beifalls des Herrſchers erfreuen ſollte. Es wird kein Conſtitutioneller zu läugnen vermögen, daß ſein Syſtem die Exiſtenz eines Miniſter-Verantwortlichkeits-Geſetzes bedinge, kein Einſichtiger aber verkennen, daß ein ſolches Geſetz nicht gegen den Miniſter, ſondern gegen den König ſeine Wirkung richte.

Um deshalb ſind die Junker aller Stände ſo entſchiedene Gegner eines ſolchen Miniſter-Verantwortlichkeits-Geſetzes. Daß dieſer oder jener Miniſter zur Verantwortung gezogen, daß zu dem vielen öffentlichen Skandal auch noch der einer Miniſter-Anklage komme, könnten wir uns, wenn unſere Gegner es durchaus nicht anders wollen, ſchon gefallen laſſen; aber das Bedenkliche, das Unheilvolle eines Miniſter-Verantwortlichkeits-Geſetzes iſt darin zu erblicken,

daß dieses unter hundert Fällen ein Mal zu einer Anklage eines Ministers führen, neunundneunzig Mal aber dazu gebraucht werden wird, daß der Königliche Wille sich dem des Ministers unterordne.

Bei vielem Ungemache, welches wir in den letzten zehn Jahren erlitten haben, können wir es daher nicht hoch genug anschlagen, daß uns bisher ein Minister-Verantwortlichkeits-Gesetz noch erspart worden ist; aber auch hier ist das Verdienst bei den Constitutionellen ganz gewiß nicht zu suchen.

Wenden wir uns von den vorstehend angedeuteten Grundsätzen der Constitutionellen zu deren bisherigen Thaten, so haben wir aus dem Jahre 1848 das Verschwinden von ungefähr einem halben Dutzend der Ministerien zu registriren, die von den Constitutionellen gebildet waren. Was unter diesen constitutionellen Ministerien geschah, hierüber blutet noch heute das Herz der Junker. Ein Königlicher Prinz, mitten in der Volksvertretung nicht mit der Ehrerbietung empfangen, die ein Preußisches Herz jedem Mitgliede des Königshauses schuldig ist; das Zeughaus erbrochen, geplündert, geschändet; die Armee den Befehlen des Königsherrn entzogen und die Disciplin in das Votum der National-Versammlung gelegt: das sind so einige Resultate constitutioneller Wirthschaft innerhalb weniger Monate.

Nachdem dies geschehen, vermissen wir, Gott sei Dank, eine Reihe von Jahren hindurch irgend eine bemerkbare Thätigkeit der constitutionellen Partei; ein Theil schwieg, ein Theil opponirte vorsichtig und ohne Erfolg. Erst seit Kurzem hat ihr Reich wieder begonnen und die Tendenzen sind eben keine erfreulichen, wenn schon die Resultate noch auf sich warten lassen.

Das Christenthum ist vor die Thür des Staates verwiesen, die Revolution gegen das legitime Königthum wird wenigstens in Italien geduldet, die Umgestaltung der Kreistage und mit ihr die Beseitigung wohl erworbener Rechte steht in Aussicht, neue Steuern drohen mit eiserner Consequenz.

Nur eine That ist zu preisen, die Umgestaltung der Armee; wer aber hat dieselbe befohlen und wer sie vertheidigt?

Die Junker aller Stände haben in Adressen und Worten öffentlich Zeugniß abgelegt, daß sie für die neue militairische Organisation einzutreten bereit sind; die Constitutionellen waren es dagegen, die ihr Zustandekommen verhinderten und erst im letzten Augenblick den Muth verloren zu einem entscheidenden Nein.

Es sind auch dies nur Andeutungen, die sich jeder Unbefangene leicht vervollständigen kann.

Ist dies aber so leicht, so liegt die Frage nahe, weshalb diese Andeutungen überhaupt niedergeschrieben worden sind, zumal für eine Zeitschrift, die sich vorzugsweise die Darlegung und Verbreitung von Ansichten zur Aufgabe gestellt hat, die einer tieferen Begründung bedürfen.

Auch hierauf wollen wir zum Schluß die Antwort nicht schuldig bleiben. Täglich erleben wir es, daß von unseren politischen Gegnern, ob mit oder ohne Bewußtsein bleibe dahin gestellt, Dinge zum Nachtheile unserer politischen Partei behauptet werden, die um so zuversichtlicher ausgesprochen werden, je mehr sie von der Wahrheit abirren.

Die Eröffnung des Allgemeinen Landtags rückt immer näher heran und auch die Tribüne des Abgeordneten-Hauses ist dazu benutzt worden, um unbegründete Verdächtigungen auf die sogenannte Junker-Partei zu ergießen.

An der Spitze dieser Verdächtigungen wird dann die Behauptung gestellt, daß unsere Partei Ansichten vertrete und Zwecke verfolge, welche dem Rechte, dem Ansehen Königlichen Regiments Eintrag zu thun geeignet seien. Derartige Deklarationen bezeichnen wir einfach als Lügen, wir bezeichnen es ferner ebenfalls als Lüge, wenn die Junker in dieser oder jener Provinz, in diesem oder jenem Stande, in diesem oder jenem Berufe vorzugsweise oder ausschließlich gefunden werden. Gleichwohl wird von unseren Gegnern auf Zustände längst verflossener Jahrhunderte zurückgegriffen, die lange Grete wird wo möglich mobil gemacht und aus dieser, angeblich zu Ehren des Hauses Hohenzollern, auf die arme Junker-Partei Lage nach Lage abgefeuert.

Wir erwarten, daß für die Folge diese Blitze auf Diejenigen geschleudert werden, die bisher eine geschlossene Phalanx gegen die neue Militair-Organisation bildeten, es sei denn, daß diese Truppen schon vorher in Auflösung gerathen und zum Rückzuge blasen. Alsdann lasse man die lange Grete ganz zu Hause, unter allen Umständen sei man aber versichert, daß der Stammbaum des Königlichen Hauses Hohenzollern noch kräftig genug blüht, um dem Berlinischen Geschlechte die Mühe zu ersparen, an der einsamen Pappel Schatten und Schutz zu suchen.

Einkommensteuer.

Der Finanz-Minister von P...ow hat die bekannte „Schraube" etwas angezogen und ein gar nicht uninteressantes Circular zum Zwecke der Erhöhung der Einkommensteuer erlassen. Es lautet folgendermaßen:

Das Ergebniß der diesjährigen Einkommensteuer-Veranlagung bestätigt die schon früher vielfach gemachte Wahrnehmung, daß die Einkommensteuerpflichtigen auf dem platten Lande bisher zu einer verhältnißmäßig geringeren Steuer herangezogen worden sind, als die Einkommensteuerpflichtigen in den Städten, ohne daß in den letzteren irgend eine Ueberbürdung nachzuweisen sein möchte. Die gesammte, für das laufende Jahr veranlagte Einkommensteuer (ohne Abzug der Mahl- und Schlachtsteuer-Vergütung) zum Betrage von 3,645,336 Thlrn. vertheilt sich auf die Städte und das platte Land in der Art, daß auf die ersteren $\frac{3}{4}$ pCt. mit 2,444,298 Thlr. kommen, dagegen auf das letztere nicht voll $\frac{1}{4}$ mit 1,201,038 Thlr. trifft, während umgekehrt von der aus den Klassen- und Einkommensteuer-Nachweisungen sich ergebenden Gesammtzahl der Bevölkerung von 17,561,519 weniger als $\frac{1}{4}$ pCt., nämlich nur 5,273,549 Einwohner den Städten, und mehr als $\frac{3}{4}$ pCt., nämlich 12,287,970 dem platten Lande angehören. Von je 157 Einwohnern des platten Landes zahlt ferner nur Einer die Einkommen-

ſteuer oder gehört einer Einkommenſteuer zahlenden Familie an, während in den Städten ſchon von je 31 Einwohnern Einer die Einkommenſteuer entrichtet, beziehungsweiſe einer Einkommenſteuer zahlenden Familie angehört. Iſt auch die Zahl der Wohlhabenden in den Städten verhältnißmäßig größer, als auf dem platten Lande, ſo iſt doch nicht zu überſehen, daß in mehreren kleinen Landſtädten Niemand ein Einkommen von mehr als 1000 Thlr. hat, daß in vielen andern Städten nur ſehr wenig Einkommenſteuerpflichtige ſich vorfinden und daß in den größeren Städten verhältnißmäßig viele Fabrikarbeiter und der dienenden Klaſſe angehörige Perſonen ſich aufhalten, wogegen in mehreren Gegenden des Staates, abgeſehen von den größeren Gutsbeſitzern, ſich viele Bauerndörfer vorfinden, in denen ein großer Theil der Ackerbürger ein die Veranlagung zur Einkommenſteuer rechtfertigendes Einkommen bezieht. Während, wie erwähnt, die Zahl der zur Einkommenſteuer veranlagten Perſonen in den Städten verhältnißmäßig bei weitem größer iſt, als auf dem Lande, iſt der auf den einzelnen Einkommenſteuer-Zahlenden durchſchnittlich treffende Betrag der Steuer auf dem platten Lande höher, als in den Städten, und es ſcheint daher, daß namentlich die zur Veranlagung in einer der unteren Stufen der Einkommenſteuer geeigneten Landbewohner vielfach nur zur Klaſſenſteuer eingeſchätzt ſind. Der Königlichen Regierung iſt deshalb mittelſt Erlaſſes vom heutigen Tage die ſorgfältige Prüfung der Einkommen-Verhältniſſe aller in die 11. und 12. Stufe der Klaſſenſteuer eingeſchätzten Steuerpflichtigen aufgegeben worden, um aus denſelben nach Umſtänden diejenigen auszuſondern und den Vorſitzenden der Einſchätzungs-Commiſſionen zur Veranlaſſung bei der Einkommenſteuer zu überweiſen, welche hierzu nach der Höhe ihres Einkommens geeignet erſcheinen.

Was die Veranlagung der größeren Grundbeſitzer zur klaſſificirten Einkommenſteuer betrifft, ſo läßt ſich bei näherer Prüfung ihrer Verhältniſſe, insbeſondere der der Einſchätzung zu Grunde liegenden Veranſchlagung des Einkommens aus Grund und Boden nicht verkennen, daß die gedachten Grundbeſitzer im Großen und Ganzen mit den Erträgen ihres Grundeigenthums verhältnißmäßig und zum Theil erheblich geringer eingeſchätzt ſind, als die in den höheren Stufen der Klaſſenſteuer veranlagten bäuerlichen Grundbeſitzer, daß namentlich bei der Berechnung des ſteuerpflichtigen Einkommens der größeren Grundbeſitzer dasjenige, was dieſelben aus ihren Wirthſchaften unmittelbar für ſich und ihre Familie verwenden, ſowie der Werth der freien Wohnung, ferner dasjenige, was aus dem Ertrage der Güter zur dauernden Verbeſſerung, mithin zur Erhöhung des Kapital-Werthes derſelben verwendet wird, theils gar nicht, theils nicht zum vollen Werthe bisher in Anſatz gebracht worden iſt. Wie ungerechtfertigt ein ſolches Verfahren iſt, zeigt am augenfälligſten der Vergleich mit ſolchen Einkommenſteuerpflichtigen Bewohnern der Städte, welche aus ihrer Einnahme alle Wirthſchaftsbedürfniſſe, ſowie die Wohnungsmiethe beſtreiten müſſen, denen aber um deswillen ſo wenig, als weil ſie etwa einen Theil ihres Einkommens nicht zur Beſtreitung ihrer Bedürfniſſe verwenden, ſondern erſparen

und kapitaliſiren, ein Abzug bei der Berechnung ihres ſteuerbaren Einkommens gemacht werden darf.

Auf die Beſeitigung des jetzt beſtehenden Mißverhältniſſes zwiſchen der Belaſtung durch die Einkommenſteuer einerſeits und durch die Klaſſenſteuer andererſeits, durch welches den zu letzterer Steuer veranlagten Steuerpflichtigen gerechter Grund zu Beſchwerden und Berufungen gegeben wird, und welches die Herſtellung eines gleichmäßigen Beſteuerungs-Verhältniſſes innerhalb des Gebietes der Klaſſenſteuer ungemein erſchwert, muß fortan mit Aufbietung aller zu Gebote ſtehenden Mittel hingewirkt werden, und ich kann Eure Hochwohlgeboren im Intereſſe einer gleichmäßigen, der Gerechtigkeit entſprechenden Steuer-Vertheilung unter Hinweiſung auf die wegen Veranlagung der klaſſificirten Einkommenſteuer bereits erlaſſenen Verfügungen, namentlich die Circular-Verfügung vom 17. November 1834 nicht dringend genug empfehlen, Sich die ſtrenge Durchführung der geſetzlichen Beſtimmungen recht angelegen ſein zu laſſen, insbeſondere der irrigen Auffaſſung über die Beſteuerung der Gutseinkünfte, welche noch von vielen ſonſt gebildeten Landwirthen getheilt wird, und in den Ergebniſſen der Einkommenſteuer-Veranlagung ſich bemerkbar macht, mit Entſchiedenheit entgegen zu treten.

Ich verkenne hierbei nicht, daß bei der den Staats-Behörden geſetzlich nur in geringem Umfange zuſtehenden Einwirkung auf die Steuer-Veranlagung, der Verbeſſerung der letzteren erhebliche Schwierigkeiten entgegentreten, nichts deſto weniger darf in den diesfälligen Bemühungen nicht nachgelaſſen werden. Vor Allem kommt es darauf an, den Eifer der Vorſitzenden der Einſchätzungs-Commiſſionen rege zu erhalten und ſich ihres Einfluſſes auf die Letzteren zu bedienen, um wenigſtens nach und nach zu günſtigeren Reſultaten zu gelangen. Namentlich bedarf es einer recht gründlichen Erörterung der Boden- und Ertrags-Verhältniſſe innerhalb der einzelnen Einſchätzungs-Bezirke und einer Zuſammenſtellung der Gegenſätze, welche ſich aus den Ertrags-Abſchätzungen des Grund und Bodens Behufs der Klaſſenſteuer und Behufs der Einkommenſteuer unter ſonſt gleichen Vorausſetzungen herausſtellen. Der Anerkennung der in der fraglichen Beziehung überall zu ermittelnden thatſächlichen Verhältniſſe können ſich die Einſchätzungs-Commiſſionen nicht wohl entziehen und darf daher auch die Hoffnung gehegt werden, daß es einer umſichtigen und ſachgemäßen Einwirkung der Vorſitzenden der Erſteren in der Mehrzahl der Fälle gelingen wird, die Commiſſion zur Faſſung entſprechender Beſchlüſſe zu vermögen. So weit dennoch der gewünſchte Erfolg nicht zu erzielen ſein ſollte, muß gegen abweichende Beſchlüſſe der Einſchätzungs-Commiſſionen Berufung an die Bezirks-Commiſſionen eingelegt werden und wird es dann Ew. ꝛc. Aufgabe ſein, den Letzteren die Ueberzeugung von der Richtigkeit der geſtellten Anträge zu verſchaffen und die angemeſſene Entſcheidung auf die eingelegten Berufungen durchzuſetzen.

In einigen Einſchätzungs-Bezirken iſt das Veranlagungs-Soll der klaſſificirten Einkommenſteuer für das laufende Jahr gegen das vorige zurückgegangen und die Urſache hiervon nicht in dem Wegziehen oder dem Tode hochbeſteuerter

Perſonen, ſondern in einer durchgreifenden Steuerermäßigung, insbeſondere der Grundbeſitzer, zu ſuchen, wofür die höchſt ungünſtigen Ertrags-Verhältniſſe (Mißernten u. ſ. w.) als Rechfertigungsgründe angeführt ſind. Daß ein ſolches Verfahren den bisher erzielten Einſchätzungs-Reſultaten gegenüber nicht für gerechtfertigt anzuerkennen ſei, iſt bereits in dem Circular-Erlaß vom 11. November v. J. (III. 26, 313) das Nähere ausgeführt. Ew. ꝛc. erſuche ich daher, auf den Inhalt deſſelben die Vorſitzenden der Einſchätzungs-Commiſſionen wiederholt aufmerkſam zu machen.

Einer entſprechenden Vermehrung des Einkommenſteuer-Soll-Aufkommens für das Jahr 1861 glaube ich mit um ſo größerer Sicherheit entgegenſehen zu können, als ſich die maßgebenden Verhältniſſe im Allgemeinen, insbeſondere aber die der Grundbeſitzer, während des laufenden Jahres nicht ungünſtig entwickelt und gegen die verfloſſenen Jahre jedenfalls weſentlich verbeſſert haben.

Berlin, den 24. October 1860.

Der Finanz-Miniſter. (gez.) v. Patow.

Es iſt das vorſtehende Reſcript eine ſehr gelungene Probe der berühmten Kunſt aus falſchen Vorderſätzen angenehme Schlußfolgerungen herzuleiten, doch enthält es zu unſerer Beruhigung auch den ſehr richtigen Satz, daß dem Finanz-Miniſter — glücklicher Weiſe! — nur eine ſehr geringe Einwirkung auf die fragliche Angelegenheit zuſteht.

Das Circular des Miniſters von Patow deducirt die zu geringe Beſteuerung der Grundbeſitzer 1) aus den Verhältniſſen der ländlichen zur ſtädtiſchen Bevölkerung — 5,273,000 Städter bringen $\frac{2}{3}$ pCt. — 12,287,000 Landbewohner nur $\frac{1}{3}$ pCt. der Einkommenſteuer auf, ohne Ueberbürdung der Städte. Dagegen iſt der Durchſchnitts-Satz der Landbewohner höher als der der Städter. Hieraus wird 2) gefolgert, daß von den kleinen Grundbeſitzern nicht genug in die Einkommenſteuer angeſetzt, ſondern in der Klaſſenſteuer verblieben ſind. 3) ſollen die Guts-Erträge der großen Grundbeſitzer zu niedrig abgeſchätzt ſein, weil dieſe Guts-Erträge nicht im Verhältniß mit den Guts-Erträgen der kleinen in der Klaſſenſteuer angeſetzten Gutsbeſitzer (Bauern) ſtehen.

Hierauf iſt einfach zu erwidern:

ad 1) Das Geld-Capital befindet ſich in den Städten und nur ausnahmsweiſe auf dem Lande. Was die Einſchätzung in Berlin betrifft, ſo hört man die lebhafteſten Beſchwerden über ihre ungerechtfertigte Höhe, es kann daher nicht ſo ohne Weiteres zugegeben werden, daß nicht auch Ueberbürdung ſtattfindet.

ad 2) Im Allgemeinen ſind die bäuerlichen Güter viel zu klein, um 1000 Thaler Ertrag zu gewähren; nur die reichen Flußthäler mit Alluvionsboden machen vereinzelte Ausnahmen.

Capital iſt auf dem Lande nur ſelten vorhanden, das Geld-Capital iſt der Natur der Sache nach nur gering und wird durch jede Erbtheilung der Einkommenſteuer entrückt.

ad 3) Die Klaſſenſteuer iſt namentlich in der 10. Hauptſtufe auf das Höchſte geſchraubt, worüber jede ländliche Orts-Obrigkeit Auskunft geben kann.

Petitionen, die an die Kammer gelangt sind, liefern die Bestätigung. Die Verschuldung der großen Güter ist bedeutender, als die der bäuerlichen, in denen überwiegend die Sitte die ungleiche Erbtheilung zum Vortheil des Hof-Erben erhalten hat.

Aus dem Gesammt-Resultat der Einkommensteuer läßt sich weit eher schließen, daß das Grund-Capital sich immer mehr in Geld-Capital verflüchtigt und nach den Städten translocirt wird.

Wir behalten uns vor, auf die Einzelnheiten noch näher einzugehen.

Die Agitation der Juden gegen die preußische Armee im Jahre 1848.

II.

Es würde theils ermüdend, theils selbst unmöglich sein, die Unzahl jüdischer Placate, Flugschriften und Reden gegen die preußische Armee anzuführen. Sie athmen nicht nur denselben Geist, sondern wiederholen auch dieselben Stichworte, weshalb es zur übersichtlichen Erinnerung genügen wird, einige der remarquabelsten auszutheilen.

Remarquabel können wir z. B. das „Extrablatt der Königl. privilegirten Berlinischen (Vossischen) Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen Nr. 119 vom 19. Mai" nennen, weil dessen Verfasser, der Jude J. Fernbach, deshalb angeklagt, vom Gericht vollständig freigesprochen wurde. „Mitbürger", heißt es unter Anderem in diesem Flugblatt, „öffnet die Augen. Das Königthum verräth und knechtet uns nach Innen und nach Außen. Es schaart um sich die schlechten Kräfte aus dem Volke selbst, um die Guten zu vernichten. Gewalt, rohe Gewalt der Bajonette sind die Gründer des Königthums gegen das Volk. Sollen wir zusehen, wie man unsere Brüder im Heere gegen uns treibt, damit sie im falsch verstandenen Gehorsam uns und unsere Väter und Kinder morden? Laßt uns vollenden, was uns die erste Revolution zu thun übrig gelassen. Wir wollen das Uebel an der Wurzel angreifen und radical ausrotten, damit es uns nicht von Neuem über den Kopf wächst. Reißen wir das alte, morsche Gebäude bis in seine Grundvesten hinein zusammen und errichten wir einen Palast, worin Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit thronen." Als der Angeklagte, der noch im jugendlichsten Alter stand, am 28. September auf der Anklagebank erschien, war er, wie der „Publicist" des Jahres 1848, Nr. 89, meldet, in seiner Haltung und in seiner Ansprache an das Gericht vollkommen dreist und weder die Wichtigkeit der auf ihm ruhenden Anklage, noch die Würde des Gerichtshofes vermochten ihn einzuschüchtern. Er kannte seine Zeit und wurde, wie das freisprechende Erkenntniß lautete, des versuchten Hochverraths, resp. der Theilnahme daran nicht für schuldig erkannt, woneben das Gericht es noch für

ausdrücklich erwähnenswerth hielt, daß das incriminirte Flugblatt auch zum Thatbestande eines andern Verbrechens keinen Stoff biete.

Ebenso wurde der Marcus Cohnheim, der in seinem im Juni 1848 ausgegebenen „republikanischen Katechismus für das deutsche Volk" die Vernichtung der Henkersknechte und Paradepuppen des Königthums, dieser Volksmörder und Verräther des Vaterlandes" als nothwendig bezeichnet, und die Stiftung eines neuen Bundes anempfohlen hatte, auf dessen Fahne mit Riesenbuchstaben geschrieben stehe: „Es lebe die deutsche demokratische Republik!" vom Criminalgericht zu Berlin freigesprochen, weil das Verbrechen des Hochverraths jetzt beim Mangel einer bestimmten Verfassung nicht denkbar, das Verbrechen der Majestätsbeleidigung nicht erwiesen sei.

Derselbe Marcus Cohnheim, der am 1. October 1847 als einjähriger Freiwilliger bei der Garde-Artillerie-Brigade eingetreten, indessen aber aus Mißtrauen in die Rechtsansicht des Gerichts desertirt war, hatte in seinem „constitutionellen Katechismus", in welchem er durch Einführung der Volksbewaffnung dem Staat die Ersparniß von 26 Millionen Kosten versprach, durch seinen Ausfall auf die sogenannte Kranzler'sche Ecke Unter den Linden, das Zeichen zu einer Aenderung gegeben, die seitdem wirklich durchgesetzt ist. Zum Beweise der Mündigkeit des Volkes verlangte, und als einen Vortheil der Volksbewaffnung, versprach er unter Anderem nichts mehr und nichts weniger als „die Säuberung der Linden von den Kranzler'schen Parole d'Honneur- und Taille-Elsbären, welche die Victoria auf dem Brandenburger Thore nur schaamroth machen und die mit ihren vorgestreckten Storchbeinen die erste Idee und Anleitung zum Barricadenbau gaben. So unwichtig auch ein Vorwurf scheinen mag, der einzelnen jungen Officieren ein Verbrechen daraus macht, in Sommerszeit sich an den kleinen Tischen vor einem Erfrischungslocal zu treffen, so ist derselbe doch ein Zeichen von der Tendenz der Juden, die Träger und Erben der berühmten Namen, die mit der vaterländischen Geschichte glorreich verknüpft sind, aus der Oeffentlichkeit zu verdrängen und sich an ihrer Stelle in derselben breit zu machen. Der höhere Orient, so eben erst noch aus den Reihen der Schacherjuden aufgestiegen, hat jene Ecke sammt den Linden jetzt wirklich eingenommen, er sonnt sich im Anblick der Victoria, die er (siehe die Nummer dieser Zeitschrift vom 19. August) in der Schlacht bei Belle-Alliance wieder erobert hat, und nachdem er den constitutionellen Grundsatz des Cohnheim'schen Katechismus: ôte-toi de la, que je m'y mette wahr gemacht hat, wird er nicht eher ruhen, bis er auch als Paradeoffizier den Grundsatz der Volksbewaffnung durchgesetzt hat.

Remarquabel können wir endlich noch den trockenen Ernst nennen, mit dem Joh. Jakoby in einer am 5. September in der preußischen Nationalversammlung über das Bürgerwehrgesetz gehaltenen Rede die Combination der Bürgerwehr und Landwehr als Vorstufe zur allgemeinen Ausbildung einer allgemeinen Volkswehr in Vorschlag brachte, dem Staat die Kosten für jenes Experiment aufladen wollte, und als der Minister des Innern das Ding etwas schwierig

nannte, erwiderte: „schwierig sei es nur dem, der sich vom alten Militair-Systeme nicht trennen kann oder will.“

So werthlos alle diese und ähnliche Redensarten in organisatorischer Beziehung waren, so wirkten sie doch auf den großen Haufen desorganisirend, und bedenken wir dabei, wie die jüdische Presse und die jüdischen Volksredner in allen Theilen Deutschland's auf dasselbe Ziel, besonders aber auf die Auflösung der preußischen Armee hinwirkten, so werden wir auch jenen an sich werthlosen, gewöhnlich nicht einmal ernst gemeinten und nur als Demonstrationsmittel aufgestellten Phrasen eine höchst verderbliche Bedeutung zuschreiben müssen.

Notorisch ist es z. B., daß jene Volksversammlung vom 17. September 1848 auf der Pfingstweide, welche das Zeichen zum Sturm auf das deutsche Parlament gab, von dem Frankfurter demokratischen Vereine, dem Montagskränzchen, ausgeschrieben war — d. h. von einem Vereine, der in seiner überwiegenden Mehrheit aus Juden bestand, da letztere unter den 1700 Mitgliedern allein ein Tausend bildeten. Als in Folge der Aufforderung durch den Senat der Stadt Frankfurt der Erzherzog Reichsverweser zum Schutz des Parlaments aus der Bundesfestung ein Bataillon Preußen und ein Bataillon Oestreicher kommen ließ, richteten sich bei der Ankunft derselben die Aufhetzungen und Demonstrationen der unteren Volksmassen besonders gegen ersteres. Gegen Abend des 18., als, nach der indeß erfolgten Ermordung der preußischen Abgeordneten Lichnowsky und Auerswald, eine halbstündliche Einstellung des Straßenkampfes eintrat, erschien vor dem Reichsverweser eine Deputation der Linken, die, den Juden Moritz Hartmann an ihrer Spitze, vor Allem die Zurückziehung der preußischen Truppen forderte. Auf die Antwort des Generals von Peucker: „das würde doch wahrlich gegen die militärische Ehre sein,“ fuhr der Abgeordnete M. Hartmann mit den heftigen Worten heraus: „Immer die verfluchte militairische Ehre, die soll Alles decken,“ worauf Herr von Peucker der Deputation mit den Worten: „Es ist natürlich, daß Sie davon nichts wissen wollen,“ den Rücken kehrte. Da das Ministerium Vergleichsbedingungen verwarf, auch die Aufständischen sich weigerten, vom Kampfe abzustehen, mußte die Gewalt der Waffen entscheiden, und gegen Mitternacht war der Aufstand völlig erstickt.

Die in Berlin unter jüdischer Redaction erscheinende „Reform“ scheute sich nicht, die Sache der Frankfurter Aufständischen gegen die preußische Armee zu führen. Sie sprach von jenen „verhaßten Preußen, die in Mainz durch ihre Metzeleien den Haß und den Abscheu der ganzen Bevölkerung aufgestachelt hatten,“ und behauptete, daß ihr Einrücken, ihre Aufstellung zum Schutz der Paulskirche den Anstoß zum Kampf gegeben habe; sie nennt die Ermordung der beiden preußischen Abgeordneten einen loyalen, ehrlichen Kampf gegen Feinde, die durch die soldateske Anmaßung die Rache des Volkes aufgerufen hätten; „und wenn sie auch mit Aexten erschlagen worden wären,“ fügt sie hinzu, „so sind Aexte nicht inhumaner als Shrapnells und Kartätschen“; endlich zieht sie aus den Frankfurter Ereignissen die Lehre und den Schluß: „Wollt

ihr Lichnowsky's Schicksal vermeiden, so enthaltet euch des brusken Hohn's gegen die Revolution und gegen das Volk, das sie gemacht hat; — die alte Militair-Herrschaft muß gebrochen werden und kostet es auch den höchsten Preis."

Auch die meuchlerischen Insulten, mit denen das zweite Bataillon des 15. preußischen Infanterie-Regiments auf seinem Durchzug durch Hamburg, nach seiner Rückkehr aus Schleswig-Holstein, am 13. August 1849 vom Hamburger Pöbel empfangen wurde, waren in einer Volksversammlung der Radikalen vom 5. August in der Tonhalle — in einer Volksversammlung, deren größter Theil aus Juden bestand, und von der unter jüdischer Leitung stehenden Presse vorbereitet worden.

Juden waren es ferner, die in der ersten Maiwoche des Jahres 1849 unter der Führung Engelmann's den verunglückten Breslauer Aufstand zu Gunsten der deutschen Reichsverfassung arrangirten; jüdischen Ursprungs waren sodann die in derselben Zeit in Berlin erschienenen Extrablätter, welche über die Dresdener Kämpfe die allarmirendsten Nachrichten brachten und von Tag zu Tag meldeten, daß die preußischen zur Unterstützung der sächsischen Truppen nach Dresden geschickten Truppen vollständig aufgerieben seien, und „der Haß und die Wuth" gegen das preußische Militair in Sachsen überhaupt entsetzlich sei. Natürlich war es daher, daß die jüdische Redaction der Berliner „Reform", nachdem sie im Frühjahr 1849 die Leitung der Karlsruher Zeitung übernommen hatte, die völlige Zerlumpung der badischen Armee als die Erfüllung ihrer Wunsche begrüßte und die Desorganisation und Auflösung dieser Truppe den andern deutschen Armeen als das Ideal pries, dem sie nachzueifern hätten. „Was gegenwärtig," sagt dies Organ der Badischen revolutionären Regierung, „den Mund aller Braven (!) mit Lob erfüllt, ist die Haltung unseres tapferen Heeres, dessen glorreiches Beispiel gewiß nicht ohne heilbringende Folgen für die Heere anderer Stämme sein dürfte, denn das deutsche Herr wird wohl nicht ferner ein blindes Werkzeug der verblendeten, hartherzigen Reaction sein wollen." Hören wir ferner neben dem Ausfall derselben Zeitung gegen das despotische Militair-Ungeheuer Preußens den Aufruf desselben Blattes an Frankreich: „An den Rhein! an den Rhein! Die Freiheit Europa's ist in Gefahr, Frankreich darf nicht fehlen auf dem Posten der Ehre! Vorwärts im Namen der Freiheit, der Gleichheit, der Brüderlichkeit!" — so kommen wir zu dem natürlichen Schlusse, zu welchem diese ganze Agitation gegen das preußische Herr führen mußte — zur völligen Niederlage des zerlumpten Deutschlands unter der französisch-militairischen Organisation. Denselben Schluß zeigt uns der jüdisch-Kölnische Witz, den sich die rheinländischen Agitatoren gegen die Frankfurter Kaiserdeputation nach ihrem Eintreffen in Köln erlaubten, in einer heiteren Perspective. Wir meinen das Lied allons enfants de la patrie, welches die Katzenmusikanten in feierlichem Ernst der Deputation zum Spott von einem Leierkasten aufspielen ließen, und die Apologie der rheinischen Zeitung, die in ihrer Vertheidigung dieses Witzes

die Melodie der Marseillaise diejenige „eines am Rhein zum mindesten auch vaterländischen Liedes“ nannte.

Ueber diesen Schlußrest der Phrase und der orientalischen Komik im folgenden Artikel.

Ein Staatsstreich vor 200 Jahren.

I.

Kaum war jemals der Zustand Dänemarks schlechter, als im Jahre 1660. Die jütische Halbinsel war im Verlauf eines Menschenalters vier Mal von fremden Herren überschwemmt worden, das letzte Mal freilich von Freunden, allein die Freunde waren schlimmer gewesen als die Feinde. Die Inseln waren während des zweijährigen Aufenthaltes der Schweden ausgesogen worden; in weniger als 20 Jahren hatte die Krone Schoonen, Halland, Blekingen, Bahuslehn, Herjedalen, Jemtaland und Gothland verloren. Zwischen den Ständen herrschte Zwist und Uneinigkeit, und die Regierungsverfassung war so schlecht wie möglich; Schweden war eine Großmacht geworden und erachtete es für nützlich, daß Dänemarks schlechte Verfassung aufrecht erhalten würde; die Holländer waren unsere Freunde, aber nur so weit, um zu verhindern, daß die Schweden das Ganze bekämen; in Schleswig und Holstein herrschte der Erbfeind der Krone, der gottorpsche Herzog mit voller Souverainität. Alle Gewerbszweige standen still, der Ackerbau hatte in vielen Gegenden ganz aufgehört, die Bewohner waren geflüchtet oder getödtet. Die Staatsschuld war nach dem Maße jener Zeit sehr groß, und die Einnahmen so erbärmlich, daß man nicht die nothwendigsten Ausgaben für die geworbenen Truppen daraus abhalten konnte (dagegen wohl die enormen für den Hof) und die Folge davon war, daß diese sich selbst ihr Recht nahmen; zu gleicher Zeit war das Land von allerlei Gesindel und Landstreichern in hohem Grade heimgesucht.

Die Ursache zu allen diesen Uebeln lag in der socialen und politischen Verfassung. Dänemark hatte nicht mehr eine politische Aristokratie, die zu Opfern bereit und am höchsten in der Bildung stand, es hatte nur einen geldgierigen Adel, der, mit einzelnen rühmlichen Ausnahmen, alle möglichen pecuniären Gerechtsame an sich zu reißen suchte, die übrigen Stände unterdrückte, ohne selbst männlichen Muth im Kampfe und Tüchtigkeit für die Werke des Friedens zu zeigen, oder sich durch Gelehrtheit und Bildung der Stellung, die er einnahm, würdig zu machen. „La noblesse n'obligeait plus;“ jener erste afrikanische Grundsatz, den Herluf Trolle, ein echter dänischer Edelmann, so oft ausgesprochen hatte, war vergessen, der Adel gab nur noch Rechte. Das Volk, d. h. der Theil desselben, der einige Einsicht hatte, also die Geistlichkeit und ein Theil der Bürger, konnte nicht länger zu dem Adel emporsehen; eine Aristokratie, die Achtung und Vertrauen einflößte, existirte nicht mehr. Nicht der Adel war es, der das Land gerettet hatte, sondern die Bürger Kopenhagens u.

man ſchalt die „Herren“ „Haſenherren“ (Herremänd — Haremänd). Keine politiſche Ariſtokratie kann aber beſtehen, wenn ſie ſich nur auf die Geburt ſtützt, ſie verliert ihre Berechtigung und wird zu Grunde gehen; und doch hinterläßt eine entartete Ariſtokratie, die durch ihre eigene Fäulniß fällt, eine Leere, einen Mangel, die zu erſtatten es langer Zeit bedarf, ja, die noch, wie es leider bei uns der Fall iſt, nach Jahrhunderten ſich fühlbar machen.

Die Krone und der Adel beſaßen das ganze Land mit Ausnahme der ſtädtiſchen Territorien; es gab wohl noch einige bäuerliche Selbſtbeſitzer, vielleicht 4 bis 5000, größtentheils in Jütland, allein ihre Bedeutung war nur gering, und ſie waren in vielen Beziehungen „den Herren“ untergeordnet. Alle adligen Ländereien bildeten ſo zu ſagen ein großes Fideicommis; es exiſtirten freilich keine Majorate oder Stammhäuſer, unter dem Adel herrſchte vollkommene Umſatzfreiheit, allein nur der Adel konnte Güter erwerben. Kein Bürgerlicher durfte adliges Gut kaufen oder als Pfand an ſich bringen. Wurde Jemand geadelt, was nur für Auszeichnungen im Kriege geſchehen konnte, und hinterließ er keinen adligen Erben, ſo mußte ſein Gut binnen Jahr und Tag an Adlige verkauft werden; heirathete ein adliges Frauenzimmer einen Unadligen, ohne Genehmigung ihrer Familie, ſo verfiel das Gut den nächſten Erben, geſchah es mit Conſens der Familie, ſo mußte ſie ihr Gut binnen Jahr und Tag an Edelleute verkaufen. Die Krongüter durften nur dem Adel zu Lehn gegeben werden, der nur jämmerlich geringe Abgaben dafür entrichtete. Wie groß die ſocialen und die politiſchen Rechte des Adels waren, und in welchem Grade der König zum Werkzeug des Reichsraths gemacht war, geht am deutlichſten aus Friedrich III. Handfeſte hervor.

Der König mußte ſich in Folge derſelben verpflichten, an ſeinem Königl. Hofe den eingeborenen Adel zu gebrauchen und zu befördern; der Adel war auf ſeinen Gütern im Genuß des Strandrechts, der König durfte ohne die Zuſtimmung des Reichsraths die Flotte weder ganz noch halb ausrüſten, oder ſie ausſenden, noch die Kriegsmacht des Reiches aufbieten oder ſammeln, wenn anders nicht eine ſolche Maßregel ſo plötzlich nöthig würde, daß das Zuſammentreten des Rathes nicht abgewartet werden könne; kein ausländiſcher Edelmann konnte däniſcher Adelsrechte theilhaftig werden, wenn er nicht mit Zuſtimmung des Reichsrathes naturaliſirt war; der König ſollte ſtets einen Reichs-Hofmeiſter, einen Kanzler und einen Reichs-Marſchall, geborene däniſche Männer vom Adel, haben, welche ihm bei den Geſchäften und Sorgen des Reiches behülflich ſein ſollten.

So der König Jemand beſchweren wollte, der mit einigem Fug vermeinen konnte, daß der König ihm Unrecht thue, ſollte es Jedermann freiſtehen, dies dem Reichs-Hofmeiſter, dem Kanzler des Königs und dem Reichs-Marſchall zu erkennen zu geben, und den König ermahnen zu laſſen, daß er von ſolchem Vorhaben ablaſſe, und wenn der König ſich da nicht wolle unterweiſen laſſen, ſo ſolle er ſofort dem, der klage, einen ordentlichen Rechtsweg bezeichnen und angeben, und da vor dem Rathe des Reiches und einigen vom Adel, die er dazu zu berufen und zu verſchreiben habe, dem Ankläger Recht gewähren, und vor

dem Rathe Jedermann zu Recht ſtehen und ihm geben, was des Landes Geſetz beſtimmte und gab. Des Reiches Rath ſollte an Zahl 23 ſein, und ſo einer von ihnen mit Tode abging, da ſollte der Rath und der Adel der Provinz, in welcher der Verſtorbene gewohnt, das Recht haben, 6 oder 8 namhaft zu machen, von denen der geſammte Reichsrath einen an Stelle des Verſtorbenen zu wählen habe; wenn aber des Reiches Hofmeiſter, Kanzler, des Reiches Marſchall, Admiral, Kanzler oder Statthalter in Norwegen ſtarb, da mußte der Reichsrath drei vorſchlagen, die ſothanen Platz bedienen konnten, von denen der König einen wählte, alles dies zum erſten Danehof oder Herrentag zu veranſtalten, nachdem Einer von des Reiches Rath mit Tode abgegangen war. Der König durfte die Abgaben von den Lehnen nicht erhöhen, keine Veränderungen mit den Münzen machen, kein Bündniß ſchließen, auch keinen Zoll, Acciſe oder andere Laſt auflegen ohne Zuſtimmung des Reichsrathes, und wenn eine Steuer bewilligt wurde, ſo ſollten doch des Adels Wochentagsdiener davon verſchont bleiben. That er Etwas, was gegen die Handfeſte ſtritt, und er nach zwei Vermahnungen es nicht berichtigte, da ſtand es dem Reichsrathe frei zu ſtatuiren, was recht und billig war, damit ſollte der König ſich genügen laſſen. —

Es wird hier zwiſchen dem Reichsrath und dem Adel unterſchieden; das war das Erſte, was den eigentlichen Einfluß auf die Controladminiſtration des Reiches ausübte; die Herrentage des Adels wurden nur ab und zu abgehalten. Einen Augenblick drohte eine Spannung zwiſchen dem im Reichsrathe repräſentirten hohen und dem niedern Adel auszubrechen, und der letztere ſchien ſich mit dem Bürgerſtande vereinigen zu wollen, allein die Uneinigkeit währte nicht lange, gemeinſame öconomiſche Intereſſen verbanden die beiden Theile des allein privilegirten Standes.

Die Bürger hatten unter Chriſtian IV. durch Zuſammenhalten vergebens Etwas gegen den Adel zu erreichen geſucht, der Verſuch war mißglückt. Sie wurden in hohem Grade in ihren öconomiſchen Verhältniſſen vom Adel gedrückt. Dieſer hatte ſich Zollfreiheit für Alles, was er zu ſeinem eigenen Verbrauch einführte, zu verſchaffen gewußt, und trieb den Geſetzen zu Trotz Handel mit den Bauern wie auch mit ausländiſchen Kaufleuten. Die Städte wurden dadurch in ihrem Erwerb beeinträchtigt, und es wurden daher viele Zolldefrauden begangen. Die Edelleute bezahlten ihre Kaufmannsſchuld mit falſchen Zollſcheinen, auf welche Andere zollpflichtige Waaren ein- oder ausführten. Es war für die Bürger ſchwierig, ihre Forderungen einzutreiben, denn wie erwähnt konnte kein Unadliger freies Gutseigenthum ſich verpfänden laſſen oder kaufen. Die Communen hatten freilich eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit, allein „der Lehnsmann“ übte doch bedeutenden Einfluß auf ſie aus, alle Klagen ſollten durch ſeinen oder des Kanzlers Hand gehen. Der Adel hatte einen Einfuhrzoll auf fremdes Korn verlangt, um ſeine Bodenerzeugniſſe gut bezahlt zu erhalten, und das Fettmachen von Rindvieh war ihm allein vorbehalten. Von den Städten blühte keine recht, in Kopenhagen gab es wohl einige reiche Leute, welche dem Handel ihr Vermögen verdankten, aber allgemeiner Wohlſtand herrſchte auch dort nicht. Indeſſen hatte Kopenhagen nach dem Kriege (mit Schweden) große Privilegien

erhalten und war eine freie Reichs-Stadt geworden, und dadurch war denn allerdings ein Loch in die Privilegien gebohrt.

Die Geiſtlichkeit bildete mit den Bürgern den Mittelſtand, der ſich indeſſen keineswegs auf einer hohen Stufe befand. Auf dem Lande wurden die Prediger von den Gutsbeſitzern als Diener betrachtet, ſo daß der Adel ſogar ihre Söhne zu Leibeigenen machen wollte, was indeſſen doch verhindert wurde; die Unterdrückungen Seitens des Adels waren ganz allgemein, und es war ſchwierig für die Geiſtlichkeit, ihr Recht zu erlangen. Die Prediger wurden im ſocialen Leben vom Adel in vieler Beziehung nicht viel beſſer als die Bauern und kaum ſo gut wie der Reitvoigt (Schulze, Bauernvoigt) behandelt. Indeſſen gab es doch auch Ausnahmen hiervon, viele Geiſtliche, namentlich in den Städten, nahmen eine bedeutende Stellung ein, und dem Bauern gegenüber hatte der Prediger damals einen weit größeren Einfluß als heut zu Tage. — Der Adel ſah übrigens ſelbſt auf die Biſchöfe herab und duldete nicht, daß ſie ſich in Luxus und äußerer Pracht mit ihm auf gleicher Stufe ſtellten.

Der Bauernſtand war in der allerjämmerlichſten Verfaſſung. Die Ackerbaumethode war überaus ſchlecht, die Ernte wurde vom Wilde vertilgt, das in großen Rudeln umherſtreifte, die Viehmaſt war dem Bauer verboten, Mißwachs war ganz allgemein, der Adel ſetzte die Richter ein und hatte Hals- und Handrecht, er beſtrafte den Bauer nach Belieben, ja, er konnte ihn auf dem Bremerholm (eine Inſel in Kopenhagen, wo Gefängniß für gemeine Verbrecher) in Eiſen legen laſſen. Auf Seeland und den kleinen Inſeln herrſchte die Leibeigenſchaft, der Bauer wurde mit Frau und Kindern verkauft. Der Bauernſtand erſchien auch nicht mehr auf dem Reichstage (Verſammlung der verſchiedenen Stände).

So war der Zuſtand und es war klar, daß derſelbe nicht beſtehen konnte, wenn das Reich nicht zu Grunde gehen ſollte, allein woher ſollte Rettung kommen? Man hat früher die eingetretene Veränderung als das Reſultat einer plötzlichen göttlichen Eingebung dargeſtellt, allein ſo plötzlich kam dieſelbe, wie man aus dem Folgenden erſehen wird, nicht. Friedrich III. hatte ſchon vor 1660 nicht wenig Einfluß gehabt, es war ihm bereits gelungen, die Macht und das Anſehen des Theils des hohen Adels zu beugen, welcher zu der ſogenannten Schwiegerſohns-Partei gehörte. Corfits Ulfeldt war nebſt mehreren ſeines Geſchlechts verjagt, und ein anderer Schwiegerſohn, Hannibal-Scheſted, hatte mit großen Opfern einen Vergleich mit dem Könige geſchloſſen. Der Reichsrath fühlte auch ſehr wohl die Gefahr, der König umging ihn, ſo weit als möglich, was deutlich genug aus dem Briefe hervorgeht, den Kriſten Skeel (ein Mitglied des Reichsraths) 1659 auf dem Sterbelager ſeinem achtjährigen Sohne dictirte. Es lag im Geiſt der Zeit, die Verfaſſung der Lehnszeit durch die unbeſchränkte Königsmacht zu erſetzen, und dies Streben hatte in gewiſſem Grade ſeine Berechtigung. Die eingetretene Entwickelung vieler Verhältniſſe paßte nicht mehr in die engen Grenzen der Lehns-Inſtitutionen; man ſprengte die Bande, aber ſtatt auszubilden und zu entwickeln, was man hatte, machte man reinen Tiſch und führte einen ganz neuen Bau auf. Der Abſolutismus

hatte in Spanien, Portugal, Italien, Frankreich und Deutschland gesiegt, er siegte in Dänemark und bald sollte die Reihe an Schweden kommen. Friedrich III. hatte dies Ziel lange im Auge, er benutzte zur Ausführung seines Planes besonders die Geistlichkeit und Deutsche, und Hannibal-Schested, den ein tiefer Haß gegen den Reichsrath beseelte, der ihn seiner Zeit in der Ulfeldtschen Sache geopfert hatte, stand ihm treulich bei. Der König schritt nach einem genau durchdachten, wahrscheinlich von seinem Handschreiber Gabel, einem Deutschen, entworfenen Plane vor.

Es lag in der Stellung der Geistlichkeit, daß sie für den Absolutismus sein mußte. Einen speciellen Grund zur Klage hatte die Geistlichkeit darin, daß der Adel keinen Zehnten zahlte. An der Spitze derselben stand der Bischof von Seeland, Svane, ein Mann von ausgezeichneter Beredtheit, großer Staatsklugheit und einer besondern Gabe, den rechten Augenblick zu ergreifen. Er war ein Schüler des gelehrten Theologen und Vorgängers in seinem Amte, Caspar Brochmandt, und als solcher gewohnt, zu dem Könige, als der rechten Obrigkeit, der man in Allem gehorchen müsse, empor zu sehen. Diese politisch-religiöse Anschauung wurde bei dem rachgierigen Charakter Svane's noch dadurch bestärkt, daß er und seine Frau persönliche Kränkungen vom Adel zu erdulden gehabt hatten. Der König war von Deutschen umgeben, die er theilweise von Bremen mit herübergebracht hatte (Friedrich III. war vor seiner Thronbesteigung Bischof von Bremen), und von Deutschland kamen damals die neueren Ideen von der Herrlichkeit des Königthums. Der Reichsrath war daher den Deutschen auch wenig hold und keineswegs mit der Vorliebe des Hofes für dieselben zufrieden. Kristen Skeel klagte darüber, daß nicht allein der Reichsrath, sondern auch die ganze dänische Nation zurückgesetzt werde, und daß die Dänen ausgeschlossen würden.

Die Bedeutendsten der Deutschen, welche bei der Einführung des Absolutismus mitwirkten, waren Gabel, Lenthe, Tscherning und außerdem Körbitz und Schack, so wie endlich Friedrichs III. Gemahlin, Königin Sophia Amalia, Tochter des Herzogs Georg von Braunschweig-Lüneburg, welche während der Belagerung Kopenhagens durch Carl Gustav von Schweden sehr populär geworden war und ihren Königl. Gemahl in hohem Grade beherrschte. Christoph Gabel war Handschreiber des Königs, übrigens aber in einer ziemlich untergeordneten und schlecht bezahlten Stellung. Er übte einen bedeutenden Einfluß auf den Monarchen aus, wirkte indessen nur heimlich. Er war es, der zwischen dem Könige und den übrigen Leitern vermittelte, wozu er gerade wegen seiner wenig hervorragenden Stellung auch am geeignetsten war. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er die anderen Betheiligten, welche Anfangs nicht so weit gehen wollten, theilweise überlistete. Gabel hatte schon vor dem Zusammentritt des Reichstages in einem Privathause Zusammenkünfte mit dem Bischof Svane und dem ersten Bürgermeister der Residenz, Hans Nansen, und hier wurde der Plan zu dem Unternehmen entworfen. Der pflog darauf im Schloß Frederiksborg Berathungen mit Svane; namentlich in Bezug auf seine religiösen Bedenken, den auf die Handfeste geleisteten Eid zu brechen; Svane aber antwortete

auf dieſelben: „Laßt denſelben von denen löſen, die ihn angenommen haben!“ und dieſer Rath wurde auch befolgt. Später wurde Hans Nanſen zum Könige auf das Kopenhagener Schloß berufen, hauptſächlich aber zur nähern Information an den Biſchof Svane verwieſen, dagegen traten Beide in keine nähere Verbindung mit Hannibal-Scheſted.

Das Dogma der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria.

I.

Durch die römiſch-katholiſche Kirche iſt ein Rauſch der Freude gegangen. Ein neues Dogma hat das Licht der Welt erblickt, ein Dogma, deſſen Geburt aufzuhalten, mehr als ſechs Jahrhunderte ſich vergeblich bemüht haben, ein Dogma, deſſen erſte Regungen im Schooße der Kirche von den ehrwürdigſten Männern und treueſten Dienern dieſer Kirche ſelbſt, einem heiligen Bernhard und Thomas von Aquino, mit Beſorgniß wahrgenommen wurden, gegen welches ſie ihre warnende Stimme erhoben.

Es iſt umſonſt geweſen, es hat ſeine Zeit, es hat ſeinen Mann gefunden, es iſt zur Geburt hervorgebrochen und ein rauſchender öffentlicher Jubel hat ſeine Erſcheinung begrüßt und verkündigt.

O daß wir in denſelben einſtimmen könnten, daß es ein Dogma wäre, welches jenen an die Seite geſtellt werden könnte, die als Siege der Wahrheit in den erſten Jahrhunderten den Häretikern abgerungen wurden, und die noch heute den Grund des Bekenntniſſes der allgemeinen Kirche bilden. Allein mit unverſtelltem Schmerze müſſen wir es ſagen, wir können es leider nicht. Wir können es nicht nur nicht als Wahrheit annehmen, wir müſſen es als einen das Herz der Kirche betreffenden Irrthum beklagen, als einen Irrthum, der unter einem Nimbus heiliger Verehrung die Wahrheit kaum tiefer verletzen, den Grund des Heils kaum tödtlicher berühren konnte.

Was ſagt dies Dogma aus? Mit einem Worte, daß der Sohn Gottes nicht gekommen iſt in unſere Natur, wie ſie war, wie er ſie nach dem Falle fand, ſondern in unſere Natur, wie ſie ſchon vor ihm durch einen Akt der Allmacht Gottes wiederhergeſtellt worden war. Das ganze Werk ſeiner Erlöſung, der ganze Kampf, den Er als der Alleinheilige in dieſer Menſchheit ausgeführt hat, ſinkt zu einem bloßen Schein- und Schauſpiel herab. Er wird in der That nicht mehr verſucht, er kämpft nicht wirklich, es iſt im Grunde ſchon Alles vollbracht, die Reinigung und Befreiung der menſchlichen Natur iſt vollendet, es wird nur noch ein Drama aufgeführt, dem jede innere Wahrheit fehlt.

Es iſt hier nicht der Ort zu theologiſchen Erörterungen, wir citiren hier nicht „die Thaten und Leiden des Herrn“, die, wenn nicht Alles Heuchelei iſt,

Zeugniß davon geben, daß Er in dieser unserer gegenwärtigen menschlichen Natur wahrhaft gerungen und wahrhaft gelitten hat, wir citiren nicht Paulus, der ausdrücklich sagt (Röm. 8, 3), daß Christus in das Fleisch gekommen ist, das durch den Fall geschwächt war und in diesem Fleische, wahrhaft uns gleich geworden, die Erlösung vollbrachte und uns die Bahn brach ihm nachzufolgen; wir wollen aber aus den Vätern der Kirche den Mann citiren, der wie von der Vorsehung auserwählt zu sein scheint, der Warner des römischen Stuhls zu sein, den Bischof Hippolyt, den Mann, der bei seinem Leben am Schlusse des zweiten und Anfang des dritten Jahrhunderts den Verunreinigungen der römischen Gemeinde und Bischöfe so entschieden entgegentrat, den Mann, dessen ernstes steinernes Bild sich erhob und feierlich im Vatikan aufgestellt wurde, zu einer Zeit, als die römische Kirche auf's Neue die Lehre des Heils zu erwägen ernstlich veranlaßt war*), den Mann, dessen der Kirche verloren gegangenes Buch wider die Häresieen jetzt nach so viel Jahrhunderten merkwürdiger Weise entdeckt und an's Licht getreten ist**), und der in demselben zum dritten Male dem römischen Stuhl als Mahner und Warner vor einem tödtlichen Irrthum erscheint. Was sagt er über die wahre Menschheit Christi? O daß der Vatikan seine Worte gehört hätte! Er sagt im 10. Buche jenes seines Werkes: „Von diesem (dem Sohne Gottes) wissen wir, daß er seinen Leib von der Jungfrau angenommen und den alten Menschen in neuer Bildung getragen habe; daß er in seinem Leben durch alle Altersstufen hindurchgegangen ist, damit er für jegliches Alter selbst das Gesetz würde und allen Menschen durch sein eigenes Leben und Vorbild die wahre Beschaffenheit, die ein Jeder auf seiner Stufe erreichen und darstellen sollte, als Ziel vorhielte und so an sich bewahrheitete, daß Gott Nichts böse erschaffen hat. Von diesem wissen wir ferner, daß er aus demselben Teige wie wir (nach seiner Menschheit) entstanden sei, denn wenn er nicht aus eben demselben entsprungen wäre, so giebt er uns umsonst das Gesetz seiner Lehre nachzufolgen. Denn wenn er als Mensch eines anderen Wesens theilhaftig gewesen wäre, was fordert er denn von mir, der in der Schwachheit der Natur sich befindet, das Gleiche und wie kann er da noch gerecht und gut heißen. Damit er aber nicht als ein Anderer, wie wir selbst sind, möchte gehalten werden, erduldete er Niedrigkeit, Hunger, Durst und Schlaf und entzog sich nicht den Leiden und unterwarf sich dem Tode und brachte zur Offenbarung die Auferstehung, indem er in allen diesen Stücken nach seiner eigenen menschlichen Natur der Erstling war, damit auch du, wenn du leidest, nicht möchtest kleinmüthig werden, sondern dich als Menschen erkennend und bekennend, das Gleiche erwartetest, was ihm nach derselben Natur zu Theil geworden ist."

Das ist die Stimme eines Zeugen aus jener Zeit, als die Kirche in

*) 1551 wurde das auf seinem Lehnstuhle sitzende steinerne Bildniß des Bischofs von Pontus bei Rom an der Straße nach Tivoli aufgefunden und im Vatikan aufgestellt.

**) Bekanntlich vor einiger Zeit in einem Kloster auf dem Berge Athos aufgefunden, nach Paris gebracht und in Oxford herausgegeben.

frischer Erinnerung der Lehre, die sie von den Aposteln empfangen hatte, selbst noch einer Jungfrau glich, einer reinen und unbefleckten Braut des Herrn; eine Stimme, die widerklingt aus dem Munde eines heiligen Irenäus und Athanasius und aller jener heiligen Väter der ersten Jahrhunderte und die ihren Nachklang findet noch in den großen Lehrern und ehrwürdigen Vätern der mittelalterlichen Zeiten, eines Bernhard, Thomas von Aquino, Bonaventura und der Anderen, die damals dies keimende Dogma verworfen haben.

Hat die Kirche an Reinheit gewonnen dadurch, daß sie es endlich doch auf so ausgesucht feierliche Weise zum Glauben der Christenheit erhoben hat? Wir würden froh sein, könnten wir sagen: wir zweifeln. Allein wir zweifeln leider nicht, wir sind es nur zu gewiß, daß nie eine größere, nie eine umfassendere, nie eine förmlicher vollzogene Gefährdung der Kirche ausgegangen ist, als die, welche jetzt geschehen ist von der höchsten Stelle der Kirche aus durch die Proclamirung dieses Dogma's von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria. Der Grund des Heils ist erschüttert, der Eckstein des Glaubens ist verrückt, unter dem Vorgeben, den Herrn in seiner Mutter zu ehren, ist dem Herrn die Ehre, die ihm für sein Erlösungswerk gebührt, geraubt, die Kirche, die auf diesem Irrthum ruht, hat den Felsen Petri verleugnet.

Wo war die Weisheit, der man sich an jener Stelle, als von den Vätern her geerbt, so gern rühmt? Wo war die „unfehlbare Erleuchtung" des heiligen Geistes? Was wird sie helfen die schwärmerische Erregung, mit der man die echte und wahre Wirkung des ernsten und stillen Geistes Gottes ersetzen wollte? Sie wird die stille Trauer der Treuesten jener Kirche, die tiefe Wunde, die ihnen geschlagen ist, wohl kaum auf lange verdecken.

Warum wir heute an dies Dogma erinnern? Wir haben schon in unserer neulichen Betrachtung der Schicksale des römischen Stuhles mit einer ähnlichen Hinweisung geschlossen, und wir werden versuchen, die kirchliche und politische Bedeutung, so wie die Consequenzen dieses ächt romanischen Dogma's näher in das Licht zu stellen.

Fern sei es von uns, die Ungerechtigkeit der Menschen gut zu heißen, doch eben so fern, die Gerechtigkeit Gottes zu verkennen.

Es ist nicht wohlgethan, nichts als die Uebelthat anderer Menschen zu sehen und von den Thaten des gerechten Richters zu schweigen!

Literarisches.

Düsseldorfer Zustände. (Karl Wilhelm Kortüm. Ein Lebensbild den Freunden und Verehrern. Berlin, bei G. Reimer.

Der im vorigen Jahre verstorbene Geheime Oberregierungs-Rath Kortüm hatte von Jugend auf das Glück, mit ausgezeichneten und zum Theil berühmten Männern und Frauen in Beziehung zu stehen. Die Geschichte seines Lebens ist daher bei wei-

weitem intereſſanter, als die der meiſten Beamten und Gelehrten neuerer Zeit. Er ſtudirte im Jahr 1804 zu Halle, wo damals durch das Zuſammenwirken von Friedrich Auguſt Wolf, Steffens und Schleiermacher eine ungewöhnlich wiſſenſchaftliche Regſamkeit hervorgerufen worden war, und traf dort mit einer großen Anzahl junger Männer zuſammen, die ſpäter zu bedeutender Wirkſamkeit und hohem Rufe gelangten, mit Johannes Schulze, Neander, Becker, Böckh, Varnhagen, Karl von Raumer, Theremin und Anderen. Wenige Jahre ſpäter wurde er einem Sohne Friedrich Heinrich Jacobi's als Hauslehrer empfohlen und lebte von da an zwanzig Jahre lang in Düſſeldorf, wieder in einem Kreiſe ausgezeichneter Männer und Frauen. Seit 1815 lebte er in dem Hauſe Johann Peter Jacobi's, des jüngſten Stiefbruders des Philoſophen, deſſen Gattin eine der geiſtreichſten und liebenswürdigſten Frauen ihrer Zeit war. Nach dem Tode Heinrich Jacobi's ließen ſich auch deſſen vielgenannte Schweſtern „Tante Lotte und Tante Lene“ wieder in Düſſeldorf nieder, und bereicherten die Geſellſchaft durch ihren lebendigen Geiſt und ihre vielſeitigen Lebenserfahrungen. Die Erneuerung der Akademie zu Düſſeldorf (1822) erweiterte dieſen geſelligen Kreis bedeutend. Cornelius, aus Düſſeldorf gebürtig, lebte und wirkte nun einige Jahre daſelbſt, und als er 1826 nach München berufen wurde, folgte ihm Wilhelm Schadow, mit welchem Leſſing, Sohn, Hübner, Bendemann, Hildebrandt, Mücke und andere Künſtler, welche ſpäter zu bedeutendem Ruhme gelangten, in Düſſeldorf erſchienen.

„Ein ſo vielſeitiges Aufſtreben höchſt begabter Künſtler unter einer ſo verſtändig fördernden Leitung, wie ſie Schadow bot, gehört in allen Perioden der Kunſtgeſchichte unter die größten Seltenheiten. Und auch der Boden, die Umgebung, man möchte ſagen die Luft, erwies dem jugendlichen Aufblühen ſich entſchieden günſtig. In Düſſeldorf erwachte bald die alteinheimiſche Kunſtliebe in allen Ständen, und kam den erſten Leiſtungen freudig bewundernd entgegen. Geiſtvolle Männer und Frauen betheiligten ſich mit Lob und Tadel. Nicht lange, ſo umgab die junge Malerſchule ein aus Lebensluſt und Poeſie zuſammengewehter Lebensäther, der zu ſtets höheren Schöpfungen begeiſterte. Im Hauſe Schadow's fanden ſich die befreundeten Jünger zuſammen, und erſannen heitere Spiele. Als im Jahre 1827 der damals dreißigjährige Karl Immermann nach Düſſeldorf verſetzt wurde (er war Landgerichts-Rath), ſo gewann durch ſein dichteriſches Aufſtreben Alles noch feſtere Formen. Er dichtete an ſeinem Andreas Hofer und Kaiſer Friedrich II., während die Künſtler ihre Bilder ſüßer Romantik, trauerndes Königspaar, Fiſcherknabe, Rinaldo und Armida, Romeo und Julie ſchufen. Es waren Klänge ernſter Art, Vaterlands- und Geiſtesfreiheit, was Immermann dagegen brachte. Seine etwas ſtarre Natur ſuchte damals nach einem Felde, daß ihr völlig gemäß wäre, daß ſich, wie es ſcheint, erſt kurz vor ſeinem frühen Scheiden in dem ironiſchen Romane Münchhauſen, finden ſollte, und erging ſich indeſſen theilnehmend in den künſtleriſchen Bereichen. Ja, er griff als Vorleſer und ſelbſt als Darſteller dramatiſcher Scherze in den heitern Ton der Künſtlerkreiſe gelegentlich mit ein, welcher bald in der höheren Geſellſchaft, in den Häuſern des Adels, und am Hofe des Prinzen Friedrich von Preußen, welcher ſeit 1821 in Düſſeldorf reſidirte, Eingang fand. Malerei, Muſik und Schauſpielkunſt vereinigten ſich zu den erleſenſten Genüſſen, und ſo war ein kleines Abbild jener Dichterhöfe von Ferrara, Florenz und Weimar auf einmal in Düſſeldorf gegeben, dem auch der Reiz ſchöner Weiblichkeit nicht abging. Auch Gäſte von Bedeutung kamen nun nach Düſſeldorf, an der neuen Kunſtſonne ſich zu wärmen, ſo Wilhelm von Normann, Michael Beer, der Dichter des Paria, dann Felix Mendelsſohn-Bartholdy, der in der Folge ſchöne Jahre als Muſik-Direktor in Düſſeldorf verlebte, während er ſeinen Paulus ſchuf, und bei dem

niederrheinischen Musikfeste von 1836 aufführte. Die Musikfeste zu Pfingsten, welche abwechselnd in Cöln, Aachen und Düsseldorf Statt fanden, trugen nicht wenig dazu bei, die künstlerische Stimmung zu erregen und fortzupflanzen, welche der eigentliche Lebensäther des Schönen ist. Gedenken wir z. B. des Jahres 1826, da Ludwig Spohr in Düsseldorf sein Oratorium „Die letzten Dinge", eine musikalische Darstellung der Offenbarung Johannis, einem begeisterten Hörerkreise vorführte, und Ferdinand Ries die Aufführung von Händel's Messias und anderen großen Werken mit Ernst und Einsicht leitete, dann wieder 1830, wo Händel's Judas Maccabäus und Bethoven's C-moll-Symphonie allgemeines Entzücken hervorriefen, so tauchen damit eine Menge anziehender Erinnerungen auf, welche auch Kortüm in nächster Nähe berührten. In den befreundeten Häusern Schadow's und des damaligen Regierungs-Rathes von Sybel, dessen geistvolle Gattin jedes Schöne pflegte, so wie bei Kortüm, fand man sich in heiterster Geselligkeit zusammen. Kleine dramatische Scherze, lebende Bilder, zur schönen Jahreszeit Ausflüge in die Umgegend, z. B. in das Gestein, zur Neandershöhle, würzten den Verkehr. Dort trugen die Maler oft vierstimmige Gesänge auf's herrlichste vor, und die Töne verklangen reizend in Felsen und Gebüsch. Oder Immermann las mit Kraft und Geschick irgend ein Dichterwerk, auch wohl eigene neue Arbeiten der Gesellschaft vor, was denn gewöhnlich der Höhepunkt des Genusses war, oder erging sich mit unvergleichlichem Humor in mündlichen Scherzen und Heiterkeit. Auch fremde Talente, wie A. W. von Schlegel und K. von Holtei, erhöhten durch dramatische Vorlesungen den Genuß, und bei v. Sybel bewunderte man dann wieder die Tonfülle der großen Sängerin Anna Milder-Hauptmann und die herrlichen Töne der Violine Ludwig Spohrs. So reich, so mannichfaltig war dieses Düsseldorfer Kunstleben, daß es jetzt nach so vielen Jahren, fast unglaublich erscheint, wie so schnell und mit so wenig äußeren Mitteln so Bedeutendes geleistet wurde. Durch das Hinzutreten vorzüglicher Männer, wie des Dichters Friedrich von Uechtritz und des geistreichen Kunstkenners und Historikers Karl Schnase, welcher 1829 als Ober-Procurator nach Düsseldorf kam, und dort sowohl die niederländischen Briefe, als die drei ersten Bände seiner klassischen „Geschichte der bildenden Künste" herausgab, wuchs das geistige Leben, dessen sich vor Allen Kortüm erfreute, von Tag zu Tage."

Eben so lebendig wie diese dauernden Zustände wird eine Düsseldorfer Scene geschildert, in welcher zwar fast nur eine augenblickliche Erregung sich abspiegelt, die aber an eines der bedeutendsten Ereignisse der preußischen Geschichte anknüpft; es ist dies der Bericht eines Zeitgenossen von dem Jubel, mit welchem die Nachricht von dem Siege bei Belle-Alliance in Düsseldorf aufgenommen wurde.

„Dunkle Gerüchte von der Schlacht bei Ligny und einem Rückzuge der Preußen durchliefen die Stadt. Es wird am Abend des 19. Juni gewesen sein, als die Mitglieder des Schulraths auch so zusammen saßen und ihre gedrückte Stimmung durch ein ungewöhnliches Geräusch von eilig die Straße durchwandernden und laufenden Menschen gestört wurde. Die Sitzung wurde aufgehoben und in gespannter, keineswegs freudiger Erwartung eilten die Mitglieder auf die Straße. Die Frage, was die ungewöhnliche Bewegung bedeute, wurde von herantretenden Bekannten und Unbekannten in heftiger, zum Theil verworrener Rede dahin beantwortet, daß ein großer Sieg der Preußen und Engländer am 18. erfochten sei; schon sei ein Courier durchgeeilt, ja der Oberst von Thiele halte in diesem Augenblicke in dem erbeuteten Wagen des Herzogs von Bassano auf dem Posthofe, um dem Könige von Preußen entgegen zu eilen. Man wollte sogar schon Briefe aus Aachen gesehen haben, die den Sieg beglaubigten. Freunde, die sich auf der Straße begegneten, fielen sich mit Thränen

in den Augen in die Arme, und ſo entſchieden traten die Siegesnachrichten auf, daß die Stadt ſich ſchnell erleuchtete, daß die Menſchen in die Kirche ſtrömten, um Gott zu danken, und daß unter anderm der alte ehrwürdige lutheriſche Paſtor Hartmann bei gefüllter Kirche auf die Kanzel trat und eine Rede voll des begeiſtertſten Dankes hielt, wie ſie gewiß nie aus augenblicklicher Eingebung von ſeinen Lippen gefloſſen war. Solche Augenblicke erlebt und ihre Erſchütterungen gekoſtet zu haben, bildet einen erleuchtenden Punkt auf der Lebensbahn, deſſen Glanz nie erliſcht. Die Beſtätigungen folgten ſich mit reißender Schnelle und an einem der folgenden Tage erregte ein Brief Gneiſenau's an die Oberſtin v. Clauſewitz, die nebſt anderen Officiers-Frauen in Düſſeldorf die Entwickelung der Begebenheiten abwartete, die größte Senſation, ſchon ehe er geöffnet war, denn Gneiſenau hatte auf die Adreſſe geſchrieben: man bittet das Siegel zu betrachten; und ſiehe, der Brief war mit Napoleon's eigenem Petſchaft geſiegelt, welches in ſeinem am Abend der Schlacht in Jemappe erbeuteten Wagen gefunden war. Auch der Brief wurde ſofort mit Bewilligung der Empfängerin in der Düſſeldorfer Zeitung abgedruckt und enthielt in begeiſterter Sprache die Beſchreibung der Schlacht, beſonders aber der bei hellem Mondenſcheine ausgeführten Verfolgung der Franzoſen, welche den Sieg ſo vollſtändig machte. Auch Napoleon's Wagen erſchien bald darauf, von vier großen braunen normanniſchen Pferden gezogen, als Beuteantheil des Major Keller, der mit ſeinem Pommerſchen Bataillon zuerſt in Jemappe eingedrungen war, in Düſſeldorf. Der Major ſchickte ihn ſeiner Frau, die ebenfalls in Düſſeldorf weilte, und dieſe in der berauſchenden Freude über einen ſolchen Siegespreis, verſchenkte bei dem Auspacken der Wagenkaſten, bei welchem ſich in dem Hotel, wo ſie wohnte, erſtaunte Zuſchauer verſammelt hatten, den umſtehenden Bekannten und ſelbſt Unbekannten, als Erinnerungszeichen aus der Napoleoniſchen Beute, Bücher, kleine Reiſebedürfniſſe, Taſchen, Raſirmeſſer u. ſ. w. und ſo erhielt auch Kortüm, der zufällig zugegen war, ein Exemplar eines lateiniſchen Autors, ich glaube des Sueton, in welchem an bezeichnenden Stellen Bleiſtiftſtriche, ohne Zweifel von Napoleon's Hand waren; denn welcher Dritte hätte in Napoleon's Büchern Randgloſſen machen dürfen?“ —

Auch bei der Stiftung des Düſſeldorfer Kunſtvereins, welcher ſpäter zu ſo bedeutender Wirkſamkeit gelangte, betheiligte Kortüm ſich, mit Schadow, Immermann und dem „ſchwer beweglichen, unbehülflichen, aber auf dem Gebiete künſtleriſcher Theorie und Geſchichte wohlbewanderten“ Profeſſor Mosler. Bis zum Jahre 1826 war Kortüm Director des Düſſeldorfer Gymnaſiums und ſeitdem Regierungsſchulrath. In beiden Aemtern zeichnete er ſich aus, und wurde deshalb 1830 in das Miniſterium des Unterrichts nach Berlin berufen, wo er den Volksunterricht und die gelehrten Schulen evangeliſchen Bekenntniſſes zu leiten hatte. Seine amtliche Wirkſamkeit wird in der vorliegenden Schrift von einem Manne geſchildert, der ſeit vielen Jahren in vertrautem Freundſchaftsbunde mit Kortüm lebte und ſich ebenfalls um das Schulweſen unſeres Vaterlandes hoch verdient gemacht hat. Dieſer Bericht bezieht ſich vorzugsweiſe auf die Gründung und Leitung der Realſchulen, deren größter Theil bekanntlich erſt nach Kortüm's Eintritt in das Miniſterium gegründet wurde, und auf die von Kortüm bewirkte Verbeſſerung des Volksſchulweſens in den größeren Städten, auf die Vermehrung der Kleinkinder-Warteſchulen und auf die Ausbildung der Anſtalten für verwahrloſte Kinder, für Taubſtumme und Blinde. Aber auch ſeine Wirkſamkeit für die Kunſt, die Kortüm in Düſſeldorf begonnen hatte, ſetzte er in Berlin eifrig fort, und betheiligte ſich auch an der Geſelligkeit der gebildetſten Kreiſe der Hauptſtadt.

„Es herrſchte damals in Berlin die für die wahre Geſelligkeit ſo förderliche Sitte, daß viele Familien ſogenannte feſte Abende hatten, wo ſie für ihre Freunde zu Hauſe waren, ſo daß man jeden Abend einen ausgeſuchten Kreis aufſuchen konnte. So war es bei dem Königlichen Leibarzte Hufeland, bei von Stägemann, von Olfers, Beuth, Mendelsſohn, dem Staatsrath Nicolovius, und Anderen. Schleiermacher, die von Humbolt'ſchen Töchter und Schwiegerſöhne, Rauch, von Röder, Henriette Herz und manche Fremde von Auszeichnung fanden dabei ſich ein. Auch der Dichter Ludwig Tiek verſchönerte manchen dieſer Abende durch ſeinen Vortrag Shakespeare'ſcher Dramen. Im Mendelsſohn'ſchen und Händel'ſchen Hauſe hörte man die vollendetſten Muſikaufführungen. Mit Nicolovius, Steffens, Präſident Göſchel und Gräfin Dernath kam Kortüm zwei Winter hindurch wöchentlich zuſammen, um gemeinſchaftlich Dante zu leſen, über welchen dann Göſchel erklärende Vorträge hielt, vorzugsweiſe die religiöſe Seite hervorhebend. Im Jahre 1834 ſchloß Kortüm ſich einer Geſellſchaft von gelehrten Männern an, welche Freitags Abend zuſammenkamen, um griechiſche Schriftſteller mit einander zu leſen und deshalb ihre geſellſchaftliche Vereinigung die Graeca nannten. Schleiermacher, der ihr angehört hatte, war eben geſtorben; Immanuel Becker, Meineke, Hoßbach, Schilleke, Kluge, Lachmann, Homeyer, Trendelenburg, Parthey waren Mitglieder. Später traten Pinder, Ranke, Brüggemann, Haupt und Mommſen hinzu.

Eine deutſche Revolution. Erzählung von Eugen Herrmann (E. H. von Dedenroth. (2 Bände. Leipzig bei Kollmann.)

Herr von Dedenroth hat mehrere ſehr ſchwache Bücher geſchrieben. Um ſo angenehmer überraſcht die vorliegende Erzählung, in welcher die Revolution des Jahres 1848 in Preußen und namentlich die Berliner Emeute vortrefflich geſchildert wird. Der Verfaſſer iſt offenbar Soldat, und macht daher das preußiſche Heer und namentlich deſſen Offiziere zum Mittelpunkte ſeiner Darſtellung. Die Hauptperſon dieſes Gemäldes, ein alter General außer Dienſten, dem unwandelbare Treue und Gehorſam dem angeſtammten Kriegsherrn gegenüber, als die unentbehrlichſte Tugend nicht nur des Kriegers, ſondern auch jedes Unterthanen erſcheint, iſt eine ſehr würdige, vortrefflich gezeichnete Geſtalt. Ihn trifft das Unglück, daß ſein eigener, zärtlich geliebter Sohn, in jugendlicher Schwärmerei ſich der Partei des Aufruhrs zugeſellt. Der Schmerz des alten Herrn über dieſen Abfall, ſo wie ſein Unmuth über das revolutionäre Treiben, welchem er unthätig zuzuſehen genöthigt iſt, wird ſehr gut dargeſtellt; und als ſpäter der Sohn ſeine Verirrung bereut und durch die Theilnahme an dem Feldzuge in Schleswig-Holſtein ſühnt, wird dadurch eine rührende Verſöhnungsſcene herbeigeführt, welche die Erzählung in anſprechend gemüthlicher Weiſe abſchließt. Faſt eben ſo glücklich iſt die Stimmung und Geſinnung der jüngeren Offiziere in den Tagen des Straßenkampfes und während des Feldzuges in Schleswig-Holſtein geſchildert. Damit dieſem Bilde der Schatten nicht ganz fehle, wird jenen wackern jungen Männern eine ziemlich widerwärtige Perſönlichkeit zugeſellt, aber auch eben nur benutzt, um den würdigeren Cameraden zur Folie zu dienen. Ein junger Arzt, welcher ein wenig mehr als nöthig freiſinnige Redensarten im Munde führt, aber zugleich als ein in jeder Beziehung tüchtiger Mann geſchildert wird, iſt ebenfalls gut gezeichnet und beweiſt nebenbei, daß der Verfaſſer auch ſolche politiſche Ueberzeugungen, welche mit der ſeinigen nicht ganz übereinſtimmen, zu würdigen weiß.

Die bunten, raſch wechſelnden Scenen, in denen namentlich der Straßenaufruhr der Berliner geſchildert wird, ſind nicht nur mit hiſtoriſcher Treue, ſondern auch friſch und lebendig und zum Theil humoriſtiſch ausgeführt. Die Stellung der verſchiedenen Volksſchichten zu dieſen Kämpfen und namentlich die Betheiligung der Juden an denſelben iſt richtig und anſchaulich dargeſtellt. Auch hier vertheilt der Verfaſſer Licht und Schatten ſehr angemeſſen, und ſchildert deshalb ſogar eine alte Jüdin als eine ſehr würdige Perſönlichkeit, während diejenigen, welche die Stimmung der Mehrzahl der Juden in jener Zeit vertreten, natürlich mehr oder weniger komiſch gehalten ſind. Namentlich ein junger ehrgeiziger Arzt, welcher von ſittlicher Entrüſtung über die Hartnäckigkeit erfüllt iſt, mit welcher den Juden die völlige Gleichſtellung mit den Chriſten verweigert wird, und ſein alter Vater, welcher die Revolution zwar haßt, weil ſie das Geſchäft ſtört, und die Beſtrebungen des Sohnes mitleidig belächelt, weil ſie nicht vorzugsweiſe auf Geldgewinn gerichtet ſind, aber dennoch aus zärtlicher Nachgiebigkeit für den großmächtig gelehrten Herrn Sohn die Emeute durch namhafte Geldſpenden fördert, ſind genau nach dem Leben, und mit glücklichem Humor gezeichnet. Mit einem Worte: wir haben hier eine Soldatengeſchichte, in welcher der Geiſt und die Haltung unſeres Heeres gelungener geſchildert wird, als in mancher berühmten Darſtellung dieſer Art, und zugleich ein treues und lebendiges Gemälde der Geſchichte Preußens in jener wunderlich verhängnißvollen Zeit. —

Correſpondenzen.

Aus der Hauptſtadt.

Den 15. December.

Seine Königliche Hoheit der Prinz-Regent hat ſich am 10. dieſes, Nachmittags, mit den Königlichen Prinzen, dem Prinzen Auguſt von Württemberg, Ihren Durchlauchten den Fürſten Wilhelm und Boguslav Radziwill, den Miniſtern und ſonſtigem Jagdgefolge mit Extrazug von hier über Magdeburg bis Wolmirſtädt und von dort per Extrapoſt zur Jagd nach der Letzlinger Forſt begeben, von wo Höchſtdieſelben am Donnerſtag Nachmittag 2 Uhr wieder mittelſt Extrazuges hierher zurückkehrten. Seine Königliche Hoheit der Prinz Friedrich Carl ſchloß ſich dem Höchſten Gefolge in Potsdam und Seine Hoheit der Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin in Brandenburg an.

Ihre Königliche Hoheit die Frau Prinzeſſin von Preußen iſt von ihrem Unwohlſein ſoweit wieder hergeſtellt, daß Höchſtdieſelbe bereits mehrere Spazierfahrten unternehmen konnte.

Ihre Königliche Hoheit die Frau Großherzogin Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin traf am 11. dieſes früh mit dem Kölner Courirzuge von Höchſtihrer Reiſe nach dem Haag hier ein, um vor Höchſtihrer Rückreiſe nach Schwerin noch einige Tage am Königlichen Hofe zu verweilen.

Der Wechſel im Juſtiz-Miniſterium wird eine irgend erhebliche Modification der im Staatsminiſterium bereits beſchloſſenen Geſetzes-Vorlagen nicht veranlaſſen, es ſei denn in Bezug auf die Juſtiz-Organiſation. Das Ehegeſetz tritt dem neuen Juſtiz-Miniſter noch als eine offene Frage entgegen, indem das Staatsminiſterium wenigſtens

einen definitiven Beſchluß bis jetzt noch nicht gefaßt zu haben ſcheint. Bekanntlich hat ſich das Juſtizminiſterium in dem letzten von ihm aufgeſtellten Entwurf für Nr. 4 der Wandlungen, d. h. Einführung der obligatoriſchen Civilehe ausgeſprochen; das Staatsminiſterium aber ſcheint dem nicht zuzuſtimmen, wenigſtens ſollen hier die Unterhandlungen über einen ſolchen Geſetz-Entwurf noch in lebhafter Weiſe fortgeführt werden. Es wird als nicht unmöglich bezeichnet, daß das Staatsminiſterium von der Vorlage eines ſolchen Geſetz-Entwurfs zur Zeit ganz abſehen, vielmehr den früheren Zuſtand wieder herſtellen dürfte, in welchem den Geiſtlichen anheimgegeben war, die Trauung Geſchiedener vorzunehmen oder abzulehnen. — Herr v. Bernuth, deſſen Ernennung zum Juſtiz-Miniſter bevorſteht, gehört einer Juriſten-Familie an. Sein Vater war der verſtorbene Chef-Präſident des Ober-Landesgerichts in Münſter. Er ſelber gehörte noch als Ober-Landesgerichts-Aſſeſſor der Provinz Weſtphalen an, kam als ſolcher hierher und fungirte als Hülfsarbeiter eine Zeit lang beim Geheimen Ober-Tribunal, länger aber bei dem Reviſions-Collegium für Landeskultur-Sachen. In dieſer Stellung wurde Herr v. Bernuth zum Ober-Landesgerichtsrath befördert. Der Miniſter Rinteln berief ihn in das Juſtizminiſterium, aus welchem er vor einigen Jahren als Geheimer Ober-Juſtiz-Rath ſchied, und unter Beibehaltung ſeines Ranges zum Vice-Präſidenten des Apellationsgerichts zu Glogau ernannt wurde. Im vorigen Jahre endlich erfolgte ſeine Ernennung zum Apellationsgerichts-Chef-Präſidenten in Poſen.

Verſchiedene Blätter haben gemeldet, daß, ſo lange die Formation der letzten acht Cavallerie-Regimenter ausgeſetzt bleibt, die Landwehr-Cavallerie in den Provinzen Preußen, Poſen, Pommern und Brandenburg beſtehen bleiben ſoll. Da dieſer Nachricht nicht widerſprochen worden iſt, und mit Rückſicht darauf, daß die Landwehr-Cavallerie eine nach Kreiſen vertheilte ſtändiſche Laſt iſt, die ſonach den weſtlichen Provinzen abgenommen bleibt, ſo wird hier und dort angenommen, es ſei hiermit der vom Herrn Finanzminiſter behauptete Zuſammenhang zwiſchen Armee-Organiſation und Grundſteuerfrage zur practiſchen Ausführung gebracht.

Die Ernennung des bisherigen Juſtizminiſters Simons, beim Ausſcheiden deſſelben aus dem Staatsminiſterium, zum Wirklichen Geheimen Rath, iſt allerdings weder an ſich von beſonderer Wichtigkeit, noch ein neuer Königlicher Gnadenact, aber immerhin von Intereſſe für die äußeren Beziehungen in den höchſten Zirkeln. Es wird daraus zu entnehmen ſein, daß ein ausgeſchiedener Staatsminiſter einen beſtimmten Rang nicht bekleidet, und das Prädikat „Excellenz" nicht führt; denn ſonſt würde es der Beilegung des Titels eines Wirkl. Geheimen Raths an Herrn Simons gar nicht bedurft haben. In demſelben Falle befindet ſich übrigens der frühere Finanzminiſter v. Rabe, welcher auch mehrere Jahre nach ſeinem Ausſcheiden aus dem Staatsminiſterium nachträglich mit dem Prädikate eines Wirklichen Geheimen Raths begnadigt worden iſt. Endlich ſei auch noch bemerkt, daß der zeitige Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Freiherr v. Schleinitz, neben dieſer Charakteriſirung den Titel eines Wirklichen Geheimen Raths ausdrücklich noch fortführt. Im Widerſpruch mit dieſer Auffaſſung führen frühere Mitglieder des Staatsminiſteriums den Titel eines Staatsminiſters fort, wie ſich denn namentlich der Ober-Präſident v. Bonin ſelbſt bei ſeinen amtlichen Erlaſſen als Staatsminiſter a. D. bezeichnet, Herr Milde die Uniform eines Staatsminiſters wieder hervorgeſucht hat, und alle dieſe ephemeren Größen des Jahres 1848, ohne daß ſie zu Wirklichen Geheimen Räthen ernannt worden wären, noch jetzt das Prädikat „Excellenz" bereitwillig entgegen nehmen. In ähnlicher Weiſe hat Herr v. Auerswald bei ſeiner im Jahre 1858 erfolgten Ernennung zum Staatsminiſter auf Grund dieſer im Jahre 1848 bereits geübten Function den Rang vor den Herren

v. d. Heydt und Simons eingenommen, während der Graf Schwerin unter gleichen Verhältnissen auf seine frühere Ministerstellung nicht zurückgegangen ist. In Summa, es scheint unter unsern verehrten Excellenzen und gewesenen Ministern bezüglich ihres Ranges eine allgemeine Confusion zu herrschen, die wir aufzuklären leider nicht vermögen. Wäre z. B. Herr Milde mit seiner Uniform als Staatsminister in gutem Recht, so würde Herr v. Rabe offenbar einen Rückschritt gemacht haben, indem er von dem Titel eines Staatsministers a. D. erst später zu dem eines Wirklichen Geheimen Raths gelangte.

Aus Kopenhagen.

Anfang December.

Die dänische Regierung hat nie ausdrücklich verheißen, für Holstein und Schleswig gemeinschaftliche Vereine unter allen Umständen bestehen zu lassen, sie konnte das nicht, denn sie mußte sich das natürliche Recht vorbehalten, solche Vereine aufzulösen und zu verbieten, wenn dieselben unerlaubte politische Tendenzen hatten oder sträfliche Zwecke verfolgten. Da dies nun nach ihrer Ansicht mit mehreren jener Vereine ganz offenbar der Fall war, so verbot sie dieselben, und es reducirt sich diese Frage also nur darauf, daß, was man Seitens der dänischen Regierung für politisch unerlaubt und sträflich ansieht, in den Augen Anderer, und namentlich auch in denen des Redacteurs der „Preuß. Ztg." als berechtigt und erlaubt erscheint. Während es nämlich Jedem, der die Verhältnisse in Schleswig kennt, unzweifelhaft sein muß, daß die von dem Verbote getroffenen Vereine und Gesellschaften staatsgefährlich waren, und doppelt staatsgefährlich in einem Lande, in welchem kurz vorher Unruhen stattgefunden hatten, an denen eine durch weit verzweigte Vereine und Gesellschaften beförderte Agitation in so hohem Grade Schuld war, — staatsgefährlich, weil sie, von Kiel aus sich nach Norden und Süden verzweigend, Personen an ihrer Spitze hatten, deren schleswig-holsteinische Tendenzen allgemein bekannt waren, weil in ihren officiellen Programmen und Berichten schleswig-holsteinische Ideen deutlich ausgesprochen wurden, wenn darin z. B. Schleswig, Holstein und Lauenburg unter der Benennung „unser Land" den übrigen Theilen der Monarchie gegenübergestellt wurden, und wenn diese Vereine nur auf Bewohner „Schleswigholsteins" berechnet waren, — sahen Herr Carl Lorenzen und seine Genossen in dem Allen nur erlaubte, völlig berechtigte Bestrebungen; denn sie überhaupt abstreiten wollen, geht doch wohl den bekannten Thatsachen gegenüber nicht an. Da nun aber, wenn irgend Etwas, so das ganz klar und unzweifelhaft sich aus den Verhandlungen von 1851 bis 1852 ergiebt, daß jedwede Berechtigung des Schleswigholsteinismus auf das Entschiedenste aberkannt und verneint worden ist, so handelt die dänische Regierung also völlig im Geiste jener Verhandlungen, wenn sie schleswigholsteinischen Bestrebungen und Umtrieben mit Ausdauer und Energie entgegentritt.

Daß die Beamten Schleswigs ohne Weiteres ihrer Besoldungs- und Pensionsansprüche verlustig erklärt werden können, ist natürlich eine Lüge. Jeder Beamte bezieht selbstverständlich seine Amtsemolumenta, so lange er im Amte ist und nach seiner Verabschiedung, wenn er sich nicht durch Verbrechen oder dergl. unwürdig dazu gemacht hat, stets eine Pension. Daß aber Beamte unter vollständigem Ausschlusse des Rechtsweges entlassen werden können, ist natürlich hier so gut möglich wie überall, und namentlich auch in Preußen, da das nämlich auch ein Prärogativ der Krone ist, gegen welches

die „Preuß. Ztg" ſich doch nicht ausſprechen ſollte, da, wenn wir nicht ſehr irren, ſie ſelbſt, oder mindeſtens ihre Geſinnungsgenoſſen bei Eintritt der neuen Aera in Preußen die Verabſchiedung der „reactionairen Beamten" verlangten, ohne daß von Offenlaſſung des Rechtsweges für dieſelben eine Rede geweſen wäre. Auch im Königreiche Dänemark können die Beamten mit Ausnahme der Richter ohne Weiteres entlaſſen werden; und wenn die Verfaſſung des Herzogthums Schleswig dem Richterſtande dieſe größere Unabhängigkeit bisher noch nicht gewährt, ſo hat die Praxis es doch gethan, indem kein einziger Fall der Verabſchiedung eines Richters vorliegt. Alſo immer hübſch an die eigene Naſe faſſen! Und was werden die Polen zu ſolchen Theorieen ſagen!

Was nun endlich die Excluſion mehrerer Schleswiger von der Wahlberechtigung betrifft, woraus die „Poſt-Zeitung" der däniſchen Regierung ein ſo großes Verbrechen macht, ſo dürften folgende data einige Aufklärung darüber geben:

Die Comités, welche die Wahllisten zu den Ständewahlen in den Herzogthümern anzufertigen haben, ſind in ihrer Thätigkeit völlig unabhängig und ſelbſtſtändig und nur an die Beſtimmungen der Verfaſſungen und Wahlgeſetze gebunden. Nach der ſchleswigſchen Verfaſſung ſind aber diejenigen, welche wegen eines Verbrechens in Criminal-Unterſuchung gezogen und nicht völlig freigeſprochen ſind, ſo wie auch diejenigen, gegen welche eine Unterſuchung und Beſtrafung ihrer Verbrechen auf Allerhöchſten Befehl nicht ſtatthaben ſoll, die alſo aber nicht durch richterliches Erkenntniß völlig freigeſprochen ſind, von der Wahlberechtigung ausgeſchloſſen. Wenn demnach ein Wahl-Comité einen Mann, der z. B. eine Adreſſe unterſchrieben hat, worin man ſeiner Zeit bei der ſogenannten »Landesverſammlung« oder der deutſchen Centralgewalt die Abſetzung des Königs von Dänemark als Herzog von Schleswig beantragte, — obgleich ihm durch die Gnade ſeines Landesherrn für dies Verbrechen des Hochverraths die verdiente Strafe erlaſſen iſt, von den Wahllisten ſtreicht, ſo handelt ſie offenbar nach dem Wortlaute der Verfaſſung. Ihr Beſchluß iſt indeſſen keineswegs inappellable, im Gegentheil iſt es die Verſammlung der Provinzialſtände ſelbſt, welche das ſchließliche Votum in dieſen und allen Wahlangelegenheiten hat, und ſteht es daher in ihrer Macht, in Folge geſchehener Einſagen alle ſolche Wahlen, von deren Theilnahme ihrer Meinung nach Jemand ohne genügenden Grund ausgeſchloſſen geweſen, für ungültig zu erklären. Schon bei den letzten Wahlen zur ſchleswigſchen Ständeverſammlung war Seitens mehrerer Wahl-Comités die oben angeführte Verfaſſungsbeſtimmung bei Aufſtellung der Wahllisten zur Richtſchnur genommen und Viele, welche ſich ſolcher politiſchen Verbrechen ſchuldig gemacht, waren von den Liſten geſtrichen worden. Es ſtand denſelben oder anderen Wählern der Appel an die Ständeverſammlung offen, allein es geſchah auch nicht eine Einſage gegen das Vergehen der betreffenden Wahl-Comités und gegen die vorgenommenen Wahlen. Dieſes Mal haben nun auch andere Wahl-Comités das dadurch als richtig anerkannte Prinzip befolgt und in der Unterzeichnung einer derartigen Adreſſe gegen einen in der Verfaſſung vorgeſehenen Grund zur Excluſirung von der Wahlberechtigung gefunden. Es bleibt nunmehr, falls gegen die Verfahrer appellirt wird, der Ständeverſammlung überlaſſen, darüber einen Beſchluß zu faſſen, ob ſie die Betheiligung an einer Adreſſe, worin Unterthanen um die Thronentſetzung ihres Landesherrn und dergleichen anhalten, als ein Verbrechen anſehen will oder nicht. Nach den neueſten politiſchen Lehrſätzen, wie ſie uns von Italien her gepredigt werden, würde freilich die Antwort nicht zweifelhaft ſein; wie weit jene Lehrſätze in Schleswig und bei ſeinen Repräſentanten ſchon Wurzel geſchlagen haben, wird ja die Zeit lehren.

Aus Kopenhagen.

11. December.

In der „Berliner Revue", B. 23, S. 358 lieſt man die inhaltſchweren Worte: „Da wir den höheren Blödſinn der Gothaiſchen Schwindler in der ſogenannten ſchleswig-holſteiniſchen Frage nicht theilen, ſondern unſere Politik vielmehr darauf richten, Dänemark als Ganzes von Frankreich ab, und in die deutſche Föderation hineinzuziehen, ſo halten wir es für unſere Pflicht, der entſprechenden Richtung in Dänemark dadurch die Hand zu reichen, daß wir auch deren Anſchauungen zu Worte kommen laſſen."

Glauben Sie mir, Herr Redacteur! das iſt ein großes Wort, das nicht zur Erde fallen wird, um zu vergehen. Was haben wohl unzählige Unterthanen Friedrichs des Siebenten Anderes gewünſcht, als das Deutſche die angebotene Hand reichen ſollten? Wie haben ſich verſchieden: Männer verſchiedentlich bemühet, in Deutſchland „zu Worte zu kommen", um Verſtändniß und Eintracht anzubahnen? Und nun kommt uns, aus Berlin ſelbſt, der Vorſchlag entgegen — man konnte hier kein ſchöneres Weihnachtsgeſchenk wohl erhalten.

Am fruchtbarſten wäre gewiß eine ganz einfache Befragung, ſo daß ein Preuße aufträte und fragte: Wie läßt ſich Dieſes vertheidigen? Wie Jenes entſchuldigen? Wie Dieſes wiederum erklären? u. ſ. w. Denn wenn nur das Anklagen, Schimpfen, Verurtheilen der „Köln. Zeitung" der „Preuß. Zeitung" u. ſ. w. aufhört, ſo iſt ſchon ſehr viel gewonnen. Im Augenblick ſind die ewigen abergläubiſchen Verdächtigungen, durch Hülfe ſchlechter Correſpondenzen der Nachzügler der ſogenannten Erhebung, wohl das Verderblichſte. Kein ruhiger Däne zweifelt an dem biederen Sinne des nüchternen Deutſchen, noch an ſeinem gerechten Urtheil, wenn ſelbigem zuerſt nur die reine Wahrheit vorliegt. Jenes Fragen würde hauptſächlich Zweierlei betreffen, die Richtigkeit nämlich der Nachrichten — ob Etwas thatſächlich ſei oder nicht — und die Richtigkeit der Anſichten — ob Etwas begründet ſei oder nicht. In dieſen trüben Lichtungen glaubt man in Dänemark außerordentlich Viel und Vieles berichtigen zu können; und wir würden nicht ermüden, ſelbſt Tag und Nacht hindurch, kurz und bündig, die Fragen, die Zweifel, die Anſchuldigungen eines handreichenden Preußen zu beantworten. Es giebt freilich eine nicht kleine Partei in Dänemark, welche die dem ſchleswig-holſteiniſchen Extreme entſprechende ſcandinaviſche Ditts vertritt, und die folglich einen wahren Frieden mit Deutſchen und mit Deutſchland als das ewige Gefängniß der „Schwindeleien ihres höheren Blödſinns" mit Fug und Recht betrachtet. Bekanntlich ſteht ein Blatt, mit dem ironiſchen Namen „das Vaterland" an der Spitze dieſer poetiſchen Politik. Der Puls dieſer Clique ſchlägt aber ſchon matter und matter, und krampfhafte Zuckungen, welche mitunter, ſcheinbar nach entworfenem Plane, angeſtellt werden, zeugen von innerer Erſchlaffung und Hoffnungsloſigkeit. Der Augenblick zum ehrlichen Handreichen iſt ſomit günſtig, überaus günſtig, denn Holſtein iſt, ſo wie Dänemark, des langen Haders müde, wie der große Dichter ſpricht, das glauben Sie mir ja. Nur Eins iſt erforderlich: Holſtein muß von wegen Holſteins oder von wegen des ganzen Staats Klage führen, nicht wegen anderer Staatsfeinde, die für ſich ſelbſt zu klagen haben.

An unſere Leſer.

Die „Börſen-Revue" mußte in dieſem Hefte wegen ſchwerer Erkrankung des betreffenden Mitarbeiters ausfallen.

Militärische Revue.

Sonntag, den 16. December 1860.

Avis. Beiträge ꝛc. für die militärische Revue werden unter der Adresse der Expedition, Kronenstraße Nr. 21, erbeten.

Geschichtskalender.

16. December 1813. Die Franzosen übergeben Weichselmünde an die Preußen.
17. December 1715. Fürst Leopold von Dessau erstürmt das Hornwerk von Stralsund.
18. December 1761. Oberst v. Knobelsdorff überfällt und schlägt ein schwedisches Detachement in Gutzkow.
19. December 1813. Einnahme von Friedrichsort.
20. December 1757. Gefecht von Neustadt: General v. Werner schlägt die Oesterreicher.
21. December 1757. Friedrich II. zieht in Breslau ein.
22. December 1677. Einzug des großen Kurfürsten in Stettin.

Inhalt:

Ueber den Pferdebestand der französischen Armee.
Oesterreichische Zustände.
Tagesereignisse.

Ueber den Pferdestand der französischen Armee.

Das Wiener „Vaterland“ enthält eine Serie von „militairisch-politischen Briefen aus Sardinien und dem südlichen Frankreich“ aus der Feder des bekannten Militairschriftstellers Julius von Wickede, welchem wir die nachstehende Notiz entnehmen:

Da die Eisenbahnen den Transport von Kriegsmaterial sehr erleichtern, so soll der französische Train nicht mehr so viele Pferde als früher geliefert erhalten, sondern bei fernerer Fortsetzung des Krieges, wenn man sich mehr von den Eisenbahnen entfernt, in den von den Truppen besetzten Ländern dann auch seinen Bedarf an Zugpferden zu entnehmen suchen. Sei man versichert, daß im französischen Kriegsministerium sehr umfassende Angaben vorliegen, wie viel brauchbare Pferde in Belgien, und welche Zahl die französischen Truppen bei ihrem sofortigen Einrücken daselbst für sich in Besitz nehmen könnten. Auch über den Viehbestand und das diesjährige Ernteergebniß aller an Frankreich grenzenden Länder sind die umfassendsten Ermittelungen angeordnet worden. Der Kaiser Napoleon ist in allen solchen Sachen sehr vorsorglich,

die franzöſiſchen Generäle wiſſen, was zur Kriegführung gehört, und die franzöſiſche Militairintendanz iſt unbedingt die ſchnellſte, beſteingeſchulteſte, aber auch, wenn es noth thut, rückſichtsloſeſte, die man in irgend einem europäiſchen Heere finden wird.

Daß die große Sorgfalt, welche der Kaiſer Louis Napoleon der beſſeren Remontirung der Reiterei zuwendet, nicht ohne Erfolg geblieben iſt, erkennt man auf den erſten Blick, wenn man in den Stall eines Cavallerie-Regiments tritt und die jetzigen Pferde mit denen vor noch zehn Jahren vergleicht. Die ſchwere oder Reſerve-Cavallerie, die aber wahrſcheinlich in ihrer Stärke in nächſter Zeit verringert werden ſoll, reitet durchweg hohe und ſtarke normanniſche Roſſe, wie ſolche kein deutſches Cüraſſier-Regiment beſſer hat.

Von der leichten Cavallerie ſind alle Garde-Regimenter, dann die in Algerien garniſonirenden Chaſſeurs d'Afrique und 4 andere Regimenter, die jüngſt bei Chalons vereinigt waren, durchweg ſchon mit zwar kleinen, aber ſtarken, ſchnellen und andauernden Hengſten nordafrikaniſcher Race beritten und es iſt der Wille des Kaiſers, daß nach und nach die geſammte leichte franzöſiſche Reiterei nur derartige Pferde erhalten ſoll. Aus Tunis und mehr noch aus Marocco hofft man dieſe Roſſe ſtets in genügender Zahl zu erhalten. Um bei einer plötzlichen Mobilmachung den Pferdebeſtand ſogleich zu vermehren, iſt der Befehl ertheilt, daß verſchiedene leichte Cavallerie-Regimenter dann ſogleich ihre geſammten Pferde an andere Regimenter, die zum Ausmarſch beſtimmt ſind, abgeben, ſo daß dieſe dadurch ihre Kriegsſtärke von ſchon gerittenen Pferden erhalten. Dieſe unberittenen Regimenter werden alsdann nach Algerien gebracht, wo ſie die Chaſſeurs d'Afrique ablöſen und ſich dort ſo ſchnell als möglich mit afrikaniſchen Pferden wieder beritten machen. Während des Krieges von 1859 kam dieſe Maßregel ſchon zur Ausführung und ſoll ſich ſehr zweckmäßig bewieſen haben. Zwei Huſaren- und zwei Chaſſeurs-Regimenter gaben ihre geſammten Pferde an andere leichte Cavallerie-Regimenter ab, gingen unberitten nach Algerien, löſten dort die Chaſſeurs d'Afrique ab, die nach Italien gingen, und ſind nun ebenfalls mit afrikaniſchen Hengſten beritten bereits wieder nach Frankreich zurückgekehrt.

Am ſchlechteſten ſind unbedingt die Dragoner und Lanciers beritten und ich glaube auch, daß es Schwierigkeiten machen wird, die nöthigen Pferde für ihre Kriegsſtärke in großer Eile herbeizuſchaffen. Gerade an Pferden für mittlere Reiterei iſt Frankreich ſehr arm.

Oeſterreichiſche Zuſtände.

Aus dem jüngſten kaiſerlichen Diplom haben Männer vom Schwert vor allem zwei Punkte mit beſonderer Freude und wahrer Genugthuung begrüßt: die Ernennung des Feldzeugmeiſters Benedek zum commandirenden General in Venetien, und den hochherzigen Entſchluß des Erzherzogs Albrecht. Durch erſtere Anordnung ſehen wir nicht allein dem Cardinalwunſch aller öſterreichiſchen Soldaten, ſondern überhaupt aller öſterreichiſchen Patrioten entſprochen, deren Hoffnungen ſich an den gefeierten Namen faſt ausſchließlich knüpfen. Im gleichen Grade wie die Siegeszuverſicht im Heere wächſt, nimmt auch die Unterſtützung des Bürgerſtandes zu, welcher noch immer den etzten Pfennig und den letzten Sohn für's Vaterland hingab, wenn er beide in den rechten Händen wußte. Im Vertrauen zum Führer gravitirt das Geheimniß des Sieges. Ein Wort Benedek's genügt dort wo unter andern Umſtänden, ellenlange mit

den pikanteſten Drohungen gewürzte Befehle nicht ausreichen. Die Truppen gehen für ihn durch das Feuer, und die Militairbeamten fürchten ihn wie das Feuer. Möge übrigens der Grundſatz, daß man Marſchälle zu Herzogen, nicht aber Herzoge zu Marſchällen machen ſolle, endlich einmal in allſeitiger Conſequenz zur Durchführung gelangen. Noch lebt in der kaiſerlichen Armee jener alte Heldengeiſt, der ihr auf allen Schlachtfelden Italiens Lorbeeren wand, und entſchied das Kriegsglück mitunter für den Gegner, ſo lag die Schuld nie und nimmer an mangelndem Muth und zweifelhafter Ausdauer, ſondern zumeiſt an einer falſchen Führung oder einer notoriſchen Uebermacht. Heute ſtehen wir, Gewehr bei Fuß, gerüſtet da, und blicken mit ruhiger Zuverſicht in die Zukunft. Zum eigenthümlichen Gepräge des öſterreichiſchen Heeres gehört von jeher eine beſcheidene Selbſtverläugnung gerade ihrer verdienſtvollſten Koryphäen, welche der Kriegsgeſchichte manches ſchöne Blatt entführt, manche herrliche That der Vergeſſenheit überliefert hat. Ein neues leuchtendes Beiſpiel hierfür giebt der edle Sohn des unſterblichen Siegers von Aſpern. Schon im Jahre 1848 commandirender General in Inner-Oeſterreich, focht Erzherzog Albrecht hierauf als Diviſionär in Italien, und rang fünf Stunden lang mit 15,000 gegen 50,000 Mann um den Beſitz der Bicocca und des Dorfes Olengo in der Schlacht bei Novara, welche heldenmüthige Aufopferung den Sieg entſchied. Solcher ausgezeichneten Tapferkeit geſellt ſich ſorgfältige Pflege der Truppen, humane Umgangsweiſe und ſtrenger Rechtsſinn bei, um dem Erzherzog die Achtung und Liebe aller Soldaten zuzuwenden. Wer in die Stellung eines Chefs des Armee-Obercommando's während des ablaufenden Decenniums Einblick gewann, wird auch dem Erzherzog Wilhelm aufrichtige und tiefe Anerkennung zollen, und deſſen Rücktritt von der oberſten Leitung für eine Calamität halten. Daß der intelligente und tapfere Prinz auch als Feldartillerie-Director in Italien nur erſprießliches leiſten wird, weiß die Armee. Mindere Senſation rief die Ernennung des Feldmarſchall-Lieutenants Grafen Degenfeld zum proviſoriſchen Kriegsminiſter hervor. Hoffentlich ſind jene Zeiten, wo die Herren vom „grünen Tiſch" aus nach Gutdünken und Laune Heere hin- und herſchoben für immer vorüber, und iſt mit ihnen ein höchſt unheimliches Alpdrücken beſeitigt, das vielleicht niemand heftiger als eben unſere größten Feldherren Eugen, Karl und Radetzky, empfinden mußten. Zählen wir zum Reſſort des Kriegsportefeuille die Adjuſtirungs-Angelegenheiten, ſo entfallen jene Sondercommiſſionen, welche ſich ſeit Jahr und Tag voll würdigen Ernſtes mit der Entdeckung von neuartigen Inexpreſſiblen und moderner Tſchakoform beſchäftigen. Die Bekleidung der Truppen hängt ab: 1) von ihrer taktiſchen Beſtimmung; 2) vom Terrain (Gebirge und Ebene) ihrer Verwendung; 3) vom Klima (Nord und Süd, Winter- oder Sommerfeldzug). Die Vermittlung dieſer drei Factoren unter eine gefällige Form, und ohne unnöthige Belaſtung des Mannes wie des Trains, zur Frage erhoben, kann ihre Antwort nur in voller Berückſichtigung praktiſcher Erfahrungen ſuchen. Den beſtehenden Comités für Artillerie und Genie wünſchen wir einen möglichſt unabhängigen Fortbeſtand, und noch weiter ein Comité zur Vertretung der Infanterie und Cavallerie, das ſein Augenmerk auf die neueſten taktiſchen Regeln und Waffen richten müßte. Sämmtlichen Vorſtehern dieſer Comités, dann dem Chef des Generalſtabs oder deſſen Stellvertreter geben wir Sitz und Stimme in der Plenarverſammlung des Kriegsminiſteriums, nebſtbei einen jährlichen Urlaub zur Bereiſung fremder Länder im Intereſſe ihres Wirkungskreiſes. Einige fähige Offiziere könnten ihr Gefolge bilden. Angeſichts der Ereigniſſe in Mittelitalien findet ſich die ganze iſtriſche und dalmatiniſche Küſte in einer Weiſe von Truppenmaſſen beſetzt, wie es ſelbſtim Sommer 1859 nicht der Fall war. Ungeachtet des decidirten Gerüchts über

einen bevorſtehenden Landungsverſuch Garibaldi's, huldigen wir anderer Meinung. Konnte die heißblütige Phantaſie dieſes Condottiere jemals ſolche Gedanken faſſen, ſo iſt jedenfalls der günſtige Moment verpaßt, und ſeine Hoffnung auf revolutionäre Mithülfe vorüber. Uebrigens hatte er im Littorale nie auf überſchwängliche Sympathien zu rechnen, denn die Bevölkerung trug — mit Ausnahme einer verſchwindenden Minderheit — bei jeder Gelegenheit ruhige Ueberlegung zur Schau, und hält es eher mit der Regierung als den Utopien des nackten Italianismus. Nach militairiſcher Auffaſſung ſtand Garibaldi gleichfalls kein günſtiges Prognoſtikon bevor. Angenommen ſeine Landung bei Fiume wäre geglückt, ſo iſt damit noch nichts gewonnen. Es gebricht an einer ſoliden Baſis, und das nächſte Operationsobjekt, Karlſtadt, iſt vier Märſche weit entfernt. Der Weg dahin führt durch ſteiles Land und langwierige Gebirgspäſſe. Ohne Verpflegung, ohne Pferde und Fuhrwerk, den ununterbrochenen Angriffen unſerer Truppen ausgeſetzt, geſtaltet ſich der Durchzug zu einem wahren caudiniſchen Paß, und endigt vor einer Feſtung, die ſich immerhin längere Zeit halten kann. Die Kulpa, Save und Drave bieten, im Verein mit den braven und treuen Grenztruppen, unüberwindliche Hinderniſſe dar. Betrachtet man aufmerkſam das Dreieck Trieſt, Laibach, Karlſtadt und die faſt ſenkrechte Linie Laibach-Fiume, ſo muß jede Invaſion von Seite der Freiſchaaren und ſelbſt ihrer piemonteſiſchen Alliirten in's Fabelbuch überwieſen werden. Die Mitwirkung unſerer Flotte, welche einen Kampf mit ſolchen Gegnern durchaus nicht ſcheut, kam dabei nicht einmal in Betracht. Wir leben nicht in Neapel, und halten noch feſt das Schwert in der Fauſt, welches uns kein Rothhemd entreißen wird.

Tagesereigniſſe.

Treptow, 2. December 1860. Am geſtrigen Tage feierte das Königliche Neumärkiſche Dragoner-Regiment ein Feſt, wie es wohl kaum je einem anderen Regiment der Armee vergönnt geweſen iſt — das 60jährige Dienſtjubiläum eines Kameraden, des Königlichen Wachtmeiſters und Regiments-Quartiermeiſters Bartuſch. Der brave Bartuſch repräſentirt ein gut Theil der Geſchichte ſeines Regiments, er hat ſeit dem 1. December 1800, dem Tage, an welchem er den Eid der Treue leiſtete, alle Schickſale deſſelben, Freud' und Leid getheilt und gedenkt daſſelbe auch nur mit dem Tode zu verlaſſen!

Geboren den 17. September 1785 zu Borbruch in der Neumark, trat Chriſtoph Bartuſch am 1. Decembar 1800 in das Königliche Regiment von Irving-Dragoner (damals zu Friedeberg in Garniſon). Sein Name hatte bereits zu jener Zeit einen guten Klang im Regiment, denn ſchon ſein Vater hatte demſelben 45 Jahre hindurch angehört und mit der berühmten Truppe faſt in allen Schlachten des großen Königs gefochten. Vater und Sohn haben ſomit, jener im vorigen, dieſer im jetzigen Jahrhundert, zuſammen 105 Jahre mit bewundernswerther Treue und Ausdauer in demſelben Regiment gedient!

Nach Ausbruch des Krieges im Jahre 1806 nahm Bartuſch Theil an den Gefechten von Greuſen und Nordhauſen, ſowie an der Schlacht von Jena. Er war nach dieſer unglücklichen Schlacht einer der 47 Tapferen, welche die ſeit einem Jahrhundert ruhmgekränzte Standarte in ihrer Mitte, ſich unter Führung der Lieutenants von Burghagen und von Wolff dem Hohenlohe'ſchen Corps anſchloſſen, ſich deſſen Capitulation jedoch nicht unterwarfen, ſondern von Prenzlau über Anclam, Wollin, Graudenz ſich unter faſt täglichen Gefechten bis Ragnit durchſchlug und vor Feindes Gewalt die Standarte retteten, welche Bartuſch noch bis heut mit eignen Händen führen ſollte. — Nachdem die Escadrons der Regimenter von Irving und von Katte in Preußen zu einer Brigade (Dragoner-Brigade des Oberſt-Lieutenants von Wedell) formirt waren, focht Bartuſch im Jahre 1807 bei Pr. Eylau, Bartenſtein

und Königsberg. 1810 trat er mit seiner Eskadron zum Neumärkischen Dragoner-Regiment und nahm mit demselben Theil an den ruhmwürdigen Kämpfen der folgenden Jahre. Er focht 1813 in den Gefechten und Schlachten von Gr. Görschen, Bautzen, Dresden, Haynau, Liegnitz, Peterswalde, Bunzlau, Krekwitz, Borna, Wachau und Leipzig, sowie vor Erfurt, 1814 bei Laon, le Mêts, Meaux, Festieux, la ferté sous Jouarre und Paris, 1815 bei Ligny und Wavre, sowie bei den Belagerungen von Landsberg und Rocroy. Bei Bautzen leicht am Halse verwundet, erhielt Bartusch für Auszeichnung in der Schlacht bei Leipzig das eiserne Kreuz 2. Klasse, sowie nach dem Gefecht von Meaux den Kais. Russischen St. Georgen-Orden 5. Klasse. — Schon im Jahre 1807 war er zum Gefreiten befördert worden, 1812 wurde er zum Unterofficier, 1820 zum Quartiermeister, 1832 zum Vice-Wachtmeister und endlich 1860 zum Regiments-Quartiermeister ernannt. — Im Jahre 1837 erhielt er das Allgemeine Ehrenzeichen. —

Coblenz. Die Demolirung der Festung Jülich geht bei Weitem nicht so rasch von statten, als man gehofft hatte, und wird nach dem Eintritt der strengen Jahreszeit die Arbeit ganz unterbrochen werden müssen. Wenngleich während des in der Nähe stattgehabten Festungsmanövers und nach demselben die Mauern in Bresche gelegt und größtentheils gesprengt worden sind, so hat dies noch nicht mit allen Theilen geschehen können und setzt nunmehr die außerordentliche Härte und Dicke des Mauerwerks der Abtragung so große Schwierigkeiten entgegen, daß deren Vollendung wohl erst im Laufe des nächsten Herbstes erfolgen wird. Die in den Militairgebäuden des Platzes einzurichtende Unterofficierschule wird schon im nächsten Monat in's Leben treten.

Die „Breslauer Zeitung" bringt folgenden Artikel:

Wir haben schon in Nummer 577 eine Verordnung des Herrn Landraths des Kreises Pleß mitgetheilt, in der die Ortsbehörden aufgefordert werden, noch im Laufe dieses Monats nach einem vorgelegten Schema Nachweisungen einzureichen; mit wie viel Pferden und Mannschaften jeder ländliche Ort bei Truppen-Märschen ꝛc. belegt werden könne. Wir haben dazu bemerkt, daß fast alle oberschlesischen Kreisblätter ähnliche Verordnungen publiciren. Die geneigten Leser haben diese und andere Verordnungen vielleicht übersehen, doch scheinen sie eine tiefere Bedeutung zu haben. So wird z. B. in einer Correspondenz der Berliner „Nat.-Ztg." aus Rybnick gesagt:

„„Eine gedrängte Truppen-Aufstellung in dieser Gegend kann gegenwärtig wohl kaum eine andere Bedeutung haben, als daß man die Truppen für Bewegungen in Ungarn zur Hand haben will; in welchem Sinne, darüber wagen wir eine Meinung nicht auszusprechen.""

In gleicher Weise meldet die Berliner Corresp. St.:

„„daß unsere Regierung mit Aufmerksamkeit die Vorgänge in Ungarn verfolgt und bereits die Eventualität einer Concentrirung von Truppen an der oberschlesischen Grenze in Erwägung gezogen hat.""

Allerdings werden in einigen Theilen Oberschlesiens durch die dortigen Behörden die statistischen Tabellen regulirt, wie dies von Zeit zu Zeit auch anderweitig geschieht; natürlicherweise hängt dies mit einer beabsichtigten Truppenconcentrirung in dortiger Gegend, Ungarn's wegen, gar nicht zusammen. Mit Ungarn dürften die Oesterreicher eventuell allein fertig werden, und unsere Aufgabe würde eintretenden Falles nur darin bestehen, ihnen hierzu an anderen Punkten freie Hand zu verschaffen. Es versteht sich von selbst, daß wir gegen räuberisches Gesindel bei einer in Ungarn ausbrechenden Rebellion unsere Grenzen schützen werden, aber doch nur durch einen Cordon und nicht durch Truppenconcentrirung. Uebrigens ist es mit der Rebellion in Ungarn noch nicht so weit, wie das edle Kleeblatt von Tante Voß, Nationalzeitung und Ex-Urwähler es wünscht; auf der der Rebellion feindlichen Seite aber werden wir Preußen stehen, so lange noch ein Hohenzollernsproß Scepter und Schwert in kräftiger Faust führt, wenn auch Literaten und Juden etwas dagegen haben sollten.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Kronenstr. 21.

Camarilla. Polizei-Präsident von Berlin. Militär-Cabinet.

Zu den Anklagen, welche gegen die frühere Verwaltung von der damaligen Opposition erhoben wurden, von derselben Partei also, welche uns jetzt zu der neuen Aera verholfen hat, gehörte vorzugsweise und zunächst das Geschrei über und gegen die Existenz einer sogenannten Camarilla. Wir finden diesen Tadel in der modernen Constitution begründet, ohne ihn um deshalb theilen zu können. Wir unserer Seits müssen, um den jeweiligen Herrscher über Preußen lieben und verehren zu können, ihn betrachten als eine bestimmte Persönlichkeit von Fleisch und Blut, welcher wir mit unserem Fleisch und Blut zu dienen vermögen. Ist dem also, so müssen wir auch den jeweiligen Herrscher nach dem Maße menschlicher Verhältnisse auffassen und ihm diejenigen Berechtigungen entgegentragen, die in der menschlichen Natur begründet sind.

Hierher gehört denn das Bedürfniß eines jeden, auch des höchst stehenden Menschen, mit anderen menschlichen Individuen zu verkehren, um an diesen den Maßstab der eigenen Beurtheilung zu finden, sei es, daß Irrthümer als solche erkannt, sei es, daß Wahrheiten befestigt werden. Jeglicher Mensch würde aufhören, ein bestimmtes Individuum für diese irdische Welt zu sein, sobald er glaubte seiner Mitmenschen entbehren zu können. Prüfet Alles und das Beste behaltet.

Wir glauben durch die vorstehenden Andeutungen genug gesagt zu haben, um den Beweis als geführt betrachten zu können, daß auch für jeglichen souveränen Herrn die Möglichkeit nicht abgeschnitten sein darf, vor Eintritt in eine wichtige Entscheidung möglichst vielseitige Ansichten über die vorliegende Frage einzuziehen. Weshalb hierbei lediglich und ausschließlich das Urtheil nur Desjenigen gehört werden darf, welcher gerade momentan einen Ministersessel inne hat, ist nicht erfindlich. Denken wir uns das Verhältniß rein menschlich, so wird es in der That nur als der Ausfluß der menschlichen Natur zu betrachten sein, wenn der Fürst, welcher eine Entscheidung zu treffen hat, sich mit dieser um so mehr beschäftigt, je wichtiger sie ist, und also auch diejenigen Personen in die Betheiligung hineinzuziehen sich veranlaßt sieht, die sich in seiner Nähe bewegen. Wir wünschen nicht, daß irgend ein Fürst zu einem Trappisten verurtheilt werde.

Selbstverständlich wird aber der Drang nach Mittheilung sich nur dahin mit Bewußtsein zu richten vermögen, wo ein Verständniß vorausgesetzt werden

darf. Wenn wir daher einer Camarilla das Wort reden, so setzen wir hierbei voraus, daß nur solchen Personen eine Aeußerung gegönnt werde, deren Unbescholtenheit, deren Kenntnisse, deren Patriotismus außer Frage stehen.

Wir möchten die, welche ein solches Verhältniß tadeln, doch fragen, ob nicht der Minister, ob nicht jeder Beamte, ob nicht jeder zu einer Entscheidung berufene Hausherr auch einer Camarilla zugänglich ist?

Der Minister, welcher neben dem Decernenten der Sache noch andere Mitglieder seines Ministeriums hört, der mit diesem oder jenem Abgeordneten conferirt, Sachverständige einberuft, thut Nichts mehr und Nichts weniger, als eine Camarilla zur Abgabe eines Urtheils einberufen.

Neben der Befähigung zum Urtheile setzen wir aber allerdings ferner voraus, daß die Camarilla es bei der Abgabe einer ehrlichen pflichtmäßigen Ansicht bewenden lasse, daß sie von der Verwaltung selbst fern bleibe und ganz besonders, daß sie nicht inneren Zwiespalt des Ministeriums fördere oder benutze, um dem gegebenen Rathe auf Umwegen einen Effekt zu sichern.

Sehr nahe verwandt mit der so eben behandelten Frage ist die über die gerade jetzt vielfach besprochenen Immediat-Vorträge des Berliner Polizei-Präsidenten. Wir finden diese so sehr in der Natur der Sache begründet, daß wir uns in der That wundern würden, wenn sie nicht stattfänden. Daß die Haupt- und Residenzstadt Berlin über die Grenzen des Weichbildes hinaus Einfluß übt, wird nicht bestritten werden, daß dem jeweiligen Fürsten jeglichen Landes das Wohl und Wehe der Stadt, in welcher für das gesammte fürstliche Haus die Residenz begründet ist, besonders am Herzen liegen muß, ist so sehr der menschlichen Natur entsprechend, daß wir die natürlichsten Züge und Eigenschaften in demjenigen Preußischen Fürsten vermissen würden, welcher nicht wünschen sollte, über die Ereignisse innerhalb Berlins die zutreffendsten Nachrichten einzuziehen.

Wir würden gar kein Bedenken dagegen hegen, wenn Ober-Bürgermeister, Stadtverordneten-Vorsteher, dieser oder jener einflußreiche und unterrichtete Bürger gleichfalls zur Allerhöchsten Stelle beschieden würden und können um so weniger begreifen, wie dort dem Polizei-Präsidenten der unmittelbare Bericht versagt werden könnte.

Wenn der Landesherr außerhalb der Residenz diese oder jene Provinz bereist, soll dann der Ober-Präsident, soll der Regierungs-Präsident zu Hause bleiben, soll der Fürst mit diesen Beamten nur über die Schönheit der Gegend, soll er nicht vielmehr, so lange und so bald er noch ein menschliches Herz in sich trägt, auch darüber in Gespräche sich ergehen, in wie weit das Glück, der Wohlstand seiner treuen Unterthanen gedeihe, durch die eine oder andere Maßregel gefördert oder gedrückt werde?

Auch hier muß vor der Wirklichkeit die constitutionelle Theorie zurücktreten, auch hier wird der Landesherr ein Mensch von Fleisch und Blut, dessen Herz vor den Herzen seiner Unterthanen und Beamten nur dadurch sich auszeichnet, daß es am lebhaftesten, am wärmsten für das Wohl seines Volkes schlägt.

Das sind so einfache Wahrheiten, daß es schwer begreiflich ist, sie verkannt

zu ſehen, wie es gleichwohl gerade jetzt in dem vielfachen Geſchrei gegen den unmittelbaren Zutritt des Polizei-Präſidenten geſchieht.

Der Grund iſt unſchwer aufzufinden; früher hieß es und für die Conſtitutionellen heißt es noch jetzt: der Immediat-Vortrag des Polizei-Präſidenten muß aufhören; jetzt heißt es von demokratiſcher Seite: der zeitige Polizei-Präſident muß fort.

Die guten Conſtitutionellen thun auch hier wieder Nichts, als der demokratiſchen Partei Vorſchub leiſten. Die Immediat-Vorträge des Polizei-Präſidenten ſollten beſeitigt werden, weil ſehr wohl vorauszuſehen war, daß mit dieſen auch der zeitige Inhaber dieſer Stelle werde verdrängt werden.

Der jetzige Polizei-Präſident zählt zur conſervativen Partei, und weil dem ſo iſt, wird er, wenn es darauf ankommt, zwiſchen Königlichem Regimente und Volks-Souveränität zu entſcheiden wiſſen, was ſeines Amtes iſt. Einen ſolchen Polizei-Präſidenten können aber die Demokraten nicht gebrauchen. Mit Sehnſucht erinnern ſie ſich der Zeiten, wo es ſich der damalige Polizei-Präſident verſagen zu müſſen glaubte, bei Auflöſung der Bürgerwehr mitzuwirken, es der vielberufenen Verſammlung der Herren Hauptleute anheimgebend, ſich aus freien Stücken auf den paſſiven Widerſtand zurückzuziehen. Ein ſolcher Berliner Polizei-Präſident möchte freilich für die Zukunft, vielleicht ſchon für die allernächſte, bequemer ſein.

Wenden wir uns zu der dritten Parole, ſo hören wir nach Abſchaffung des Militär-Cabinets rufen.

Zunächſt liegt die Frage ſehr nahe, weshalb nur das Militär-, weshalb nicht auch das Civil-Cabinet auf dem Altare conſtitutioneller Theorie geopfert werden ſoll? Wir ſollten doch meinen, was dem Einen recht, iſt dem Andern billig. Oder ſind es auch hier wieder perſönliche Verhältniſſe, welche jenen Ruf inſpiriren, oder liegen demſelben weiter gehende Tendenzen zu Grunde? Auf jene erſte Frage bleiben wir aus Rückſichten, die unſere Leſer ahnen werden, die Antwort ſchuldig; was aber die weiter gehenden Tendenzen betrifft, ſo ſind dieſe allerdings mit Händen zu greifen.

Es iſt die Preußiſche Armee vor allen Dingen der Hort des Königthums, und um an dieſe die Axt der Demokratie zu legen, müſſen wieder die Conſtitutionellen mit ihren Theorien vorgeſchoben werden. Die Preußiſche Armee ſteht, Gott ſei Dank, noch außerhalb der modernen Conſtitution, ſie verehrt den Herrſcher von Fleiſch und Blut als oberſten Kriegsherrn. Um dieſes Verhältniß zu löſen, ſoll und muß die Verwaltung der Armee in die conſtitutionelle Schablone gebracht werden und gerade in ihren empfindlichſten und wichtigſten Theilen dieſen Schaden erleiden, in den Beziehungen des oberſten Kriegsherrn zu den perſönlichen Verhältniſſen des Officier-Corps. Es iſt bekannt, daß die militäriſche Charge nicht von der öffentlichen Verwaltung, daß ſie von des Königs Majeſtät verliehen wird, und daß es daher Pflicht, Aufgabe und Vorrecht der geſammten Mannſchaften der Preußiſchen Armee iſt, nicht mit dieſer oder jener politiſchen Anſicht dem Staate, ſondern mit dem Degen in der Fauſt und mit ihrem beſten Herzensblute dem Könige zu dienen. Dieſe Aufgabe findet

in dem Militär-Cabinet, welches lediglich die unmittelbaren persönlichen Befehle des obersten Kriegsherrn ausfertigt, seinen Gipfelpunkt, und um deshalb ist es eine der beklagenswerthesten Verirrungen der Constitutionellen, einer der wohlberechnetsten Pläne der Umsturz-Partei, wenn auch der Fortbestand des Militär-Cabinets in Frage gestellt wird.

Wir können diese Zeilen nicht schließen, ohne vorher noch eines Punktes zu gedenken.

Die öffentlichen, auch die officiösen Blätter berichten regelmäßig, daß bei dieser oder jener Berathung über öffentliche Verhältnisse auch der dereinstige Thron-Nachfolger, welchen Gott segnen möge, zugegen gewesen sei.

In welche Schablone des modernen Constitutionalismus wir dieses Verhältniß einreihen sollen, wissen wir nicht; und wenn sich gleichwohl hiergegen noch keine Stimme erhoben hat, so wird dieses Schweigen uns nur dadurch erklärlich, weil sich gegen eine solche Stimme das gesammte Preußische Volk wie Ein Mann erheben würde. Es ist Preußische Tradition und Preußisches Recht, es ist Folge des Königthums von Gottes Gnaden, daß der Nachfolger auf dem Throne innerhalb der Berathung der Maßnahmen stehe, welche über das Wohl seiner dereinstigen Unterthanen entscheiden sollen, und würde aus der modernen Constitution hiergegen ein Hinderniß erhoben, so hieße es einfach, diese Constitution in Frage stellen.

So dankbar wir daher auch für dieses angedeutete Verhältniß sind, so müssen wir doch gleichzeitig das Preußische Recht für eben so hoch und heilig halten, einen Herrscher von Fleisch und Blut lieben zu dürfen, und wir glauben sonach im Namen des Preußischen Volkes fordern zu dürfen, daß dieser unser Herrscher gegen einen constitutionellen Begriff uns nicht entzogen werde.

Umschau.

Wenn es wahr sein könnte, daß der Constitutionalismus jemals eine Mission gehabt oder eine solche noch übernehmen könne, dann stünde der gesellschaftlichen Erfahrung noch eine ausnehmend lehrreiche Enthüllung über den Geist des Bureaukratismus und den tiefen Zusammenhang desselben mit der Revolution bevor.

Denn dann müßte das constitutionelle System, dessen Wirkungsart in der That nur die eines „zahmen" Fortleiters der Revolution ist, genau in dem Maße, wie es seine innere Erfüllung vollbringt, von Schritt zu Schritt deutlicher auf seine Basis sowie auf die Mittel und Kräfte hinleiten, unter deren Beistande es ihm gelang, seinen Umzug zu halten und selbst bei Völkern Eingang zu finden, deren noch naturkräftige Christlichkeit in ihm ein Widerwärtiges und Feindseliges herausfühlte und als solches daher respuirte. Ausgehend von dem Satze, daß es eine gegebene göttliche Ordnung nirgendwo in der Welt

giebt, und gebläht durch die Fiction, daß vielmehr der Wille des Volkes die einzige Quelle jeder menſchlichen Ordnung wie deren höchſte Autorität in allen Fragen Rechtens ſei, hat jenes Syſtem die innere allgemeine Entſeelung der Völker gleichſam unter Liebkoſungen betrieben und dann ebenmäßig mit der mehr oder minder vollendeten Entſeeltheit derſelben auch wirklich geendet. Wenn es nun aber in der praktiſchen Durchführung jener gotteslästerlichen Fiction nicht ausbleiben konnte, daß das „abſolut ſouveraine" Volk kopfüber zur abſolut willenloſen Maſſe wurde, deren Schwere der Conſtitutionalismus ohne mechaniſche Mittel niemals würde haben bewegen können: ſo hat eben der Bureaukratismus, von dem es ohnehin zweifelhaft iſt, ob er mehr eine moraliſche oder mehr eine blos phyſiſche Kraft ſei, ihm dieſe Dienſte eines mechaniſchen Hebels überall in der Welt geleiſtet, und Beide ſind in dem Maße unzertrennlich, wie ſie Beide gleich inhaltlos, gottlos und wahrheitsſchänderiſch ſind. Man wird bemerken, daß von den beiden Lügenſyſtemen das eine immer nur erſcheint, um das andere, oft ſchon überraſchend bald! in ſich aufzunehmen und ganz mit ihm zu verſchmelzen. Die innere Freiheitsberaubung und Entſeelung des Volkes iſt erſt dann als vollendet zu betrachten, wenn die eine Macht die andere herbeigerufen. Erſt dann hat der Conſtitutionalismus und erſt dann hat der Bureaukratismus das „abſolut willensfreie" Volk dergeſtalt mit ſeinen ehernen Fäden durchzogen, daß die ganze Maſſe nunmehr wie ein Gliedermann von ihnen bewegt werden kann, und eben darauf kömmt es an. Bureaukratismus und chineſiſcher Mandarinismus ſind unter allen Umſtänden ganz dieſelben politiſchen Erſcheinungsformen, und wenn es dem Erſteren bisher nicht gelang, die ſimple, ſchlechthin unmittelbare Naturkräftigkeit der chriſtlichen Völker, ganz wie jener das chineſiſche Volk, bis auf die Neigen auszuſchöpfen: ſo hat man dies weniger in einem weſentlichen Unterſchiede Beider, als vielmehr in dem Umſtande zu ſuchen, daß der um ein Bedeutendes jüngere europäiſche Bureaukratismus, ſoll heißen: Mandarinismus, in den Grundwahrheiten des Chriſtenthums einem Gegner begegnete, zwiſchen deſſen überirdiſchen, ihm himmelhoch überlegenen Kräften und ſeinem Saamen Feindſchaft „geſetzt" iſt und bleibt. Denn das gehört auch zu der göttlichen Ordnung: und wenn es eine andere Freiheit iſt als die unfreie des modernen, „abſolut willensfreien" Gliedermanns, auf die jede göttliche Ordnung gegründet iſt, dann empfängt jene Feindſchaft ſogar vollkommen das Anſehen einer erſten und inſofern überaus tröſtlichen, göttlichen Stiftung. In Wahrheit aber tritt der europäiſche Mandarinismus mit den nämlichen ſchonungsloſen Forderungen an die Geſellſchaft heran, ſucht er dieſelben mit den nämlichen unbarmherzigen Mitteln durchzuſetzen, ſchließt er mit der nämlichen wahrheitsſchänderiſchen Wirkung ab, daß das „an der Strippe" gezogene und gegängelte Volk von dem, was ſeines Amtes und Rechtes iſt, nur ausnehmend wenig noch wirklich frei, wirklich unabhängig verrichtet. Entweder dient der Conſtitutionalismus dazu, das Volk über das heilloſe Qui pro Quo, das ihm der Bureaukratismus ſpielt, zu täuſchen oder der Bureaukratismus dient dazu, die innere Hohlheit und Leere des

Conſtitutionalismus zu verſchleiern und ſeine Unvermöglichkeit als Regierungsform zu erſetzen, woraus ſodann eine Art von wechſelſeitigem Rhythmus hervorgeht, in welchem Beide das Werk der Revolution auf den verborgenen Wegen des inneren ſittlichen Mit-ſich-ſelbſt-zerfallens der Völker, auch innere Fäulniß genannt, mandariniſtiſch ſelbſtgenugſam fortſetzen.

Aus dieſer Stellung des Bureaukratismus fließt dann auch der welthiſtoriſche Haß deſſelben gegen das Chriſtenthum, jene „vornehme Miene des Verächters," jene geheuchelte Huldigung eines neuen Idols, der ſogenannten „Humanität," mit deren verführeriſcher Schönrednerei er das Chriſtenthum in dem Herzen der Geſellſchaft auszutilgen und vergeſſen zu machen beabſichtigt, weil er ſich ſehr wohl ſagt, daß er zuletzt dennoch vergeblich arbeitet, ſo lange von dieſem einzigen widerſtandskräftigen Gegner noch Erinnerungen und mit dieſen geiſtige Kräfte, ob auch noch ſo ſchwache, im Volke leben. In dem poſitiven Lehrgehalt des Chriſtenthums, in der Kirche als ſolcher, fürchtet der Bureaukratismus gleichſam die Flamme, die in jedem Augenblick hell aufflackern könnte und dann einen Weltbrand entzünden müßte, der ihn ſelbſt zunächſt verzehren würde. Und wären wir aufmerkſamer, als wir wirklich ſind — wir würden längſt begriffen haben, daß die endliche Zertrümmerung des Stuhls Petri, von der die dermaligen tödtlichen Angriffe der Revolution auf denſelben nur ſchwache Vorboten ſind, in dem franzöſiſchen Bureaukratismus, dem Muſterbilde des europäiſchen überhaupt, mit innerer Nothwendigkeit gegeben liegt und Louis Napoleon nur verrichtet, was früher oder ſpäter — dafern nicht eben die Kirche den Bureaukratismus zermalmt, jeder Andere auf ſeiner Stelle wird thun müſſen. Es iſt unſers Erachtens ſogar nicht einmal zufällig, daß der Ausdruck neuer parlamentariſcher Zugeſtändniſſe von Seiten des franzöſiſchen Bureaukratismus an den franzöſiſchen Conſtitutionalismus mit entſchiedneren Schritten Louis Napoleon's gegen das Oberhaupt der Kirche zuſammentrifft. Je unnachgiebiger ſich dem Bureaukratismus die Pflicht nähert, die betrogenen Völker durch den Ausdruck von Scheinfreiheiten über ſeine wahren inneren Zuſtände zu benebeln, deſto mehr wird er auch gehalten ſein, die letzten Bollwerke der wahren geſellſchaftlichen Freiheit abzutragen und in dem öffentlichen Bewußtſein auch ſogar den Gedanken an eine letzte, noch mögliche Inſtanz zu erſticken. Eben dieſe aber ruht in den Beziehungen der Menſchen zu dem geoffenbarten Gott, ſomit auf der Kirche.

Und doch ſollten wir ſehen, daß man in Wien eben jetzt den nämlichen Weg wieder einſchlägt, als ob es ſich in den Angelegenheiten des Kaiſerreichs nirgendwo um ein Dauerndes und Bleibendes, geſchweige denn um ein Ewiges handelte, ſondern allein um die Noth des Augenblicks, um das platte und abſtracte Ding, das die Revolutionärs alten und neuen Schlages eben ſo ſinnreich wie für ſie ſelbſt bezeichnend „Staat" genannt haben. Nicht chriſtliches Volk und Volksthum, nicht Leben und Weſen chriſtlicher Gemeinden — die öſtreichiſche Bureaukratie und die ihnen alliirten, auf die Religion der bureaukratiſchen „Humanität" getauften deutſchen und jüdiſchen Juden ſind es, die ſich in Gefahr ſehen und dafür nun das freilich wenig dauerhafte Ding des „Staats"

durch das Kaiserl. Diplom in Gefahr gesetzt erklären. Zum größeren Unglück für das Kaiserhaus und seine Völker ist aber Oestreich nicht einmal ein „Staat" und kann es sogar nie zum Staate werden. Oestreich ist eben nur ein „Reich" und wird auch nur als solches bestehen können oder in sich zerfallen und zusammenstürzen: und den besten Weg dazu bezeichnete ihm eben jetzt der den Constitutionalismus herbeirufende Bureaukratismus. Die Appellation der neuen Reichsärzte, dafern sie nicht Reichsbretter genannt zu werden verlangen, ist recht eigentlich eine Appellation der Bureaukratie an ihren constitutionalistischen Helfershelfer. Die östreichische Bureaukratie hätte banquerott gemacht im bloßen Anblicke der den Kaiserlichen Reichsvölkern von ihrem Kaiser und Könige ausgestellten Freiheits-Wechsel, oder sah voraus, daß sie am Verfalltage würde banquerott machen müssen: da kehrt sie das Ding mit Hülfe getaufter und ungetaufter Juden aus dem Nu um und erklärt den „Staat" banquerott vor dem Stichtage. Und zu diesem unnatürlichen Heilverfahren könnte da und dort „geistliche" Hand mitgewirkt haben? Wenn das wäre — dann freilich müßte man anerkennen, daß der französische Gewalthaber seine Zeit in der That besser begriffen habe, als jeder Andere, und daß er nur wieder in anderer Richtung „zeitgemäß" handelt, wenn er von der Revolutionirung der Völker nunmehr übergeht zu der Revolutionirung auch der — Kirche.

Sein guter Geist, derselbe Geist, der ihm so häufig Muth in der Gefahr, Erhebung in der Noth brachte, scheint denn auch Oestreich, und zwar im letzten Augenblicke noch verlassen zu haben. Indem wir die Berufung des Ritters von Schmerling registriren, können wir nur klagen, daß es vielleicht so sein sollte. Denn offenbar wandelt Oestreich auch in seiner auswärtigen Politik seit Kurzem Wege, die mehr als dunkel sind. Frankreich und Oestreich scheinen sich vielfach zu begegnen. Wohl dem Letztern, wenn es damit auch nur eine „Frist" retten sollte! Vielleicht war diese Frist vorauserſehen, eines Tags zu der wirklichen Rettung des Reichs und seiner Völker, nicht blos zu derjenigen der östreichischen Bureaukratie zu führen, die, wenn jene eintritt, vielmehr würde abtreten müssen.

Zu den äußeren Revolutionen nun auch eine — innere, von der allertiefsten Bedeutung. Und doch sollen wir hoffen?

Ja! Wir sollen nicht nur, wir — dürfen es.

Die Agitation der Juden gegen die preußische Armee im Jahre 1848.

III.

Der Ernst, der hinter den erbitterten Declamationen der Juden gegen die preußische Armee stand, trat in seiner ganzen Gefährlichkeit hervor, als im November 1848 die Landwehr zusammenberufen wurde und Juden hauptsächlich es waren, die über die Bereitwilligkeit derselben die ungünstigsten Gerüchte verbreiteten, und ihre Stellung sowohl an der Spitze der städtischen Clubs, so wie als Offiziere in der Landwehr selbst dazu benutzten, um die Treue der letzteren wankend zu machen. Ein Lieutenant der Landwehr-Pioniere Namens Salomon hatte z. B. als der Erste eine aus Halberstadt vom 13. November 1848 datirte Ansprache unterschrieben, die an die Linien-Truppen gerichtet war, und diese unzweideutig zum Bruch des Fahneneides aufforderte. In dieser Ansprache „an die lieben Kameraden und Brüder in der Linie" heißt es unter Anderem: „Wir stehen und fallen mit der Nationalversammlung," und zum Schlusse: „Wer aus dem Kampfe als Sieger hervorgeht, das ist noch ungewiß, wenn Ihr Euch zum Werkzeug der Hofpartei hergebt und Euch gebrauchen lasset, Euern Brüdern, Euern Vätern die Freiheit zu rauben. Es wird entschieden sein, wenn Ihr nicht kämpfet, wenn Ihr die herrlichsten Vorschriften der Religion, die Kindes- und Bruderliebe noch nicht vergessen habet." Jener Salomon wurde verhaftet, vor das Kriegsgericht gestellt und von demselben als Hauptagitator „wegen wörtlicher Verletzung der Ehrfurcht gegen den König und wörtlicher Insubordination gegen Vorgesetzte" aus dem Offizierstande gestoßen und zu zwei Jahren Festungsstrafe verurtheilt. Er desertirte jedoch nach Amerika, wie der Vorsitzende eines Demokratenvereins, der Landwehrlieutenant Hirsch. Unter Anderem wurde auch im Frühjahr 1849 in einem Erlaß des Freiherrn von Dalwig, Major und Commandeur des 30. Landwehr-Regiments, der Seconde-Lieutenant Simon, wenn demselben auch eine Betheiligung an dem Angriff auf das Landwehrzeughaus zu Prüm nicht nachgewiesen werden konnte, doch wegen Betheiligung an dem Verbrechen des Complotts steckbrieflich verfolgt, und in Folge dieser Verfolgung als Deserteur gemeldet.

Erwähnenswerth ist es noch, daß die Mißhandlung, die dem K. K. Feldzeugmeister Haynau im September 1850 zu London widerfuhr, von dem Wiener Revolutionsjuden Dr. Frank, der als Bierschreiber des Brauhauses Barclay und Parkins fungirte, angestiftet war.

Wenn auch in den Jahren 1848 und 49 die Agitation der Juden gegen die preußische Armee zunächst noch ohne Erfolg war, so ist dieses zunächst doch nur ein schwacher Trost. Mögen die Phrasen und Declamationen, welche die Juden gegen die Armee richteten, noch so unverständig und selbst kindisch sein, so zeigen sie doch, welche Gesinnung ein rühriger und unermüdlicher Stamm von Fremden gegen eine der nothwendigsten Grundlagen Preußens hegt.

Mögen die Aufforderungen, welche jüdiſche Angehörige der Landwehr zur Verletzung des Fahneneides an ihre Untergebenen richteten, auch noch einmal an der Treue der Letzteren abgeprallt ſein, ſo bleiben ſie doch immer eine ernſtliche Warnung für die Zukunft.

Ein erfolgloſer Coup und unverſtändige Phraſen treten uns auch wiederum entgegen, wenn wir unſere Aufmerkſamkeit auf die Stuttgarter Verſammlung richten, in welcher der Reſt des Frankfurter Parlaments im Juni 1849 zuſammentrat. Aber ſelbſt das Kleinliche und an ſich Hohle wird wichtig, wenn es uns die Geſinnungen, Hoffnungen und das Ziel des Judenthums vor Augen führt. Bezeichnend iſt es ſchon, wenn von den 17 Millionen Preußen nur 13 oder 14 (denn wir wiſſen nicht genau, auf welche Seite einer von dieſen zu ſtellen iſt) zu jenem Rumpfparlament ſich einfanden, dagegen die etwa 200,000 Juden, die in Preußen wohnen, ein Contingent von fünf Vertretern zu dieſer offenen Kriegserklärung gegen Preußen ſtellten, nämlich Jakoby, Löwe, Lewyſohn, Wollf und Heinrich Simon. Charakteriſtiſch iſt es ferner, ein Beweis für die Geltung, die ſich die Juden zu verſchaffen wiſſen, wenn es auf das Drängen ankommt, und zugleich ein Beweis für die Abhängigkeit, in welcher ſich in ſolchen Situationen die Chriſten von ihren jüdiſchen Genoſſen fühlen, wenn den Juden zu Gefallen einer der Ihrigen, Löwe aus Calbe Präſident dieſes verfehlten Convents werden, und von den zwei Preußen, die man in die fünfköpfige Reichsregentſchaft wählte, wenigſtens Einer, Heinrich Simon, jüdiſchen Blutes ſein mußte.

Jetzt auf einmal, da dieſe Männer zu Stuttgart den zwar erfolgloſen und völlig unüberlegten, aber doch den Verſuch machten, die Armeen ſämmtlicher deutſcher Fürſten unter ihre Hand zu nehmen, wiſſen ſie, die bisher ſelbſt oder durch ihre Anhänger trübſelig über die Barbarei militäriſcher Disciplin declamirten, nicht ſtreng genug den Gehorſam der Armeen für ſich in Anſpruch zu nehmen. In der Proclomation vom 7. Juni 1848 melden ſie den „deutſchen Kriegern" „das Geſetz giebt uns die Oberleitung der geſammten bewaffneten Macht Deutſchlands; es überläßt uns die Ernennung der Oberbefehlshaber. Ihr, deutſchen Krieger, werdet dem Geſetz gehorchen, deſſen bewaffneter Arm ihr ſeid. Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten der Volkswehr und des ſtehenden Heeres, wes Grades ihr ſein möget, Ihr werdet Alle wetteifern in pünktlicher Erfüllung der Befehle, die wir und die von uns ernannten Befehlshaber Euch zukommen laſſen. Nachdem mit dem heutigen Tage der Befehl über die Reichstruppen, welche bisher der proviſoriſchen Reichsgewalt verpflichtet waren, in unſere Hände übergegangen, wird jeder fernere Gehorſam gegen die Befehle der bisher proviſoriſchen Centralgewalt als Treubruch gegen das Geſetz und die deutſche Nation geahndet werden."

Wie die Männer von Stuttgart unter der Leitung ihrer jüdiſchen Führer die Armeen der deutſchen Fürſten über die Pflicht der Treue und des Gehorſams belehrten, erheiterten ſie den Oberbefehlshaber in Schleswig-Holſtein, den Preußiſchen General-Lieutenant von Prittwitz durch ihren Erlaß vom 8. Juni 1848, durch welchen ſie ihn „in Kenntniß ſetzten, daß die deutſche conſtituirende

Nationalverſammlung in ihrer Sitzung vom 6. Juni 1848 beſchloſſen habe, die bisherige Centralgewalt ihres Amtes zu entheben und eine Regentſchaft für Deutſchland einzuſetzen, welche in allen Angelegenheiten, die die allgemeine Sicherheit und Wohlfahrt Deutſchlands betreffen, die vollziehende Gewalt zu üben hat. Indem wir Ihnen, Herr General, Nachricht ertheilen, fordern wir Sie auf, künftig nur von uns, der proviſoriſchen Reichsregentſchaft und von Niemand Anderem Befehle oder Inſtructionen anzunehmen."

Als die „deutſchen Krieger" weder die Nationalverſammlung unter ihrem jüdiſchen Präſidenten, noch die von ihr gebildete Reichsregentſchaft anzuerkennen, ſich geneigt zeigten, modelten die Reichsregenten ihren Plan auf einen beſcheideneren Fuß um, indem ſie „zum Schutz des Reichsgebiets und der Reichsverfaſſung" die Errichtung eines Reichsheers beſchloſſen, — eines Reichsheers, „zu welchem aus denjenigen Staaten, die die Verfaſſung vom 28. März 1849 anerkannt haben, nach Verhältniß der Gefahr und des Bedarfs entſprechende Truppenabtheilungen zugezogen werden, welches ferner unmittelbar unter der Reichsregentſchaft ſteht, und über welches dieſe durch einen von ihr zu ernennenden General verfügen wird." Als auch dieſer Beſchluß in's Leere verlief und die Preußiſchen Truppen in die Bayeriſche Pfalz einſchritten, beſchloß die Verſammlung von Stuttgart die Aufſtellung der deutſchen Volkswehr und erließ die Reichsregentſchaft am 18. Juni 1848 ihre Proclomation an das deutſche Volk, in welcher ſie daſſelbe zur bewaffneten Erhebung für die Reichsverfaſſung und gegen den „Reichsfeind" d. h. Preußen aufforderte."

Neulich rief die Berliner „Volkszeitung", als ſie über die Füſiladen berichtete, welche die piemonteſiſchen Truppen unter den für ihren König aufgeſtandenen Landleuten in den Abruzzen executirten, mit einer Art von Stolz aus, indem ſie ſich und ihr Publikum mit dieſen Ordnungsſtiftern identificirte: „auch wir wiſſen Ordnung zu ſtiften."

Das iſt das Ideal, dem die Juden in Deutſchland ſeit dem März 1848 bis zum Stuttgarter Präſidium Löwe's und bis zur Reichsregentſchaft Simon's nachgeſtrebt hatten. Ordnung unter den hartköpfigen Deutſchen ſtiften, das war es, was ſie wollten, als ſie erſt die Armee zu ruiniren, dann in ihre Hand zu nehmen und endlich, als Beides nicht gelang, ſie durch einen allgemeinen deutſchen Volksaufſtand unter Löwe's und Simon's Auſpicien zu vernichten ſuchten.

Verachtet hätten ſie die dummen Deutſchen in jedem Fall, — mochte nach der anfänglichen Methode der Wühlerei die Armee auseinanderlaufen und in Undisciplin zerfallen, oder mochten die Generale ihren Fürſten den Gehorſam aufſagen und ihre Ordres aus jüdiſchem Munde empfangen, oder mochte die deutſche Volkswehr in Gehorſam gegen den letzten Aufruf über die Reichsfeinde, d. h. die deutſchen Fürſten und ihre Heere herfallen und ſie allgeſammt vernichten.

Noch aber war ſo viel Selbſtachtung in den Deutſchen, daß ſie noch nicht Luſt hatten, willig in ſich zu zerfallen und ſich gegenſeitig, den Juden zur Luſt und zu Gefallen, zu zerfleiſchen. Die Agitation und die reichsregentſchaftlichen

Befehle blieben noch erfolglos — doch aufgeschoben ist nicht aufgehoben, lautet, wie wir in einem früheren Artikel hervorgehoben haben, das Losungs- und Trostwort der Juden. Sie rechnen sicher darauf, auch einmal sich als Ordnungsstifter in Deutschland zu beweisen.

Die so eben erwähnte „Volkszeitung" nannte neulich den König von Neapel zur Rache dafür, daß er durch seinen Widerstand gegen seine Feinde die jetzt herrschende jüdische Politik durchkreuzt und zugleich den jüdischen Schacher in Handel und Verkehr etwas lahm legt, einen Kronprätendenten. Die Löwe's und Simon's glaubten sich mit ihren Hinterleuten, als sie einem preußischen General die Ordre zukommen ließen, nur von ihnen Befehle anzunehmen, nahe daran, die deutschen Fürsten, wenn sie nicht freiwillig die Zügel des Regiments abgeben wollten, als böswillige und dem jüdischen Verkehr schädliche Kronprätendenten behandeln zu können. Aber wiederum: „aufgeschoben ist nicht aufgehoben." Kommt Zeit, kommt Rath, denkt man, und zwar ein besserer als er in der Schnelligkeit in Stuttgart möglich war.

In der Agitation der Juden gegen die deutschen Armeen drückte sich zugleich die Fremdheit und leidenschaftliche Abneigung derselben gegen das deutsche Volk und gegen dessen angestammte Fürsten und Kriegsherren aus. Die jüdische Meinung über deutsches Fürstenthum fand z. B. ihre bildliche Darstellung in jener Lithographie, die am 7. September während der Berathung der Berliner Nationalversammlung über den Stein'schen Antrag vor der Singakademie vertheilt wurde: sie stellte sieben Männer (die Minister) an Laternen hängend dar, während ein Laternenpfosten noch freigelassen war. Jüdische Agitation brachte im Juli 1848 die Berliner Placate mit der schreienden Ueberschrift: „Republik" hervor und versuchte es mit diesen, wie weit sich das „dumme" Volk in seinen Versammlungen für diese den Juden hochwichtige Ideen werde bearbeiten lassen. Jüdische Gesinnung erzeugte endlich jene poetischen Machwerke, in denen man das Volk auf den Kitzel und den Genuß eines außerordentlichen Hochgerichts vorzubereiten suchte. So heißt es in einem dieser Flugblätter, „an den König von Preußen" gerichtet:

„Und tausend Dolche sind bereit,
Geschliffen werden tausend Klingen;
Sie sehnen sich, in Kampf und Streit
In des Despoten Herz zu dringen."

„Verworfner, ha, du mußt sterben" endigt eine Strophe dieser Rachedeclamation.

Und wen oder was wollten und wollen die Juden an die Stelle des deutschen Fürstenthums setzen?

Sich selbst, mag das Ding Judenkaiser, Judenkönig oder Judenpräsident heißen.

Für den Nothfall nehmen sie auch mit einem Fremden vorlieb, wenn nur derselbe die harten Köpfe der Deutschen etwas klopft und ihr nebliges Gemüth ein wenig aufklärt, — Alles natürlich zu Gunsten der Juden.

In dem Heft dieser Zeitschrift vom 26. August haben wir die Beziehungen

des Braunſchweiger Jakobſohn zum erſten Napoleon dargeſtellt. Aehnlich, aber etwas aufdringlicher, richtete im Februar 1856 der Rabbiner Dr. Philippſon zu Magdeburg, Redacteur einer Zeitung für das Judenthum, folgende Adreſſe an den Kaiſer Louis Napoleon: „Sire! Napoleon I., der unſterbliche Herr, hat auf den Schwingen ſeiner ſiegreichen Adler den Juden von Europa die Menſchen- und Bürgerrechte gebracht. Sein Andenken wird deshalb auch immer von uns geſegnet. Aber er hat noch mehr gethan. Er hat das Sanhedrin in Paris zuſammenberufen. Frankreich und die anderen Länder Europa's, auf welche der Genius des großen Kaiſers gewirkt, haben hier abermals erfahren, wie die Politik der Gerechtigkeit jederzeit auch die nutzbringendſte iſt. Die Iſraeliten Frankreichs haben ſeitdem eine Reihe Männer aus ihrer Mitte hervorgehen ſehen, welchen die Herrſcher Frankreichs die verdiente Auszeichnung ertheilt haben. Sire, der Congreß, welcher der Welt den Frieden wiedergeben ſoll, verſammelt ſich um den Thron Ew. Majeſtät. In Ihrer Hand liegt die Entſcheidung über das Schickſal des Abend- und Morgenlandes. Das Wort Ew. Majeſtät iſt das beſtimmende. Von dieſen ewig denkwürdigen Verhandlungen wird die Geſchichte der Wiedergeburt des Orients datiren. Dieſe ſind auch beſtimmt, die Verhältniſſe der Rajah's in den Staaten des Sultans zu regeln. Sire, im Namen der deutſchen Iſraeliten, die ich hierin, wie ſchon öfters, vertrete, erſcheine ich zu den Füßen des Thrones Ew. Majeſtät mit dem Geſuche, in den Beſtimmungen des Congreſſes über die Rechte der Rajah's in der Türkei keine Unterſcheidung dem religiöſen Bekenntniß nach eintreten zu laſſen, ſondern auch die iſraelitiſchen Rajah's in die Wohlthaten des Vertrages einzuſchließen. Sire, wie Napoleon I. den Iſraeliten des Abendlandes die ſociale Erhebung gebracht, ſo würdige Ew. Majeſtät den Iſraeliten des Morgenlandes die Feſſeln zu brechen. Die Entſcheidung des großen Sanhedrin, maßgebend für die Iſraeliten des Occidents, müſſe es auch für die Iſraeliten des Orients werden. Das große Werk, welches Napoleon I. begonnen, ſein ruhmgekrönter Nachfolger vollende es! .... Für das Leben Ew. Majeſtät werden ſich auch die Gebete von Millionen jenes alten Stammes erheben, welcher der Welt die Religion gegeben hat u. ſ. w.

Beſſer iſt freilich beſſer — beſſer als ein judenfreundlicher Kaiſer iſt ein geborener Juden-Kaiſer oder Juden-Präſident. Die in dieſen Tagen in Gang geſetzte Agitation für Errichtung eines Denkmals zu Ehren Heinrich Simon's iſt nichts als eine kleine Machination, um das deutſche Volk daran zu gewöhnen, einen Juden an ſeiner Spitze zu ſehen.

So ſagt eine im September 1860 von Berlin ausgegangene Aufforderung: „dem deutſchen Volk kommt es zu, durch Errichtung des Denkmals ſich ſelbſt zu ehren" — ein Avis an das deutſche Volk, daß ſeine Ehre von der Ehre und der Anerkennung abhängt, die es der jüdiſchen Agitation erweiſt.

Herr Joh. Jakoby, der dieſe Aufforderung gleichfalls unterſchrieben hat, hat unter dem Datum: „Königsberg, den 1. December 1860" noch einen beſonderen Aufruf erlaſſen, in dem er ſagt: „Heinrich Simon war der reinſte

und würdigſte Repräſentant des politiſchen Aufſchwungs von 1848" — ein Avis an das deutſche Volk, daß es aus ſeinem eigenen Blut keinen Repräſentanten ſeiner Beſtimmung, nicht einmal ſeiner Verwirrungen erzeugen könne, und daß es bei den Juden von jetzt an die perſönlichen Wahrzeichen ſeiner geſchichtlichen Periode borgen müſſe.

Das iſt aber doch kein Geheimniß, daß die Leute, die zu Frankfurt ſaßen, alle ſo ziemlich über denſelben Kamm geſchoren waren. Nehmen wir die leerſten drei Redner, v. Vincke, Watzdorf und Biedermann aus, deren Redeübungen nur noch durch ihre enorme Leere und Langweiligkeit bedeutend und erheiternd ſind, ſo waren ſie Alle einer ſo viel werth wie der andere. Und noch dazu gehörte Simon nicht einmal zu denen, die, während es Niemand zu einer umfaſſenden Ueberſicht der Verhältniſſe brachte, wenigſtens einen Theil der von Allen zerſtückelten deutſchen Intereſſen feſthielten und in ihren Reden verarbeiteten.

Einen Repräſentanten und perſönlichen Ausdruck ihrer ſelbſt hat die Bewegung von 1848 nicht hervorgebracht und nicht hervorbringen können, weil ſie die Reaction der Mittelmäßigkeit gegen das hiſtoriſche Deutſchland war. Im Kreiſe dieſer Mittelmäßigkeiten war Simon ſo unbedeutend, daß er ſich am wenigſten dazu eignete, die Geſammtſumme derſelben auszudrücken.

Freilich iſt jener Jakoby'ſche Aufruf, iſt die ganze Agitation für das Simon'ſche Denkmal nur Politik, um die jüdiſche Epoche Deutſchlands und nebenbei einen jüdiſchen Reichsregenten durch ein öffentliches Bild zur Anerkennung zu bringen.

Doch nein! nein! Mag jene Phraſe vom Ausdruck der Bewegung des Jahres 1848 und von der Ehre, die ſich das deutſche Volk ſelbſt ſchuldig iſt, nur eine politiſche Wendung ſein, — mag ſich der Jude innerlich kitzeln, wenn er das dumme deutſche Volk zur Huldigung vor dem Bilde eines an ſich unbedeutenden Juden bringt — mag der Jude immer nur in Uebertreibungen ſprechen können, — er glaubt an dieſe Uebertreibung doch, wie mancher Lügner an ſeine Lügen! Er glaubt, wenn auch mit der inneren Unſicherheit, die all' ſein dreiſtes Thun und ſein ſchlaffes Denken charakteriſirt, an die Größe Simon's. Denn der iſt doch auch Jude und für etwas Anderes hat der Jude in dieſer Welt nicht Sinn, nicht Intereſſe und nicht Anerkennung.

Während der deutſche Bürger von den Reformen ſeit dem Anfang dieſes Jahrhunderts ſich noch nicht erholt hat, ſoll als Summe der Bewegungen von 1848 das Bild Simon's aufgeſtellt werden, damit das freche Wort, in welches das Jahr 1848 zuſammengefaßt werden kann: „der gewöhnlichſte Jude ſteht über dem deutſchen Adel und dem deutſchen Fürſtenthum", wenigſtens ſinnbildlich in Deutſchland aufgepflanzt werde. Um ſich ſelbſt zu ehren, muß ſich nach jüdiſcher Anſicht das deutſche Volk ſelber umbringen. Noch hat aber Vieles, ſelbſt im Jahre 1848, Stand gehalten, und der harte Kopf des Deutſchen, an dem die jüdiſchen Phraſen damals doch ſchon abprallten und in Zu-

kunft noch mehr abprallen werden, wird seine Welt sich doch nach Gesetz und Recht einrichten, wie er will, und innerlich durch seine Natur verpflichtet ist, nicht wie der Jude will.

Ein Staatsstreich vor 200 Jahren.

II.

Der Vorschlag zu einer Einberufung des Reichstages ging zuerst vom Reichsrathe selbst aus, allein derselbe wünschte ihn nach Odense (Hauptstadt der Insel Fünen) berufen. Hierauf wollte indessen der König, der bei seinem Vorhaben ganz besonders auf die ihm sehr ergebenen Bürger Kopenhagens zählte, sich nicht einlassen, und die Stände wurden daher zum 8. September 1660 nach Kopenhagen berufen. Jeder Mündige vom Adel hatte das Recht, auf dem Reichstage zu erscheinen oder sich durch einen andern Edelmann vertreten zu lassen, ja selbst adlige Wittwen wurden durch Bevollmächtigte repräsentirt. Die Geistlichkeit wurde durch zwei Pröbste für jedes Stift und durch Vertreter für die Kapitel und die Universität repräsentirt. Die Bürger wurden von den Städten gewählt; die größten Städte sendeten 6 Mitglieder zum Reichstage, von den kleineren wählten mehrere zusammen einen Repräsentanten; der Bauernstand war dieses Mal wie schon früher stillschweigend ausgeschlossen. An dem genannten Tage fanden sich 95 Edelleute, 31 Geistliche, die 10 von den Kapiteln Gewählten, von denen einige Edelleute und Aerzte waren, mitgerechnet, und 65 Bürger in Kopenhagen ein.

Am 10. September wurde im Rittersaale des Schlosses der Reichstag eröffnet, der in 188 Jahren keinen Nachfolger haben sollte. Der Reichshofmeister Jochum von Gersdorff hielt die Eröffnungsrede, worin er sich über die Vorschläge, welche den Ständen vorgelegt werden würden, äußerte. Darauf trennten sich die Stände, der Adel versammelte sich in der Holmens-Kirche, die Geistlichen im Conventhause der Frauenkirche, der Bürgerstand in dem Innungshause der Brauer, das Haus der isländischen Compagnie wurde zu Plenarsitzungen benutzt. Die Geistlichen und Bürger schlossen sofort einen Verein: „Die Conjungirenden unter Kopenhagens Freiheit"; jeder der beiden Stände sollte zwar selbstständig Beschlüsse fassen, dieselben sollten aber im Fall der Nichtübereinstimmung in gemeinsamen Sitzungen debattirt werden, worauf jeder Stand dem Reichsrath seinen Beschluß zu überbringen habe. Schon am 11. September begann der Kampf, indem man in einer solchen Plenarsitzung äußerte, es sei das Beste, daß der König selbst in Besitz seines Kronguts komme, wodurch eine bedeutende Einnahme erwachse, und man könne dann später an andere Einnahmequellen denken. Man berührte dadurch des Adels empfindlichste Seite, allein vorläufig antwortete der Reichsrath gar nicht auf diesen Beschluß der beiden Stände. Es war von den Ständen die Bewilligung von fast 4 Millionen Thalern verlangt, welche durch Consumtions- und Stempelpapier-Steuer auf-

gebracht werden ſollten. Der Adel hielt an ſeiner Steuerfreiheit feſt, und wurde darin zum Theil von der Geiſtlichkeit unterſtützt. Die Streitigkeiten kamen einige Tage ſpäter bei einer gemeinſamen Berathung wegen der Conſumtionsſteuer zum Ausbruch. Der Adel wollte dieſelbe freilich auch bezahlen, allein nur während ſeines Aufenthaltes in der Stadt. Dieſer Vorſchlag wurde von höhniſchen Worten gegen die andern Stände begleitet; nur der Adel, hieß es, ſei zur Freiheit geboren, die Andern alle aber unfrei. Der Univerſitäts-Rector Vandal ſchloß ſich dem Adel an und bemerkte, daß doch ein Unterſchied zwiſchen einem Herrn und einem Bauern ſein müſſe, aber Svane antwortete, es ſei auch ein Unterſchied zwiſchen einem Bauern und einem Biſchof, und wenn der König bezahlte, könnte der Adel es wohl auch. Der Reichsrath Otto Krag, der die Verhandlung leiten ſollte, fuhr in ungemeſſener Hitze auf. „Der Adel," ſagte er, „ginge die übrigen Stände Nichts an, Niemand habe Privilegien außer dem Adel und dem bürgerlichen Stande in Kopenhagen, die letzteren ſeien aber erſt zwei Jahre alt." Endlich vereinigten ſich die beiden bürgerlichen Stände zu einem gemeinſamen Vorſchlage, der am 17. September durch eine Deputation dem Reichsrathe überbracht wurde, und worin ſie ſich bereit erklärten, die neue Acciſe zu bezahlen, wenn der Adel daſſelbe thun wolle. — Zu gleicher Zeit wurden in einem andern Vorſchlage die Wünſche des Bürgerſtandes im Allgemeinen, die natürlich auf eine Aufhebung oder Beſchränkung der Adelsprivilegien hinausliefen, ausgeſprochen und dem Reichsrath unterbreitet, der denſelben indeſſen als eine große Anmaßung betrachtete und unerwidert ließ. Zwei Tage darauf erhielt der Reichsrath die Erklärung des Adels. Dieſelbe, die in einem hochmüthigen Tone gegen den König und die andern Stände abgefaßt war, machte unweſentliche und unzureichende Einräumungen, klagte vorzugsweiſe aber über Beeinträchtigung der Privilegien. Nach mehreren vergeblichen Verſuchen, zur Einigkeit zu gelangen, und nachdem der Bürgerſtand ſeinen Antrag erneuert hatte, beſchloß man Seitens der beiden bürgerlichen Stände, dieſen Antrag, in welchem man namentlich die Verpachtung der Kronlehen an den Höchſtbietenden oder Rechnungsablage über die Einnahmen derſelben verlangt hatte, mit Umgehung des Reichsraths dem Könige ſelbſt zu überreichen. Am 26. September begab ſich in Folge dieſes Beſchluſſes eine zahlreiche Deputation in feierlichem Aufzuge mit Svane und Nanſen an der Spitze und dann immer ein Geiſtlicher und ein Bürger nach dem Schloſſe und wurde vom Könige auf das Huldreichſte empfangen, jedoch bedeutet, daß er vermöge ſeiner Handfeſte erſt mit dem Reichsrathe die Sache zu verhandeln habe, und daß man Nichts ohne reifliche Erwägung beginnen ſolle.

Dieſer Schritt hatte überall große Bewegung erregt, fand aber bei den Kopenhagener Bürgern Beifall. Man hatte dem Adel und dem Reichsrath gezeigt, daß die zwei Stände zuſammenhielten und im Nothfall Reichsrath und Adel umgehen würden. Das Signal zum Kampfe war alſo gegeben.

Der König trat nun in geheime Verbindung mit den „Conjungirenden". Gabel kam Nachmittags zu Svane und Nanſen und ermahnte ſie, ſich nicht an die in Umlauf kommenden Gerüchte zu kehren, ſondern feſt an dem eingereichten

Vorſchlage zu halten und übrigens unbeſorgt zu ſein. Svane und Nanſen baten um Erlaubniß, andere zuverläſſige Männer in das Geheimniß wegen Aufhebung der Handfeſte und Einführung der erblichen Regierung einweihen zu dürfen, und als Gabel ihnen die ſchriftliche Erlaubniß des Königs gebracht hatte, zogen ſie mehrere höhere Geiſtliche, den Stadthauptmann von Kopenhagen, Thureſen, der ſich bei der Belagerung rühmlichſt ausgezeichnet hatte, ſo wie einige andere Bürgermeiſter in's Vertrauen. Zur ſelbigen Zeit hatten nach einem Berichte von Gabel's Sohn dieſer, Svane und Nanſen eine Zuſammenkunft in der St. Petri-Kirche, wo ſie vor dem Altare einander zuſchworen, das Aeußerſte zu thun, um die Sache durchzuſetzen. Auch den Gouverneur der Stadt, General von Schack, wußte man zu gewinnen. Ein Verſuch des Reichsraths, die Geiſtlichkeit durch Drohungen auf ſeine Seite zu bringen, mißlang durch die Wachſamkeit des thätigen Biſchofs Svane. Die Erbitterung wuchs noch dadurch, daß einige Bürger, welche dem Reichsrath einen Antrag zu überbringen hatten, auf hochmüthige Weiſe aus dem Verſammlungsſaal deſſelben gewieſen wurden.

Montag, der 8. October, war ein wichtiger Tag, es wurde das Geheimniß gebrochen und der Plan zur Ausführung gebracht. Alles war vorbereitet, man konnte nunmehr offen handeln. Auf dem Rathhauſe waren der Magiſtrat und die 32 Bürgerrepräſentanten der Stadt verſammelt, um die neue Stempelpapier-Verordnung verleſen zu hören. Es zeigte ſich, daß dieſelbe keineswegs mit dem dieſerhalb gefaßten Reichstagsbeſchluſſe übereinſtimmte, indem der Reichsrath eigenmächtig die mit dem Bürgerſtande getroffene Uebereinkunft bei Seite geſetzt hatte. Die Geringſchätzung, die ſich darin ausſprach, erweckte natürlich große Erbitterung, und trug dazu bei, daß man Nanſen's dreiſte Rede mit um ſo größerem Beifall aufnahm. Er entwickelte vor ſeinen Zuhörern, daß man dem Könige Dänemark als ein Erbreich anbieten ſolle, was das einzige Mittel ſei, der Willkühr und den Anmaßungen des Adels eine Grenze zu ſetzen. Nanſen eilte vom Rathhauſe nach dem Brauer-Innungshauſe, wo der Bürgerſtand ſich verſammelt hatte. Um dieſelbe Zeit erſchien Svane im Conventhauſe der Frauenkirche, wo die Thüren ſorgfältig verſchloſſen wurden. Er theilte der verſammelten Geiſtlichkeit das auf dem Rathhauſe Geſchehene mit, und daß man im Bürgerſtande den von den Kopenhagener Bürgern gemachten Vorſchlag, dem Könige für ſeine großen Verdienſte die Erblichkeit ſeiner Krone zu verleihen, berathe. Man nahm die Mittheilung zwar mit Freuden entgegen, zeigte aber doch einige Bedenklichkeiten und beſchloß, den Biſchof Svane und den von Aalborg, Anders Anderſen, nach dem Brauhauſe abzuſenden, um dort den Beſchluß der Bürger abzuwarten, dem man ſich dann anſchließen wolle. Nanſen hatte dieſe bald vermocht, ſeinem Vorſchlage beizuſtimmen, und als darauf Svane in einer vereinigten Sitzung der beiden Stände dieſe in feuriger Rede gehörig harangnirt hatte, unterſchrieben Alle den Antrag, von dem ein Exemplar an dem nämlichen Abende noch dem Könige und eines dem Reichshofmeiſter überbracht wurde. Der entſcheidende Schritt war nun gethan und der Muth wuchs mit demſelben.

Der Reichsrath war die ganze Nacht hindurch verſammelt, konnte aber zu

keinem Beſchluſſe kommen. Am nächſten Tage, als Nanſen vom Könige zurückkehrte, dem er einen Proteſt gegen die willkührliche Abänderung der Stempelverordnung überbracht hatte, begegnete er auf der Schloßbrücke dem hitzigſten Mitgliede des Reichsraths, dem ſchon oben genannten Otto von Krag. „Wo ſeid Ihr geweſen?“ rief dieſer, „kennt Ihr das?“ fügte er hinzu, ohne die Antwort abzuwarten, und zeigte nach dem Blauthurme (Gefängnißthurm, wo ſpäter des Königs unglückliche Schweſter Eleonore, Ulfeldt's Wittwe, ſo viele lange Jahre in ſchwerer Haft ſaß). „Und wißt Ihr, was dort hängt?“ antwortete Hans Nanſen, auf die Sturmglocke im Frauenkirchen-Thurm zeigend.

Da man keine Antwort von dem Reichsrathe erhalten hatte, beſchloß man, ſich mündlich an denſelben zu wenden. Paarweiſe zogen Geiſtliche und Bürger unter dem Jubel und der Begleitung einer zahlreichen Menge von dem Hauſe der isländiſchen Compagnie nach dem Verſammlungsſaale des Reichsraths. In den Schloßfenſtern ſtanden der König und die Königin und grüßten gnädig hinab. Da nur vier Mitglieder des Raths zur Stelle waren, wurden die Stände erſucht, am Nachmittage wieder zu kommen. Als man ſich um 3 Uhr wieder verſammelt hatte, erhielt man vom Reichsrath den Beſcheid, daß ein Biſchof und ein oder zwei Bürgermeiſter vor demſelben erſcheinen möchten, um Antwort auf ihren Antrag zu erhalten. Darauf wollte man ſich indeſſen nicht einlaſſen; „wir haben Alle unterſchrieben,“ hieß es, „wir wollen Alle mitgehen!“ Man begab ſich daher in demſelben Aufzuge wie Vormittags zu dem Reichsrathe. Hier wollte man nicht gerne die beiden Stände in pleno empfangen, und Otto Krag rief den Thürwächtern zu, die Thüren vor den Letzten des Zuges zu ſchließen. Allein da hieß es: „Thüren auf! Wir ſind Alle gekommen, um die Antwort des Raths zu hören!“ Otto Krag verlas nun dieſe, die darauf hinausging, daß der Rath nicht vollſtändig ſei, alſo auch nicht einen Beſchluß faſſen könne, daß die Stände übrigens keine Vollmacht hätten, einen ſolchen Vorſchlag zu machen, wozu ein neuer Reichstag einberufen werden müſſe, daß der Rath ſchon ſelbſt Sorge für das Königshaus tragen werde, und daß es etwas Neues ſei, was man da begonnen, was außerdem gar nicht mit dem Willen des Königs übereinſtimme. Es ging deutlich aus der Antwort hervor, daß man Zeit zu gewinnen ſuchte. Svane fragte, ob man keine andere Antwort bekäme: Nein! Ob man eine Abſchrift des Beſcheides erhalten könne: Nein! Nachdem Svane in gewandter Rede ſeine Verwunderung darüber ausgeſprochen, daß der Rath an einem ſo preiswürdigen Werke nicht Theil nehmen wolle, und nachdem auf ſeine Frage an die verſammelten Stände, ob Alle mit dem Antrage einverſtanden ſeien, mit einem einſtimmigen und laut tönenden „Ja!“ geantwortet war, forderte er einige „der guten Herren“ auf, mit ihnen zum Könige zu gehen; und als ſie ſich deſſen weigerten, fügte Nanſen hinzu, daß ſie es den Ständen nicht verdenken könnten, wenn ſie ſich dann allein zum Könige begäben, worauf Krag in kaum zurückgehaltenem Zorn rief, ſie könnten gehen, wohin ſie wollten.

In der früheren Ordnung zog man darauf nach dem Schloſſe, wo Hannibal Lehefstedt die Stände empfing. Der König war auf Jagd, kehrte aber

bald zurück. Er ging mit dem Hut in der Hand an der Versammlung vorüber, was als ein neuer, ungewöhnlicher Achtungsbeweis allgemein gefiel. Svane entwickelte in einem Vortrage den Vorschlag der Stände, und der König versprach für den nächsten Tag Antwort, nachdem er mit dem Rathe gesprochen haben würde. Er ließ die Königin und den Prinzen Christian, seinen Sohn, rufen und sagte zu Letzterem: „Wenn Du König wirst, so vergiß nicht, was Du diesen Männern schuldest!"

Nämlichen Abends ging die Bürgerschaft noch einen Schritt weiter, indem sie die Complettirung des Reichsraths durch Geistliche und Bürger beantragte, nicht ohne in höhnender Weise des feigen Verhaltens des Adels während des letzten Krieges zu erwähnen. Am nächsten Tage scheint eine Reaction beim Könige eingetreten zu sein; er hatte noch keinen öffentlichen Schritt gethan, und konnte also noch sich zurückziehen. Man hatte Seitens des Rathes gesucht, ihn durch das Anerbieten zu gewinnen, die Lehne auf drei Jahre abzustehen. Der König sagte geradezu an Gabel, daß es nur elender Kram mit seinen Intriguen sei, daß die fremden Mächte den Adel unterstützen würden, und daß selbst der kaiserliche Gesandte sich stark gegen die Souverainität „emploirt" habe, — worauf er davonging. Gabel warf sich weinend auf einen Stuhl, allein als die Königin hörte, was geschehen, eilte sie dem Könige nach und stimmte ihn bald um, so daß er dem Rath wissen ließ, er wolle sich von den bürgerlichen Ständen zum erblichen Könige ausrufen lassen und wegen des Weiteren mit den Uebrigen verhandeln.

Der Adel war im höchsten Grade erbittert und sprach von den bürgerlichen Hallunken, welche nicht andere Waffen zu tragen verdienten, als die Elle. Man drohte den Kopenhagenern, ihnen ihre Privilegien zu nehmen, bekam aber zur Antwort, „daß diese der König ihnen gnädigst maintenıren würde, sie hätten dieselben wohl verdient, während die guten Herren hinter dem Ofen gesessen, da die Bürger Tag und Nacht auf den Wällen gestanden. — Man dachte daran, den Reichstag zu verlassen; die Mißstimmung gegen den Adel würde sich schon verlieren, man könne sich auf dem Lande vertheidigen und die Schweden zu Hülfe rufen. Man wollte den Tag darauf den Plan ausführen, allein der König wurde durch Henrik Bjelke davon unterrichtet, und die nöthigen Veranstaltungen wurden getroffen.

Den 11. October Morgens waren sämmtliche Thore der Stadt geschlossen, alle Schiffe und Boote vom Bollwerk ab in den Strom gelegt, die Bürgerwachten überall verstärkt, Patrouillen zogen durch die Stadt, die Bürger hielten sich mit ihren Waffen bereit und die feste Mannschaft des Holms war consignirt. Die Stadt bekam immer mehr ein kriegerisches Ansehen, die widersprechendsten Gerüchte jagten sich, man konnte zu keinem rechten Entschlusse kommen. Endlich Abends ließ der König den Reichsrath ernstlich daran erinnern, sich mit Abgabe seiner Erklärung zu beeilen, da die beiden Stände auf Antwort warteten. Da einigte sich der Rath dahin, für sein Theil dem Könige die Erblichkeit der Krone in männlicher Linie anzubieten.

Am 12. October rathschlagte der Adel; einige Mitglieder, namentlich O.

Krag, riethen zum Widerſtand, allein es hatte ſich Furcht der Herren bemächtigt, die Kopenhagener waren bereit, Alles zu wagen, man fürchtete, die guten Lehen einzubüßen, man hoffte auf Aemter, und die, welche vom Hofe gewonnen waren, lockten und drohten. Zuletzt ſendete der Reichsrath und der Adel eine Deputation an den König, die ihm die Erblichkeit der Krone in männlicher Linie anbot und hinzuſetzte, daß man dies längſt gethan haben würde, wenn man den Wunſch des Königs gekannt, und wenn Geiſtlichkeit und Bürgerſtand bei Zeiten mit dem Reichsrath darüber verhandelt hätten. Der König antwortete, daß es ihm lieber und angenehmer geweſen, wenn die Erblichkeit der Krone auch auf die weibliche Linie ausgedehnt worden wäre, wie es früher im Reiche der Fall geweſen und in andern Staaten ſtattfinde; er wolle ihnen nichts vorſchreiben, allein er könnte das Anerbieten mit ſolchen Beſchränkungen nicht annehmen. Die Nachgiebigkeit hatte alſo Nichts geholfen, man mußte allen Widerſtand aufgeben. — Am nächſten Morgen verſammelten ſich denn endlich der Reichsrath und alle drei Stände auf dem Schloſſe: Ein nochmaliger Verſuch des Wortführers des Adels, Niclo Trolle, der Mannslinie allein die Erbberechtigung zu verleihen, ſcheiterte an dem Widerſpruch der übrigen Stände, dem Svane in ſeiner eindringlichen Weiſe Worte verlieh, und ſo wurde denn mit allſeitiger Zuſtimmung der Antrag der beiden bürgerlichen Stände wegen unbedingter Erblichkeit der Krone und Aufhebung der Handfeſte zum Beſchluß erhoben. Svane's Bemerkungen wegen Entwerfung eines neuen Recurſes, ſowie Nauſen's in Bezug auf die Complettirung des Reichsrath durch Geiſtliche und Bürger beantwortete der König dahin, daß er darüber baldigſt beſtimmen werde.

Nachmittags wurden Dankgebete in allen Kirchen gehalten, in denen man auch um Segen für Vollendung des Werkes bat, denn noch ſah man daſſelbe nicht als vollendet an, da es offenbar die Abſicht nicht war, dem Könige die abſolute Gewalt zu geben, man vielmehr eine neue Handfeſte den Anträgen des Bürgerſtandes gemäß ertragen wollte. Dies aber ſtimmte durchaus nicht mit den Wünſchen des Königs überein, und als in einer zur Berathung der weiteren Schritte niedergeſetzten Commiſſion der Adel unklug genug war, die Beſtätigung der wichtigſten ſeiner Privilegien wiederum zu verlangen, ließen die anderen Stände ihre Vorſchläge fallen, und das Reſultat war, daß man als einzige Bedingung das Augsburgiſche Bekenntniß des Königs ſtellte, alles Andere dem Ermeſſen deſſelben überlaſſend.

Am 18. October fand auf dem Schloßplatze mit vieler Pracht die Erbhuldigung ſtatt, bei der nach Ablegung des Eides jedes Ständemitglied zum Handkuß zugelaſſen wurde. Man hoffte noch lange auf eine neue Handfeſte, Friedrich ergriff aber mit ſicherer Hand die Zügel der abſoluten Gewalt, bewachte den Adel und zum Theil auch die Geiſtlichkeit ſtreng, und da durch den Abſolutismus eine Art Gleichheit vor dem Geſetz eingeführt war, gewöhnte man ſich bald an denſelben. Der alte Adel ſtarb aus oder wurde in Hof- und Beamtenadel verwandelt, und ſo ging zum großen Schaden der ferneren ſtaatlichen Entwickelung ein wichtiges Element derſelben unter, freilich zum

großen Theil durch eigene Schuld, aber auch in Folge einer kurzsichtigen Politik, deren Folgen Dänemark noch heute fühlt.

Unsere Diebe.

In den Preußischen Gefängnissen befinden sich ungefähr 120,000 Gefangene, davon etwa 30,000 in Straf- und Besserungsanstalten, die übrigen 90,000 in andern Gefängnissen. In den Straf- und Besserungsanstalten befinden sich wegen Mordes, Todtschlages, Brandstiftung, Beschädigung aus Rache, Nothzucht und anderer fleischlicher Verbrechen, Brutalität, Tumult, Majestätsbeleidigung, Widersetzlichkeit, Ueberschreitung des Züchtigungsrechtes u. s. w. etwa der fünfte Theil, die übrigen vier Fünftheile sind sämmtlich wegen Diebstahls, Theilnahme am Diebstahl und dem Diebstahle verwandten Delicten inhaftirt. Welches Verhältniß bei den übrigen Gefängnissen stattfinden mag, vermag Schreiber dieser Zeilen nicht mit Bestimmtheit anzugeben, fände aber, wie es wahrscheinlich ist, ein ähnliches Verhältniß statt, so hätten wir in unserem Vaterlande Jahr aus Jahr ein durchschnittlich 100,000 Diebe in Haft!

In den Königlichen Strafanstalten stellte sich 1853 der Kostenbetrag für die Detention eines Gefangenen auf 48 Thlr. 3 Sgr. 5 Pf. für den Zeitraum eines Jahres, d. h. soviel betrug der Zuschuß der nach Abzug des Arbeitsverdienstes der Gefangenen vom Staate pro Kopf und Jahr gewährt werden mußte. Dieser Arbeits-Verdienst ist in den verschiedenen Anstalten oft sehr verschieden; sein höchster Betrag pro Kopf und Jahr stieg in der einen bis 52 Thlr. 13 Sgr. 7 Pf. und fiel in einer andern bis zu 3 Thlr. 16 Sgr. 8 Pf.

Bei dem Zuschuß von 48 Thlr. 3 Sgr. 5 Pf. sind nun zwar die sämmtlichen Unterhaltungskosten, aber nicht die Interessen des ursprünglichen Anlage-Capitals mitberechnet, die bei manchen Anstaltsgebäuden, namentlich bei den nach dem neuen System gebauten, sich so hoch belaufen, daß in den Strafanstalten bei Berlin, Münster, Halle und Ratibor auf den Sträfling gegen 50 Thaler jährliche Wohnungskosten gerechnet werden müssen. Freilich belaufen sie sich in anderen Anstalten bei weitem nicht so hoch, wenn man aber beachtet, daß zu jenen Kosten noch manche hinzutreten, die nicht auf dem Etat der Besserungsanstalten stehen, als z. B. die Beaufsichtigungskosten der betreffenden Regierungen, Inspectionsreisen, Gratifikationen u. s. w., wenn man erwägt, daß im Jahre 1853 die Cerealien sehr niedrig im Preise standen, und mit dem Steigen derselben auch die Ausgaben für die Beköstigung der Gefangenen bedeutend, ja in manchen Jahren um das Doppelte steigen, so ist es gewiß nur sehr mäßig gegriffen, wenn man den Zuschuß, den der Staat in den Strafanstalten pro Kopf geben muß, auf 10 Thlr. jährlich veranschlagt. Bei den übrigen Gefängnissen belaufen sich die Unterhaltungskosten mindestens eben so hoch, denn wenn auch die Errichtung der Gebäude in der Regel dort

minder koſtſpielig iſt, ſo iſt die übrige Unterhaltung es um ſo mehr ſchon deshalb, weil die Gefängniſſe ſämmtlich eine viel geringere Bevölkerung zählen und die Koſten ſich daher auf weniger Gefangene vertheilen, ſo kamen in Berlin an Unterhaltungskoſten bei 796 Gefangenen jährlich auf den Kopf 31 Thlr. 12 Sgr. 4 Pf., in Elberfeld bei 77 Gefangenen auf den Kopf 92 Thlr. 24 Sgr., in Pätzchen bei 39 Gefangenen ſogar auf 109 Thlr. 24 Sgr. 5 Pf. pro Kopf und Jahr. Außerdem erhöht ſich der Zuſchuß zu den Unterhaltungskoſten in den gewöhnlichen Gefängniſſen auch dadurch bedeutend, daß bei dem viel kürzeren Aufenthalte der Gefangenen in denſelben, und bei der minder geordneten und geübten Adminiſtration der Arbeitsertrag ſtets geringer ausfällt, ja in manchen Gefängniſſen auf Null ſinkt. Es iſt daher gewiß nicht zu hoch gegriffen, wenn man die Unterhaltungskoſten in den Gefängniſſen ebenfalls auf 70 Thlr. pro Kopf und Jahr anſchlägt, **es koſten demnach unſere 100,000 inhaftirten Diebe alljährlich dem Gemeinweſen etwa die Summe von ſieben Millionen Thalern!**

Vielleicht, ja wahrſcheinlich beträgt der ganze Werth des durch ſie geſtohlenen Guts nicht ſo viel, und es fragt vielleicht Mancher, ob es für das gemeine Beſte nicht beſſer, wenigſtens billiger ſein würde, wenn der Diebſtahl nach der Theorie der Wucherfreiheit künftig gleichsfalls ſtraffrei bliebe?

Die Beantwortung dieſer Frage iſt nicht die Aufgabe dieſer Zeilen, eine andere Frage aber drängt ſich gewaltſam auf, die Frage: was iſt der Grund, daß gerade die Zahl der Diebe gegen die übrigen Verbrecher bei uns ſo gar groß iſt? — oder richtiger: weshalb ſitzen bei uns ſo ſehr viel mehr Diebe als andere Verbrecher in den Gefängniſſen?

Eine Antwort auf die erſte Frage iſt gar nicht zu geben, denn die Frage beruht auf einer falſchen Vorausſetzung. Die Zahl der Diebe gegen die übrigen Verbrecher iſt gar nicht ſo unverhältnißmäßig groß. In Betreff der zweiten Frage aber: weshalb ſitzen ſo viel mehr Diebe als andere Verbrecher in unſeren Gefängniſſen? — iſt die Antwort: das iſt nicht die Schuld der Diebe, ſondern anderer Leute.

In unſerer materiellen Zeit, die kein höheres Gut kennt, als Geld und Gut, erſcheint der beſitzenden Klaſſe derjenige als ihr ärgſter Feind, der ſie im Beſitz ſtört, der ihr höchſtes Gut antaſtet. Treue und Ehre, Keuſchheit und Unſchuld ſind in ihren Augen nur geringe Güter gegen jenes Gut; darum wird der Ehebrecher, der ſonſt mit dem Tode beſtraft wurde, von vielen Geſetzgebungen gar nicht mehr, der Verläumder, der Verführer ſehr gelinde beſtraft, während aller Grimm und alle Strenge der Geſetze ſich gegen die Diebe wendet, und unſer neueſtes Strafrecht, um ihnen jeden Ausweg abzuſchneiden, nicht mehr, gleich dem Landrecht, Eigennutz als criterium des Diebſtahls beſtehen läßt, ſondern jede rechtswidrige Zueignung, ohne Rückſicht auf die Motive, zum Diebſtahl ſtempelt, ſo daß das Abpflücken eines vierblätterigen Kleeblatts, das Wegnehmen einer Stecknadel aus einem Nadelkiſſen, um ſich die Zähne damit zu ſtochern, das Herausziehen eines Halmes aus einem vorüberfahrenden

Erntewagen, um die Cigarrenſpitze damit zu ſäubern, den Thäter zum Diebe ſtempelt.*)

Aber nicht nur die Beurtheilung fällt beim Diebſtahl ganz beſonders ſtreng aus, ſondern auch die Verurtheilung. Kein anderes Verbrechen iſt mit ſo harten Strafen belegt. Wegen Gotteslästerung, wegen Majeſtätsbeleidigung kann die Strafe nie ſo hart werden, als wegen Diebſtahls. Bei allen Anſchuldigungen wegen eines anderen Verbrechens als wegen Diebſtahls ſprechen die Geſchwornen leichter frei; gegen die Diebe zeigt ſich überall dieſelbe Strenge, man darf ſagen Erbitterung.

Die Liebe zu Geld und Gut reicht nicht aus, um dieſe Strenge auf der einen Seite gegen den Dieb, und auf der andern Seite die Milde gegen andere Verbrecher zu erklären; und beide, die Strenge wie die Milde, haben auch noch einen andern Grund. Was wir ſelber thun, das beurtheilen wir immer mild. Nun giebt es in der Klaſſe der ſogenannten Gebildeten ſehr viele, die ſelber die Majeſtäten läſtern, Ehebruch treiben, die Unſchuld verführen, ihren Nächſten verläumden u. ſ. w., und die haben denn auch nicht nur allerlei Entſchuldigungsgründe für ihr Thun, ſondern meinen ſogar, daß bei allen ihren kleinen Schwachheiten, dennoch ihr Wahlſpruch ſei: „fürchte Gott, thue Recht und ſcheue Niemand!“ Man dürfe es daher auch bei Andern nicht gar ſo genau mit ihren kleinen Schwachheiten nehmen; aber Diebſtahl! pfui, der ſei etwas ſo Gemeines, etwas von der öffentlichen Meinung ſo Verachtetes, Gebrandmarktes, das ſchon dadurch ſeine ſtrenge Beſtrafung gerechtfertigt, gefordert ſei!

Nun muß zugegeben werden, daß Diejenigen, die ſich für die öffentliche Meinung halten, alſo Diejenigen, welche ihre Stimme öffentlich erheben, nicht leicht in die Lage kommen, ſich mit dem Diebſtahl zu befaſſen, den unſere gewöhnlichen Diebe treiben, d. h. ſie ſtehlen kein Brod, keine Kleider, einfach aus dem Grunde, weil ſie in der Regel beides haben — ſie ſtehlen kein Geld — der Grund, weshalb ſie das nicht thun, liegt nicht ſo auf der Hand, und iſt nicht ſo einfach; genug, daß ſie mit ſeltener Ausnahme auch kein Geld ſtehlen, treiben ſie aber noch keinen Börſen- und Actien-Schwindel, ſind ſie nicht etwa mit Wucher und Ausbeutung der ehrlichen Arbeit beſchäftigt? Findet auch dieſer Diebſtahl ſeinen Rächer? Stehlen ſie auch keinen ehrlichen Na-

*) Aehnliche Fälle kommen wirklich vor. Geſchah es doch vor gar nicht langer Zeit, daß die Frau eines Tagelöhners auf einem Gute in der Nähe von Berlin eine Handvoll Sand von einem Sandwagen nahm, der auf dem Gutshofe ſtand, und ihn ihren Kindern zum Spielen gab. Sie wurde deshalb vom Gutsbeſitzer als Diebin denuncirt und die Unterſuchung eingeleitet. Der Richter erſter Inſtanz ſprach ſie frei, indem er ausführte, daß das Gut, auf welchem der Fall vorgekommen, mitten im Sande liege, eine Handvoll deſſelben alſo gar keinen Werth habe; der Staatsanwalt appellirte gegen dieſes Erkenntniß, und der zweite Richter verurtheilte die Frau wegen gemeinen Diebſtahls zu acht Tagen Gefängniß, indem er ausführte, daß die frühere Geſetzgebung allerdings angenommen habe, wo kein Eigennutz ſtattfinde, finde auch kein Diebſtahl ſtatt, daß die jetztgültige Geſetzgebung aber jede rechtswidrige Zueignung als Diebſtahl betrachte, und es dabei gar nicht darauf ankomme, ob das Object dieſer Zueignung einen Werth habe oder nicht.

men, keine Anerkennung, keinen Ruhm, kein Verdienſt? und ſind ſie, wenn ſie das thun, nicht auch zwar feinere Diebe in der That, aber vielleicht gemeinere in der Geſinnung? (Fortſetzung folgt.)

Literariſches.

Vor fünfzig Jahren.

Der dritte Band der »letzten 120 Jahre der Weltgeſchichte von Wolfgang Menzel« (Stuttgart bei Krabbe) erzählt die Geſchichte Europa's in den Jahren 1805 bis 15, alſo vorzugsweiſe die Geſchichte Napoleon's I., welche grade jetzt ganz beſonders beherzigenswerth iſt, da die politiſchen Verhältniſſe Europa's ſich wieder denen ſo wunderbar ähnlich geſtaltet haben, welche die Herrſchſucht und das Feldherrntalent des erſten Kaiſers der Franzoſen vor fünfzig Jahren herbei führten. Die Betrachtung jener ältern Vorgänge könnte um ſo lehrreicher werden, da eine ſehr zahlreiche und einflußreiche Partei lebhaft empfiehlt, dieſelben Fehler wieder zu begehen, die damals halb Europa der Tyrannei Napoleons unterwarfen. Der unglückliche Haugwitz iſt aus tauſend und aber tauſend Federn mit den grauſamſten Schmähungen überſchüttet worden, und doch befürwortet die große Mehrzahl unſerer Zeitungspubliciſten grade jetzt eine Politik, die der ſeinigen auf ein Haar ähnlich iſt! Daß Preußen ſich damals mit Hannover beſchenken und dadurch ſich einſchläfern ließ, bis Napoleon Rußland und Oeſterreich beſiegt hatte, und nun Muße gewann, den größten Theil ſeiner Macht gegen Preußen zu wenden, wird von allen liberalen Geſchichtſchreibern als eine ganz unerklärliche Thorheit, wenn nicht als Landesverrath bezeichnet; aber dieſelben Schriftſteller und die Mehrzahl ihrer Parteigenoſſen verlangen dennoch, daß wir mit Hülfe des Nachfolgers eben jenes Napoleon's wenigſtens ein Dutzend deutſcher Fürſten ihrer Souverainität berauben! Dieſe Politiker ſind verblendet genug, zu behaupten, daß dies Mal die unglücklichen Folgen eines ſolchen Verfahrens nicht eintreten würden, obgleich die Rechtsverletzung, deren Preußen ſich ſchuldig machen würde, noch viel größer wäre als damals, und alſo auch noch ſchlimmere Folgen nach ſich ziehen müßte. Unſere Regierung würde durch ein ſolches Verfahren ſich noch viel entſchiedener als vor fünfzig Jahren geſchah, mit ganz Europa entzweien, und in demſelben Maße zum hülfloſen Vaſallen des Imperators herabſinken, und dann von dieſem natürlich mit derſelben Rückſichtsloſigkeit behandelt werden, welche im Jahre 1806 Friedrich Wilhelm III. zu dem verhängnißvollen Kriege zwang. Glücklicher Weiſe haben wir ſeit einiger Zeit Veranlaſſung zu hoffen, daß unſere Regierung dieſe eben ſo kurzſichtige als verderbliche Politik aufgegeben hat; nichtsdeſtoweniger flößt uns das dermalige Verhalten aller europäiſchen Mächte noch immer die lebhafte Beſorgniß ein, daß man die wirkſamſten Fehler, welche die Herrſchaft Napoleon I. förderten, auch jetzt nicht vermeiden werde. Damals begingen namentlich Oeſterreich und Preußen den unbegreiflichen Fehler, daß ſie ſich immer einzeln Napoleon entgegenſtellten, und alſo natürlich auch einzeln von ihm beſiegt wurden, während eine Vereinigung Beider höchſt wahrſcheinlich ſchon lange vor 1813 zum Siege oder wenigſtens zu einem billigen Frieden geführt hätte. Auch jetzt ſind wir trotz Teplitz und Warſchau noch keineswegs der Beſorgniß enthoben, daß man dieſen Fehler noch einmal begehen werde.

Wenn man den Angriff Napoleon's und ſeiner Verbündeten gegen Oeſtreich abwartet, ſo kann ein raſches Vordringen des franzöſiſchen Heeres uns leicht in eine ähnliche Lage verſetzen, in welcher Preußen ſich nach der Schlacht von Auſterlitz befand. Auch Rußland befolgt jetzt leider dieſelbe Politik, wie in jener frühern Zeit. Vorzugsweiſe von dem Wunſche beherrſcht, Eroberungen auf Koſten des Sultans zu machen, unterſtützte es damals Preußen und Oeſterreich nur zögernd und in unzureichender Weiſe. Im Jahre 1806 theilte es ſogar ſein Heer, und ſandte eine Hälfte deſſelben nach dem Süden, während Napoleon ſich ſeiner Weſtgränze näherte! Jetzt befinden wir uns freilich in der noch üblern Lage, daß wir nicht einmal eine ſolche Theilung der Kräfte Rußlands mit Zuverſicht zu erwarten wagen!

Die Türkei befand ſich damals in einem Zuſtande, welcher die Annahme, daß „der kranke Mann“ bald ſterben werde, noch viel begründeter erſcheinen ließ, als es gegenwärtig der Fall iſt. Die Moldau, die Wallachei und Serbien befanden ſich mehr als einmal im offenen Kampfe gegen die Pforte, und in den Straßen Conſtantinopels wüthete namentlich im Jahre 1807 ein blutiger Bürgerkrieg, in dem die Osmanen ſelbſt ſich gegenſeitig abſchlachteten. Und dennoch lebt der kranke Mann nach fünfzig Jahren noch, und befindet ſich ſogar in einer Lage, die im Vergleich mit jener früheren behaglich und hoffnungsvoll genannt werden muß! Die ruſſiſche Politik wird alſo vielleicht noch fünfzig Jahre vergeblich nach dem Süden ſchauen, und darüber verſäumen, ihr Anſehn und ihr Recht im Weſten aufrecht zu erhalten.

Denen, die noch immer der Meinung ſind, unſere Regierung verwende allzugroße Summen für das Heer, möchten wir einen Rückblick auf die Summen empfehlen, welche Napoleon in den Jahren 1807 bis 1810 aus Preußen zu beziehen verſtand: — „Preußen glich nach dem Frieden von Tilſit einem Schwerverwundeten, dem mehr als eines ſeiner Glieder abgeſchlagen iſt, und dem noch des Feindes Waffe ſelbſt im Leibe ſteckt, ſo daß er ſich nicht rühren noch aufrichten kann. Beträchtliche franzöſiſche Armeen hielten noch das ganze Land und faſt alle Feſtungen beſetzt, und ſollten auch ferner bleiben und auf Koſten des Landes unterhalten werden, bis die ungeheure Contribution vollſtändig bezahlt ſein würde. Bis dahin ſollten auch die zahlreichen preußiſchen Gefangenen nicht zurückkehren dürfen, und ſie blieben wirklich noch zwei Jahre lang bis 1809 in Frankreich. Berlin und Potsdam waren die Reſidenzen franzöſiſcher Marſchälle und Hauptwaffenplätze für den Feind geworden; die Königliche Familie konnte nicht daran denken, dahin zurückzukehren und blieb in Memel, ſpäter in Königsberg. Der Feind verwaltete fort und fort das Land, zog alle Steuern ein und behielt ſie für ſich, raubte alle Kaſſen aus, ſelbſt die Bank, die Wittwen- und Waiſenkaſſen, die Stiftungskaſſen der Kirchen und Schulen. So ganz ausgeplündert und fortwährend vom anweſenden Feinde ausgeſogen, konnte das Volk trotz ſeiner Ergebenheit für den unglücklichen König die Contribution nicht aufbringen. Der König ſchickte daher ſeinen Bruder Prinz Wilhelm nach Paris, um Napoleon zur Schonung zu bewegen, aber lange vergebens, bis erſt die Verwicklungen mit Spanien den letzteren veranlaßten, etwas gelindere Seiten aufzuziehen. Doch erreichte der Prinz nichts weiter, als daß die Contribution auf 140 Millionen herabgeſetzt, dagegen aber alles Guthaben Preußens im Herzogthum Warſchau im Betrage von 20 Millionen geſtrichen wurde. Die ſämmtlichen Beamten im vormaligen Preußiſch-Polen wurden abgeſetzt und ohne Entſchädigung vertrieben, fielen daher jetzt dem ſehr verkleinerten und verarmten Preußen doppelt zur Laſt. Thiers hat ſpäter ausgerechnet, daß Napoleon von der Schlacht bei Jena bis zum Herbſt 1808 aus Preußen und den nächſten von ihm eroberten norddeutſchen Gebieten nahezu 600 Millionen gezogen habe, nämlich 296 Millionen,

die im Herbſt 1808 ſchon verausgabt waren, 160 Millionen, die er damals noch in der Kaſſe hatte und die 140 Millionen, die Preußen noch nicht vollſtändig gezahlt hatte und erſt durch Anleihen decken mußte. Die Noth in Preußen wurde noch vermehrt durch den Umſtand, daß alles ſchwere Silbergeld, die guten alten „harten Thaler“ ſchon weggenommen waren oder noch hergegeben werden mußten, indeß alle ſchlechte kleine Münze aus den abgetretenen Provinzen in die alten zurückſtrömte. Darunter befand ſich noch eine Menge des in der Noth des ſiebenjährigen Krieges von Friedrich dem Großen geſchlagenen Geldes, deſſen wahrer Werth viel geringer war als der Nennwerth. Die preußiſche Regierung ſah ſich durch das Zuſtrömen der Münze gezwungen, ſie zu reduciren und endlich ganz aufzukaufen und einzuſchmelzen. Die Engländer aber verfehlten nicht, auch noch von dieſem äußerſten Unglück Preußens Profit zu nehmen, und vermehrten die das Land ohnehin überſchwemmende ſchlechte Münze noch durch die, welche ſie in London prägen ließen und in Maſſe einſchmuggelten.“

„Als die franzöſiſche Armee im Herbſt 1806 gegen Preußen ausrückte, brachte ihr Generalzahlmeiſter nur 80,000 Franken in Gold mit über den Rhein. Die ganze Unterhaltung, Löhnung, ergänzte und vermehrte Ausrüſtung der großen Armee wurde auf Koſten Norddeutſchlands, insbeſondere Preußens beſtritten und viele Millionen wurden noch dazu baar von Napoleon aus Deutſchland mitgenommen oder ihm nachgeſchickt, ungerechnet was die Generale und Soldaten für ſich raubten. In dem Werke von Baſſewitz (Kurmark Brandenburg II. 647) ſind actenmäßig 245,091,801 Thaler zuſammengezählt, welche Preußen damals an Frankreich verlor, ungerechnet die Verluſte in Polen, die noch zu weitern 58 Millionen angeſchlagen werden.“

Die napoleoniſchen Kriege ſchildert Herr Menzel verſtändig und angemeſſen. Obgleich er die Begebenheiten im Allgemeinen von einem patriotiſchen Standpunkte anſieht, ſo iſt er doch unbefangen genug, auch dem gewaltigen Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen; dieſe Anerkennung wird zuweilen ſogar lebhafter als nöthig ſcheint. Weit weniger unbefangen dagegen erzählt und beurtheilt er die dem Sturze Napoleon's folgenden Maßregeln der ſiegreichen Mächte. Hier entrüſtet er ſich zunächſt gewaltig darüber, daß das deutſche Reich nicht wieder hergeſtellt wurde, und doch giebt er ſelbſt die Umſtände ſehr richtig an, welche dieſe Wiederherſtellung unmöglich machten! „Kaiſer Franz und Metternich“, ſagt er, „ſahen in der Wiederaufnahme der deutſchen Kaiſerwürde weit mehr eine Gefahr als einen Vortheil für das Haus Oeſterreich. Eine Gefahr nämlich, weil alle auswärtigen Mächte ein Intereſſe hatten, Deutſchlands Wiedergeburt und Einheit zu hintertreiben, und weil auch innerhalb des deutſchen Reichsgebietes ſelbſt Preußen und Baiern ſchon zu mächtig waren, um ſich wieder einem Kaiſer unterwerfen zu können.“ In der That wäre es im höchſten Grade thöricht geweſen, wenn Oeſterreich, das durch zwanzigjährige Kriege erſchöpft war, damals Anſprüche erhoben hätte, welche es mit allen ſeinen Verbündeten entzweien mußten. Nichtsdeſtoweniger enthält Herr Menzel ſich nicht, wiederholt ſittliche Entrüſtung darüber zu zeigen, daß die Einrichtungen, über die man ſich damals verſtändigte, nicht ſo „großartig und fruchtbar“ ausfielen, als er ſie für wünſchenswerth erklärt. Auch die Haltung der preußiſchen Diplomaten während des Wiener Congreſſes wird offenbar ungerecht beurtheilt. Daß Preußen nicht in demſelben Maße vergrößert wurde, in welchem es ſich an dem Kriege betheiligt hatte, iſt allerdings ſehr wahr, und daß viele Patrioten hierüber ſehr ungehalten waren, iſt natürlich; aber den Bevollmächtigten Preußens Vorwürfe zu machen, weil ſie den einſtimmigen Willen aller übrigen Großmächte nicht zu beſiegen vermochten, iſt nichts deſto weniger eine Thorheit.

Noch wunderbarer ist es aber, daß Herr Menzel diesen Diplomaten eine zu lebhafte Begierde, das preußische Gebiet zu arrondiren, zuschreibt. Jedenfalls ist Preußen bis jetzt noch keineswegs allzu rund, und daß jenen Bevollmächtigten das Königreich Sachsen gelegener schien, als Ostfriesland und Anspach und Baireuth, war vollkommen gerechtfertigt. Daß sie endlich mit einem Theil von Sachsen sich begnügten, als Rußland aufhörte, die Ansprüche Preußens den andern Mächten gegenüber zu unterstützen, war ebenfalls unvermeidlich. Die oft vernommene Behauptung, die preußische Diplomatie habe damals wieder verdorben, was das Schwert geschaffen hatte, ist zwar im Munde eines Kriegers aus jener Zeit erklärlich und verzeihlich, aber dennoch in hohem Grade ungerecht. Grade die Energie, mit welcher das Schwert geführt worden war, und das sehr lebhafte Selbstgefühl, welches die preußischen Schwerter zumal nach dem Einzuge in Paris zeigten, machte die Stellung der preußischen Diplomaten nur schwieriger; denn sie flößten den fremden Mächten mißtrauische Besorgnisse ein, welche sie natürlich nicht geneigt machten, den Wirkungskreis jener thatkräftigen Schwerter zu erweitern. „Der zweite Pariser Friede“, so schließt Herr Menzel seine Geschichte des älteren Kaiserreiches, „und die Beschlüsse des Wiener Congresses gewährten der europäischen Welt nur eine Neugestaltung zum Besten Englands und Rußlands, und zum Nachtheil aller andern Länder. Das große Friedenswerk der Diplomatie war ein verschobenes, unförmliches, hier festgemauert, geklammert und vernietet, dort schlotternd über den Abgrund hingepfuscht, ein Werk, welches von ungleichen Kräften durch wechselseitige Ausschließung zu Stande gebracht, also auch nur in der Negation begründet war, nicht durch harmonische Kräfte gefügt, noch von positivem Charakter. Und weil es ohne Menschenweisheit, ohne Rücksicht auf der Völker Natur und das historische Recht, so auch ohne Gott gemacht war, hat die Verneinung es geistig beherrschen müssen bis auf diesen Tag, und das revolutionäre Feuer in ihm entzündet, das nicht mehr in den Adern der Franzosen allein glühend, auch die kühleren und phlegmatischeren, ja selbst die feigeren Völker ergriffen hat und innerlich verzehrt. —

Die Zernagoraſſen. (Gedicht von Ernſt Mevert, Bremen bei Geisler.)

Die Bewohner des schwarzen Gebirges (Montenegro), welche auch Zernagoraſſen genannt werden, sind bekanntlich seit langer Zeit in einem selten rastenden Grenzkriege mit den Türken begriffen. Besonders lebhaft wurde dieser Krieg in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts geführt, als Kara Mahmud Butschalia Pascha von Scutari war. Er drang 1785 verheerend bis zu der Hauptstadt der Montenegriner, Zettinje, vor, zerstörte Kirchen und Klöster und brandschatzte das Volk. Diesem Einfalle folgte eine große Anzahl kleiner Grenz- und Vertilgungskriege. Beide Parteien fielen sich abwechselnd in das Land, mordeten, brannten und raubten Heerden, Weiber und Kinder. — In die Mitte dieser blutigen Fehden führt uns Herr Mevert in dem vorliegendem Gedicht, welches in dem Versmaß der Nibelungen geschrieben ist. Dieses Versmaß, sagt der Verfasser, läßt einen Wechsel verschiedener Füße zu, bald Jamben, bald Trochäen, bald Spondeen und zuweilen auch Dactylen oder Anapästen. Aber grade in dieser Mannichfaltigkeit der Strophe liegt ihre Schönheit, und dadurch wird sie fähig, das Erhabene wie das Gewöhnliche, das Ernste und Schauerliche, wie das Muntere und Leichte lebendig darzustellen und den Inhalt zu unterstützen. Die griechische Verskunst gleicht einem Fluß, der mit gleichmäßigem Geplätscher durch seine

Ufer fließt und auf den die Bewegungen des Luftgeiſtes wenig Einfluß haben; die mittelhochdeutſche Verskunſt aber iſt das Meer, das jede Bewegung der Luft in ſeiner Form wiedergiebt. Bald liegt es ſtill wie im Schlafe, bald hüpfen die Wellen ſcherzend dahin, bald drängen und ſtürzen ſie ſich übereinander und ſchlagen die Häupter im Kampfe zuſammen, bald ſterben ſie wieder dahin und ſinken in ſich ſelbſt zuſammen, und die Fläche liegt wieder ſtill wie das Grab.

Dieſe vielgeſtaltige Versform hat Herr Mevert ſehr gewandt nachgeahmt, er erweiſt ſich überhaupt als ein Mann von Bildung und poetiſchem Geiſte. Viele ſeiner Schilderungen ſind in hohem Grade gelungen; er hat ſich mit lebhafter Empfänglichkeit in den Charakter des Volkes, das er zum Gegenſtande ſeiner Darſtellung machte, hineingelebt und entwirft ein friſches, anſchauliches Bild deſſelben. Nichtsdeſtoweniger muß es als ein Mißverſtändniß bezeichnet werden, daß der Verfaſſer dieſer Schilderung die Form eines Heldengedichtes gab, denn dieſe entſpricht dem inneren Weſen derſelben nicht, der Verfaſſer hat dies, wie es ſcheint, ſelbſt gefühlt, indem er ſeiner Arbeit die ſehr unbeſtimmte Benennung „Gedicht" beilegte. Aber er hat dadurch jenen Uebelſtand natürlich nicht entfernt. Wenn ein mit lebhafter Empfänglichkeit begabter Kopf Zuſtände, die er nur aus Büchern kennt, zum Gegenſtande poetiſcher Darſtellung macht, ſo kann allerdings ein gutes lyriſches Gedicht, oder auch eine Reihe ſolcher Gedichte entſtehen, aber niemals ein Heldengedicht. Dieſes letztere erfordert eine viel gründlichere Harmonie zwiſchen dem Geiſte des Darſtellers und des dargeſtellten Gegenſtandes, als ſich aus Büchern erwerben läßt, während es dem lyriſchen Gedicht ganz wohl anſteht, wenn in ihm ein Gegenſatz zwiſchen der Anſchauungsweiſe des Dichters und der von ihm geſchilderten Perſonen zur Erſcheinung kommt. Ein ſolcher Gegenſatz zeigt ſich aber hier ganz entſchieden; wir hören einen fein gebildeten, zartfühlenden Sänger von wildem Heroismus, von dämoniſcher Blutrache, von Kämpfen erzählen, die mehr oder weniger den Charakter des Meuchelmordes und roher Raubgier an ſich tragen. Dieſer Gegenſatz könnte einer Reihe von Romanzen einen wahrhaft poetiſchen Charakter verleihen, aber die Unerbittlichkeit, mit welcher uns das ausführlichere Heldengedicht alle Einzelheiten einer herzzerreißenden Begebenheit aufdrängt, wirkt nur dann poetiſch, wenn dem Dichter ſelbſt ein ſtahlgepanzertes Herz im Buſen ſchlägt. Die Schlachtbilder unſerer mittelhochdeutſchen Heldengedichte ſind grade deshalb ſo eigenthümlich erfriſchend, gleichſam erkräftigende Stahlbäder, weil in jedem ihrer Worte die ungetrübte, freudige Begeiſterung deutlich ſich ausſpricht, mit welcher der Dichter ſelbſt Blut vergoſſen und ſein Leben dagegen eingeſetzt hat. Wenn aber der Dichter in jeder ſeiner Schilderungen verräth, daß er kaum im Stande wäre, eine Maus ohne Schaudern zu tödten, ſo thut er wohl, wilden blutgierigen Heroismus entweder gar nicht zu ſchildern, oder ihn doch nur aus der Ferne und in mildernder Beleuchtung zu zeigen, wie es in lyriſchen Gedichten von mäßiger Ausdehnung zu geſchehen pflegt. Herr Meyer gedenkt mit einiger Geringſchätzung der „goldrandigen" Gedichtſammlungen der Neuzeit, im Gegenſatze zu den großen Meiſterwerken unſerer Vorfahren; aber ſeine Auffaſſungsweiſe iſt in Wahrheit eben ſo goldrandig modern, ſo mild und feinſinnig, als die, welche ſich in den meiſten jener ihm ſo mißliebigen Gedichte ausſpricht.

Als ein Beweis dieſer Eigenthümlichkeit, welche zuweilen in einen faſt komiſchen Gegenſatz zu dem Inhalte des Gedichtes tritt, mag hier nur eine Strophe angeführt werden. Als die Hauptperſonen des Gedichtes unter erſchütternden Umſtänden gefallen ſind, irrt ein Mädchen, welches die Abſchlachtung ihres Vaters, ihres Bräutigams und ihrer Brüder hat mitanſehen müſſen, wahnſinnig zwiſchen den Gräbern umher:

Und zu dem Grabe beugt ſie das Haupt hinab und legt
Das Ohr daran, zu lauſchen, ob's unten wohl ſich regt,
Dann ſtützt ſie ſtumm das Köpfchen auf die weiße Hand,
Und fühlt wohl nicht den Nachtwind, der eiſig dringt durch ihr Gewand.

Dieſes moderne niedliche „Köpfchen" ſteht hier vollſtändig am unrechten Orte, es iſt aber keineswegs ein vereinzelter Mißgriff des Verfaſſers, ſondern es charakteriſirt ſeine Auffaſſung weſentlich.

Auch das ganze vorliegende Gedicht iſt keine vereinzelte Erſcheinung. Faſt in jedem Jahre werden einige Heldengedichte veröffentlicht, in denen ein ganz ähnlicher Widerſpruch zwiſchen Inhalt und Form ſich kund giebt. Die Verfaſſer dieſer Gedichte ſind nicht ſelten Männer von Geiſt und Talent und ihre Arbeiten ſind daher als Zeichen der Zeit anzuerkennen und zu beachten. Die Dichter, welche ſich in dieſer Weiſe bethätigen, ſind meiſt unzufrieden mit der Gegenwart und ihrer Cultur; dieſe erſcheint ihnen kleinlich und proſaiſch, ſie wenden ſich daher gern zu Culturzuſtänden entgegengeſetzter Art, und hoffen wohl auch, daß eine begeiſterte Darſtellung poetiſcher Unkultur der herrſchenden Zeitrichtung heilſam entgegenwirken werde. Dieſe Anſchauungsweiſe iſt nicht ohne Berechtigung. Wir befinden uns wie vor ſiebzig Jahren am Ausgangspunkte einer dreißigjährigen Friedensepoche; wie damals die Ausartung der Empfindſamkeit in phantaſtiſche, verweichlichende Gefühlsſchwelgerei ihren Gipfel erreicht hatte, ſo jetzt (hoffentlich) eine andere Art der Verweichlichung, die ausſchließliche Vorliebe für Bequemlichkeit und häuslichen Comfort, die Anbetung des „materiellen Wohls" als oberſten Weltgötzen. Die Sehnſucht, dieſe Einſeitigkeit zu überwinden, ſprach ſich in jener frühern Zeit vorzugsweiſe in den Derbheiten der ſogenannten Geniemänner und in den Ritter- und Räubergeſchichten aus, an deren Spitze bekanntlich Arbeiten unſrer größten Dichter ſtehn. Später vertrat Lord Byron vorzugsweiſe dieſe Richtung, aber auch die große Mehrheit jener hiſtoriſchen Romane, mit denen wir ſeit Walter Scott überſchwemmt wurden, huldigten der Neigung der Leſewelt, die polizeilich geregelte Einförmigkeit des modernen Lebens zu vergeſſen, und ſich an Darſtellungen roher Kraft und Zuchtloſigkeit zu ergötzen. In der neueſten Zeit hat nun zwar Charles Dickens die Sache der Gegenwart, der Friedlichkeit und des Zartgefühls mit bedeutendem Erfolge vertreten, und vornehmlich in Deutſchland eine große Anzahl mehr oder minder talentvoller Schüler und Nachahmer gefunden. Aber jene Sehnſucht nach heroiſcher Wildheit iſt keineswegs erloſchen. Die beſſern unter den dichteriſchen Arbeiten, in denen ſie ſich ausſprechen, werden aber ſchon deswegen wenig geleſen, weil ſie die jetzt grade ſehr unpopuläre Form des Verſes an ſich tragen. Jede längere verſifizirte Arbeit iſt nun einmal für das große Publikum der Gegenwart unverſtändlich, wenn ſie auch deſſen Geſchmack in anderer Beziehung entſchieden zuſagt. Daß der Verfaſſer zu den begabtern Dichtern der Gegenwart gehört, mag hier ein Abſchnitt ſeiner Dichtung beweiſen, der trotz des epiſchen Versmaßes ein unverkennbares Streben zeigt, ſich zur Romanze abzurunden:

„Und oben im Gebirge, da hat der Lärm der Schlacht
In ihrem Zauberreiche im tiefen Bergesſchacht
Von ihrem muntern Reigen die Wilen aufgeſchreckt,
Und ſeine Heldenglieder hat Iwo wie im Traum geſtreckt.

Fünf der ſchönſten Wilen ſchwingen ſich im Nu,
Sie mit Schlangen zäumend, auf ihre Hirſchkuh,
Jede führt ein Handroß, ſo ſprengen ſie hervor
Bei Obod aus der Höhle, aus ihres Reiches dunklem Thor.

Im Winde fliegt und flattert ihr ſchwarzes Lockenhaar,
Ihr Gewand wie Mondlicht glänzt duftig, weiß und klar,
Es bäumen ſich die Roſſe und wieh'rn mit hellem Ton,
Als freuten ſie der Reiter, die ſie zu holen gehn, ſich ſchon.

Die fünf beſten Helden, im Kampf gefallen heut,
Ziehn ſie aus zu wählen, wie ſie zu jeder Zeit
Gethan nach jedem Kampfe, für Iwo's Heldenheer,
Mit dem er einſt erobert das Land am See und blauen Meer.

Fort ziehn ſie, windgetragen, auf luſtiger Wolkenbahn,
Wie Nachthauch im Tannicht bekundet ſich ihr Nahn;
Schon hemmt der Schlangenzügel der Hindinnen Lauf,
Denn vom Zermuißathale tönt lauter Jammerruf herauf.

Sie laſſen ſich hernieder zur blutigen Todesau,
Im Dorfe zu beginnen ihre Todtenſchau,
Mit Leichen rings und Waffen iſt bedeckt das Thal,
Und unter ſo viel Helden iſt ſchwer wohl die rechte Wahl.

Da liegen ſie beiſammen in Haufen hoch und dicht,
Zwiefach beleuchtet von Mond- und Flammenlicht,
Freunde ſind's und Feinde, die ſchon der Tod verſöhnt,
Oder deren Bruſt noch der letzte Lebenshauch entſtöhnt.

Dieſem traf die Kugel das jugendliche Haupt,
Jenem hat das Leben ein Dolchſtoß geraubt,
Noch andern hat geöffnet das Schwert des Todes Thor,
Weit klaffen ihre Wunden, noch dringt das Blut ſchwarz hervor.

Auch liegt im Todeskampfe noch mancher Mutter Sohn,
Wohl denkt der Jugendzeit er, im Heimaththal entflohn,
Der Mutter, der beſorgten, der vielgeliebten Braut,
Es iſt ein letzter Gruß noch ſein letzter dumpfer Sterbelaut.

So grinzt von allen Seiten ſie an ſtier und wild
Mit hohlem Blick des Todes buntgemaltes Bild.
Angelockt vom Jammern und lautem Schmerzensſchrei'n,
Gehn zuerſt die Wilen in des Kneſen Haus hinein.

Da liegt der Kneſe Maſchan, der alte, gute Held,
Wohl werth, daß er den Helden Iwo's ſich zugeſellt,
In keinem Kampfe fehlt' er, wo's für die Freiheit galt,
Seit er gefällt auf Zarewslas manchen Baum im Männerwald.

Noch liegen ihm zur Seite zwei Helden todesbleich.
Schon freuen ſich die Wilen; ſie führten, dieſem gleich,
Wohl ſelten in ihr Nachtreich ſolch Heldenkleeblatt,
Doch ſcheint's, als ob ihr Auge diesmal der Tod betrogen hat.

Denn es hebt der eine, dem mit geübter Hand
Anlegt ein alter Krieger am Kopfe den Verband,
Den matten Blick verwundert — 's iſt Laſo Capetan.
Der Alte räth ihm Ruhe, dann werde Geneſung nahn.

Doch wer iſt der andre, ſchrecklich anzuſchau'n,
Aus ſechs Wunden blutend? Es iſt der grimme Paun,
Es haben ſeinen Körper ſechs Kugeln arg zerritzt,
Doch vor dem Tode, ſagt man, hat ihn ſein Amulet geſchützt.

Einen Krieger trägt man eben jetzt herein,
Der möchte für der Wilen Streitroß wohl würdig sein.
Miloſch Tankowitſch iſt's, der Ringer meiſt genannt,
Der beſten Junaks einer ward er gerühmt im ganzen Land.

Tief klafft ſein Hirnſchädel, Caraki traf nicht ſchlecht,
Als er das Blut Laſo's an Cojani gerächt,
Noch hält die Hand krampfhaft Laſo's Schwert umſpannt,
Und nur mit vieler Mühe bricht man es aus der todten Hand.

Und weiter ziehn die Wilen, zu mehren ihre Schaar,
Noch wiehern drei Roſſe, ihrer Reiter baar;
Da keinen ihrer würdig hier noch ihr Blick erſpäht,
Ziehn ſie hinab im Thale, ihr Weg ſind Leichen, dicht geſä't.

Da finden ſie ein Mädchen dicht an des Fluſſes Rand,
Des Antlitzes Züge, ſie ſcheinen mir bekannt,
Sind nicht wie Schlehenbeeren die Augen anzuſehen,
Und nicht wie Nachtwolken die Haare, die im Winde wehn?

Jela iſt's, die ſchönſte, gelöſt das Rabenhaar,
Stier und unbeweglich das ſchwarze Augenpaar,
Sie kniet vor einem Todten und rührt und regt ſich nicht,
Und ſtarrt wie verſteinert ihm in das bleiche Angeſicht.

Ihr Verlobter iſt es, Sawa Plamenas,
Er liegt, bedeckt mit Wunden, im blutigen Ufergras,
Die ausgeſtreckte Linke beſpült des Fluſſes Fluth,
Die Rechte preßt die Bruſt noch, daß durch die Finger quillt das Blut.

Der Haiduke Mitar liegt ihm zur Seite gleich,
Sie gaben gegenſeitig ſich den Todesſtreich,
Wohl erſcheint ſein Schatten dem fernen Liebchen jetzt,
Sie ſchrickt auf im Traume, vor ſeinem Todtenblick entſetzt.

Der Mond betrachtet trautig ihr Angeſicht ſo bleich,
Gerühmt ward von beiden, es komme ihnen gleich
Kein Bär des Waldgebirges im ſtarken Gliederbau,
In des Geſichtes Schönheit kein Mädchen auf begrünter Au.

Weiter ziehn die Wilen, es freut ſie der Fund,
Doch ungeduldig ſtampfen zwei Roſſe noch den Grund.
Am Platz, wo um die Schiffe der grimmſte Kampf begann,
Da ziehen ſie voll Staunen zum Stehn der Thiere Zügel an.

Ein Wald vom Sturm entwurzelt, Stamm über Stamm gefällt,
Ein vom Hagelwetter zerſchlagnes Aehrenfeld,
So iſt zu ſehn das Schlachtfeld, das ihrem Blick ſich zeigt,
Ein dichter Nebel deckt es, der trüb dem Blutbad entſteigt.

Manchen wackern Krieger rollt in ſein kühles Grab
Der Fluß als Leichenwagen zum Skadarſee hinab,
Sieh, ſchwimmt dort auf den Fluthen nicht einſam noch ein Kahn?
Er ſcheint ſich nicht zu rühren, nicht zu entweichen, noch zu nahn.

Es regt ſich kein Ruder, und wohl nimmer rührt
Sich wieder, es zu faſſen, die Hand, die es geführt,
Zwei Krieger liegen drinnen, mit Wunden reich bedeckt,
Arm in Arm verſchlungen, lang auf den Boden hingeſtreckt.

Wuk und Rado sind es, das edle Falkenpaar,
Wie die Feldblume durchflicht die Pflugschar,
Ehe sie entfaltet ihr farbiges Gewand,
So hat ihr junges Leben geknickt des Todes kalte Hand.

Es lenken heim die Wilen der Hindinnen Lauf,
Stolz und muthig wiehern die Streitrosse auf,
Denn es trägt ihr Rücken für Jwo's Heldenschaar
Fünf der besten Krieger, die je das Schwarzgebirg gebar."

Correspondenzen.

Aus der Hauptstadt.

28. December.

In dem Befinden Sr. Majestät des Königs ist in den letzten 14 Tagen keine Veränderung zu bemerken gewesen. Der Hautausschlag auf dem Oberkopfe ist geheilt, und Seine Majestät können wieder regelmäßig die frische Luft genießen. Dies geschieht in den wärmsten Stunden des Tages zwischen 1 und 3 Uhr. Seine Majestät machen um diese Zeit gewöhnlich eine Spazierfahrt in der Umgebung von Potsdam, halten sich eine kurze Zeit in der neuen Orangerie auf und kehren dann nach einer nochmaligen kurzen Spazierfahrt nach Schloß Sanssouci zurück.

Ihre Königl. Hoheit die Frau Großherzogin Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin traf am 15. Abends in Potsdam ein und kehrte am 18. nach Schwerin zurück.

Se. Königl. Hoheit der Prinz Albrecht Sohn kehrte am 15. von seiner Reise nach Rußland zurück.

Von näheren Freunden des Staatsministers a. D. Simons wird allen Ernstes versichert, derselbe sei allein zurückgetreten, um keine Gelegenheit zu geben, daß möglicher Weise in die Debatten des bevorstehenden Landtags der Name Sr. Majestät des Königs verflochten werde. Uns erscheint dieser Opfermuth des Herrn Simons als ein ganz vergeblicher, denn bietet dieser Herr auch selber kein Object des Angriffs gegen den Ministertisch mehr dar, so sind bezügliche Debatten dadurch immer nicht verhindert. Uebrigens sind es dieselben Freunde des Herrn Simons, die da meinen, daß desselben Rücktritt den des Herrn v. d. Heydt durchaus nicht zur nothwendigen Folge haben müsse, indem dieser es nicht mit den großen politischen Fragen zu thun, sondern allein ein technisches Fachministerium zu leiten habe.

Mit Rücksicht auf das bisherige Verhalten des Herrn v. d. Heydt im Staatsministerium vermögen wir dieser Meinung nicht beizutreten, denn derselbe hat bei allen irgend erheblichen politischen Fragen niemals sein Licht unter den Scheffel gestellt, vielmehr immer seine sehr bestimmte Ansicht in die Wagschaale geworfen. Hierbei mag noch bemerkt werden, daß der Ernennung des Herrn v. Bernuth unmittelbar die Publikation gefolgt sein soll, um dem Gerücht, welches fragreise auch die „Augsb. Allg. Ztg." reproducirt hat, entgegen zu treten, daß sich kein passender Nachfolger des Herrn Simons finden lasse. Was den Dr. Simons nach selber anbetrifft, so behält derselbe vorläufig seinen hiesigen Wohnsitz, um seinen Platz im Herrenhause einzunehmen und die Regierung, der er bisher angehört, nachdrücklich zu unterstützen.

Zu den falschen Gerüchten, die in Paris erfunden und colportirt werden, gehört auch die Behauptung, das Preußische Cabinet habe dem König Franz II. den Rath ertheilt, im Interesse der Humanität die zwecklose Vertheidigung von Gaeta aufzugeben.

Dies iſt entſchieden falſch: Preußen hat, wohl um nicht moraliſche Verpflichtungen auf ſich zu nehmen, dem Könige Franz die Vertheidigung dieſes letzten Platzes in ſeinem Königreiche nicht angerathen, hat alſo jetzt auch keine Veranlaſſung, dem Könige davon abzurathen; und in der That iſt, wie in diplomatiſchen Kreiſen auf das Beſtimmteſte verſichert wird, von hier aus nicht das Geringſte geſchehen, was jenes Gerücht irgend veranlaſſen konnte. Ueber die Rückkehr des Grafen Perponcher auf ſeinen Poſten verlautet bis jetzt nichts; die bekanntlich in Rom befindliche Geſandtſchaft leitet inzwiſchen der Legationsſecretair v. Uebel.

Von der Stellung und Wirkſamkeit des literariſchen Bureaus des Staats-Miniſteriums legt das Verhalten deſſelben bei dem Rücktritt des Miniſters Simons ein offenes Geſtändniß ab. Wie viele Federn auch daſſelbe direct beſoldet oder in den Händen ſeiner Affilirten in Bewegung ſetzt, ſie ruheten alle, als es galt, den vielſeitigen und oft maßloſen Angriffen wider dieſen Miniſter in den letzten Wochen ſeiner Thätigkeit zu begegnen. Es war, als wäre ihnen die Parole zugegangen, das zu ſchonen, was an jener Stelle als öffentliche Meinung geehrt wird. Die Leute wollten alle die Steine nicht ſehen und hören, welche gegen den Juſtizminiſter erhoben wurden, ohne zu bedenken, daß dieſelben nicht blos ſeiner Perſon, ſondern zum größten Theil dem ganzen Miniſterium galten, das ſich in den letzten Tagen des November 1858 ſo viel Mühe gegeben, Herrn Simons in ſich aufzunehmen, und bis in den December 1860 denſelben gehalten hat. Daß die „Kölniſche Zeitung", und muthmaßlich auf Ordre endlich einige wenige Worte der Anerkennung der Verdienſte des Herrn Simons in einzelnen Partien der Civilgeſetzgebung herausſtottert, wird unzweifelhaft dieſem bisherigen Miniſter nur als eine mäßige Anerkennung ſeiner Verdienſte Seitens ſeiner Collegen erſcheinen.

In Poſen waren in der vergangenen Woche unter dem Vorſitz des Ober-Präſidenten v. Bonin die höchſten Beamten der Verwaltung wie der Juſtiz in der Provinz zu einer Conferenz zuſammen getreten, unſtreitig um über den Geſetz-Entwurf zu berathen, welchen die Staats-Regierung zur geſetzlichen Regelung des Sprachſtreits in der Provinz dem Landtage in ſeiner bevorſtehenden Sitzung vorzulegen beabſichtigt.

Der Rücktritt des Obriſt-Lieutenants v. Iſſendorf von der Stelle des Gouverneurs beim Kronprinzen von Hannover, erregt auch hier in den Kreiſen, welche dem Königlichen Hofe in Hannover nahe ſtehen, aufrichtiges Bedauern. Herr von Iſſendorf hat dieſen ſchweren Beruf mit einem ſeltenen Verſtändniß, mit ausſchließlicher Hingebung, und mit einem überaus glücklichen Erfolge erfüllt. Nachrichten aus Hannover zufolge, iſt das Bedauern der Königlichen Familie über die Trennung des Kronprinzen von Herrn v. Iſſendorf gleichfalls ein tiefes, gleichwohl hat die hier und dort gehegte Hoffnung, es werde der Letztere an ſeine Stelle zurückkehren, wohl gar keine Begründung.

Das wegen der Hofjagden oft genannte Dorf und Schloß Letzlingen im Kreiſe Gardelegen hieß ganz früh Leßling, ſpäter, hier und dort auch wohl heute noch, Netzlingen. Der Erzbiſchof Albrecht belehnte mit Letzlingen als einer „wüſten Dorfſtätte auf der Haide" die Brüder Ludolph und Mathias von Alvensleben. Mathias errichtete ſich auf der wüſten Stelle ein Wohnhaus mit Wirthſchaftsgebäuden, nachdem ihm Herzog Heinrich von Braunſchweig den Beſitz von Calvörde, das ſeine Familie 140 Jahre lang pfandweiſe beſeſſen, aufgekündigt hatte. Als jedoch im Jahre 1534 die Erxleben'ſche Linie mit Buſſo von Alvensleben erloſch, gelangten die Brüder Ludolph und Mathias v. Alvensleben in den Beſitz von Erxleben. Mathias verwechſelte jetzt Letzlingen mit Erxleben, und Ludolph als Mitbeſitzer von Letzlingen verkaufte nach einiger Zeit daſſelbe, nebſt den Angefällen einiger anderer Güter, an den Kurprinzen Johann Georg von Brandenburg um 6000 Thaler. Nach mehreren übereinſtimmenden Nachrichten, erbaute übrigens der Kurprinz das dortige Jagdſchloß ſchon im Jahre 1555. Die Letzlinger Forſt umfaßt einen Flächenraum von faſt 34,000 Morgen.

Militärische Revue.

Sonntag, den 29. December 1860

Avis. Beiträge ꝛc. für die militärische Revue werden unter der Adresse der Expedition, Kronenstraße Nr. 21, erbeten.

Geschichtskalender.

23. Decbr. 1806.	Gefecht von Biezuu: Maj. La Roche-Aymont greift die Franzosen ohne entscheidenden Erfolg an.
24. Decbr. 1715.	Stralsund ergiebt sich an die Preußen.
25. Decbr. 1812.	Gefecht von Koltiriani: Kosacken durch Preußische Dragoner zurückgeworfen.
26. Decbr. 1813.	Der französische Commandant von Torgau, Div.-Gen. Dutaillis kapitulirt mit dem Grafen Tauentzien.
27. Decbr. 1793.	Gefecht bei Annweiler: Gen.-Maj. von Köhler schlägt die französischen Republikaner.
28. Decbr. 1745.	Friedrich's des Großen Einzug in Berlin nach Beendigung des zweiten schlesischen Krieges.
29. Decbr. 1806.	Gefecht von Ohlau: der Gen.-Maj. Fürst von Anhalt-Pleß schlägt die Franzosen unter Marschall Lefebvre.

Inhalt:

Der italienische Krieg von 1859. XIV.
Tagesereignisse.

Der italienische Krieg von 1859

aus taktischem und strategischem Gesichtspunkte.

(Nach dem „Spectateur militaire", nebst Anmerkungen, Zusätzen, Karten und Plänen.

XIV.

Am 31. Mai zwischen 9 und 10 Uhr Morgens warfen sich zwei starke österreichische Colonnen concentrisch und fast gleichzeitig auf Palestro. Diese beiden Colonnen wurden durch die Brigade Dondorf (Centrum) von der Division Lilia des 7. Corps und durch die Brigade Szabo (linker Flügel) von der Division Jellacic des 2. Corps gebildet. Eine dritte Brigade, Weigl von der Division Lilia, sollte als rechter Flügel die Stellung von Confienza im Vorbeigehen nehmen und gleichzeitig mit dem Centrum

und dem linken Flügel bei Paleſtro eintreffen. Eine vierte Brigade, Kudelka, ebenfalls vom 2. Corps, folgte als Reſerve.

Die erſte Diviſion, Prinz Alexander von Heſſen (bisher Raiſchach) vom 7. Corps, bewachte, wie Tages zuvor, der franzöſiſchen Diviſion d'Autemarre gegenüber das linke Ufer der unteren Seſia und erwartete jeden Augenblick einen allgemeinen Angriff der Verbündeten.

Die Brigade Dondorf avancirte ungeachtet der mörderiſchen Salven einer ganzen ſardiniſchen Brigade (Königin) in der Front bis an die erſten Hütten von Paleſtro, wurde aber in Folge der Stellung der beiden anderen piemonteſiſchen Brigaden nach einem zweiſtündigen blutigen Kampfe gezwungen, unter einem Hagel von Kugeln und unter dem Kreuzfeuer von acht Geſchützen zurückzugehen, wobei ſie faſt 800 Mann todt oder verwundet auf dem Platze ließ.

Die Brigade Szabo mußte einen langen und krummen Umweg einſchlagen und kam ungefähr eine halbe Stunde nach der Brigade Dondorf über Voltella im Süden von Paleſtro an. Sie warf unterweges die piemonteſiſchen Vorpoſten an der Brücke der Brida und dem Canal Cavo-Sartirana, ſowie mehrere Compagnien vom 7. Bataillon Berſaglieri und vom 16. Linien-Regiment, welche zur Unterſtützung derſelben vorgeſchickt wurden, zurück, und bemächtigte ſich nach mehreren lebhaften Gefechten der Stellung an der Mühle von San-Pietro.

Ungeachtet des mörderiſchen Feuers der beiden franzöſiſchen Batterien — die eine von der Diviſion Trochu, die andere von der Diviſion Bourbaki — ging das 12. Linien-Regiment Erzherzog Wilhelm, das 7. Jäger-Bataillon und eine Batterie an der Tete, über die eroberte Brücke geſchloſſen gegen Paleſtro vor. Der General Cialdini, deſſen 2. Brigade (Broglio di Montebello) nicht zur Hand war, und welchen die Unerſchrockenheit des Feindes beſtürzt zu haben ſchien, erbat die Unterſtützung des Oberſt von Chabron, Commandeurs der Zuaven, und des Generals Rénault, Commandeurs der 3. Diviſion vom 3. Corps. Letzterer ſendete 2 Batterien (12 Geſchütze) vor, welche in der Flanke der Oeſterreicher ein lebhaftes Feuer eröffneten, und den Marſch des 12. Regiments Erzherzog Wilhelm aufhielten. Unterdeß ging das 7. öſterreichiſche Jäger-Bataillon an der Tete immer vorwärts; als das 3. Zuaven-Regiment ſich bis zum Gürtel im Waſſer durch die Seſietta ſtürzte und mit dem Bajonett ſich auf die Quarré's des 7. öſterreichiſchen Jäger-Bataillons warf. Die Zuaven drangen ein, durchbrachen und überwältigten ganze Glieder, bahnten ſich den Weg bis zu der öſterreichiſchen Batterie, welche in einem Ravin zwiſchen Gräben eingekeilt war, tödteten die Artilleriſten auf ihren Geſchützen und nahmen 5 Kanonen. Während dieſes Vorgangs erſchienen auch das 7. Bataillon Berſaglieri und das 16. ſardiſche Linien-Regiment auf dem Kampfplatze und bemächtigten ſich der 3 anderen Geſchütze. Die erſten Colonnen des Regimentes Erzherzog Wilhelm gingen während deſſen ununterbrochen vorwärts und näherten ſich bereits Paleſtro, da wurden ſie durch die Zuaven, gefolgt vom 7. Bataillon Berſaglieri und dem 6. ſardiſchen Linien-Regiment in Front und Flanke mit dem Bajonnet angegriffen, und es entſtand nunmehr ein unbeſchreibliches Blutbad. Die Oeſterreicher lehnten ſich an die Brücke und die Mühle des Kanals la Brida, wo ſie eine Reſerve und zwei Geſchütze hatten, und griffen, weit entfernt ſich zu ergeben, ihrerſeits die Angreifer an. Die franzöſiſchen und ſardiſchen Colonnenteten ſtürzten unter dem vereinigten Feuer der öſterreichiſchen Infanterie und der beiden Geſchütze. Die Franzoſen, zu gering an Zahl, warteten ihre Waffengefährten ab, welche in der Nähe folgten. Kaum waren dieſelben in Sicht, ſo führte Oberſt von Chabron die Zuaven vorwärts; in einem Augenblick war die Brücke, der

einzige Rückzugsweg der Oeſterreicher, mit dem Bajonett genommen und mit feindlichen Leichen bedeckt.

Es blieb nun nicht mehr ein gegenſeitiger Kampf zwiſchen Streitern; die Oeſterreicher mußten ſich zurückziehen, ohne ſich auf einem ſo engen Raume vertheidigen zu können, und wurden maſſenweiſe über den Haufen geworfen und in den Graben der Brida geſtürzt. Daſſelbe Schickſal erfuhren mehrere Detachements, welche als Tirailleurs aufgelöſt, in dicken Büſchen verirrt oder durch andere Terrainhinderniſſe aufgehalten, die Brücke der Brida nicht mehr zur rechten Zeit erreichen konnten.

Die Zuaven verfolgten die Oeſterreicher mit dem Bajonett, tödteten noch eine ganze Menge und nahmen zwei weitere Geſchütze; als aber die öſterreichiſchen Trümmer ſich in kurzer Entfernung von Paleſtro auf die Brigade Kudelka ſtützen konnten, verwandelte ſich ihre Flucht in einen imponirenden Rückzug, welcher die Angriffe der Zuaven mäßigte. Dieſelben hörten indeß nicht auf, den Feind bis an das rechte Ufer der Bizza-Biraga, Robbio gegenüber, zu harzeliren.

Gleichzeitig mit dem Angriff in der Front hatte der auf den linken Flügel der Piemonteſen durch zwei Bataillone der Brigade Dondorf begonnen. Die Oeſterreicher trieben die ſardiſchen Vorpoſten vor ſich her und drangen bis auf das Plateau. Hier aber mußten ſie, durch eine Abtheilung Artillerie mit Kartätſchen beſchoſſen und durch das 6. Bataillon Berſaglieri, durch das 10. und durch zwei Bataillone des 15. Linien-Regiments aus der Reſerve mit dem Bajonett angegriffen, auf der Straße nach Robbio unter Zurücklaſſung vieler Leichen zurück.

Um 3 Uhr Nachmittags befand ſich Paleſtro im unbeſtrittenen Beſitze der Verbündeten.

Die Brigade Weigl hatte bei Conſienza keinen beſſeren Erfolg. Die Brigade Mollard, unterſtützt durch zwei Batterien, ſchlug den Angriff in der Front zurück. Die gegen die beiden Flügel des General Fanti vorgeſchickten öſterreichiſchen Bataillone ſcheinen dieſe beiden durch die Brigade Corale vertheidigten Punkte nicht ernſthaft angegriffen zu haben.

Es iſt ſchwer, den Verluſt der Oeſterreicher am 31. Mai bei Paleſtro und Conſienza genau feſtzuſtellen. Bei Paleſtro hatten ſie ungefähr 1800 Todte, 1000 Gefangene und 500 in den Kanal Geworfene, was, ohne den Verluſt bei Conſienza, den wir nicht kennen, 3300 Mann außer Gefecht geſetzt und Gefangene ergeben würde; es ſcheint jedoch, als wenn von den in den Kanal Geworfenen in der Nacht etwa 300 Mann ihre Truppentheile wieder erreicht hätten. — Die franzöſiſchen Bulletins geben die Verluſte des 3. Zuaven-Regiments zu 285 Mann an, während die Piemonteſen ihrerſeits 314 Mann außer Gefecht gehabt haben wollen.

Es giebt keinen beſſeren Beweis für die Unwiſſenheit, in welcher ſich der öſterreichiſche General en Chef am 30. und 31. Mai über die Umgehung befand, die auf ſeinem äußerſten rechten Flügel vor ſich ging, als die Zahl und die Dispoſition der Truppen, welche das oben erwähnte öſterreichiſche Dreieck beſetzt hielten. Am 30. Mai war Paleſtro nur durch ein halbes Infanterie-Bataillon beſetzt, zu welchem während des Gefechtes zwei Grenadier-Compagnien vom Regiment Erzherzog Carl und ein Bataillon vom Regiment Wimpffen ſtießen. Wir kennen die Zahl der Truppen, mit denen die anderen Stellungen bei Caſalino, Vinzaglio, Parnasco, Torrione, Conſienza ꝛc. beſetzt waren, nicht genau; es iſt jedoch ſo viel gewiß, daß der General Zobel die beiden Brigaden der Diviſion Lilia*), etwa 12,000 Mann, auf wenigſtens

*) Wir rechnen hierbei zu der Effectivſtärke dieſer Diviſion weder das Bataillon Ottochaner Grenzer, noch die vier Escadrons Kaiſer-Huſaren, welche wir nirgends erſcheinen ſahen.

zwölf verſchiedenen Punkten am linken Ufer der Seſia neben der erſten Diviſion vom 7. Corps und längs der Eiſenbahn von Vercelli nach Novara zerſtreut und verzettelt hatte. Nehmen wir für Paleſtro 1800 Mann an, als Maximum 1½ Bataillon, ſo konnte jeder andere der eilf weniger wichtigen Punkte im Durchſchnitt nicht mehr als 900 Mann erhalten haben. Es iſt überflüſſig, darauf hinzuweiſen, daß der mindeſte Verdacht von einer Umgehung dem General Gyulai ganz entgegengeſetzte Dispoſitionen als die getroffenen hätte eingeben müſſen. Unter allen Umſtänden aber war eine ſolche Verzettelung mittelmäßiger Kräfte auf eine ſo große Ausdehnung, ein Fehler, der den Oeſterreichern ſchon ſo oft verderblich geworden iſt, ganz ungerechtfertigt. So unzuſammenhängend aufgeſtellt, in ſchlecht verbundenen Gruppen, eine lange gebrochene Linie ohne Tiefe bildend, mit bald einſpringenden, bald ausſpringenden Winkeln, hatte die Diviſion Lilia weder Offenſiv-, noch Defenſivkraft. Wenn General Gyulai auch dem Gedanken nicht zugänglich war, daß er auf ſeinem rechten Flügel umgangen werden könne, ſo mußte er doch wenigſtens die Möglichkeit in Betracht ziehen, in ſeiner rechten Flanke angegriffen zu werden, und hiergegen ernſthafte Vorſichtsmaßregeln treffen.

Zieht man dieſen doppelten Fehler in Rechnung, Mißverhältniß an Zahl und fehlerhafte Aufſtellung, ſo überraſcht es nicht mehr, die Oeſterreicher am 30. Mai mit ſolcher Leichtigkeit aus allen ihren Stellungen vertrieben zu ſehen. Bei Paleſtro hatten ſie Anfangs nur 1800, ſpäter 3200 Mann gegen 12,000 Piemonteſen, während ſie bei Vinzaglio gegen 15,000 Piemonteſen noch weniger zahlreich auftraten, als bei Paleſtro. —

Was aber allerdings überraſchen muß, was kaum glaublich erſcheint, iſt, dieſelben Oeſterreicher, denen ſich erſt Tags zuvor vier vollzählige ſardiſche Diviſionen ſo entſchieden und ſo lebhaft fühlbar gemacht hatten, am Tage darauf mit nur drei Brigaden, *) welche wegen der Tages zuvor gehabten Verluſte noch nicht 20,000 Mann ſtark ſein konnten, erſcheinen zu ſehen, um 47—48,000 Mann Piemonteſen zu bekämpfen.

Dieſer Fehler, den ſie nach reiflicher Ueberlegung machten, läßt ſich weder mit der Unkenntniß über die Umgehung, noch mit der über die Anweſenheit des 3. Zuaven-Regimentes und des 3. franzöſiſchen Corps entſchuldigen. Und dennoch hätten ſie Paleſtro in einem Augenblicke beinahe genommen. Sind wir recht unterrichtet, ſo lag es in ihrem Plane, die Stellung von Paleſtro auf dem linken Flügel der Piemonteſen zu nehmen. Zu dieſem Ende ließen ſie faſt gleichzeitig die Front und den rechten Flügel durch ihre Hauptkräfte angreifen, um die Truppen des General Cialdini nach dieſer Seite hin zu ziehen. Unterdeß ſollten die beiden Bataillone der Brigade Dondorf von Norden her vordringen und ſich des Plateau's bemächtigen, welche, wie wir weiter oben ſahen, auch wirklich bis zum Gipfel der Höhe gelangten. Wir ſchließen hieraus, daß die Piemonteſen ohne die Unterſtützung des 3. Zuaven-Regiments aus Paleſtro verjagt worden wären, und die Oeſterreicher, ihrer Fehler ungeachtet, dieſe vorgeſchobene Stellung wieder genommen hätten. Hätten die Letzteren ihre Angriffsmittel beſſer zu combiniren verſtanden, ſo wäre es ihnen vielleicht ſelbſt trotz der Dazwiſchenkunft des 3. Zuaven-Regiments gelungen, Paleſtro für den Augenblick zu erobern. Hätte der öſterreichiſche General zwei Bataillone der Brigade Weigl vor Confienza gelaſſen, um den General Fanti in Schach zu halten, anſtatt denſelben mit zu geringen Kräften anzugreifen, hätte er das Gros dieſer Brigade mit den beiden Ba-

*) Wir rechnen dabei die Brigade Kudelka nicht mit zu den thätigen Truppen, weil die öſterreichiſchen Reſerven zur Aufnahme der geſchlagenen Truppen beſtimmt ſind und niemals mit in die Linie treten.

taillonen, die auf dem linken Flügel operiren ſollten, vereinigt, ſo konnten die auf dem rechten Flügel engagirten Zuaven nicht rechtzeitig genug im Norden ankommen, um hier die Oeſterreicher zurückzuwerfen. Der General Zobel beging daher einen taktiſchen Fehler der gewöhnlichſten Art, indem er zwei, durch den Kampf des vorigen Tages bereits geſchwächte Bataillone damit beauftragte, den entſcheidenden Schlag gegen einen Punkt zu thun, der eben ſo ſchwer zugänglich wie leicht zu vertheidigen iſt. Dieſer Fehler wird noch durch den Umſtand vergrößert, daß ein Theil der Brigade Szabo während der erſten Scharmützel im Oſten von Paleſtro über eine Stunde lang unthätig blieb. Wir müſſen jedoch hinzufügen, daß es gerade dieſe Fehler waren, welche die Oeſterreicher vor einer gänzlichen Niederlage bewahrten. Hätten ſie ihren Angriff beſſer eingeleitet, hätten ſie Paleſtro wirklich genommen, ſo hätte das ganze dritte franzöſiſche Corps mit den vier ſardiſchen Diviſionen vereint in der That ein Blutbad unter ihnen angerichtet, vor deſſen Möglichkeit Jedermann erbleichen könnte. Fügen wir dem bereits Geſagten noch die übergroße Ausdehnung der Front und die getrennte Form des Hauptangriff's hinzu, ſo möchte die Liſte der Fehler erſchöpft ſein, welche die Oeſterreicher an dem Tage des 31. Mai überhaupt begehen konnten.

Nichtsdeſtoweniger könnte man mit Recht fragen, weshalb ſie bei ihrer gänzlichen Unkenntniß von der Umgehung durchaus dieſe äußerſten Stellungen wieder erobern wollten, die ſie an den Grenzen der Aufſtellung ihres rechten Flügels verloren hatten, und die doch nur ſehr mittelbar mit ihrer Stellung am Po zuſammenhingen. Die wenig zahlreichen Kräfte, mit denen ſie Paleſtro und die drei anderen Dörfer beſetzt hielten, und welche nur wenig verſtärkt wiederum zum Angriffe vorgingen, zeugen auf das Entſchiedenſte von der geringen Wichtigkeit, welche ſie dieſen Stellungen beilegten. Wenn ſie dieſelben wirklich wieder erobert hätten, ſo wären ſie, um ihren rechten Flügel kräftig zu unterſtützen, höchſt fataler Weiſe für ſie gezwungen geweſen, ihr Gros aus den ſtarken Stellungen am Po zurückzuziehen. Und dennoch war es gerade das Feſthalten dieſer Stellungen, welches von Seiten des öſterreichiſchen Generalſtabes als entſcheidendes Princip aufgeſtellt wurde. Es folgt daraus, daß ſelbſt der vollſtändigſte Erfolg des öſterreichiſchen Verſuchs auf Paleſtro und Confienza auf alle Fälle nur ein augenblicklicher hätte ſein können. Hatten die Verbündeten die Abſicht, die Oeſterreicher auf ihrem rechten Flügel anzugreifen, was, wenn es auch nicht in ihrem Plane lag, den Oeſterreichern doch als möglich erſcheinen mußte, ſo mußten dieſe, indem ſie ſich nach dieſer Richtung hin verſtärkten, ihre Vertheidigungslinie in der Front zu ſchwächen fürchten. Man konnte daher mit Sicherheit annehmen, daß ſie ihren rechten Flügel ſo lange mehr oder weniger ungedeckt laſſen würden, als ſie noch einen Angriff auf ihre Front befürchteten, und unter ſolchen Umſtänden hatten die Verbündeten auf der Linie von Vercelli auf Robbio und Mortara, ſowie auf der von Vercelli nach Novara leichtes Spiel.

Läßt man die aufgeführten Fehler außer Acht, welche, wie wir geſtehen, nicht mehr mit den bei Montebello begangenen zu vergleichen ſind und einen bedeutenden Fortſchritt in ihrer militairiſchen Haltung bezeichnen, ſo konnten die Oeſterreicher ſich mit ſo unverhältnißmäßigen Kräften gar nicht beſſer aus der Verlegenheit ziehen, als ſie es bei Paleſtro gethan haben. Sie entwickelten auf allen Punkten und bei allen partiellen Begegnungen einen wahrhaft heroiſchen Muth. Zieht man den Unterſchied der Stärke und der gegenſeitigen Stellungen in Betracht, ſo kann man nur über eins erſtaunt ſein, daß nämlich die Oeſterreicher von den auf dem rechten Flügel der Piemonteſen engagirten Truppen auch nur einen einzigen Mann zu retten vermochten.

Wir haben nunmehr noch das militairiſche Verhalten der Verbündeten während

des 30. und 31. Mai's zu betrachten, ein Verhalten, welches der Gegenstand vielfacher Beurtheilungen geworden ist. Vom strategischen Gesichtspunkte aus war die Eroberung und Behauptung von Palestro, Vinzaglio, Confienza und Casalino durch die Annäherung der Umgehungslinie an diese Stellung gebieterisch erfordert. In Beziehung zu dieser Bewegung betrachtet, beweist es einen Geist taktischer Oeconomie und ein Urtheil, welches die Mittel mit dem Zweck in das richtige Verhältniß setzt und den mittelbaren Zweck dem Hauptziele unterordnet, daß man zwar nur die durchaus erforderlichen, aber auch genügende Kräfte dazu verwendete, den Feind zurückzuwerfen.*). Betrachtet man die mäßige und vorsichtige Verwendung der französischen Truppen bei Palestro in Beziehung auf die Absicht der Eroberung der Lombardei und der Möglichkeit dabei, diesen Zweck ohne eine große Schlacht zu erreichen, so erscheint dieselbe gerechtfertigt, denn die anderen Corps erhielten dadurch die Zeit, ihren Marsch auf Novara unter dem Schutze des 3. Zuaven-Regimentes unbemerkt fortzusetzen und dies wieder konnte seinerseits hinter dem durch die sardischen Divisionen gebildeten Vorhange in derselben Richtung folgen. Hätte sich das 3. Corps, anstatt Gewehr bei Fuß stehen zu bleiben, bei dem Kampfe von Palestro betheiligt, so wäre allerdings die Niederlage der Oesterreicher ohne allen Zweifel zehnmal blutiger geworden, dagegen wäre auch die Illusion des österreichischen Generals, wenn er seinen rechten Flügel durch mehr als sieben verbündete Divisionen bedroht gesehen hätte, sofort verflogen gewesen. Es war schon zu befürchten, daß die Gegenwart der vier sardischen Divisionen und des 3. Zuaven-Regiments dem Feldmarschall die Augen öffnete; es wäre daher mehr als verwegen gewesen, noch drei weitere französische Divisionen zu engagiren.

Was die Unthätigkeit des Generals Durando bei Vinzaglio und des Generals Castelborgo bei Casalino anbetrifft, so hatten sie dieselben Befehle und dieselben Instructionen empfangen, wie der Marschall Canrobert; sie durften sich nicht durch den Kanonendonner, den sie von Confienza und von Palestro her ertönen hörten, verführen lassen und die Umgehungslinie durch unzeitige Bewegungen gefährden. Die allgemeine Umgehung bis zu Ende der Beobachtung entziehen, d. h. bis zu dem Augenblicke, wo die ersten Colonnen der Avantgarde die Linie des Tessin einige Kilometer weit hinter sich hatten, dies war für's Erste das höchste Ziel des Kaisers.

Das Gefecht bei Palestro wurde am 30. deshalb auch nicht früher eröffnet, als bis das 4. Corps, welches die Tete hatte und den Befehl erhielt, den Ausgang des piemontesischen Angriffes auf die äußersten Stellungen der Oesterreicher auf dem halben Wege zwischen Casale und Vercelli abzuwarten, an demselben Tage Borgo-Vercelli erreichte. Das 2. Corps kam bis zwischen Casale und Vercelli, das 1. bis Occimiano, die Garde von Trino bis Vercelli.

Die Vertheidigungslinie der Verbündeten befand sich daher an diesem Tage in der besten Verfassung, während die Umgehungslinie zu gleicher Zeit den Blicken des Feindes vollständig entzogen war. In erster Linie standen die Sarden bei Palestro, Vinzaglio, Casalino und Confienza unmittelbar unterstützt durch das 3. Corps; das 3te Corps und die Sarden wurden durch das 2. Corps unterstützt; das 1. unterstützte nach Westen hin das 2. und nach Osten die Division d'Autemarre, welche noch immer mit der bescheidenen Rolle beauftragt war, die von den Verbündeten im Osten verlassenen Stellungen ohne Gefecht zu decken.

*) Nämlich nach des Verfassers eigenen Angaben 48,000 Piemontesen und 3000 Zuaven gegen 8000 Oesterreicher. Der Uebers.

Tagesereigniſſe.

Die Herren liberalen Wahlmänner des Elberfelder Kreiſes haben von ihrem Candidaten ein Programm aufſtellen laſſen über die Gegenſtände, für welche der neue Herr Abgeordnete „ſtimmen“ wird. Unter dieſe Gegenſtände gehört denn auch die „zweijährige Dienſtzeit.“ Es iſt in der That für den Unbefangenen kaum glaublich, mit welcher bewunderungswürdigen Naivetät dieſe Herren Liberalen, namentlich wenn ſie Abgeordnete ſind, über ihre Unfehlbarkeit und Machtfülle denken und ſchwatzen. Schwatzen können dieſe Herren über zweijährige Dienſtzeit ſo viel, wie es ihnen irgend behagt und ſo lange als das Land dieſe Diätenvergeuderei ruhig erträgt, aber ſtimmen — —!

Die Dauer der Dienſtzeit geht die Herren Abgeordneten ganz einfach gar nichts an, und ſie haben darüber deshalb auch nicht abzuſtimmen. So lange die Armee nicht über die Dauer der Kammerſitzungen abſtimmt, ſo lange wollen wir doch gefälligſt Gegenſeitigkeit beobachten.

Was die guten Elberfeld-Barmener Kaufmanns-Jünglinge nicht Alles vor ihr Forum ziehen! Jetzt werden dieſe Hoffnungsvollen ſich über das Examen für den einjährigen Dienſt als Freiwillige berathen, um das Reſultat dieſer Berathung als „eine Petition an die Kammern zu formuliren.“ Am Ende werden die Abgeordneten auch noch darüber entſcheiden ſollen, ob der Compagnie-Chef einen „Herrn“ Freiwilligen in Arreſt werfen darf, wenn es etwa dem Musketier einfallen ſollte, die Herren Kammern mit irgend welcher Petition zu incommodiren. Wie aber eine ſolche ebentuelle Entſcheidung auch ausfallen ſollte: Der Arreſt würde da ſein; ſo viel iſt ſicher!

Die „Breslauer Zeitung“ bringt einen Artikel unter der Ueberſchrift „Unſere militairiſche Situation gegenüber dem großen weſtlichen Nachbar,“ welcher unſer ganzes volles Erſtaunen erregt hat, denn er enthält mehr geſunden Sinn als ein ganzer Jahrgang derſelben Zeitung im Uebrigen zuſammen.

Unſere Leſer werden zwar nichts Neues aus demſelben erſehen, wir wollen ihn aber doch hier als ein Zeichen wieder geben, wie ſelbſt unter dem jammervollſten Induſtrialismus und Liberalismus immer wieder die alte Preußiſche Kraft zum Vorſchein zu kommen ſucht. Der Artikel lautet:

Bei den ernſten politiſchen Zuſtänden der Gegenwart mag wohl auch mancher Nichtmilitair nicht blos politiſche, ſondern auch ſpeciell militairiſche Zukunftsfragen aufwerfen und einer Beurtheilung gern unterworfen ſehen. Wäre wohl unſere Armee im Stande, mit der Nation hinter ſich, einem napoleoniſchen Anfalle energiſch zu widerſtehen, ohne jeden andern Bundesgenoſſen als den, welchen die etwaige ſchwache nothgedrungene Beihülfe einiger nachbarlichen Kleinſtaaten zu leiſten vermag? Jedenfalls iſt die Pflicht der theoretiſchen Löſung dieſer Frage jetzt an unſern großen Generalſtab herangetreten, und wenn wir auch nicht in der Lage ſind, um von Arbeiten dieſer Art, die ſich auch nicht für die Oeffentlichkeit eignen, Etwas offenbaren zu können, ſo wollen wir doch unſere empfangene Auffaſſung ohne Scheu dahin bekennen, daß unſere Regierung, wenn auch ernſten Sinnes, ſo doch ohne Zittern oder Furcht eine derartige Möglichkeit beleuchtet. Unſere Armee, ihre vortreffliche Ausrüſtung, unſere wohl verſehenen Feſtungen und vor Allem die zu erwartende Mannhaftigkeit und Hingebung unſeres Volkes geben uns zum Mindeſten eine Defenſivkraft, die ſelbſt den gewaltigen napoleoniſchen Kriegsmitteln Achtung gebieten muß. Man ſei ganz unparteiiſch und man muß bekennen, daß immerhin unſere Mobilmachung vom vorigen Jahre bei der Iſolirtheit, in welcher wir uns befanden, ein Akt von Selbſtvertrauen war, der ſich auf das Bewußtſein von Kraft gründete. Eine bloße Demonſtration, die ohne Action geblieben wäre, auch wenn Venedig von Napoleon angegriffen worden, lag der Seele unſeres Prinz-Regenten fern, — er hätte unfehlbar ein Ultimatum geſtellt, dem ein Uebertreten der franzöſiſchen Grenze folgen mußte. Acht Tage nach Abſchluß des Waffenſtillſtandes wäre die große Operations-Armee unter Feldmarſchall Wrangel in ihre ſtrategiſche Aufſtellung eingerückt geweſen, das 5. Armee-Corps im Norden der Feſtung Mainz, zwiſchen Rhein und Main (bei einem Einmarſch nach Frankreich die Avant-

garde bildend), östlich hinter demselben, bei Frankfurt a. M., das 3. Armee-Corps. Bei Düsseldorf und Köln zum Schutze der Preußischen Rheinlinie, standen bereits concentrirt das 7. und 8. Armee-Corps, während das 4. Corps, zur Reserve für beide Positionen bestimmt, sich ebenfalls bereits in westlicher Richtung zu sammeln begann. Diese 5 Corps repräsentirten eine Feld-Armee von nahe an 200,000 Mann. Unsere Stellung zu Rußland war bekanntlich damals unklarer als heut, man sprach offen davon, daß die außer dem Garde-Corps noch nicht mobil gemachten 3 Armee-Corps (das 1., 2. und 6.) zum Schutze unserer Ost-Grenzen sowie der Küsten disponibel gehalten würden. Uebrigens können wir hierbei als einer historischen Thatsache, die wenig bekannt geworden, erwähnen, daß kurz vor Bekanntwerdung des Waffenstillstands Se. Königl. Hoheit der Prinz-Regent die Mobilmachungs-Ordre dieser Corps auch bereits unterzeichnet hatte. Die Ordres zur Anschaffung der Mobilmachungspferde für Offiziere ꝛc. waren bekanntlich schon ausgegeben worden. Wenn wir nun auch gegenwärtig nicht darauf rechnen dürfen, von Rußland Hülfe zu erwarten, sobald wir in Folge einer diesem Staat nicht convenirenden Politik in Kriegsgefahr gerathen sind, so können wir doch zuversichtlich hoffen, daß jene letztgenannten Corps oder gleichviel andere an ihrer Stelle jetzt lediglich für eine nördliche Aufstellung verwendet werden können, um die norddeutschen Küsten zu sichern, wobei das Reserve-Corps der Rhein-Armee nach Umständen auch für jenen Zweck disponibel sein könnte. Wir hoffen ferner zuversichtlich, daß unsere zahlreichen und herrlichen Festungen nicht die Rolle von 1806 wiederholen, sondern unsere Landwehren sie todesmuthig vertheidigen werden, während der organisirte Landsturm in patriotischer Weise den Feind beunruhigt und ihm schadet, und es möchte daher doch wohl selbst nach 2 verlorenen Feldschlachten keine Provinz gleich Preis gegeben werden, wie Kaiser Joseph es mit der Lombardei thun mußte. Dies dürfte man jenseits des Rheines wohl richtig würdigen, Ruhm und reelle Gewinne sind von uns schwerer zu erbeuten als dies bei dem in Italien mit so zahllosen Schwierigkeiten kämpfenden Oestreich der Fall war. Viel mehr als 200,000 Mann würde man überdies wohl keinesfalls offensiv gegen uns verwenden können, denn selbst wenn Oestreich und unsere nichtdeutschen Nachbarn dem Kampfe anfangs zuschauen sollten, so würde dies doch bis an die Zähne in Waffen geschehen, und so lange diese Waffen noch nicht wirklich unterjocht sind, würden dieselben nicht nur nicht für den Angreifer jenseits des Rheins eine passive Hülfe sein, sondern dieser müßte ihnen gegenüber, ebenfalls noch eine starke Macht disponibel halten, um sich zu sichern, daß diese Waffen sich nicht ungefährdet gegen ihn kehren können.

Als der dem 2. Thüringischen Landwehrregiment angehörende Kreisgefreite Bechstein zu Kölleda vor ein paar Tagen aus dem eine Stunde von dieser Stadt entfernten Dorfe Groß-Monra, wohin ihn Dienstgeschäfte geführt, gegen Abend wieder heimkehren wollte, wurde er auf freiem Felde plötzlich von einem jungen Kerl in der Weise angefallen, daß ihm dieser eine Hand voll nassen Koth in's Gesicht warf und fast gleichzeitig einige Messerstiche auf die Brust versetzte. Der glückliche Umstand, daß der Wehrmann eine ziemlich starke Brieftasche bei sich trug, hat diese Stiche nicht eben bedeutend werden lassen. Trotzdem, daß Bechstein seinem Gegner mit der blanken Waffe „gehörig" zugesetzt hat, ist derselbe bis jetzt doch nicht zu ermitteln gewesen.

Druck von G. Hickethier in Berlin, Kronenstr. 21.

Liberalismus und Demokratie.

I.

Wir kennen nur eine Alternative: entweder die Principien und Zwecke, welche der Liberalismus zur Schau trägt, sind ein Segen für Fürsten und Völker, und dann wäre es ein Verrath an beiden, sie nicht mit unerbittlicher Consequenz zur Geltung zu bringen; oder aber die angeblichen Grundsätze und Ziele sind nichts als ein Aushängeschild für selbstsüchtige persönliche Zwecke, und dann ist es eine gebieterische Pflicht des Patriotismus, den heuchlerischen Liberalismus zu entlarven und ihn zu dem Geständniß zu zwingen, daß er mit seinen Verheißungen Fürsten und Völker gleichmäßig betrogen. In diesen beiden Sätzen bewegt sich unsere politische Action.

Inzwischen ist uns die unverdiente Ehre zu Theil geworden, von den literarischen Klopffechtern des Herrn v. Auerswald (in Nr. 595 der „Preuß. Ztg.") auf unsere Pflichten hingewiesen und an der Hand der Erfahrung über die Gefahren der von uns beliebten Stellung belehrt zu werden!

Vor zwei Jahren freilich, als Liberalismus und Demokratie einander mit Freudenthränen in die Arme sanken und das Ministerium der „neuen Aera" seinen Stuhl auf der „Versöhnung der Parteien" etablirte, da scheinen die gutbezahlten Märtyrer der officiellen Ueberzeugungstreue die Quintessenz ihrer jetzigen Weisheit noch nicht gekannt zu haben, den Satz nämlich, mit welchem sie jetzt ihre Betrachtungen schließen: „daß man mit solchen Coalitionen Niemandem als sich selber das Grab gräbt." Indeß Verstand kommt über Nacht, und es wäre in der That eben so unerwartet als unbequem, wenn die „feudale Partei", wie man uns jetzt anscheinend auf Ordre nennt, einsichtig und energisch genug wäre, die Rolle des Leidtragenden am Grabe des Herrn v. Auerswald beharrlich zu refüsiren.

Ein lauter Compagnon, welchen man vor kaum zwei Jahren gewonnen, für immer verloren, ein „stiller Gesellschafter", auf welchen man unter allen Umständen rechnen zu dürfen glaubte, bedenklich unsicher geworden: es ist verzeihlich, wenn in solcher Situation die sittliche Entrüstung an Gedächtnißschwäche leidet.

Oder ist die „feudale Partei" allein von der Versöhnung der Parteien ausgeschlossen, und ist es für uns ein Verbrechen, wenn wir dasselbe thun, was der Liberalismus bei seinem Regierungs-Antritt als den höchsten Ruhm seiner Staatskunst angepriesen? Wir haben die Demokratie niemals für todt gehalten, und wir sind eben um deßwillen auch frei von aller Gespensterfurcht.

Doch „quis tulerit Grachos de seditione querentes?“, und wer möchte dem Liberalismus zuhören, wenn er heute, nachdem die Trauben sauer geworden, über die Verwerflichkeit einer Coalition mit der Demokratie zu predigen beginnt? Sind wir einmal gutmüthig und leider auch kurzsichtig genug gewesen, dem Liberalismus bei seinem ersten Banquerott den Rücken zu decken, wir werden dies Mal dafür Sorge tragen, ihm die Wiedereröffnung seines Geschäfts für immer unmöglich zu machen.

Vielleicht, daß diese unsere Zuversicht selbst unseren Partei-Genossen auf den ersten Anblick befremdlich erscheint, ja daß sie einigermaßen erschrecken bei dem Gedanken, mit der Demokratie, welche sie so lange bekämpft und deren Sieg sie als den Verfall unseres Vaterlandes zu betrachten sich gewöhnt, „gemeinschaftliche Sache zu machen.“

Treten wir daher der Sache selbst näher und werfen wir vor Allem die Frage auf, ob wir in der bisherigen Passivität zu beharren, oder ob und in welcher Weise wir zur Action überzugehen gedenken? Unzweifelhaft, daß alle conservativen Elemente, welche sich nicht überhaupt und für immer zur Ruhe zu setzen gedenken, unabweislich gezwungen sind, in dem nunmehr zu Tage tretenden Gegensatze des Liberalismus und der Demokratie Partei zu ergreifen, nicht allein um diesen Gegensatz zu fördern und zur Reife zu bringen und dadurch nach beiden Seiten hin die frühere Bedeutung wieder zu gewinnen, sondern noch mehr, weil es uns nur auf diesem Wege gelingen kann, selbst eine starke regierungsfähige Partei zu werden. Den Liberalismus verklagen und verdammen und doch wieder vertheidigen und stützen, wenn er von der Demokratie angegriffen wird; den Liberalismus selbst als das gefährlichere Uebel bezeichnen und doch, so oft eine Entscheidung zwischen beiden ist, sich für denselben bestimmen: das ist der sicherste und kürzeste Weg zu unserem eigenen Ruin.

Dabei versteht es sich von selbst, daß, wenn wir von der Demokratie sprechen, wir die Partei und deren sachliche, keineswegs aber die vermeintlichen Führer und deren persönliche Interessen und Zwecke im Auge haben und, daß daher unser letztes Ziel kein anderes sein darf, als durch die Befriedigung der berechtigten Interessen und Forderungen der jetzt bestehenden demokratischen Partei, deren in der Hauptsache allein auf einem Mißverständnisse beruhenden Gegensatz zu uns zu überwinden, die in der demokratischen Partei unläugbar vorhandene Thatkraft für die rechten Zwecke zu gewinnen und den Fürsten wie den Völkern den Beweis zu führen, daß es der Liberalismus gewesen, welcher die Fürsten um die Treue und den Gehorsam ihrer Völker und die Völker um das Vertrauen und die persönliche Sorgfalt ihrer Fürsten betrogen.

Es ist das Geheimniß der bonapartistischen Staatskunst, daß sie die Wünsche und Bedürfnisse des Volkes von denen seiner vorlauten Vormünder zu unterscheiden versteht und dies Geheimniß ist nicht so gar schwer!

Was auf dem Gebiete des Handwerks möglich geworden, es wird auf allen anderen Gebieten in gleicher Weise gelingen und unser schlimmster Feind ist allein unsere eigene Trägheit und Unentschlossenheit.

Oder lassen wir uns auch durch die Meinung Derer täuschen, welche in

der Demokratie Nichts erblicken, als einen vorgeschrittenen Liberalismus und in dem Liberalismus Nichts als eine abgeschwächte Demokratie? Liberalismus und Demokratie sind prinzipielle Gegensätze und zwar Gegensätze, die schließlich unverträglicher sind als Demokratie und conservative Partei, und schon heute will es den Häuptern des Liberalismus kaum noch gelingen, die Masse des Volkes und damit auch der Demokratie so weit über ihre wahren Interessen zu täuschen, um sie noch länger einer der Krone und der Volks-Freiheit gleichmäßig feindlichen oligarchischen Koterie dienstbar zu erhalten.

Was die Massen des Volkes im Jahre 1848 bewegt, es ist auch heute noch das Motiv seines Handelns und das Object seiner Sehnsucht geblieben. Was aber ist dies gewesen?

Umschau.

So wären wir denn, die Pforten eines neuen Zeitabschnittes im Angesichte, bis an die Grenzen eines alten gelangt. Werden wir, diese überschreitend, auch den alten und gewohnten Zustand der Dinge hinter uns lassen und, indem wir jene passiren, auch den Boden eines neuen Landes und Lebens betreten? Oder sind diese immer wiederkehrenden Merkmale äußerlicher Zeitwenden nur Einschnitte am Längenmaß der Ewigkeit, die unberührt von den Erwartungen und Besorgnissen der Menschen, ruhig fortfluthet, die wahren Entscheidungen und mit ihnen die wahren Scheidepunkte zwischen Frieden und Unfrieden, zwischen Sturm und Stille, zwischen Glück und Elend bringend, wenn und wo wir es am wenigsten vermutheten? Werden wir auch fernerhin allein „auf Hoffnung" leben? und wird das einzige Gut, das wir aus dem alten Jahr mit in ein unbekanntes neues hinübernehmen, vielleicht blos in der um etwas stärker gewordenen Gewißheit beruhen, daß wir hier keine bleibende Stätte haben, daß wir vielmehr Pilger sind eines Landes, dessen Grenzmarken noch kein Auge gesehen und von dem wir dann und wann nur ein wenig Luft kosten, um nicht zu verschmachten?

Gewiß, daß wir mehr als dieses nicht zu erwarten haben. Aber könnten wir in der That Höheres erwarten? die gesteigerte Erkenntniß, daß wir bleibende Güter nur in dem Maße erringen, als wir sie dem Zusammenhange unserer Natur mit Gott und göttlicher Ordnung zu entreißen wagen, — der Muth, daß wir unbekümmert um das Elend, womit der Widerspruch gegen Gott und göttliche Ordnung die Welt erfüllt und das er zur Zeit gleichsam einzunisten droht, an uns selbst, unsere Abkunft und den daher stammenden Beruf gläubig festhalten — die stärkende Gewißheit endlich, daß wir in diesen Glauben überwinden werden, daß auch die Macht der Sünde in der gottlosesten Vergewaltigung ihren Zeitwenden unaufhaltsam zuschreitet und sodann auch ihrem endlichen Ende, und daß zuletzt doch nur Diejenigen das Reich besitzen werden, die Luft und Duft der Ewigkeit kosten, sie sind das einzige Gut, das wir aus der ablaufenden Zeit in die angehende hinübernehmen werden, zugleich aber auch das Höchste und

Heiligſte, das wir überhaupt mit hinüberzunehmen vermögen. Behalten wir aber dies, ſo bleibt uns in dem Einen Alles das, was uns noth thut und wir mögen es ertragen, daß es immerhin auch Viele giebt, die dieſes Einzige, das noth thut, entbehren.

Blicken wir heute nochmals auf den jüngſt durchlaufenen Zeitraum zurück — woran ſind alle Hoffnungen der Guten geſcheitert? An der etwaigen Ueberlegenheit der Mächte der Sünde? Etwa daran, daß ſie ſo ſinnreich ſind in der Erfindung lügneriſcher Künſte, ſo dreiſt und gewandt in der Anwendung derſelben? Verfügt die Revolution in der That über ſtärkere Mittel und Kräfte? Oder kennzeichnet es nicht vielmehr den wahren Quell unſerer Schwäche, daß wir Fragen und Erwägungen wie dieſen überhaupt nur einige Aufmerkſamkeit zuzuwenden wagten, ohne zu empfinden, daß wir uns damit des Grundvergehens dieſer Zeit, des Abfalls von dem Glauben ſchuldig machen, daß alle wahre Macht in Gott ruht? In der unvertilgbaren Wahrhaftigkeit ſeiner Ordnungen?

Waren wir in der That ſchwächer als Louis Napoleon? Oder waren wir es nur, weil wir es ſein wollten? Weil wir uns eingebildet hatten, ſchwächer zu ſein? Sind wir es nicht ſelbſt geweſen, die ihn erſt ſtark und dann durch Rückſchritt zu Rückſchritt ſtärker gemacht haben? Iſt er nicht gleichſam groß gezogen worden erſt durch uns? Erſt durch die freiwilligen Zuwendungen an Macht, womit die legitimen Autoritäten die ſeinige, die rein ſelbſtiſche Autorität geſäugt haben? Oder war etwa jenes tief lächerliche Bündniß Englands mit ihm, ſobald wir die frivolen Grundgeſetze und damit zugleich Grundgebrechen deſſelben nur recht ernſtlich in's Auge faßten, ein Gegenſtand der Beſorgniß für uns? War dieſe Beſorgniß bei einiger Nüchternheit überhaupt nur möglich, nur gedenkbar? Nicht die thätige Kraft der Lüge, nein, das läſſige Verhalten der Wahrheit hat die Revolution ſtark und uns ſelber ſchwach gemacht.

Soll es hierbei bleiben? Wir wiſſen, auf welchem Wege wir ſchwach geworden — könnte es darauf abgeſehen ſein, daß wir eben dieſen Weg auch ferner noch verfolgen? Oder werden wir ihn mit dem erſten Lichtſtrahl des neuen Jahres verwünſchen und von uns abſchwören mit der ganzen Tiefe der Verabſcheuung, womit etwa der reuige Elende, den die Sünde krank und todtkrank gemacht hat, an ſeine Bruſt ſchlägt und zu ſich ſpricht: „Du willſt heut ein neuer Menſch werden! Willſt es aus Herzensgrunde, willſt es ganz werden! All' Dein Elend rührt allein daher, daß Du in die Sünde *gewilliget*. Ohne Dich ſelbſt und Dein Zuthun wäre ſie Deiner niemals mächtig geworden! . . .?"

Das iſt, wird man einwenden, von den erhabenen Aufträgen der Staatskunſt unendlich dürftig und menſchlich gedacht.

Und ſollte es nicht gerade um deshalb richtig gedacht ſein? richtig ſogar in dem ausgedehnten Sinne, daß die Wiederherſtellung des öffentlichen Rechtszuſtandes in Europa, der Aufbau eines Reichs der Gerechtigkeit, der Stärke und der Freiheit allein aus der *perſönlichen Willensentſchließung* her-

vorzugehen vermag? Giebt es für uns in der That eine höhere, eine zugleich zuverläſſigere Inſtanz als dieſe? . .

Für die conſervative Gemeinde nicht.

Die Fürſten erheben ſich entweder in Einmüthigkeit zu der Erkenntniß, daß die legitime Ordnung in Europa die königliche Ordnung iſt, und der Glaube an die landesherrliche Machtvollkommenheit auch die Forderung der perſönlichen Willensentſchließung enthält und entſcheiden ſich in dieſem Sinne zu einer reuigen Einkehr in ſich ſelbſt, zur aufrichtigen Rückkehr zu Gott und göttlicher Ordnung in den heiligen und ernſten Verpflichtungen, die darin gegeben liegen, oder wir werden in den Pforten des neuen Zeitabſchnittes nichts hinter uns laſſen, ſondern auf dem neuen Boden unter der Laſt des alten Verderbens unausbleiblich erliegen.

Noch aber dürfen wir an dieſe endliche „perſönliche" Ermunterung unſerer Fürſten, der Fürſten von der Gnade Gottes glauben, wäre es ſelbſt nur, weil wir bereis heute, im Niederſinken der blutigen Sonne von 1860, ein zartes königliches Reis, den ſtärkeren Zweigen zu tiefer und bleibender Beſchämung, perſönlich groß und bewußt gegen die Stürme der Revolution ankämpfen ſehen. —

Gott halte ſeine ſchirmende Hand fernerhin ausgeſtreckt über dieſen König von wahrhaftiger Gottes Gnade!

Der Zöllner wider Willen.

Die perſönliche Freiheit war bekanntlich vor hundert Jahren noch nicht in dem Maße anerkannt, wie heutzutage. Nicht nur Soldaten warb man damals mit Liſt und Gewalt, und hielt ſie dann wie Leibeigene oder Züchtlinge, ſondern auch Civilbeamte wurden gelegentlich gepreßt, und ſahen ſich alsdann nicht ſelten in einem Verhältniß, welches wir ebenfalls als ein ſclaviſches anſehen würden. So erging es dem Salomon Markus, dem Sohne eines jüdiſchen Kaufmanns in Breslau, der wider den Willen ſeines Vaters das elterliche Haus verlaſſen hatte, und ſich nun (1766) in Stettin aufhielt, in der Abſicht zum Chriſtenthum überzutreten. Während er hier in den Lehren der chriſtlichen Religion unterrichtet wurde, ließ ihn eines Tages der Kammerpräſident v. Schönicke zu ſich rufen. Salomon begab ſich ſogleich in deſſen Wohnung. Der Präſident empfing ihn ſehr gnädig. „Mein Sohn", ſprach er, „wie man mir verſichern will, hat Er ſich einige Jahre in Pommern aufgehalten." — „Ja, Ihro Excellenz." — „Wahrſcheinlich hat er dort gehandelt?" — „Auch dieſes." — „Er iſt alſo mit der Nation, mit den Fabriken, mit den dortigen Juden und ihrem Handel bekannt?" — „Als ein Jude befand ich mich freilich meiſt unter Juden, ich habe in ihren Dienſten und auch mit einigen in Geſellſchaft, zuletzt aber für mich allein gehandelt. Ich handelte mit einigen unter ihnen, welche eigene

Fabriken angelegt hatten, darum kenne ich die Verfassung ihres Handels und ihrer Fabriken sehr wohl." — „Wenn dieses ist, so wird Er mir die Ursachen angeben können, aus welchen die pommerschen Fabriken, die meistens in den Händen von Juden sind, so sehr in Verfall gerathen, da doch die Materialien in hinlänglichem Vorrath verschafft werden könnten." Salomon erschrak nicht wenig über diese Wendung der Unterredung. Er kannte jene Ursachen sehr wohl, und wollte sie doch nicht verrathen, damit es nicht scheine, als habe er aus Haß gegen seine ehemaligen Glaubensgenossen so gehandelt. Er suchte also seine Kunde von diesen Verhältnissen als eine möglichst mangelhafte darzustellen; aber der Präsident ließ sich nicht täuschen, sondern sagte bald: „Alles, was Er mir da sagt, sind leere Ausflüchte. Es ist nicht möglich, daß Er nicht eine genaue Kenntniß von Dingen und Leuten haben sollte, unter welchen Er mehrere Jahre zugebracht hat. Vermuthlich ist die Ursache jenes Verfalls keine andere, als der Schleichhandel der Juden mit rohen Producten, und eben darum will Er dieselbe nicht entdecken. Er will an seiner Nation nicht zum Verräther werden; diese Denkungsart ist edel und gut. Allein sie wird zum Ungehorsam, sie wird aufrührerische Gesinnung, wenn Er dem ausdrücklichen Befehle des Königs nicht Gehorsam leistet, welchen zu befolgen, die Religion, die er anzunehmen gesonnen ist, so ernstlich befiehlt. Oder fürchtet Er vielleicht von den Juden um seiner Entdeckung willen verfolgt zu werden? Gott und der König sind mächtig genug, Ihn zu schützen. Ich bin hier im Namen des Königs. Im Namen des Königs frage ich Ihn noch einmal um die Ursachen, welche die pommerschen Fabriken in Verfall bringen." Also bedrängt, gestand Salomon, daß der Schleichhandel der Juden mit rohen Producten die Ursache jenes Verfalls sei. Er beschrieb zugleich die Weise, in welcher sie diesen Handel betrieben, und die Mittel, durch welche sie eine Entdeckung desselben fast unmöglich machten. Zuletzt bat er sehr dringend, ihn nicht zu verrathen, weil er dann schwerlich den Nachstellungen der rachsüchtigen Juden entgehen würde.

Einige Tage später mußte Salomon wieder zu dem Präsidenten kommen, und dieser eröffnete ihm, daß er mit einem monatlichen Gehalt von fünfzehn Thalern bei der Regie angestellt sei. Salomon bat dringend um die Erlaubniß, diesen Dienst nicht anzutreten. Ich müßte, sagte er, sonst meinen bisherigen Glaubensgenossen oft unangenehme Auftritte verursachen, und das würde mir nicht nur selbst sehr empfindlich sein, sondern es würde mir auch eine allgemeine Verfolgung der Juden zuziehen. Der Präsident aber lachte über diese Bedenklichkeiten; er sagte, Salomon habe nichts zu befürchten, wenn er sein Amt treu verwalte; denn er würde fast immer von anderen Beamten umgeben sein, die ihn schon gegen die Juden beschützen würden. Er mußte sich entschließen den Dienst anzunehmen; aber kaum war dies geschehen, so begann eine Reihe böser Verfolgungen. Salomon sah sich bald genöthigt Unterschleifen einiger Juden zu entdecken, welches ihnen nicht geringe Ungelegenheiten verursachte. Bald darauf wurde er zweimal von vermummten Juden angefallen, glücklicher Weise aber von Soldaten, die zufällig sich in der Nähe befanden, aus ihren Händen gerettet. Er bat nun den Gouverneur von

Stettin, Prinzen von Bevern, um ſeinen beſonderen Schutz. Dieſer bedauerte ihn und übergab ihm einen von ihm ſelbſt geſchriebenen Paß, welcher den Befehl enthielt, daß jeder Jude, der den Inhaber mit Worten oder Handlungen beleidigen würde, von der nächſten Schildwacht arretirt werden ſolle. Als Salomon einige Tage ſpäter über den Markt ging, fielen ihn drei Juden Anfangs mit Scheltworten und endlich auch mit Schlägen an. Sein Geſchrei zog die Wache herbei und man verhaftete alle vier. Salomon wurde nach Vorzeigung ſeines Paſſes zwar entlaſſen, doch mußte er ſich am andern Tage vor Gericht ſtellen. Hier ſagten die drei Gegner nicht nur einſtimmig aus, er habe ſie zuerſt beleidigt, ſondern ſie hatten auch einen Zeugen erkauft, welcher die Wahrheit ihrer Ausſage beſtätigte. Zugleich erboten ſie ſich nebſt dem Zeugen ihre Ausſage zu beſchwören. Glücklicher Weiſe hatte ein Kriegsrath, welcher am Markte wohnte, die ganze Begebenheit geſehen und gehört, und erfuhr auch von jener Liſt der Gegner; er ſchickte daher ſogleich nach dem Gericht und ließ daſſelbe von der wahren Beſchaffenheit der Sache unterrichten. Nun wurden die Gegner ſtreng beſtraft, allein die Juden ließen ſich nicht abhalten, ihre Verfolgungen zu erneuern. Um ſich nicht mehr perſönlich preiszugeben, miethete ſie Chriſten, welche an ihrer Statt den Abtrünnigen verfolgen mußten. Salomon wurde faſt täglich beſchimpft oder ſonſt übel behandelt. Er machte nun mehrere ſehr ernſte Verſuche, ſich dieſes gefährlichen Dienſtes zu entledigen; allein es war nicht möglich. Einſt kam der General-Director der Regie nebſt dem Miniſter von Hagen nach Stettin. Der Kammerpräſident ſtellte unſern Salomon Beiden vor und benachrichtigte ſie von den Verfolgungen, welche er zu erdulden hatte. Sie verſicherten ihn ſehr liebreich ihrer beſondern Gnade, und verſprachen, darauf zu denken, wie ſie ſeinen Zuſtand gefahrloſer und angenehmer machen könnten.

Bald darauf ließ der Oberinſpector der Stettiner Regie den Salomon zu ſich rufen. „Mein Sohn," ſagte er zu ihm, „Sein gutes Verhalten und meine Empfehlung bei dem Herrn Generaldirector haben es ſo weit gebracht, daß geſtern der Befehl angekommen iſt, Er ſolle in Berlin beim Packhofe Dienſte erhalten mit einem monatlichen Gehalt von 32 Thlrn." Er glaubte ohne Zweifel, in dem Untergebenen durch dieſe Eröffnung die lebhafteſten Gefühle der Freude und des Dankes zu erregen, und verwunderte ſich daher ſehr, als Salomon zwar für die wohlgemeinte Empfehlung des Inſpectors und für die Gnade des Herrn Generaldirectors pflichtſchuldigen Dank abſtattete, zugleich aber bat, ihn mit dieſem Dienſte zu verſchonen. „In Stettin," ſagte er, „ſind der Juden wenige, und ihr Anſehen, ihre Macht iſt nicht groß, und dennoch bin ich mit Mühe und Lebensgefahr ihren Nachſtellungen entgangen. Wie würde mir es nun in Berlin ergehen! Tauſende würden auf mein Verderben lauern und es würde nicht möglich ſein, ihren Fallſtricken zu entkommen. Ich bitte Sie daher inſtändigſt, es dahin zu bringen, daß ich nicht nach Berlin muß, ſondern hier bleiben darf." Der Oberinſpector lachte Anfangs über dieſe albernen Bedenklichkeiten, wie er ſich ausdrückte, und ward endlich unwillig und ſagte, der Befehl könne nicht mehr geändert werden; Salomon müſſe nach Berlin, weil

Niemand für den ihm zugedachten Posten geeigneter wäre als er. Dieser wendete sich nun an den Kammerpräsidenten, fand aber hier eben so wenig Gehör. Endlich erlangte er dennoch durch inständiges Bitten, daß er zu Protokoll vernommen und ein Bericht über ihn nebst seiner Weigerung nach Berlin geschickt wurde. Hierauf erfolgte aber nur der erneuerte Befehl, daß er unweigerlich sobald als möglich nach Berlin kommen solle. Er mußte also gehorchen.

Schon unterwegs begannen die Verfolgungen, welche ihn in Berlin erwarteten. In einem Dorfe bei Neustadt-Eberswalde traten bald nach ihm zwei Juden in die Schenke und suchten ihn in Zänkereien zu verwickeln. Da Salomon sich mit ihnen nicht einließ, fingen sie an zu schelten und zu spotten. Salomon verlangte von dem Wirth, daß er diesen Beleidigungen wehre, dieser aber schien in gutem Vernehmen mit den Juden zu stehen und verhielt sich ganz neutral. Diese setzten daher ihren Muthwillen ungestört fort, und da es schon ziemlich spät am Abend war, so fürchtete Salomon, daß sie ihm in der Nacht noch übler mitspielen würden, möchte er nun in dem Wirthshause bleiben oder nicht. Glücklicher Weise kam eben ein Schreiber aus dem nahen Schlosse herbei. Diesen bat Salomon um seinen Schutz, und wurde von ihm aufgefordert, mit ihm auf das Schloß zu gehen. Hier ward er sehr höflich bewirthet. Am folgenden Tage gab man ihm einen handfesten Bauer zur Begleitung, und mit dieser Bedeckung kam er glücklich zu Berlin an.

Hier wurde er nun in sein neues Amt eingeführt. Er wurde hier, was er in Stettin gewesen war, Güterbeschauer, und mußte namentlich alle Waaren, die von Juden auf den Packhof gebracht wurden, genau untersuchen. Er behandelte diese möglichst nachsichtig; aber es gelang ihm dadurch keineswegs, sie zu gewinnen, denn zuweilen mußte er ihnen doch Ungelegenheiten verursachen. Sie suchten ihn nun zu bestechen. Einst kam ein Jude zu ihm und bot ihm fünf Louisd'or für einige Minuten Kurzsichtigkeit. Allein Salomon wollte seinem Amtseid nicht zuwiderhandeln und mußte überdies fürchten, daß man ihn angeben würde, wenn er auf dergleichen Vorschläge einginge. Einige Tage später drang derselbe Jude mit vier andern, offenbar in feindseliger Absicht, in Salomon's Wohnung ein, da aber ein Bekannter bei ihm war, zogen sie bald wieder ab. Salomon bat nun den Gouverneur von Berlin, General-Lieutenant von Ramin, um seinen Schutz. Dieser gab ihm einen Paß, wie jener gewesen war, den er einst in Stettin gehabt hatte.

Bald darauf drangen vier Juden nebst einigen Soldaten in Salomon's Wohnung; er mußte den Soldaten nach dem nächsten Wachthause folgen. Hier zogen die Juden den wachthabenden Offizier bei Seite und baten ihn, so hart als möglich mit dem Arrestanten zu verfahren. Sie unterstützten ihr Gesuch durch klingende Gründe. Auch benahm der Offizier sich sehr roh gegen Salomon. Dieser hatte indessen in Königlichen Diensten schon einigen Muth sich angeeignet, protestirte lebhaft gegen diese Behandlung, verlangte nach der Hauptwacht gebracht zu werden, und zeigte zur Unterstützung des Gesuchs den Paß des Gouverneurs vor. Der Lieutenant warf ihm den Paß vor die Füße und befahl einem Unteroffizier, dem Arrestanten Schläge zu geben. Der Unteroffi-

zier fand indeſſen doch, daß dieſer Paß einiger Beachtung würdig ſei, und rieth ebenfalls, den Gefangenen nach der Hauptwacht bringen zu laſſen. „Meinethalben", ſagte der Lieutenant, „ſchleppt den Bärenhäuter, wohin er will." — Auf der Hauptwacht mußte Salomon die Nacht zubringen. Am andern Morgen erſchien hier ein Auditeur, welcher ein förmliches Verhör mit ihm anſtellte. Er fragte ihn, ob er vor einigen Tagen im Thiergarten ſpazieren gegangen ſei. „Ja", ſagte Salomon, „das iſt meine gewöhnliche Promenade." Nun fragte der Auditeur, ob er nicht daſelbſt ein Judenmädchen angefallen und geſchlagen habe. Salomon entſetzte ſich und verſicherte, daß er an eine ſolche Handlung nie gedacht hätte. Nun traten acht Juden in das Verhörszimmer, um ſich an der Verlegenheit des Verhafteten zu ergötzen und ihn zu verhöhnen. Salomon verlangte die Entfernung dieſer unberufenen Zuſchauer. Der Auditeur ſagte Anfangs, das ginge ihn nichts an, veranlaßte aber nach einiger Zeit doch die Entfernung der Juden. Nachdem das Verhör geſchloſſen war, wurde Salomon in Freiheit geſetzt. Er hinterbrachte ſogleich dieſe ganze Begebenheit dem Miniſter von Gagan und bat ihn, es beim Könige dahin zu bringen, daß er ſeinen Abſchied erhielte, oder an einen Ort verſetzt würde, wo es weniger Juden gäbe. Der Miniſter verſprach ihm ſeinen Beiſtand, verſicherte, er wollte die Angelegenheit auf das Strengſte unterſuchen laſſen; unterdeſſen möchte er ſich beruhigen und nichts befürchten. Zugleich ſagte er ihm, daß er, Salomon, nächſtens mit einer Commiſſion auf die Frankfurter Meſſe reiſen müſſe. Das war ein neuer harter Schlag für den Unglücklichen. Er bat inſtändig, ihn damit zu verſchonen, weil auf der Frankfurter Meſſe die Juden aller Länder in großer Anzahl zuſammenkämen, und er alſo dort unüberwindlichen Gefahren entgegengehe. Allein der Miniſter verſprach ihm, für ſeine Sicherheit zu ſorgen. Er bewilligte ihm doppelte Beſoldung, und Salomon mußte ſich entſchließen, die Commiſſion zu begleiten. Sie beſtand aus einem Kriegsrath und einem Commerzienrath, mit denen Salomon nach Frankfurt reiſte.

Er wohnte hier bei einem Kriegsrath T. und hatte bei ihm auch freien Tiſch. Mit ſechsunddreißig Regiebeamten, die unter ihm ſtanden, mußte er die Päſſe und Waaren der fremden Juden unterſuchen, damit ſie keinen Schleichhandel trieben. Schon in der Woche vor der Meſſe langten ſehr viele Juden aus Polen, Pommern und der Neumark an. Salomon verfuhr mit ihnen ſo ſchonend, als ſeine Pflicht es irgend geſtattete. Ja, er begünſtigte ſogar einſt drei Juden, die er aus früherer Zeit her kannte, in einer Weiſe, die vielleicht nicht ganz pflichtgemäß war. Sie wollten ihm für dieſen Dienſt fünfzig Thaler ſchenken; er aber nahm das Geld nicht an, ſondern bat ſie nur, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, und nicht zu glauben, daß er darauf ausgehe, ihnen Verdruß und Ungemach zu bereiten. Dieſes Geſpräch hatte ein anderer Jude gehört, der den Salomon haßte, weil dieſer ihm einmal hatte Schaden verurſachen müſſen. Er hinterbrachte daher ſogleich, was er gehört hatte, einem Mitgliede jener Unterſuchungscommiſſion. Dieſer ließ Salomon ſogleich rufen, befragte ihn auf das Schärfſte über das in Rede ſtehende Sachverhältniß und ſchickte ſogleich eine Wachtmannſchaft ab, um die Juden arretiren und

genauer unterſuchen zu laſſen. Dieſe aber hatten das vorausgeſehn, ſich daher ihrer Waaren möglichſt ſchnell entäußert, und die Stadt bereits verlaſſen. Salomon wurde nun von ſeinen Vorgeſetzten ſehr ernſtlich geſcholten, und mit der ſtrengſten Strafe bedroht, wenn ſolch' ein Fall noch einmal vorkäme. Er war alſo nun genöthigt, ſo behutſam und ſtreng als möglich zu ſein, was den Haß der Juden gegen ihn natürlich auf das Höchſte ſteigerte.

Bald darauf verſchworen vier Juden ſich, den armen Salomon um jeden Preis aus dem Wege zu räumen. Glücklicherweiſe erfuhr ein Soldat, der mit einem Judenmädchen in zärtlichen Beziehungen ſtand, unter dem Siegel des Geheimniſſes von dieſem Vorhaben, und benachrichtigte den Bedrohten. Dieſer machte ſogleich ſeinem Vorgeſetzten Anzeige davon; die vier Juden wurden eingezogen, ſtreng beſtraft und während des Reſtes der Meſſe in Verwahrung gehalten. Von nun an hielt Salomon ſich ſtreng in ſeinem Zimmer verſchloſſen, wenn er nicht im Dienſt war. Die Juden verſuchten nun noch einmal, ihn zu beſtechen, aber wieder vergeblich, und nun beſchloſſen ſie, ihn wo möglich bei einer andern ſchwachen Seite zu faſſen. Eines Abends meldete der Diener des Kriegsraths T. dem Salomon, daß ein ſehr ſchönes Judenmädchen ihn zu ſprechen verlange. Er ließ ſie abweiſen. Der Diener aber kam wieder und ſagte, das Mädchen wolle ſich durchaus nicht abweiſen laſſen, und bat ſelbſt, ſie einlaſſen zu dürfen. Salomon erlaubte es endlich, befahl aber dem Diener, im Zimmer zu bleiben. Das Mädchen trat ein; ſie war ſehr ſchön gekleidet und ihr Aeußeres war in der That ſehr einnehmend. Salomon fragte ſie, mit wem er die Ehre habe, zu ſprechen. Sie antwortete in jüdiſchem Dialecte und fragte, ob ſie den Salomon nicht allein ſprechen könne, ſie habe ihm wichtige Sachen zu entdecken. Salomon befahl dem Diener, ſich zu entfernen. Das Mädchen gab nun vor, nahe verwandt mit ihm zu ſein, und daß Mitleiden mit ihm, der ſich durch ſeine Abtrünnigkeit vom jüdiſchen Glauben in's Verderben geſtürzt, ſie bewogen habe, zu ihm zu kommen, um ihn wo möglich auf den rechten Weg zurückzuführen. „Mein lieber Salomon," ſagte ſie, „wie iſt es möglich, daß Sie den lebendigen Gott verlaſſen wollen? Wie können Sie auf Ihre Seele ein trauriges Karukal laden und den Geiſt Ihrer Aeltern vielleicht auf Jahrhunderte hinter den ſchwarzen Vorhang bringen? (Nach dem Talmud muß die Seele eines abtrünnigen Juden durch allerlei thieriſche Körper wandern, und ſo lange dieſe Wanderung — Karukal genannt — währt, müſſen ſeine Aeltern hinter dem ſchwarzen Vorhang in einem Mittelzuſtand zwiſchen Seligkeit und Verdammniß verharren) Und wie können Sie Ihren vorigen Glaubensverwandten ſo vielen Schaden zufügen?" — Die Reden des Mädchens hatten wenig Ueberzeugendes für Salomon, aber ihr ſchöner Mund, ihre ſchmachtenden Augen, aus denen Thränen des Mitleids hervorquollen, ihr ganzes Benehmen machte auf ihn den lebhafteſten Eindruck. Das entging ihr nicht, und ſie glaubte ſchon, ihren Zweck vollſtändig erreicht zu haben. Sie bat ihn daher, ihr zu ſchwören, daß er den Juden nicht mehr ſchaden wolle. Salomon fühlte ſich wie bezaubert und verſprach, die Juden ſollten nichts mehr von ihm

zu befürchten haben, wenn sie aufhörten, ihn zu verfolgen. Sie ging darauf von ihm und versprach, ihn wieder zu besuchen, wenn er sein Versprechen halte.

Diesen Vorfall erzählte Salomon am andern Tage seinen Vorgesetzten. Sie lachten Anfangs, ersuchten ihn aber auch sehr ernsthaft, sich nicht auf diese Art überlisten zu lassen. Der Verstand unseres wackern Salomon's war durch die Reize des Mädchens so umnebelt worden, daß er erst jetzt einsah, was eigentlich die Absicht jenes verführerischen Besuches gewesen war. Er entschloß sich also, das Mädchen nie wieder zu sehen.

An demselben Tage, als Salomon sich gegen Abend wie gewöhnlich in seinem Zimmer eingeschlossen hatte, pochte Jemand stark an seiner Thür. Er wagte nicht zu öffnen, sondern wartete, bis eine Magd dazu kam. Diese benachrichtigte ihn, es sei ein Judenbursche vor der Thür. Salomon fragte, ob er allein sei, und ob er groß oder bewaffnet sei. Die Magd versicherte, er sei allein, und sehe sehr unschädlich aus. Salomon ließ ihn also ein. Der Knabe erzählte, daß er bis jetzt bei einem Berliner Juden, mit Namen Bär Ferth, in Dienst gestanden, dieser habe ihn heute sehr geschlagen und von sich gejagt. Er habe aber eine sehr bequeme Gelegenheit, sich an seinen Herrn zu rächen. Dieser habe nämlich gestern zwei Kisten voll ausländischer Zeuge erhalten, die nicht in der Accise gemeldet worden seien, und die er nun nach Berlin führen wolle. Er habe sich deshalb ein Königliches Siegel machen lassen, und schon einen ansehnlichen Theil jener Waaren damit gesiegelt und so nach Berlin geschafft; von der Wahrheit dieser Angabe könne Salomon sich leicht überzeugen, wenn er ihm nach dem Hause des Juden folge. Salomon entsetzte sich über die boshafte Rachsucht des Knaben und wollte nichts mit der Sache zu thun haben. Der Knabe aber sagte: „Herr, warum hat der König Sie hierher geschickt? Haben Sie nicht mit einem Eide versprochen, dergleichen Dinge zu untersuchen und zu verhindern? Ich glaube Sie verstehen sich in'sgeheim mit meinem Herrn; dann werde ich andere Leute finden, welche nicht bestochen sind und den Nutzen des Königs eifriger wahrnehmen." Das konnte Salomon natürlich nicht zulassen, er rief also einen Diener und ging mit ihm und dem Knaben zu einem seiner Vorgesetzten. Sogleich ward nach der Hauptwacht geschickt; ein Unteroffizier und acht Mann begaben sich von da in Begleitung Salomon's und des Knaben nach der Wohnung des Juden mit dem Auftrage, Haussuchung zu halten. Der Jude bat inständigst, Salomon möge schonend gegen ihn verfahren, ihn nicht unglücklich machen; er mußte die Schlüssel zu seinem Waarenlager ausliefern. Salomon untersuchte dasselbe genau, fand aber wenig Verdächtiges darin. Der Jude war darüber sehr froh, erschrak aber nicht wenig, als Salomon verlangte, er möge ihm eine Chatoulle zeigen, die der Knabe sehr genau beschrieben hatte. Er wollte nichts von einer solchen Chatoulle wissen; sie wurde aber doch aufgefunden, und Salomon fand darin nicht nur jenes königliche Siegel, sondern auch mehrere kleine Schlüssel. Der Knabe sagte, einer von diesen Schlüsseln würde schon das verborgene Waarenlager des Juden öffnen. Zugleich zeigte er eine Fallthür, die so künstlich eingerichtet war, daß es fast nicht möglich gewesen wäre, sie zu entdecken, wenn der Knabe sie

nicht verrathen hätte. Sie wurde geöffnet und es fanden sich nun in der That drei Kisten voll ausländischer verbotener Waaren. Einige derselben waren bereits gesiegelt. Der Jude fiel vor Salomon auf die Kniee und bot ihm große Summen, wenn er ihn diesmal aus der Noth helfe. Als diese Anerbietungen zurückgewiesen wurden, ward er fast rasend und überschüttete Salomon mit hebräischen Scheltworten. Zugleich steckte diesem einer von des Juden Dienern heimlich eine goldene Uhr in die Tasche, um ihn dann anklagen zu können, er habe die Untersuchung benutzt, um zu stehlen. Dieser Kunstgriff blieb indessen ohne Wirkung, da einer von den Leuten, die Salomon begleiteten, ihn bemerkt hatte. Das geheime Waarenlager wurde nun versiegelt und zwei Mann Wache davor gestellt. Die Chatoulle nebst dem falschen Petschaft nahm Salomon zu sich und überbrachte sie seinen Vorgesetzten. Diese lobten sein Verfahren und berichteten über die Angelegenheit an das Generaldirectorium.

Der Jude wurde übrigens bei Weitem nicht so streng bestraft als er selbst es befürchtet hatte. Er hatte nämlich vorher mit einigen Unterbeamten der Accise verabredet, daß sie den Vorgesetzten melden möchten, ein Amtssiegel sei verloren gegangen, und dieses Siegel hatte er dann, natürlich für eine bedeutende Summe Geldes von ihnen erhalten. Jetzt nun gab er vor, er habe jenes verlorene Siegel gefunden, und es ohne alle Arglist behalten. Sich desselben zur Versiegelung seiner Waaren bedient zu haben, leugnete er. Und man glaubte ihm das, oder stellte sich wenigstens aus guten Gründen so an, und er erhielt sogar einen Theil der confiscirten Waaren zurück. Nichtsdestoweniger wurde die Erbitterung der Juden gegen den unglücklichen Salomon durch diesen Vorfall noch bedeutend gesteigert. Sie lauerten ihm unaufhörlich auf, und sobald er sich nur auf einen Augenblick außer seiner Wohnung allein befand, sah er sich sogleich von einer Menge scheltender und tobender Juden umgeben. Auch das Mittel falscher Anklagen versuchten sie nun wieder. Unter Anderen klagten ihn fünf Juden an, daß er einen andern Juden, gegen ein Geschenk von fünfzig Thalern, Passirzettel für fünf Wagen mit Wolle gegeben habe, obgleich er gewußt habe, daß die Wolle nach Sachsen gebracht werden sollte. Sie versicherten, sie wären selbst dabei gewesen, als dieser Handel abgeschlossen worden sei, und erboten sich natürlich, die Wahrheit ihrer Aussage zu beschwören. Als Salomon von seinen Vorgesetzten aufgefordert wurde, sich gegen diese Anklage zu verantworten, konnte er nur versichern, daß er unschuldig sei, und daß es nach den Gesetzen der Juden nicht nur keine Sünde, sondern ein verdienstliches Werk sei, einen Christen, wenn er ihnen gefährlich wäre, besonders aber einen Abtrünnigen umzubringen, und daß sie sich also noch weniger scheuen würden, zu einem solchen Behuf einen falschen Eid zu schwören. Nichtsdestoweniger wurde den Juden erlaubt, ihre Aussage zu beschwören, und das Protocoll über diese Verhandlung wurde an das General-Directorium geschickt.

Acht Tage später reis'te Salomon mit seinen Vorgesetzten nach Berlin zurück. Hier reichten die Juden sogleich eine neue Anklage gegen ihn beim General-Directorium ein. Sie behaupteten nämlich, er sei, ehe er jenes geheime Waarenlager verrathen habe, bei Bär Ferth gewesen und habe fünfhundert

Thaler von ihm verlangt, und da dieſer ſie ihm verweigert habe, ſo habe er ihm aus Rache jenen Streich geſpielt. Salomon wurde verhaftet und in die Hausvoigtei gebracht. Hier wurde er einige Male verhört, dann aber ſehr lange in Haft gehalten, ohne das Geringſte von ſeinen Richtern und Vorgeſetzten zu vernehmen. Endlich erhielt er die Erlaubniß, in Begleitung eines Wächters ſein Gefängniß auf einige Stunden zu verlaſſen. Er begab ſich zu ſeinen bisherigen Gönnern und zu mehreren Miniſtern, und bat ſie um ihren Schutz. Sie behandelten ihn alle ſehr gütig, und machten ihm Hoffnung, daß er ſeine Freiheit bald wieder erhalten werde. Nichtsdeſtoweniger harrte er nun wieder mehrere Monate im Gefängniß, ohne daß ſeine Lage ſich irgend veränderte. Endlich vertraute ihm ein Kriegsrath, der die Hausvoigtei revidirte, daß weder der König, noch das General-Directorium ihn hier zurückhalte, ſondern die Judenſchaft und ſein eigener Vater. Mit einem Worte: die Macht des Goldes hatte geſiegt, und Salomon ſah ſich zu ewigem Gefängniß verurtheilt, wenn es ihm nicht gelang, die Juden zu verſöhnen, was er natürlich nur durch den Rücktritt zu ihrem Glauben bewirken konnte. Ein Mitgefangener rieth ihm, zum Schein wieder Jude zu werden, wenn er dann in Freiheit ſei, könne er immer noch thun, was er wolle. Er ſträubte ſich lange gegen dieſen Gedanken, da er aber kein anderes Mittel fand, ſo entſchloß er ſich endlich dazu. Er ging zu einem Rabbiner, erzählte ihm, er ſei nicht abgeneigt, ſich wieder zur jüdiſchen Religion zu bekennen, wenn ihm nur gewiſſe Zweifel gegen die Wahrheit derſelben gelöſt würden. Der Rabbiner gab ſich alle Mühe, dieſe Zweifel zu beſeitigen, und es gelang ihm!

Salomon wurde nun ſofort aus dem Gefängniß entlaſſen, und es verlangte nun auch Niemand mehr von ihm, daß er als Zöllner Dienſte leiſte. Er ſpielte nun einige Zeit den reuigen Juden, warf aber dieſe Maske bald wieder von ſich, ohne Berlin zu verlaſſen, und wurde daher von den Juden wieder mit verdoppelter Heftigkeit verfolgt. Er wandte ſich deshalb an den König ſelbſt, und dieſer ertheilte ihm zwar ſelbſt eine Audienz, und benahm ſich dabei ſehr gnädig gegen ihn, gewährte ihm aber in der Hauptſache wenig Troſt. Ja, er ſtellte ſich ſelbſt gewiſſermaßen ein Zeugniß der Ohnmacht dieſen Verhältniſſen gegenüber aus. „Mein Sohn," ſagte er, „ich bedauere Dich, aber ich kann nicht alle Bosheiten hindern. Laß Dich in meinem Lande taufen, wo Du willſt, aber Juden wirſt Du überall finden. Geh' lieber nach Sachſen, da ſind ihrer nicht ſo viele."

Dieſen Rath befolgte Salomon; nachdem er noch mancherlei Nachſtellungen zu erdulden gehabt hatte, gelang es ihm, Berlin und Preußen zu verlaſſen, und in Sachſen ein ungefährdetes Daſein zu finden.

Der rheinländiſche Pegel für die deutſche und europäiſche Politik.

Das fehlte uns nur noch, daß man uns Deutſchen, die wir in den Augen des civiliſirten Rheinländers das Unglück haben, die noch ungebildeten und faſt barbariſchen Länder rechts vom Rhein zu bewohnen, die Scala des Lobes und und Tadels, mit denen der Rheinländer die Politik der Fürſten und Cabinette bisher begleitet hat und noch begleitet, als Norm für unſer Urtheil und Thun octroyirt! Wir haben ſchon genug an der „Kölniſchen Zeitung", die, begünſtigt durch die geographiſche Lage ihrer Officin, die lobenswerthe Höhe oder tadelnswerthe Niedrigkeit der deutſchen Politik nach der Uebereinſtimmung derſelben mit der Höhe, die der große Kenner in Paris von Tag zu Tag dem Wogengange der Revolution erlaubt, oder mit der Norm nachweiſt, die Lord Palmerſton in London den durch ſich ſelbſt ſchlecht berathenen Continentalmächten aufzuſtellen die Herablaſſung hat. Wir haben uns auch ſchon an dem conſtitutionellen Nullpunkt ſatt geſehen, den am Pegel der Kölniſchen Zeitung die Neutralität und das weiſe Juſte-Milieu von Brüſſel zwiſchen dem Londoner und Pariſer Plus und deutſchen Minus vorſtellt. Wir haben dieſe doctrinäre Schulmeiſterei der Kölnerin, die Berlin und Wien nach ausländiſchem Maß reguliren will, herzlich ſatt und können nur, ſo lange es auch dieſſeits des Rheins noch keine durchdringende deutſche Politik giebt, des Augenblicks der Entſcheidung harren, die dieſen fremden, alſo für Deutſchland völlig falſchen Pegel umwirft. Und nun kommt man ſogar, während es nur noch das Amt der Thatſachen des Ruins der fremdländiſchen Politik und der deutſchen — der ſicheren, unfehlbaren und gewaltigen deutſchen Erhebung iſt, Spott und Schande über den Kölniſchen Regulator zu bringen, — kommt man, um uns den Rheinländer als den Lehrer, Richter, Cenſor, Kritiker der deutſchen und europäiſchen Politik aufzudrängen. Dieſen höchſt unglücklichen, unzeitgemäßen und ſicherlich völlig erfolgloſen Gedanken hat Herr Eilers in dem fünften Theil ſeiner „Wanderung durch's Leben"*), in dem er es für nöthig und nützlich gehalten hat, „einen Beitrag zur inneren Geſchichte der erſten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts" zu geben. Weder in Hinſicht der Forſchung, noch des politiſchen Urtheils giebt dieſe geſchichtliche Ueberſicht etwas Neues oder Bedeutendes. Neu und eine bedeutungsvolle Curioſität iſt nur der Ernſt und die Wichtigkeit, mit denen Herr Eilers aus den Rheinländern gleichſam den Chor formirt, der mit höchſt wichtig thuender Miene den Gang dieſes halbhundertjährigen Drama's verfolgt, daſſelbe allein zu verſtehen glaubt und dann ab und zu ſeine Weisheit zu Markte bringt. So lernte Herr Eilers, „noch ehe die Alliirten den Bourbonen den Weg zur Rückkehr gebahnt hatten", im Jahre 1813 in Frankfurt a. M. in dem Gymnaſial-Direktor Matthiau einen Mann kennen, der die große Revolution von Anfang bis zu Ende theilnehmend

*) Leipzig, bei F. A. Brockhaus. 1860. 342 Seiten.

mit durchlebt hatte und ihm nachher über die Charte Ludwig XVIII. ein Licht aufstellte (p. 231. 232). „Natürlich stimmte Matthian's Beurtheilung derselben," fügt Herr Eilers hinzu, „mit derjenigen anderer Rheinländer, die ich später kennen lernte, überein," worauf dann der stolze Schlußsatz folgt: „eine glänzende Rechtfertigung erhielt sie durch den Erfolg." Nachdem er sodann das Urtheil dieser „rheinländischen Freunde, nicht der Revolution an und für sich, sondern der heilsamen Wirkungen, die sie ihrer Meinung nach auf die Entwickelung des bürgerlichen Lebens in Deutschland gehabt hatte", über die Charte Ludwig XVIII. ausführlich mitgetheilt, fügt er hinzu (p. 240): „daß sie nicht fehlgriffen, beweisen die politischen Zeitschriften der fünfzehn Jahre, die zwischen der Octroyirung der Charte und der abermaligen Vertreibung der Bourbonen liegen und noch mehr die, welche von da an bis zum Jahre 1848 das Publikum bestürmten", — Bestürmung des Publikums nennt er nämlich dasselbe, was er unmittelbar darauf (p. 241) den Kampf der Fortschrittspartei mit Preußen nennt — einen Kampf, in dem diese Partei nach seinem Ausdruck „über Preußen den Sieg davon trug", in welcher Thatsache er „den unwidersprechlichen und zugleich höchst beachtenswerthen Beweis findet, daß das deutsche Volk durch die Erfahrungen der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts zu einem gemeinsamen, ja, fast einheitlichen Bewußtsein gekommen ist, welches sich weder mit den früheren Einrichtungen, noch mit denen verträgt, welche nach Beendigung der Freiheitskriege in Wien gegeben wurden". Wie die Rheinländer uns über das Unglück, welches die Alliirten mit der Zurückführung der Bourbonen anstifteten, und über die Widersprüche in der Charte Ludwig XVIII. aufklären, so würden wir auch ohne ihre Hülfe über die Bedeutung der Juli-Revolution unwissend bleiben. Ohne die Rheinländer, deren Urtheil Herr Eilers 1830 in Koblenz vernahm, würden wir am Ende immer noch von der Kritik abhängig sein, welcher Jancke damals in seiner Schrift: „Ueber die neuere Revolution in Frankreich" den Grundsatz der demokratischen Gleichheit unterwarf — ohne die Koblenzer Freunde würden wir der, wie es Herr Eilers (p. 285) nennt, „eben so unwirksamen als wohlfeilen Weisheit" dieser Schrift immer noch beistimmen.

Nach der Schlacht bei Leipzig hörte Herr Eilers die Worte: „Nun sind alle Hindernisse der Wiederherstellung eines neuen einheitlichen deutschen Reiches, welches mächtiger sein wird, als das alte je gewesen, beseitigt," aus dem Munde vieler Patrioten aus den verschiedenen Gegenden Deutschlands (p. 97). Jedenfalls waren unter diesen Patrioten, wie schon die Scene ihrer Action annehmen läßt, die Rheinländer ansehnlich vertreten.

Wir dürfen wohl auch vermuthen, daß die „klugen Männer", die Herr Eilers spotten, und zwar mit „gutem Grunde" spotten hörte, daß „edle Frauen beim Lesen der Verkündigungsurkunde der heiligen Allianz vor Rührung schluchzten" (p. 99), manchen Rheinländer unter sich zählten.

Zuweilen zwar ist der Verfasser in der Aufsammlung des Gewäsches von klugen Männern, woraus sein ganzes Buch besteht, so gütig, es zuzugestehen, daß es außer den Rheinländern auch wohl noch Leute gebe, die nicht auf den

Kopf gefallen seien. So ist (p. 135) der kluge Mann, der ihm nach der Veröffentlichung der Bundesacte „in's Ohr sagte: wir sind betrogen", ein ihm von Heidelberg her befreundeter Legationssecretair, nach der Andeutung des Verfassers der natürliche Sohn eines deutschen souverainen Fürsten. Ferner läßt er (p. 254) „alle unsere bedeutenderen Staatsrechtslehrer" auftreten und die Bestimmungen der französischen Gesetzgebung über das Verhältniß von Staat und Kirche für die in einem Rechtsstaat allein vernünftigen erklären." Allein die Rheinländer bleiben doch immer der eigentliche Lob und Tadel spendende Chor, wie sie z. B. doch jedenfalls die erste Stimme haben, wenn der Verfasser unmittelbar vor der Citation der bedeutenderen Staatsrechtslehrer von dem „fast ungetheilten Beifall" spricht, mit dem „die französischen Gesetze zur Organisation des öffentlichen Gottesdienstes in Deutschland aufgenommen wurden."

Und wozu alles dieses Geschwätz? Wozu der gediegene und massenhafte Chor der Rheinländer und hin und wieder die Solostimme eines Binnendeutschen? Um den Regierungen zu sagen, wie sie, wenn sie weise sein wollen, gegen Jesuiten, Hierarchen und die „Vertreter eines einseitigen conservativen Princips" Front machen müssen, — um ihnen einzureden, daß sie (p. 95) „den politischen Geist, der sich eines überwiegenden Theils des gebildeten und nicht gebildeten Volkes bemächtigt hat, wohl leiten aber niemals eindämmen oder einfangen können, am wenigsten dann, wenn die Forderungen von Reformen auf Recht und Bedürfniß beruhen" um Könige und Fürsten von dem Wege abzulenken, auf welchem sie ein „starres, oft nicht einmal berechtigtes Souverainitätsbewußtsein in's Verderben führet."

Von den „Vertretern eines einseitigen conservativen Princips, welche gegen die in gegenwärtiger Zeit schwunghafter und allgemeiner als je vorher wieder aufgetauchten nationalen Einheitsbestrebungen eifern," (pag. 94) sagt er, daß sie alle von ihm mit rheinländischer Weisheit illustrirten geschichtlichen Vorgänge „mit dem Schleier der Vergessenheit verhüllt wissen wollen," und er nennt dies „einen fast unbegreiflich thörichten Wunsch."

Herr Eilers hat keine Ahnung davon, daß sie diese Illustration nur oberflächlich nennen können und vielmehr eine gründlichere Behandlung geschichtlicher „Vorgänge" verlangen.

Vollends aber glaubt er den „Vertretern eines einseitigen conservativen Princips" die Hölle heiß zu machen, indem er ihnen erzählt, wie er Geschichtslehrer auf den Gymnasien habe kennen lernen, die es liebten, „die grellsten reactionären Maßregeln der Zwanziger und Dreißiger Jahre ihren Schülern als Thema's zu schriftlichen (natürlich antireactionären) Ausarbeitungen aufzugeben." „Was die Elementarschulen angehe," meint er ferner, „so brauche er nur an den ungeheuern Einfluß zu erinnern, den Diesterweg geübt habe." Daran knüpft er die Folgerung: „So sind denn wenigstens in Preußen alle Zeitgenossen, die jetzt im kräftigsten Lebensalter stehen, recht eigentlich für die Fortschrittsbewegungen erzogen," und „unsern Staatsmännern" giebt er dann den

freundlichen Wink, daß ihnen damit „die Wege einer richtigen Politik gewiesen seien.“ —

Dagegen können ihm die „einseitig Conservativen“ nur die tröstliche Versicherung geben, daß weder die puerilen Praktiken von Gymnasiallehrern, noch der ungeheure Einfluß Diesterweg's ihnen Schrecken einflößen können. Allerdings wissen sie die verheerenden Einwirkungen der Oberflächlichkeit und Geistlosigkeit zu würdigen, aber sie sind sicher, daß ein edles Volk wie das deutsche sich nicht für immer in dieser Geistesarmuth gefallen wird. Und was die Regierungen betrifft, so mag ihnen der rheinländische Pegel, der auf neue Aera'n und ein kleines geeinigtes Duodezdeutschland zeigt, für den Augenblick imponiren; aber auch diese Irrung wird nicht lange anhalten, denn mit der Suffisance und Unnachhaltigkeit der „echten Rheinländer“ (wie sie der Verf. pag. 70, 72 nennt) lassen sich weder neue Staaten gründen, noch alte erhalten. Wo es sich um diese zwei, bekanntlich ziemlich schwere, Dinge handelt, werden sich die echten Rheinländer zuletzt wohl Andern fügen müssen, die darin seit Jahrhunderten einige Erfahrung bewiesen haben.

---

v. R. **Kopenhagen**, im December 1860.

Die dänische Frage.*)

Die Lösung der dänischen Frage beschäftigt neben den großen Welthändeln der Gegenwart die Politiker Deutschlands und vor Allen denjenigen Theil der deutschen Presse, der dieselbe nach italienischem Muster bewerkstelligt wünscht, stets noch hinreichend genug, um es namentlich jenen radikalen Bestrebungen gegenüber eben so sehr in Deutschlands eigenem, wie in Dänemarks Interesse wünschenswerth erscheinen zu lassen, in der Reihe der Tagesfragen die dänische so bald als möglich zu löschen. Der ruhigen Ueberlegung kann es indessen nicht entgehen, daß unter den augenblicklichen europäischen Verhältnissen und der herrschenden Stimmung eine definitive, alle Theile befriedigende Lösung der dänisch-deutschen Differenzen nicht zu überwindende Schwierigkeiten darbietet, und ist das ja auch vom deutschen Bunde selbst und von den holsteinischen Ständen anerkannt worden. So wenig alle bisher in Bezug auf Umgestaltung der Gesammtverfassung u. dgl. m. gemachten Vorschläge die Aufgabe zu lösen im Stande sind, eine solche endliche Ordnung der Verhältnisse der Monarchie herbeizuführen, welche alle Streitfragen erledigte und den sichern Keim des innern Friedens und der allseitigen Zufriedenstellung in sich trüge, eben so wenig würden die beiden einzigen Wege, welche augenblicklich einzuschlagen allenfalls möglich wäre, zu dem erwünschten Ziele führen.

---

*) Für die vorige Nummer zu spät erhalten. D. Red.

Der erste derselben, die Rückkehr zum Absolutismus, würde an und für sich schon die größten Schwierigkeiten darbieten, denn man würde schwerlich Männer finden, welche unter den obwaltenden Umständen sich dieser Aufgabe zu unterziehen Lust hätten.

Allein selbst auch wenn sich diese Männer finden sollten, kann es wohl kaum zweifelhaft erscheinen, daß die absolute Regierungsform nach einem zwölfjährigen Constitutionalismus, von dem man um so mehr annehmen muß, daß er im Princip Wurzeln in der Bevölkerung geschlagen hat, als schon lange vor 1848 in allen Theilen der Monarchie ein eifriges Streben nach einem solchen sich kund gab, — nicht im Stande sein würde, irgendwie zu befriedigen.

Ganz abgesehen also davon, daß die Jetztzeit überhaupt wenig darnach angethan ist, um die Wiedereinführung des Absolutismus als einen Act der Staatsklugheit erscheinen zu lassen, würde dieselbe in unserem speciellen Falle bei weitem nicht die obwaltenden Differenzen erledigen, im Gegentheil neue Klagen und Beschwerden zum unmittelbaren Gefolge haben, indem dann zu den bekannten wegen Beeinträchtigung und Uebervortheilung der einen Nationalität, die offenbar ganz ebenso gegen den absoluten König und seine Minister, wie gegen die jetzige Regierung erhoben werden würden, auch noch die liberalen Bestrebungen der Dänen wie der Deutschen sich gesellten. Man würde also durch ein solches Zurückwenden zu dem Status quo ante keineswegs ein Definitivum, vielmehr höchstens ein Provisorium erreichen, das von vornherein viel zu allgemeine und mächtige Opposition wachrufen würde, um auch nur für kurze Zeit ausreichend sein zu können.

Der zweite Weg, den man einschlagen könnte, und der allerdings weit leichter wäre, ist die Aussonderung Holsteins und Lauenburgs aus dem Gesammtstaatsverbande, aus welcher dann als natürliche Consequenz sich die Incorporation Schleswigs in das Königreich ergeben würde. Wenn man eines Theils unschwer Männer fände, welche eine solche Ordnung der Dinge durchzuführen willig wären, würde dieselbe andern Theils nicht allein die volle Sympathie einer großen Partei im Königreich gewinnen, sondern auch geeignet sein, eine andere in Holstein, die sogenannten Neuholsteiner, zufrieden zu stellen, ja sie würde in Dänemark wie in Schleswig selbst höchsten Orts nicht wenig Anklang finden. Das Verwerfliche einer solchen Aussonderungspolitik liegt aber klar zu Tage, als daß ich es näher nachzuweisen nöthig hätte. Die Lockerung der Bande, welche seit 4 Jahrhunderten die einzelnen Theile der Monarchie bei aller innern Selbstständigkeit so innig aneinander knüpfen, wäre auch außerdem so durchaus Deutschlands Wünschen und denen der großen Majorität in den Herzogthümern entgegen, daß sie keineswegs zum Frieden führen würde.

Wenn sich dennoch die Ueberzeugung aufdringen muß, daß vorläufig und bei den jetzigen Zuständen eine definitive Ordnung der Verfassungsverhältnisse in der dänischen Monarchie nicht wohl erreichbar ist, daher alle Versuche mit neuen Verfassungsentwürfen, gemodelt nach den verschiedenseitigen Wünschen, offenbar fruchtlos bleiben, vielmehr nur dazu dienen werden, die brennende Frage stets offen zu halten und dem Kampfe der Parteien immer neue Nahrung

zu geben, — ſo ergiebt ſich vernünftiger Weiſe als vorläufige Aufgabe der Regierung die Herſtellung eines Proviſoriums, welches geeignet iſt, das Staatsſchiff durch die Wogen der Gegenwart in eine ruhigere Zukunft zu führen.

Ein ſolches Proviſorium müßte natürlich derartiger Beſchaffenheit ſein, daß der deutſche Bund ſich völlig damit einverſtanden erklären könnte, daß dadurch die däniſche Frage aufhörte, die Krone für den Gothaismus und für widerliche Beſtrebungen nach Popularität zu ſein, daß Deutſchland ſich entſchließen könnte, der däniſchen Regierung im Verein mit den Ständen die weitere ruhige Entwickelung der Verhältniſſe zu einem Definitivum getroſt zu überlaſſen, daß es ſeinen bisherigen Anfeindungen ein Ende machte und Dänemark nicht jeden Augenblick in eine Stellung zu bringen drohte, wo es ſich nach ausländiſcher Hülfe umſehen und ſich z. B. Frankreich in die Arme werfen muß, auf welchem Wege ihm, deſſen mag man ſich trotz der oft betonten preußiſch-ſchwediſchen Freundſchaft verſichert halten, die ſkandinaviſchen Bruderreiche ganz gewiß folgen würden.

Man wird nicht leugnen können, daß die Erreichung eines ſo beſchaffenen Proviſoriums im wohlverſtandenen conſervativen Intereſſe Deutſchlands eben ſo ſehr wie in dem Dänemarks liegt, daß erſteres alſo nur in eigenem Vortheil handeln würde, wenn es derſelben Vorſchub leiſtete. Um aber zu einem ſolchen Proviſorium gelangen zu können, iſt es nothwendig, daß man, was ja in der Natur deſſelben, wie in der jeden Vergleichs liegt, auf beiden Seiten von ſeinen Forderungen ſo viel aufgiebt, als zur Anbahnung eines Uebergangszuſtandes nöthig iſt, der eben nur beſtimmt iſt, unter erträglichen zeitweiligen Zuſtänden die verſchiedenen Parteien einander näher zu bringen, eine Uebereinkunft zwiſchen ihnen zu ermöglichen und ſo auf friedlichem Wege ein Definitivum vorzubereiten, das, von innen heraus entwickelt, dann auch die äußere Zuſtimmung zu erlangen geeignet ſein wird.

Ohne ein ſolches vorläufiges beiderſeitiges Aufgeben von Forderungen und Wünſchen iſt aber ein Zuſtand unmöglich, der ſeiner wahren Beſtimmung nach ja eben weder den einen noch den andern Theil völlig und ſchließlich befriedigen ſoll und kann; und daher wird dieſe Aufgabe auch nur dann mit Erfolg gelöſt werden können, wenn Deutſchland und die däniſche Regierung ſich von vorn herein auf einen über die unausbleiblichen Klagen erhabenen Standpunkt ſtellen, welche däniſcher Seits ſicherlich reichlich ſo laut ertönen werden, wie auf deutſcher Seite, und dieſelben unparteiiſch gegen einander abwägen.

Nur auf dieſe Weiſe kann die däniſche Frage in ein Geleiſe gebracht werden, in welchem ihr der Zündſtoff genommen wird, und das Dänemark die Möglichkeit gewährt, ſich in ſeiner tief in der Natur aller Verhältniſſe begründeten Stellung als Bundesgenoſſe Deutſchlands zu halten.

Inwiefern nun die däniſche Regierung für Erreichung eines ſolchen Proviſoriums wirkſam geweſen iſt, erſieht man aus den während des verfloſſenen Sommers Seitens der engliſchen Regierung angeſtellten Vermittelungsverſuchen mit dem Berliner Hofe, worüber ich folgende Details mir mitzutheilen erlaube.

England hatte ſich nämlich in richtiger Würdigung der Gefahr, welche die

deutsch-dänischen Differenzen für die allgemeine Ruhe in Europa in sich tragen, und die namentlich im Falle eines europäischen Krieges eine besondere Tragweite erhalten muß, confidentiell an die dänische Regierung mit dem Ersuchen gewendet, ihm über die Schritte Aufklärung zu geben, welche dieselbe zu thun gesonnen sein dürfte, um eine so überaus wünschenswerthe Verständigung mit Deutschland zu ermöglichen, da es, die Zustimmung der dänischen Regierung vorausgesetzt, die Absicht habe, eine vorläufige Einigung mit Preußen und ein Uebereinkommen wegen der ferneren Behandlung der Sache beim Bunde zu vermitteln.

Die dänische Regierung hatte mit Hinweisung auf die augenblickliche Unerreichbarkeit einer definitiven Erledigung des ganzen Verfassungsstreites darauf in gleich confidenzieller Weise erwidert, daß sie für ein vorläufig zu erzielendes Provisorium erbötig sei, die nach dem Patent vom 23. September 1858 den holsteinischen Prov.-Ständen bei allen, Personen- und Eigenthumsrecht betreffenden Gesetzen, für die gemeinschaftlichen Angelegenheiten der Monarchie zustehende rathgebende Befugniß in eine beschließende zu verwandeln, so daß also keines der beregten Gesetze für die Monarchie erlassen werden könnte, wenn nicht sowohl der Reichsrath wie die holst. Prov.-Stände ihre Zustimmung dazu gegeben hätten.

Man wird nicht verkennen wollen, daß dies ein in hohem Grade gefährliches Experiment ist, indem man dadurch die Gesetzgebung von der Einigung zweier, in ihrem ganzen Wesen, ihrer Basis und Art der Zusammensetzung so durchaus verschiedenen repräsentativen Versammlungen abhängig macht, zweier Versammlungen, von denen die eine gewählt ist, um einzig und allein die Interessen der Gesammtmonarchie wahrzunehmen, während die andere einen durchweg provinziellen Charakter hat, und in ihrer bisherigen Competenz auch nur auf die inneren Angelegenheiten ihres Landestheils angewiesen ist. Wie leicht werden sich bei Berathungen und Beschlüssen über die Angelegenheiten der Monarchie hier nicht provinzielle Gesichtspunkte und Sonderinteressen in einer Weise geltend machen, welche eine Uebereinstimmung mit dem Reichsrath erschweren, oder sie und folglich die beabsichtigten Maßnahmen und Gesetze zum Schaden des Ganzen verhindern kann? Man wende nicht dagegen ein, daß Reichsrath und holst. Stände-Versammlung dann wie zwei Kammern einer Repräsentation zu einander stehen werden, und daß die Schwierigkeit, zu einer Einigung zwischen beiden zu gelangen, hier nicht größer sein werde, als bei dem gewöhnlichen Zweikammersysteme; denn wenn auch bei dem letzteren in Bezug auf Wahlmodus und Zusammensetzung der beiden Kammern meistens eine principielle Verschiedenartigkeit herrscht, so kann dieselbe doch nie eine in Bezug auf innern Charakter, auf die ganze Richtung, Geschäftsordnung ꝛc. so wesentliche sein, als die, welche zwischen den an verschiedenen Orten tagenden und nicht verschiedene Klassen einer Gesammtbevölkerung, sondern verschiedene und zwar leider sich noch scharf gegenüberstehende Theile des Staats repräsentirenden Versammlungen des Reichsraths und der holsteinischen Stände besteht.

Wie verschieden ist nicht schon die Stellung der Regierung den beiden

Verſammlungen gegenüber! Im Reichsrath, in welchem bekanntlich auch vom Könige ernannte Mitglieder Sitz haben, iſt ihr Einfluß auch darum ein um ſo bei Weitem größerer, weil ſie, zufolge ſeiner Geſchäftsordnung, ihre Vorlagen zur dritten Leſung in der von ihr gewünſchten Form von Neuem einbringt, und der Reichsrath dann allein über Annahme oder Verwerfung zu ſtimmen hat, während die Provinzial-Stände, denen gegenüber die Regierung ſich nur durch einen Commiſſarius vertreten laſſen kann, die ihnen vorgelegten Entwürfe nur in einer Vor- und einer Schlußberathung behandeln und ein unverkürztes Recht haben, Amendements zu ſtellen.

Wenn nun die däniſche Regierung trotz der offenbaren Gefahren, welche für eine geregelte und gedeihliche Verwaltung und Handhabung der wichtigſten Angelegenheiten der Monarchie in einer ſolchen Competenzerweiterung der holſteiniſchen Provinzialſtände liegen, dennoch ſich zur Gewährung derſelben bereit erklärt hat, ſo mußte ſie wenigſtens ein Mittel ſuchen, um das völlige Stillſtehen der Staatsmaſchine zu verhindern, wenn es ſich als unmöglich herausſtellen würde, einen übereinſtimmenden Beſchluß der beiden Repräſentationen zu erlangen. Sie hat daher in ihren confidentiellen Mittheilungen an die engliſche Regierung ſich das Recht vorbehalten, nachdem alle näher zu beſtimmenden Mittel, Einigung über eine Geſetzvorlage zwiſchen Reichsrath und Provinzialſtänden zu erzielen, wiederholt fehlgeſchlagen ſein würden, für denjenigen Theil der Monarchie, deſſen Repräſentation das Geſetz angenommen hat, dasſelbe, wenn es im allgemeinen Staatsintereſſe als unaufſchiebbar erſcheinen müſſe, zu emaniren, ſo daß es in dieſem, nicht aber in dem andern Geltung bekomme, — ein Vorbehalt, in welchem man möglicherweiſe eine die freie Berathung und Beſchlußfaſſung auf beiden Seiten beeinträchtigende Drohung ſehen wird, der aber für einen ſolchen Fall im Intereſſe des Ganzen durchaus nöthig war, und der außerdem vorausſichtlich nur in ganz ſeltenen Fällen Anwendung finden würde, da es ja ſelbſtredend allzuſehr im wohlverſtandenen Staatsintereſſe liegt, eine derartige Verſchiedenheit in der Geſetzgebung der einzelnen Staatstheile ſoweit nur irgend möglich zu vermeiden, um jenem Vorbehalte eine ungebührliche Tragweite zu geben.

In Bezug auf die finanzielle Stellung Holſteins, deſſen Provinzialſtände jetzt weder in ihren provinziellen noch in gemeinſamen Angelegenheiten einen auch nur rathgebenden Einfluß auf das jährliche Budget haben, wolle die Regierung ihnen während des Proviſoriums einen ſolchen für die gemeinſchaftlichen Angelegenheiten einräumen, der aber, da man das Finanzgeſetz nicht von einem in allen einzelnen Poſten übereinſtimmenden Beſchlüſſe der beiden Verſammlungen abhängig machen dürfe, nicht dem auf die übrige Geſetzgebung völlig entſprechen könne. Das einzig praktiſch Mögliche wäre daher die Aufſtellung eines die ordinairen Einnahmen und Ausgaben enthaltenden Normalbudgets für Holſtein, ſo daß die Votirung erſt eintreten würde, wenn die Bedürfniſſe der Monarchie dieſes Normalbudget überſchritten. Es kam alſo vor Allem darauf an, wie viel in daſſelbe aufgenommen werden würde. In dieſer Beziehung behielt ſich die däniſche Regierung nur die auf Holſtein fallenden gemeinſchaftlichen

Einnahmen der Monarchie und einen jährlichen Zuschuß Holsteins von 850,000 Thalern vor. Sobald dieseRevenüen nicht ausreichten, würde das freie Votum der holsteinischen Provinzial-Stände eintreten. Dabei versteht es sich von selbst, daß diese ihre Bewilligung eines weiteren Zuschusses von der Mittheilung des gesammten Budgets und davon abhängig machen können, daß sie dasselbe in seinen einzelnen Theilen als zweckmäßig anzuerkennen vermögen. Die so normirten ordinairen Einnahmen aus Holstein werden voraussichtlich durchweg nicht zureichend sein, um den verhältnißmäßig auf dasselbe fallenden Theil der nöthigen gemeinschaftlichen Ausgaben zu decken. Die als jährlicher Zuschuß festgestellte Summe ist nämlich nach dem Durchschnitt der letzten 6 Jahre berechnet, in welchen aber die Ausgaben der Monarchie mit Rücksicht auf die obwaltenden ungeregelten Zustände auf ein Minimum beschränkt, alle größeren Vornahmen: Neuorganisation der Armee, Vergrößerung der Flotte ꝛc., ausgesetzt, und endlich in zwei der Jahre aus dem Kassenbehalte der Monarchie Eine Million Thaler jährlich für ihre Ausgaben verwendet worden sind, wodurch also der Zuschuß der einzelnen Landestheile um so viel vermindert wurde. Die Folge davon wird also sein, daß das den Provinzialständen eingeräumte Recht nicht ein nur theoretisches bleibt, daß vielmehr die Stände in jeder Finanzperiode einen beschließenden Einfluß auf das Staatsbudget geltend machen werden.

Dies waren die Propositionen, welche die dänische Regierung der englischen mit dem Bemerken überreichte, daß sie den angebotenen Vermittelungsversuch nur dann wünschen könne, wenn sie sich ihrer vollen Zustimmung in allen diesen Punkten zu erfreuen habe. Das Londoner Cabinet erklärte sich völlig einverstanden, äußerte indessen das Bedenken, daß man voraussichtlichermaßen preußischer Seits sich nicht damit würde genügen lassen, wenn nicht auch in Bezug auf Schleswig einige Veränderungen in Aussicht gestellt werden könnten, weshalb es die dänische Regierung um Mittheilung der Maßregeln bitte, zu welchen in dieser Hinsicht dieselbe bereitwillig sein möchte. — Indem die diesseitige Regierung in ihrer Antwort den in Bezug auf Schleswig bisher innegehaltenen Standpunkt, wie er in der bekannten Correspondenz mit Herrn von Schleinitz präcisirt ist, festhielt und und hervorhob, daß überhaupt eine Verständigung mit Deutschland so lange unmöglich sein würde, als dasselbe nicht mit seinen unberechtigten Einmischungen in die innere Verhältnisse Schleswigs einhalten wollte, erklärte sie es übrigens für nicht ausgeschlossen, daß der König aus eigener Machtvollkommenheit und freier Allerhöchster Entschließung einzelne solcher Veränderungen in der bisherigen Verwaltung Schleswigs eintreten lassen könne, die von verschiedenen Seiten als wünschenswerth bezeichnet sind. Als solche wolle die Regierung in durchaus confidenzieller Weise, in welcher überhaupt alle die gemachten Mittheilungen aufzufassen seien, folgende bezeichnen:

1) in den gemischten Sprachdistricten soll Kindern auf Wunsch künftig auch die Einsegnung und erste Communion in deutscher Sprache ertheilt werden können;
2) es soll gestattet sein, für den Privatunterricht auch deutsche Lehrer zu halten, sofern diese das vorgeschriebene Examen bestanden haben;

3) es können ohne vorgängige Erlaubniß wissenschaftliche oder Privatvereine anderer Art gestiftet werden, vorausgesetzt, daß sie nicht zu schleswig-holsteinischen Demonstrationen benutzt werden, und endlich

4) sollen diejenigen, welche wegen politischer Verbrechen in den Jahren 1848—1851 freilich für straflos erklärt sind, bisher aber ihr Wahlrecht nicht ausüben dürfen, dasselbe zurückerhalten.

Weitere Veränderungen in liberaler Richtung, zu denen die Regierung durchaus geneigt sei, würden zu erwarten sein, sobald man nur sich überzeugt halten könne, daß die Agitation für Schleswig-Holstein keine Unterstützung beim deutschen Bunde und den deutschen Regierungen mehr finden würde.

Das englische Cabinet machte auf Grund aller dieser Mittheilungen der dänischen Regierung seine Vermittelungsversuche in Berlin, die aber wider Erwarten vollständig mißglückten, indem die preußische Regierung bestimmt abschlug, auf eine derartige Ausgleichung der obwaltenden Differenzen sich einlassen zu wollen.

So ist der wahre Zusammenhang der vielbesprochenen englischen Vermittelungsversuche, aus welchem sich ergiebt, daß die dänische Regierung allen Ernstes und aufrichtig bemüht gewesen, einer vorläufigen Erledigung der Differenzen den Weg zu bahnen, während es die preußische für richtig angesehen hat, die Frage ganz Deutschland nicht minder als Holstein selbst zum offenbaren Nachtheile noch länger offen zu halten.

Unsere Diebe.

(Fortsetzung.)

Ein Milchpächter in einem Dorfe des Teltower Kreises war durch den Tod seiner Frau gezwungen, seiner Magd einen Theil des Milchverkaufs zu überlassen; nach einiger Zeit bemerkte er, daß sie dreißig Thaler versteckt hatte, die sie nach seiner Ueberzeugung durch Verdünnen der Milch mehr eingenommen; denn das Geld für die ihr zugemessene Milch hatte sie stets richtig abgeliefert. Er nahm ihr das Geld ab und drohte ihr mit Anzeige; sie ließ sich das im Bewußtsein ihres Unrechts gefallen. Nach einiger Zeit fand der Pächter von Neuem 40 Thlr., die sie im Miste versteckt hatte, und die sie nach seiner Ueberzeugung auf dieselbe unrechtliche Weise sich gespart — da wußte er sich nicht anders zu helfen, als daß er sie — heirathete. Was sie jetzt durch ihre Unredlichkeit erwarb, erwarb sie auch für ihn.

Im ganzen Dorfe war nicht Einer, der die Handlungsweise des Pächters nicht gebilligt hätte.

Wenn daher unsere Gesetze den gewöhnlichen Diebstahl härter be- und verurtheilen, als jedes andere Verbrechen, so liegt diese Strenge nicht in der Achtung vor dem Recht, nicht in der Liebe zur Tugend, sondern in der Liebe zum Gelde, dessen Besitz die Diebe verkümmern, und den man sich sichern will

auf jede mögliche Weise. Oft aber schlägt Geiz und Leidenschaft selbst die schwersten Wunden, die Sucht nach Besitz bringt auch in diesem Fall die Besitzer um den Besitz.

Es wurde schon gezeigt, wie unsere Strafanstalten zum bei weiten größten Theil nur von gestraften Dieben bevölkert werden; denn nicht allein, daß der Diebstahl mit längerer Haft bestraft wird, als jedes andere Verbrechen, im Wiederholungsfalle steigert sich das Zeitmaß der Strafe immer von Neuem, und diese Wiederholungsfälle sind gerade beim Diebstahl so häufig, daß unter zwölf Rückfälligen durchschnittlich eilf davon Diebe sind. Durch diese Steigerung der Strafe beim Rückfalle kommt es vor, daß ein Dieb, der zwar öfters, aber nie mehr als den Werth von einigen Groschen gestohlen hat, zu zwanzigjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt wird und dem Staate während dieser Zeit beinahe anderthalbtausend Thaler kostet.

Dem Staate! — Wer giebt aber dem Staate die Mittel zu seinen Ausgaben? Doch nur die Bemittelten, und so müssen die Besitzenden, um sich vor möglichem Vermögensverlust zu bewahren, alljährlich jene sieben Millionen Thaler aufbringen!

Das ist freilich ein theures Mittel, wenn's aber nur hilft! wenn nur dadurch die Diebe gebessert oder doch abgeschreckt werden, wenn der Besitz dadurch gesichert wird!

Wie aber, wenn von allem dem das Gegentheil geschieht, wenn die Diebe durch jenen enormen Geldaufwand nicht gebessert oder abgeschreckt, sondern recht eigentlich in das Diebesgewerbe hineingetrieben werden, wenn die Vermögensverminderung, welche von der kostspieligen Bestrafungsart erzeugt wird, das Vermögen nicht sichert, sondern stets neue Vermögensbeschädigungen hervorruft?

Wie das gemeint ist, wird ein Blick auf den gewöhnlichen Lebensweg der Diebe zeigen.

Es ist ein Vorurtheil, wenn man wähnt, daß die Noth die Menschen zum Stehlen gebracht hat, fast immer ist's umgekehrt, in der Regel hat der Diebstahl die Menschen in die Noth gebracht.

Die ersten Diebstähle (mit Ausnahme der Kinder aus eigentlichen Diebesfamilien, die den Diebstahl als Gewerbe treiben) werden fast immer von Lehrlingen und Dienstboten begangen; bei denen aber findet kaum jemals Noth statt; sie haben Obdach, Bett, Nahrung, Kleidung, mindestens so viel, als nöthig (die Dienstmädchen oft viel mehr als nöthig!); von Noth kann da nicht die Rede sein. Die Dienstherrschaften, die Lehrherrn sind wohl zuweilen in Noth, und ihre Noth besteht zum Theil in der Sorge: ihre Noth vor den Dienstboten und Lehrlingen nicht blicken zu lassen; die Dienstboten und Lehrlinge aber kommen kaum je in Noth; weshalb stehlen sie also? Weil ihre Gelüste sie zu verbotenen oder doch unmäßigen Genüssen treiben. Bei den weiblichen ist's häufig Putzsucht, bei den männlichen fleischliche Lust, die sie zum Diebstahl treibt, Noth fast niemals. Nach dem Diebstahl aber tritt oft Noth ein. Haben sie nach überstandener Untersuchungshaft und Strafhaft ihre Frei-

heit wieder erlangt, so finden sie selten gleich wieder ein Unterkommen; sie haben während der Gefangenschaft Bekanntschaften unter den Mitgefangenen gemacht, haben damals schon ein Wiederfinden mit ihnen verabredet, oder werden jetzt durch Mangel und durch Sehnsucht nach Mittheilung zum Aufsuchen derselben getrieben; da führt denn Noth und Verführung zum zweiten und dann zum dritten Diebstahl, und mit jedem steigt die Zeitdauer der Gefängnißhaft, und mit jeder neuen Bestrafung wird es dem gestraften Diebe *schwerer*, sich ehrlich zu ernähren, so daß es ihm zuletzt geradezu *unmöglich* wird.

Nach den ersten kürzeren Bestrafungen hatte er vielleicht keine *Lust* zu redlichem Erwerb, aber er hatte die *Kraft* dazu; wird er aber nach *wiederholter* längerer Zuchthausstrafe entlassen, so hat er häufig Lust zu redlichem Erwerb, aber er hat keine Kraft mehr dazu.

Die Zuchthäuser, nicht allein unsere preußischen, sondern unsere deutschen im Allgemeinen (wie denn überhaupt im Folgenden nicht nur von preußischen Zuchthäusern die Rede ist) nehmen in der Regel den Züchtlingen ihre Arbeitskraft nicht durch zu *große*, sondern durch zu *geringe* Anstrengungen. Die meisten der Eingesperrten führen eine sitzende Lebensweise; Männer in der Blüthe und vollen Kraft der Jahre spinnen und spulen und weben oder kämmen Wolle und Kuhhaare, eine Arbeit, zu der die Kraft eines Kindes ausreicht, und die ihre Muskelkraft nicht stärkt, sondern schwächt. Darin liegt kein Vorwurf für die Administration dieser Anstalten, oft sind keine anderen Beschäftigungsarten zu erlangen, und beschäftigt sollen die Sträflinge doch werden. Gäbe es aber auch Gelegenheit von den Arbeitgebern andere anstrengendere Beschäftigungen zu erlangen, so könnte doch kein Gebrauch davon gemacht werden, denn die *anstrengenden* Arbeiten erfordern mehr Raum, als jene leichten, und an Raum fehlt es fast überall in den überfüllten Straf-Anstalten.

Hat nun aber ein Mann 5, 10, 20 Jahre lang eine solche sitzende Kinderarbeit gemacht, hat er in so langer Zeit sich nie dem Witterungswechsel ausgesetzt, so ist er verweichlicht, so sind seine Glieder matt und kraftlos geworden. Fühlt man seine Muskeln an, so sind sie so weich und schlaff, daß man sich *dadurch* schon überzeugt, wie er außer Stande sei, eine irgend anstrengende Arbeit zu leisten. Das ist eine Erfahrung, die im Einzelnen wie im Großen sich überall wiederholt und wiederholen muß.

In Görlitz hatte der Arbeits-Inspector die Erlaubniß erhalten, einen Züchtling zur Bearbeitung seines Gartens gegen die gesetzliche Zahlung zu beschäftigen. So freudig der Züchtling, ein kräftig gebauter Mensch, an diese Beschäftigung ging, er war außer Stande, sie durchzuführen, und nur durch große Nachsicht und Schonung kam er nach und nach dahin, diese an und für sich nicht schwere Arbeit zu verrichten. Aehnliches erfuhr der Director des Graudenzer Zuchthauses, als er Hunderte von Züchtlingen in der Weichsel-Niederung mit Erdarbeiten beschäftigte. Obgleich er die gesündesten und kräftigsten Männer zu diesem Zwecke ausgesucht, erkrankten sie fast sämmtlich, und konnten nur allmählich, als ihre Kräfte nach und nach erstarkten, zu diesen Ar-

beiten verwendet werden, die sie alsdann zur vollsten Zufriedenheit leisteten. Der Director der neuen Strafanstalt bei Berlin hat ganz dieselben Wahrnehmungen gemacht; auch er konnte erst nach längerer großer Schonung die Sträflinge zu anstrengenden Arbeiten verwenden.

Wenn solche Rücksichten von den Vorgesetzten der Sträflinge genommen werden, so finden sie doch leider in der Regel nicht gleiche Rücksicht bei den Privaten, bei denen sie nach ihrer Entlassung aus der Anstalt in Arbeit treten. Der Arbeitgeber meint dem entlassenen Sträfling eine Wohlthat zu erweisen, wenn er ihn überhaupt in seinen Lohn nimmt; aber er verlangt für diesen Lohn volle Entschädigung durch Leistungen. Wenn nun der Bestrafte zurückbleibt gegen die anderen Arbeiter oder gegen die erwarteten Leistungen, wenn er schon nach der ersten halben Stunde ausruht, weil er nicht mehr kann, weil seine Gelenke angeschwollen, weil seine Muskeln erlahmt sind, weil heftige Kreuz- und Brustschmerzen ihm jede Bewegung erschweren, so hält das der Arbeitgeber für Faulheit; er meint, jener habe es im Zuchthause zu gut gehabt und sehne sich darnach zurück. Er entläßt ihn, der Entlassene wird nun erst Tagedieb und dann wieder Dieb.

Vielleicht glaubt Mancher, daß das nur eine philantropische Ansicht sei, erzeugt von falschem Mitleid für die Sträflinge, möge deshalb hier der Ausspruch eines Mannes folgen, der Allen, die mit Zuchthausverwaltung zu thun haben, als ein Ehren- und Eisenmann bekannt ist, der seit einem Vierteljahrhundert in diesem Zweige der Verwaltung thätig ist und bei allen wichtigen Fragen vom Ministerium zu Rathe gezogen wird, derselbe sagt in seinem Bericht vom 10. April 1855 an das Ministerium.

„Mehrere mir bekannte Strafanstalten: Ratibor, Graudenz, Wartenburg, Rhein, Tapiau sind fast ganz ohne Beschäftigung, daher gezwungen, sich auf die elendeste, Körper und Geist abstumpfende Flachs-, Werg- und Kuhhaar-Spinnerei zu beschränken, so daß auf meiner letzten, von Euer Excellenz befohlenen Reise nach der Strafanstalt Wartenburg, ich im Monat November v. J. in den genannten Anstalten über 800 kräftige Männer mit dieser Arbeit beschäftigt gefunden habe. Die Strafanstalt zu Polnisch-Crone beschäftigt allein 700 Mann mit Spinnen von Flachs und Kuhhaaren.

„Völlig entnervt treten die mehre Jahre beim Weben, Spinnen, Spulen oder Cigarrenmachen beschäftigt gewesenen Gefangenen, nach vollendeter Strafzeit zu ihren früheren Beschäftigungen (Dienst oder Tagelohn) zurück, vermögen aber mit dem besten Willen den billigsten Anforderungen ihrer Brodherren nicht zu entsprechen, ihre Bewegungen in freier Luft verrathen auch dem ungeübtesten Auge ihre Unbehülflichkeit, die Erschlaffung aller Muskeln verursacht durch die ungewohnte körperliche Anstrengung die heftigsten Schmerzen, welche sich in einem Zerschlagensein des ganzen Körpers ausdrückt; Arme und Handgelenke schwellen oft bis zur Unbeweglichkeit an, das Vorurtheil der Arbeitgeber gegen entlassene Züchtlinge steigert sich daher durch geringe Leistungsfähigkeit, und Entlassung aus der Arbeit ist die Folge. Tiefer Mißmuth und die durch seine völlige Brotlosigkeit herbeigeführte Noth und Elend verfolgen den mit den festesten

Vorſätzen in die Freiheit zurückgetretenen Unglücklichen. Erbitterung tritt an die Stelle der Gottergebenheit, welche im Zuchthauſe keine Prüfung zu beſtehen hatte; er findet nur Theilnahme bei ſeinen früheren Complicen und verfällt dem Verbrechen immer wieder, bis er zuletzt ſein ſieches Leben im Zuchthauſe endet, wie die ſich oft wiederholende traurige Erfahrung zeigt."

Aber nicht allein der Leib wird durch einen langen Aufenthalt im Zuchthauſe entkräftet und ſeiner Spann- und Thatkraft beraubt, auch die Seele wird entnervt, ſie wird ſchlaff und matt und ſiech. Nur ſehr wenige Menſchen widerſtehen auf die Dauer den anſpannenden und abſpannenden Eindrücken des Zuchthauslebens, bei den meiſten tritt zuletzt eine völlige Energieloſigkeit ein, eine Stumpfheit und Dumpfheit, die ſie unfähig macht für jeden tiefen Eindruck, für jeden klaren Gedanken, die namentlich ihre Willenskraft lähmt. Das iſt eine unabweisliche Folge der vielleicht nothwendigen Einrichtungen und der Disciplin im Zuchthauſe.

Die Arbeit iſt, wie oben gezeigt wurde, für die Mehrzahl eine ſolche, welche an und für ſich zu wenig Anſtrengung erfordert, aber ſie wird mit einer Raſtloſigkeit getrieben, die etwas Aufreibendes für die Nerven hat; in manchen Zuchthäuſern wird den Züchtlingen nicht einmal geſtattet, ſich beim Mittagseſſen von ihrer Arbeitsſtelle zu entfernen, ſie verzehren ihren Brei an ihrem Webeſtuhl oder Spinnrade, und ſetzen, nachdem ſie ihn heruntergeſchlungen haben, ihre Arbeit unaufhaltſam fort; zu dieſer Haſt ohne Raſt kommt die ſtete Angſt vor empfindlicher Züchtigung und anderen Beſtrafungen, vor denen keiner ſicher iſt; dieſe ſtete fieberhafte Aufregung bemerkt freilich in der Regel nur Derjenige, der ſie ſelbſt empfindet oder der dem Sträfling auch innerlich nahe ſteht, der gewöhnliche Beſucher ſieht nichts als ein aufgezogenes Uhrwerk, das mechaniſch ſeinen Gang geht. Wer in einen Saal tritt, in dem vielleicht hundert Arbeiter in Thätigkeit ſind, bemerkt kein aufblickendes Auge bei ſeinem Eintritt, bei ſeinem Umherwandern; Alles hat den Blick unverwandt auf die Arbeit gerichtet, nur Einer hält ihn auf Alle gerichtet, das iſt der Aufſeher, der jeden Aufblickenden, Jeden, der mit etwas Anderem als mit ſeiner Arbeit beſchäftigt iſt, zur ſtrengen Beſtrafung anzeigt. Wie ein Damoklesſchwert hängen über den Züchtlingen Peitſchenhiebe, Lattenſtrafen, Zwangsjacken, Strafkappen und Entbehrungen aller Art, die ihnen unaufhörlich drohen und denen keiner, auch beim ernſteſten Willen, ganz entgeht.

Die Züchtlinge dürfen weder bei der Arbeit noch in den Ruheſtunden zu ihren Mitgefangenen ein Wort reden oder ſonſt irgend einen Verkehr mit ihnen haben. Jeder Schritt, den ſie thun, jede Bewegung, die ſie machen, iſt ihnen ſtreng vorgeſchrieben, jede Perſönlichkeit hat wenigſtens äußerlich aufgehört, ſie ſind zu Sachen geworden. Zu dieſer Geiſt und Gemüth ertödtenden Einförmigkeit kommt noch eine Einrichtung in den Strafanſtalten, die auf Leib und Seele der Sträflinge nachtheilig wirkt: um 7 Uhr, ſpäteſtens um halb 8 Uhr Abends werden ſie in ihre Schlafſtube geführt und müſſen ihr Lager aufſuchen, ſchlafen können ſie noch nicht, reden untereinander dürfen ſie nicht, da liegen ſie denn in müßigem Hindämmern, der Verſuchung zu heimlichen Sünden hin-

gegeben, die Geist und Leib immer mehr zerrütten. Diese Einrichtung, so übel sie wirkt, ist kaum zu beseitigen. Der Dienst der Aufseher ist ein so anstrengender, daß man ihnen nicht zumuthen kann, länger als 14 Stunden (von früh 5 bis Abends 7) im Dienst zu sein und ehe nicht die Gefangenen im Schlafsaal sind, ist der Dienst der Aufseher nicht beendet. Alles das verbindet sich, um nach und nach den Züchtling geistig und körperlich zu schwächen.

Wer 10 Jahre lang kein Wort sprechen, keinen Schritt, keinen Blick thun darf, als auf Kommando, wessen ganzes Leben ein Maschinenleben geworden ist, der wird selbst zur Maschine, der verliert alle Selbstständigkeit, alle Energie, der wird unfähig, wenn er seine Freiheit wieder erlangt, von dieser Freiheit den rechten Gebrauch zu machen. Alle erfahrenen Zuchthaus-Directoren bestätigen die Wahrnehmung, daß nach einer Reihe von Jahren die intelligentesten Köpfe, die brauchbarsten Menschen unter den Züchtlingen, abgestumpft und abgenutzt werden und alle Thatkraft verlieren. Noch kürzlich fand der Schreiber dieser Zeilen einen Sträfling, den er für einen wahrhaft Reuigen und Gebesserten halten mußte und der vom Prediger und Director dasselbe Zeugniß erhielt, als Hausdiener bei dem Letzteren beschäftigt. War er auch noch Züchtling, so hatte er doch manche Erleichterung und mehr Freiheit. Auf eine freudige Aeußerung über diese Auszeichnung gestand er, daß er sich sehr unglücklich fühle; bei seiner früheren Zuchthausarbeit habe er das Bewußtsein gehabt, seine Pflichten zu erfüllen, er habe sich die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten erworben, jetzt sei man täglich mit ihm unzufrieden, und er habe Schuld und könne es doch nicht ändern, denn er sei nicht im Stande, sich in die Arbeiten, die er jetzt machen müsse, zu finden, er vergesse eins über das andere, darüber ängstige er sich, werde nie fertig und mache Alles verkehrt. Auf das Erbieten, seinetwegen mit dem Director zu sprechen, bat er dringend, das nicht zu thun, der meine es so gut mit ihm und würde ihm das als Undank auslegen. Es wurde nun nichts gegen den Director erwähnt, aber dieser selbst zeigte, als der Züchtling später vorüberging, auf ihn und sagte: das ist auch so einer, den das Zuchthaus zu Grunde gerichtet hat. Ein fleißiger, ordentlicher, wirklich gebesserter Mensch. Er möchte gern, aber er kann nicht mehr, seine Geisteskraft ist zu Grunde gerichtet, wie bei allen Denen, die lange Zeit Züchtlinge sind.

Kommt nun ein Solcher endlich zur Freiheit, so weiß er nicht, was er mit seiner Freiheit beginnen soll. Die Arbeitsstelle, die er früher inne hatte, ist ausgefüllt; sein Weib hat sich von ihm scheiden lassen, oder ist ihm untreu geworden; seine Kinder kennen ihn nicht; in der Gemeinde ist er ein Fremdling, der nur, weil es das Gesetz gebieterisch fordert, aufgenommen wird, aber mit Widerwillen; alle Bande sind zerrissen, die ihn früher an die Mitwelt knüpften, die einzigen Bekannten, die er noch hat und die ihn nicht zurückstoßen, das sind die Bekannten vom Zuchthause her! —

Wenn nun auch zugegeben werden muß, daß das Zuchthaus wenig gründlich gebesserte Menschen entläßt, daß vielleicht sogar nicht wenige mit neuen Diebesplänen oder alten Racheplänen in die Freiheit zurücktreten, so haben doch viele wenigstens den Vorsatz gefaßt, redlich den Erwerb zu suchen, wenn auch

oft nur deshalb, weil sie die Folgen des unredlichen fürchten. Wer aber, wie die Mehrzahl der entlassenen Diebe, lange Jahre im Zuchthause gesessen hat, der ist in der Regel außer Stande, sich redlich zu ernähren, der ist durch die Folgen der Strafhaft in die Nothwendigkeit versetzt, neue Angriffe auf das Eigenthum zu machen; und so werden denn (ganz abgesehen von der Nothwendigkeit, daß unsere Diebe im Zuchthause stets zu neuen Diebesbekanntschaften und Diebesverbindungen gelangen) jährlich sieben Millionen Thaler ausgegeben, um mit dieser Summe hundert tausend Menschen nach und nach dahin zu bringen, daß sie zuletzt nichts anderes mehr thun können, als stehlen — so vergeudet die Liebe zum Gelde Unsummen von Geld, und der Haß gegen die Diebe und den Diebstahl vermehrt die Diebe und den Diebstahl.

Was ist aber dagegen zu thun?

Männer, welche die traurige Lage der Entlassenen erkennen, namentlich Zuchthaus-Directoren, die ein Herz haben für das Elend der ihnen anvertrauten Züchtlinge, halten es für die Pflicht des Staates, sich der Unglücklichen anzunehmen und ihnen angemessene Arbeit zu verschaffen; das erscheint aber in hohem Grade bedenklich. Der Staat ist nicht in der Lage und kann es nimmermehr als seine Aufgabe betrachten, den Arbeitslosen Arbeit zu besorgen, das ist eine Sorge, die Jeder für sich selbst übernehmen muß; die Geschichte hat in Frankreich und auch bei uns gelehrt, wohin es führt, wenn der Staat sie den Arbeitern abnehmen will; ist er aber außer Stande, dem rechtlichen, fleißigen Familienvater Arbeit zu verschaffen, so ist er nicht berechtigt, den Verbrecher darin vor Jenem zu bevorzugen, es würde das eine Prämie sein, welche die Regierung für begangene Verbrechen zahlte, das darf man nicht von ihr verlangen, aber das darf man verlangen, daß sie den Verbrecher durch die Art der Bestrafung nicht um die körperliche und geistige Fähigkeit bringt, sich redlich zu ernähren. (Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

Damaskus und der Libanon.

Kreuz und Halbmond. Pilgerblicke aus einer Reise durch das Morgenland von Dr. A. Lionnet, Prediger. Berlin bei Schneider.

Herr Lionnet ist im Mai dieses Jahres nach dem Orient abgereist, und hat dort namentlich die geistlichen Anstalten in Augenschein genommen, welche in neuerer Zeit zum Heile der dortigen Bevölkerung gegründet und erweitert worden sind, und stattet uns über diese Reise einen Bericht ab, dessen Hauptzweck der ist, den Eifer für jene Anstalten immer mehr anzuregen und zu verbreiten. „Wenn damals“, sagt er, „als der Orient der Heerd der heiligen Flamme der Wahrheit war, Licht und Wärme des Evangelii siegreich nach Westen hin strahlten, so würde dasselbe Feuer, wieder angefacht, eben so siegreich seinen Schein nach Osten und Süden, in die heidnische Finsterniß Asiens und Afrika's hinein senden. Jerusalem war der Centralpunkt für die Verbreitung des Evangelii, und muß es wieder werden.“

Der Verfaſſer hat ſeiner Arbeit nicht die Form eines Reiſetagebuches gegeben, und daran hat er ſehr wohl gethan, denn es iſt, wie es ſcheint, nicht möglich, daß irgend Jemand, welcher ſich dieſer Form bedient, der Verſuchung widerſtehe, eine Menge von Einzelheiten mitzutheilen, welche für Niemand als ihn ſelbſt, Reiz und Bedeutung haben können. Herr Lionnet verbindet vielmehr die Form der Erzählung ſehr angemeſſen mit der der Abhandlung. Er theilt zunächſt einige allgemeine Nachrichten über die Bewohner des Orients mit, giebt dann eine ſehr verſtändige Anweiſung über die zweckmäßigſte Weiſe, in jenen Ländern zu reiſen und beſpricht hierauf die einzelnen Länder, welche er kennen lernte, Aegypten, Paläſtina, Syrien und Phönizien, Kleinaſien und zuletzt Conſtantinopel. Da die entſetzlichen Vorgänge, welche in den letzten Monaten Damaskus und den Libanon zum Theil entvölkerten und verwüſteten, unſere Augen vorzugsweiſe auf dieſen Theil des Orients gerichtet haben, ſo wollen wir hören, was der Verfaſſer über dieſe Oertlichkeiten und ihre Bewohner ſagt:

»Schon aus weiter Ferne begrüßt man die Stadt (Damaskus) mit ihren zweihundert Minarets und zahlreichen Kuppeln. Man reitet durch ein in gutem Stande erhaltenes Feſtungsthor ein und gelangt bald darauf in die ſehr breite, faſt eine Stunde lange, in grader Linie von Weſt nach Oſt die Stadt durchſchneidende Hauptſtraße, welche noch jetzt ihren alten Namen »die gerade«, oder wie Luther in der Apoſtelgeſchichte überſetzt, »die richtige« trägt. Man zeigt in ihr das Haus, in welchem der Apoſtel Paulus gewohnt haben ſoll. Sie wird in der Mitte von einer breiten römiſchen Pflaſterung durchlaufen, iſt an den Seiten von etwas erhöhten, mit Steinplatten bedeckten geräumigen Fußwegen eingefaßt und enthält eine Menge Läden, Magazine und vorn offene Werkſtätten, in denen die Handwerker mit gekreuzten Beinen daſitzend, und das Narghile rauchend, arbeiten. Auch in andern Straßen trifft man häufig römiſches Pflaſter und begegnet antiken Bögen und Mauerreſten. Der ſchöne Johanniterconvent aus den Kreuzzügen iſt in eine Moſchee verwandelt, welcher die Chriſten nur von fern nahen dürfen. Das von mächtigen Säulen getragene Hauptſchiff der Kirche iſt mit zu dem Bazar gezogen. Derſelbe beſitzt in Damaskus eine faſt ungeheure Ausdehnung. Er erfüllt einen bedeutenden Stadttheil und zerfällt in eine Menge langer Straßen, welche nach den Gattungen der Verkaufsgegenſtände benannt ſind. Es iſt hier der Zuſammenſtrom aller Handelsartikel Europa's und Aſiens, beſonders Perſiens und Indiens. Sehr reich iſt der Confiturenbazar mit den im Orient ſo beliebten Näſchereien ausgeſtattet. Zwiſchendurch trifft man Sorbetbuden, in denen man für einen Girmilik (elf Pfennige Preuß.) ein Glas Sorbet, durch Eis aus dem Gebirge gekühlt, erhält. In den mächtigen Kuppelbauten zweier jetzt nicht mehr zur Gottesverehrung dienenden Moſcheen mit altſarazeniſcher Bildhauerarbeit an den Spitzbögen der Portale, ſind die ſchönen Gewebe aus Homs, dem alten Emeſa, zu finden. Die Häuſer der Reichen tragen die geſchmackvolle altſarazeniſche Bauart. Ihr unanſehnliches Aeußere läßt nichts von der im Innern herrſchenden Pracht vermuthen. Man tritt durch niedrige Thüren ein, windet ſich durch kleine, enge Wirthſchaftshöfe und Gänge, an deren Ausgange man durch einen wahrhaft zauberhaften Anblick überraſcht wird. Man befindet ſich in einem weiteren, mit Marmorplatten belegten Hofe, in deſſen Mitte ſich ein prachtvolles Baſſin mit einem Springbrunnen befindet. Rings herum ſtehen Töpfe mit den ſchönſten Gewächſen; in gemauerten Behältern wachſen Granatäpfel-, Feigen-, Orangenbäume und zuweilen auch Palmen. Auf dieſen zu einem reizenden Garten umgewandelten Hof laufen die Zimmer, Hallen, Terraſſen, Freitreppen und Altane des untern und obern Stockwerkes aus. Die zwiſchen zwanzig bis dreißig Fuß hohen Zimmer haben unten ſehr große Fenſter und

darüber noch kleinere viereckige. Der Fußboden ist in einen mit der Thürschwelle gleichlaufenden kleineren Vorderraum, und den um einige Stufen erhöhten, mit Matten und prachtvollen persischen Teppichen belegten eigentlichen Zimmerraum getheilt, um welchen die breiten, mehr für die halbliegende, als aufrecht sitzende Stellung eingerichteten Divans laufen. Die Wände sind mit Holz getäfelt und mit den geschmackvollen orientalischen Arabesken in glänzenden Farben und Vergoldungen bedeckt. Zuweilen enthält der niedrigere Vorderraum der Zimmer noch ein zierliches Marmorbassin mit einer kleinen Fontaine. Die vorn und oben offenen Hallen sind zeltartig mit geflochtenen Matten überspannt und gleichfalls mit Divans versehen.«

Die Schilderung, welche Herr Lionnet von einzelnen Ortschaften des Libanon entwirft, ist natürlich zu weitläufig, als daß wir sie hier mittheilen könnten. Wir beschränken uns daher auf folgende allgemeine Bemerkungen: »Der Libanon war bisher noch keine von türkischen Paschas ausgesogene Provinz. Nur dem Namen nach gehörte er zum türkischen Reiche, in der That genoß er die vollste Selbstständigkeit unter der Regierung einer alten Emirenfamilie, welche sich zum Muhamedanismus bekennend, die Maroniten und Drusen, ohne Bevorzugung der einen oder andern, unter ihrem mit eben so weiser als fester Hand geführten Scepter vereinigte. Christen und Drusen wohnten in tiefem Frieden, nicht einmal in streng gesonderten Distrikten, sondern fast überall unter einander gemischt. Die feudalen Häuptlinge der Drusen mit ihren Vasallen, so wie die betriebsamen maronitischen Grundbesitzer und die Klöster mit ihren zahlreichen Ackerbau treibenden Mönchen, gelangten zu großem Wohlstande. Im Anfange dieses Jahrhunderts wurde durch jesuitische Umtriebe der Friede zuerst gestört. Der Pforte selber gelang es, ihn wieder herzustellen, indem sie es damals noch nicht wagen durfte, dem Gebirge seine, durch die europäischen Mächte gewährleistete Selbstständigkeit, zu entreißen. Bald darauf aber, und zwar nach Beendigung des ägyptischen Krieges, erschien der lang ersehnte Zeitpunkt; die alte oberherrliche Emirenfamilie wurde gestürzt; Europa duldete es. Von da an ist die Pforte unabläßig bemüht gewesen, ihre Hand über das Gebirge auszustrecken. Das geeignetste Mittel, zum Ziele zu gelangen, war, die beiden durch keinen starken Scepter mehr zusammengehaltenen Parteien in Feindschaft gegen einander zu treiben. Die Drusen, an Zahl zwar geringer, doch unter ihren kriegerischen Häuptlingen festgeschaart, in Waffen geübt, angefeuert durch die Gewißheit der Billigung von oben, ja sogar durch türkische Truppen unterstützt, sollten die, zwar an Zahl weit überlegenen, doch aller Führer und kriegerischen Mittel entbehrenden Maroniten niedermetzeln. Den Siegern aber sollte schließlich die Siegesbeute unter dem Rechtsvorwande des Friedensstiftens entrissen werden. Daß dies die Absicht war, unterliegt jetzt keinem Zweifel mehr. In wie weit sie gelungen ist, lehrt die Tagesgeschichte; in wie weit sie mißlungen ist, wird die Zukunft lehren!«

Das Buch ist jedem zu empfehlen, der sich in möglichst kurzer Frist eine anschauliche Kunde von den wesentlichsten Zuständen des Orients zu verschaffen wünscht.

Erlebnisse auf dem Gebiet der Strafjustiz und der innern Mission, von A. Freiherrn von Seld. Halle, bei Mühlmann.

Herr von Seld hat sich bekanntlich vorzugsweise der Besserung von Verbrechern und Strafgefangenen und der Förderung christlicher Gesinnung unter ihnen gewidmet, und in Folge dessen die mannichfaltigste Gelegenheit gehabt, Erfahrungen zu sammeln,

welche ihn befähigten, besonders wohlthätig auf das Gemüth sittlich verwahrloster Menschen einzuwirken. Solche Erfahrungen theilt er hier in 23 Skizzen mit, welche größtentheils Scenen aus dem Leben von Verbrechern enthalten. Einige derselben schildern die entsetzlichen Folgen der Trunksucht, andere merkwürdige Fälle von Betrug, Straßenraub u. s. w., einige auch die Schicksale von Menschen, welche ohne eigene Schuld, durch unglückliche Umstände, oder durch an und für sich löbliche, aber bei ihnen bis zur Leidenschaft gesteigerte Gemüthsregungen, oder durch irrthümliche Auffassung der bestehenden Verhältnisse in das Zuchthaus geführt wurden. Auch in ästhetischer Beziehung sind mehrere dieser Darstellungen von nicht unbedeutendem Werth. Gewandt und anschaulich erzählt sind sie sämmtlich; einige von ihnen sind aber allzugrauenvollen Inhalts, als daß sie für poetische Kunstwerke gelten könnten. Andere aber sind auch in Beziehung auf ihren Inhalt ansprechend und also als vortreffliche kleine Novellen anzuerkennen. Hierzu gehört unter andern die Geschichte, in welcher ein Schäfer aus Liebe zu seinen Schafen mit Todesgefahr eine Tonne Salz stiehlt, obgleich er weiß, daß diese Handlung ihn in das Zuchthaus führen wird. Auch die Geschichte von den 52 Landleuten, welche einen Pferdedieb selbst hängen, um dem Könige die Kosten der gerichtlichen Untersuchung zu ersparen, ist vortrefflich erzählt, und eine der besten „Dorfgeschichten", die jemals geschrieben worden sind.

Daneben erzählt der Verfasser in höchst ergötzlicher Weise einige Abenteuer, die er selbst bestanden hat und welche Zeugniß ablegen, daß er sich dem Beruf, das Seelenheil sittlich Verwahrloster zu fördern, mit wahrhaft bewundernswerther Selbstverleugnung und Opferfreudigkeit widmet, und daß er zugleich mit einem seltenen Talente, auf solche Leute wohlthätig einzuwirken, begabt ist. —

Herr von Seld tritt übrigens sehr entschieden der Ansicht entgegen, daß unsere Zuchthäuser so eingerichtet seien, daß ein Verweilen in denselben von vielen Verbrechern kaum als eine Strafe betrachtet werde. Da diese Meinung sehr verbreitet ist, wollen wir die Gründe, mit welchen der Verfasser sie bestreitet, hier anführen. „Der Züchtling", sagt er, „bekommt zwar sein tägliches warmes Essen, ja ich gebe zu, daß es mancher Arbeiter zu manchen Zeiten vielleicht nicht so gut in seiner Freiheit hat, aber — in der Freiheit kann er sich eine Veränderung machen. Im Zuchthause bekommt er immer und ewig dasselbe, täglich ein Quart dicke Suppe mit einem Loth Fett. Lange Jahre vorher weiß er schon, was er an dem und dem Tage essen wird. Nur ein einziges Mal ein paar Brat- oder auch nur Pellkartoffeln, nur einmal eine Schüssel Buttermilch oder saure Milch, was würde ihm das für ein Labsal sein; aber er kann es nicht erlangen. Gar köstlich ist seine tägliche Kost auch nicht. Nur viermal im Jahre Fleisch, zu Weihnachten, Ostern, Pfingsten und zu Königs Geburtstag; und so gar reichlich ist die Kost auch nicht. Tausende von Züchtlingen haben sich seit dem Tage ihres Eintrittes in's Zuchthaus, also seit zwanzig bis dreißig Jahren noch nicht ein einziges-Mal satt gegessen. Ich habe Zuchthäuser gefunden, in denen die Sträflinge von ihrem kargen Ueberverdienst sich jährlich über dreißigtausend Portionen Brot gekauft hatten. Das ist kein Vorwurf für diese Anstalten. Sie haben nur die Verpflichtung, den Sträflingen so viel zu geben, daß sie eben bestehen können, daß sie im Stande sind, die aufgegebene Arbeit zu verrichten, daß ihre Gesundheit nicht zu Grunde geht, daß sie nicht verhungern, etwas hungern ist dabei nicht ausgeschlossen.

Um des Essens willen wird sich daher wohl nicht leicht einer in's Zuchthaus sehnen.

Aber die Entbehrung der gewohnten Kost ist die geringste Entbehrung, schwerer

iſt die Entbehrung von Taback, und ganz beſonders von Kautaback in den Gegenden, in welcher die Arbeiterklaſſe an dies Reizmittel gewöhnt iſt. Die ſtrengſten, künſtlich geſteigerten Beſtrafungen ſind oft nicht im Stande, die Züchtlinge von dieſem Genuß abzuhalten, und das um ſo ſchwerer, da in den meiſten Zuchthäuſern Cigarren fabricirt werden, und es daher öfter Gelegenheit giebt, ſich heimlich Taback zu verſchaffen. Aber auch Branntwein wußten ſie ſich früher zu verſchaffen in den Strafanſtalten, wo Goldleiſten gemacht wurden, indem ſie den Spiritus, der zur Politur der Goldleiſten verwendet wird, bei Seite brachten. Jetzt möchte das nicht mehr leicht vorkommen, da man den dazu beſtimmten Spiritus mit Brechweinſtein verſetzt.

Daß jeder Umgang mit dem weiblichen Geſchlecht, daß der Genuß von Branntwein, daß Karten und Würfel den Sträflingen unzugänglich ſind, gehört nicht zu den geringſten Entbehrungen; zu den ſchwerſten aber gehört, daß ihnen jede Unterhaltung unter einander, es ſei mit Worten, Tönen oder Geberden, bei der Arbeit oder während der Ruhezeit, bei Tage oder bei Nacht, unterſagt iſt, und jede Uebertretung hart beſtraft wird.

Was nun die Beſchäftigung der Züchtlinge betrifft, ſo iſt ſie eine ſo mannichfach verſchiedene, daß ſich ſchwer darüber etwas Allgemeines ſagen läßt. Sie iſt bald in ſo hohem Grade anſtrengend, z. B. das Raſpeln der Farbehölzer, daß nur die Stärkſten ſie einige Zeit leiſten können; bald wieder ſo federleicht, z. B. das Haarezupfen, daß die Kräfte geſchwächt werden durch den Nichtgebrauch derſelben. Im Allgemeinen kann man ſagen, daß von den Wenigſten weniger verlangt wird, als ſie leiſten können, von Manchen aber mehr, als ſie zu leiſten vermögen. Ich habe Strafanſtalten gefunden, in denen am Sonnabend die Arbeit abgenommen wird, welche die Woche über geliefert worden. Erreichten ſie die vorgeſchriebene Zahl nicht, ſo wurde der Säumige zur Beſtrafung mit Hieben aufgeſchrieben, die dann am Montage erfolgte. Da kam es häufig vor, daß mit der Züchtigung am Morgen früh angefangen, daß damit unausgeſetzt fortgefahren werden mußte, und daß der Abend herankam, ohne daß man damit zu Ende war, ſo daß am Dienſtag früh weiter gehauen werden mußte. „Ja, ich kannte ein Zuchthaus, (Gott ſei Dank, nicht in Deutſchland), in welchem binnen einem Jahre über vierhundert Züchtlinge todtgearbeitet und todtgehauen wurden.“

Hierauf führt Herr von Seld noch aus, daß das Verhältniß zwiſchen den Züchtlingen und den Gefangenwärtern faſt überall ein dauernder Kriegszuſtand ſei, was das Leben der Sträflinge ebenfalls ſehr erſchwere. Die Stellung eines Gefangenwärters, ſagt er, ſei vollkommen geeignet, ſelbſt aus dem gutmüthigſten Menſchen einen Tyrannen zu machen.

„Vom Morgen bis zum Abend von lauter Menſchen umgeben, die in ſeinen Augen wie in den Augen der Welt nur der Auswurf der Menſchheit ſind, ſtets verantwortlich für ihr Benehmen, ihren Fleiß, ihre Reinlichkeit, ihre Stille, ihre Sicherheit, dabei im Bewußtſein, daß ſie ihn hintergehen, wo ſie können, daß ſie Tag und Nacht darauf ſinnen, ſeine Aufmerkſamkeit zu täuſchen, daß ſie ihn haſſen aus tiefſter Seele, und es ihnen eine Freude iſt, wenn ſie ihm eine Beſtrafung zuziehen können, ſie, die ſo oft durch ſeine Anzeigen beſtraft werden; — iſt es da ein Wunder, daß die Aufſeher oft einen grimmigen Haß gegen die Gefangenen bekommen, einen Haß, den ſie durch Worte und Thaten, den ſie durch ihr ganzes Benehmen, bei jeder Gelegenheit ausſprechen, ein Haß, der ſich auch gegen mich wandte, weil ſie empört wurden, wenn ſie bemerkten, daß ich die Gegenſtände ihrer Verachtung, ihres Grimmes, mit Theilnahme und Liebe betrachtete und behandelte.“ —

Correspondenzen.

Aus der Hauptstadt.

Den 28. December.

Se. Königl. Hoheit der Prinz-Regent wohnte am 21. December Vormittags mit Ihren Königl. Hoheiten dem Prinzen Friedrich Wilhelm, Prinzen Carl, Prinzen Friedrich Carl, Prinzen Albrecht Sohn, dem Prinzen August von Würtemberg, Sr. Hoheit dem Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin, Ihren Durchlauchten den Fürsten Radziwill, den Ministern von Auerswald, von Schleinitz, Graf von Schwerin, Graf von Pückler, dem Feldmarschall von Wrangel, dem Kaiserlich russischen Militair-Gesandten Grafen Adlerberg und anderen Jagdherren einer Treibjagd auf der Schöneberger Feldmark bei, welche vom Vice-Oberjägermeister Grafen Stolberg-Wernigerode geleitet wurde und Nachmittags in der Nähe von Tempelhof endete.

Se. Königl. Hoheit der Prinz Friedrich Carl hielt gestern auf seinem bei Beelitz befindlichen Jagdreviere eine Jagd ab, der auch viele Garde-Offiziere beiwohnten.

Se. Hoheit der Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin traf den 26. December Abends von Brandenburg hier ein, reiste aber mit dem Nachtzuge nach Schwerin weiter, wo er bis zum neuen Jahre am Großherzoglichen Hofe zum Besuche verweilen wird.

Der Prinz von Schwarzburg-Rudolstadt ist am Sonnabend Abend nach Rudolstadt und der Prinz Georg von Schwarzburg-Sondershausen nach Sondershausen abgereist. Anfangs Januar kehren beide Prinzen zu ihren Regimentern zurück.

In dem Verkehr der hiesigen Diplomaten tritt der Umstand bemerkenswerth hervor, daß, während alle die beiden Hauptpunkte der augenblicklichen Situation Italiens, die Vertheidigung Gaeta's unter augenscheinlicher Begünstigung Napoleons, und die in der Luft schwebenden Gerüchte von einem Verkauf Venetiens, mit der möglichsten Aufmerksamkeit beobachten, und tief eingehend unter sich verhandeln, die französischen allein über beide Punkte ein unverbrüchliches Stillschweigen, selbst in der gesellschaftlichen Conversation beobachten. Dies Stillschweigen der Franzosen wird dadurch erklärt, daß ihr Kaiser nicht gewohnt ist, selbst seiner Diplomatie seine Entschlüsse eher mitzutheilen, als er deren äußere Mitwirkung für nothwendig erachtet; und in der That ist wohl die Annahme erlaubt, daß das französische Schweigen keine andere Bedeutung hat, als daß die Zeit für das Hervortreten der weitern Entschlüsse, in Bezug auf Italien, dem Kaiser noch nicht gekommen scheint. Die Hülfe, welche Napoleon dem König Franz in der Vertheidigung Gaeta's gewährt, und die zugelassenen, aber officiell weder bestätigten noch abgeleugneten Gerüchte von dem Verkauf Venetiens, stehen unzweifelhaft in einem Zusammenhange, wenn es auch im Augenblick noch nicht erlaubt ist, denselben zu präzisiren. Wenn die hier und dort ausgesprochene Ansicht, Napoleon lasse das Geschrei um Venetien zu, um die öffentliche Meinung, die im Ganzen dem Verbleiben der französischen Flotte vor Gaeta nicht hold ist, zu beschäftigen, nicht hinreichend motivirt erscheint, so bleibt nur übrig, das Thatsächliche über Gaeta wie über den Verkauf Venetiens zu referiren. Was Gaeta anbelangt, so stimmen alle Nachrichten darin überein, daß Napoleon dem König Franz gleichzeitig seine guten Dienste aufkündigt, gleichwohl aber fortfährt, durch Belassen der Flotte vor der Festung den König zu unterstützen. Das englische Cabinet ist mit dem Ver-

bleiben der Flotte vor Gaeta sehr unzufrieden, das französische dagegen rechtfertigt dies Verbleiben mit dem betreffenden Wunsch derjenigen Mächte, welche nicht aufhören, in Franz II. den rechtmäßigen König beider Sicilien zu erkennen, und die nicht geneigt sind, die im Falle des Weggangs der französischen Flotte unfehlbar eintretretende Blokade-Erklärung Seitens Sardiniens anzuerkennen. Es ist gar nicht so unwahrscheinlich, daß das französische Cabinet dem englischen sein Bedauern darüber ausspricht, daß das so gebotene Verbleiben seiner Flotte dem Könige Franz zur mittelbaren Unterstützung gereicht. Kurz, das Verhalten Napoleons, in Bezug auf Gaeta, entspricht ganz der Auffassung der Diplomaten, die versichern, es sei zur Zeit nicht die Absicht des Kaisers, den König von Sardinien in den Besitz von Sicilien und Neapel gelangen zu lassen. Daß die Muratisten von Hoffnung erfüllt sind, unterstützt diese Auffassung nicht unerheblich. Was den Verkauf von Venetien anbelangt, so ist es bekannt genug, daß die Anregung dazu nicht von Frankreich, sondern von England ausgegangen ist, daß selbst das englische Cabinet in officieller Weise bis jetzt noch keinen selbst annähernden Schritt deswegen gewagt, und daß auch Napoleon keine dahin zielende Aeußerung gethan hat. Die Bedeutung, welche die jüdisch-demokratische Presse der Brochüre des Pereire beigelegt hat, ist gleich Anfangs von der Diplomatie nicht getheilt worden, die sofort urtheilte, daß Napoleon seine Ideen nicht der wohlwollenden Förderung eines jüdischen Handelsmannes anvertrauen werde; und in der That rechtfertigt der Inhalt der Brochüre, der keine politische Idee, sondern nur merkantilische Reflektionen bringt, einigermaßen diese Annahme. Schließlich sei noch erwähnt, daß die Diplomatie an eine friedliche Neujahrsrede in den Tuilerieen glaubt.

Das Ordensfest, das im bevorstehenden Jahre am 20. Januar begangen wird, indem der 18. in die zweite Hälfte der Woche fällt, hat wie alljährlich auch in diesem Jahre durch die Aufstellung der Listen die Ressortministerien um die Weihnachtszeit in eine erhöhte, und bisweilen peinliche Thätigkeit versetzt. Es ist begreiflich, daß die Vorschläge, welche vorschriftsmäßig bis zum 1. December Seitens der Unter- und Provinzial-Behörden bei den betreffenden Ressortministerien eingereicht werden, in ihrer Gesammtheit bei Weitem die Zahl der Empfehlungen übertrifft, welche das einzelne Ministerium dem Staatsministerium zur Prüfung und Genehmigung vorzulegen pflegt. Wenn hierbei schon oft die Hälfte der eingegangenen Vorschläge unberücksichtigt bleiben muß, so macht sich auch meist im Staatsministerium, wenn die Listen sämmtlich vorliegen, noch eine erhebliche Verkürzung derselben nothwendig. Die so durch das Staatsministerium aufgestellte Gesammtliste, die in der Regel in den ersten Tagen des Januar an Allerhöchster Stelle eingereicht wird, hat nicht selten den Befehl zu einer abermaligen Verkürzung nöthig gemacht. Zu der Annahme, daß die gegenwärtig der Berathung unterliegende Liste eine kürzere sein wird, als sonst, liegt eine Berechtigung nicht vor.

Vielfach wird der Vorlage eines die neue Armee-Organisation betreffenden Gesetz-Entwurfes an den bevorstehenden Landtag erwartet, wie eine solche im vorigen Jahre das Abgeordnetenhaus lange Zeit auf das Lebhafteste beschäftigt hat. Was uns anbetrifft, so vermögen wir den Zweck nicht zu erkennen, den eine solche besondere Vorlage in dieser Session nothwendig machen sollte, indem es sich nur um die durch die gegenwärtige Organisation veranlaßten Mehrkosten handelt, die doch im Militair-Budget figuriren müssen, folglich auch gelegentlich der Berathung des letzteren zur Debatte gelangen. Es steht zu erwarten, daß die Gegner der die Militärmacht Preußens erhöhenden neuen Organisation den Schwerpunkt ihrer Angriffe auf den Posten legen

werden, welcher den Sold für die Commandeurs der neu formirten Regimenter enthält. Seitens des Kriegs-Ministeriums liegt, wie es heißt, kein Hinderniß vor, daß das Militair-Budget, dem Abgeordnetenhause sogleich nach seiner Constituirung vorgelegt werde, und die zeitige Berathung desselben dürfte durch die gegenwärtige Lage der politischen Dinge geboten sein.

Die große Frage der Rheinprovinz, wo die polytechnische Schule ihren Sitz haben soll, ob in Köln, ob in Aachen, ist jetzt endgültig an Allerhöchster Stelle entschieden. Köln, ein Hauptstapelplatz dessen, was man hier öffentliche Meinung zu nennen beliebt, hegte, sich stützend auf die wohlwollenden Aeußerungen der Minister, bis zum letzten Augenblick große Hoffnungen; dennoch hat Aachen gesiegt. Während Köln keinen besondern durchgreifenden Umstand für sich hatte, als daß es gewohnt ist, alle Wohlthaten, die der Provinz zu Gute kommen sollen, in sich zu vereinigen, hat Aachen die Nähe der Bergwerke und auch das größere Grund-Kapital für sich, und wenn Aachen außerdem die verlorene Spielbank bei einer Gelegenheit geltend gemacht hat, die einen kostenfreien Ersatz gewährt, so gönnen wir diesen letztern der Stadt gern doppelt.

Anzeige.

Mit dem nächsten Quartale wird die „Berliner Revue" einen neuen Cyclus von politischen Romanen beginnen.

Druck von G. Hicketier in Berlin, Kronenstr. 21.

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 014 937 754

AP
30
B44
V.23
1860

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google

Digitized by Google